Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Karl Hammerdörfer Christian Traugott Kosche

Europa

Vierter Band : Afrika : als eine Fortsetzung von Europa

Leipzig: bey Weidmanns Erben und Reich, 1787

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972

Band (Druck) Freier Zugang



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0001
DFG

Qa-3130.(4.)

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0002
DFG

Ex Bibliotheca Academiae Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0003
DFG

Afrika

ein

geographisch-historisches Lesebuch

zum

Nutzen der Jugend und ihrer Erzieher

von

K. Hammerdörfer und C. T. Kosche A. M.

Vierter Band,

als eine Fortsetzung von Europa.

Leipzig,

bey Weidmanns Erben und Reich. 1787.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0005
DFG

Ex Bibliotheca Academiae Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0006
DFG

Der unerwartete, und fast möchten wir sagen, wenn es nicht affektirte Bescheidenheit scheinen würde, der unverdiente Beyfall, mit welchem das Publikum unsre Arbeit aufgenommen hat, und die Schonung, mit welcher sie von einsichtsvollen Recensenten beurtheilt worden ist, war uns zu schmeichelhaft, als daß wir diese Arbeit nicht hätten fortsetzen sollen. Wir liefern also den dritten Theil unsers Werkes, welcher die Beschreibung von Afrika enthält, gestehen aber auch dabey, daß wir bey keinem der beyden vorigen Theile so viel Mühe, so viel Hindernisse zu übersteigen gehabt, als bey diesem, und daß wir daher auch hier mehr als bey jenen um schonende Urtheile bitten müssen.

Afrika ist der unbekannteste aller vier Erdtheile; das ganze innere Land ist völlig terra incognita, und selbst von den Küstenländern kennen wir nur die am Meere gelegenen Theile, so daß sich eine vollständige Beschreibung von denselben machen läßt. Die Nachrichten der Reisenden sind zum Theil zu alt, zu undeutlich, zu sehr unter sich im Widerspruche, als daß man sie gehörig benutzen könnte. Viele derselben, z. B. diejenigen, welche die Ostküste von Afrika beschreiben, müssen aus portugiesischen Quellen geschöpft werden, und diese sind leider hier nicht zu erhalten; neuere Reisende aber haben sich nur wenig auf Geographie eingelassen, wenig andre als Nachrichten zur Kenntniß des Handels oder des sittlichen Zustandes geliefert, und so mußten wir aus Büchern, in denen wir oft nur das Drittheil brauchbar fanden, das zusammensuchen, ordnen und zusammenhängend vorzutragen suchen, was wir in diesem Bande geliefert haben.

Freylich Aegypten, und gewissermaßen ganz Nord-Afrika sind nun seit Jahrhunderten schon von vielen Reisenden mit der größten Sorgfalt beschrieben; aber dennoch haben die meisten dieser Schriftsteller bloß die Ruinen von Theben und Memphis, die Felsmassen der Pyramiden, die Trümmer

von

von Karthago und Utika ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt, gleich als ob ein Stein, der uns Nachricht giebt, daß hier ehedem ein Tempel gestanden, oder eine gelehrte Untersuchung, zu welchen Endzwecken vor ein paar tausend Jahren diese und jene Trümmer gedient haben müsse, mehr werth wäre, als eine Darstellung von der gegenwärtigen Beschaffenheit eines Landes, und so haben wir für eine Höfts Beschreibung von Marokko, für eine Niebuhrs Reise zwanzig, dreyßig andere, in denen, wie gesagt, für den Geographen und Statistiker nicht der dritte Theil brauchbar ist.

Antiquarien werden das übelgesagt finden, aber es bleibt dennoch eine erwiesene Wahrheit, und bey aller Achtung, die auch der Verfasser dieser Vorerinnerung für das Alterthum hegt, glaubt er dennoch behaupten zu können, daß antiquarische Nachrichten und Untersuchungen dieser Art nicht so weit getrieben werden müssen, als sie die Norden und andre getrieben haben, und noch mehr, daß sie bey Länderbeschreibungen durchaus nicht die erste vorzüglichste Stelle einnehmen müssen.

Das, nebst der Menge Bücher, welche Aegypten beschreiben, bewog uns auch, die Beschreibung

dieses Reichs nicht so weitläuftig zu machen, als es vielleicht manche unsrer Leser wünschen werden. Wir haben uns daher bemüht, bloß eine Beschreibung des gegenwärtigen Aegypten zu liefern, seine Produkte, seine Einwohner, seine Religions- und Regierungsverfassung zu schildern, von dem alten Zustande dieses Landes aber, der, ehe Meiners und der scharfsinnige Verfasser des Buchs: **Ueber den Dienst der Fetischen-Götter**, ihn mit der Fackel der Kritik in seiner Blöße zeigten, in die größte Dunkelheit begraben, so sehr angestaunt ward, haben wir gerade nur so viel gesagt, als wir unsern Lesern zu wissen für nöthig erachteten. Uebrigens sind die Hauptbücher, welche wir bey Aegypten gebraucht haben, gewesen: *Maillet* Description de l'Egypte. Pokoks Beschreibung des Morgenlandes. Nordens Beschreibung seiner Reise nach Aegypten und Nubien, mit Anmerkungen des D. **Tempelmanns**. Tourtechots Beschreibung seiner Reise durch Aegypten. Savary Briefe über Aegypten (die, beyläufig gesagt, keine zwey- oder gar dreyfache Uebersetzung verdient haben). Eyles Irwin Reise nach dem rothen Meere, und Niebuhrs Reise.

Marok o und Fes sind schon etwas weitläuftiger ausgefallen, theils weil sie uns für neuere

Völker-

Völker- und Länderkunde wichtiger schienen als Aegypten, theils weil dieses Reich auch bey weitem nicht so häufig beschrieben, nicht so sehr bekannt ist als jenes, weil noch viele Leute sich mit abentheuerlichen Begriffen von demselben herumtragen, und, von der so irrigen Benennung Kaiser von Marokko verführt, sich sehr hohe Begriffe davon machen. Wir benutzten dabey: Höests so treffliche Nachrichten, und eine Geschichte von Marokko in französischer Sprache, deren eigentlicher Titel dem Verfasser entfallen ist, die aber auch einige recht brauchbare Nachrichten enthält.

Die Staaten der Seeräuber, oder die Republiken Algier, Tunis und Tripolis, welche, Dank sey es der Politik und der durch sie bewirkten Uneinigkeit der christlichen Seemächte, bey aller ihrer wirklichen Ohnmacht, den handelnden Nationen Gesetze vorschreiben, und nur durch Geschenke, die nicht viel besser als Tribut sind, zur Beobachtung des Völkerrechts gebracht werden können, haben eben dadurch eine Wichtigkeit erlangt, die sie einer etwas genauen Beschreibung würdig machte. Aber doch konnten wir nichts ganz Vollständiges, nichts ganz Zuverläßiges, zur Beschreibung dieser Staaten dienendes auftreiben, und das Beste, was wir fan-

den, war in Journalen und Reisenachrichten zerstreut, wo es mit vieler Mühe aufgesucht werden mußte. Die Staaten der Seeräuber, 1753. a. d. Engl. und Memoires du Chevalier *Arvieux*, sind die einzigen eigentlichen Hülfsmittel gewesen, welche wir ordentlich dabey benutzen können.

Das Land Bilidulgerid und die Wüste Sarah sind mit bey diesen Republiken beschrieben worden, weil wir zu wenig von beyden sagen konnten, um eigene Abschnitte darüber machen zu können.

Habesch und Nubien sind aus eben dem Grunde in einen Abschnitt gebracht worden. Gern hätten wir bey dem ersten aus Bruce Reisen geschöpft, mußten uns aber mit den Auszügen begnügen, die in einigen Journalen zerstreut sind. Bey Nubien wollte es noch mehr an Quellen gebrechen, denn im Norden steht das Land bloß auf dem Titel. Wir konnten also nur: *Ludolf.* Historiam Aethiopicam, *Lobo* Voyage d'Abyssinie, und den *Voyageur* François benutzen, welcher letztre denn freylich nur mit großer Vorsicht gebraucht werden darf.

Unter dem Namen Nigritien, das wir mit Senegambien zusammenstellten, haben wir das

ganze

ganze innre Afrika, von der Wüste Sahra bis ans Kaffernland, und von Senegambien und Guinea bis an Habesch und die Küste Zanguebar beschrieben. Es schien uns überflüßig bey dieser zwar großen, aber meist unbekannten Strecke mehrere Eintheilungen zu machen, da diese hier ohnedem willkührlich sind, und von diesem so, von jenem so geformt werden. Viel konnten wir nicht davon sagen, aber was wir gesagt haben, soll hoffentlich die Probe einer unpartheyischen Kritik vollkommen aushalten. Daß wir Monomopata und Monoemugi mit zu Nigritien gezogen, wird der gewiß nicht unschicklich finden, welcher bedenkt, daß die Nachrichten, welche die Portugiesen von diesen zwey Reichen geliefert haben, durchaus das Gepräge des Fabelhaften an sich tragen, und beyde daher im Grunde zu dem nur durch Sagen bekannten Gegenden des innern Afrika, d. i. unsrer Vorstellungsart nach zu Nigritien gerechnet werden müssen. *Ludolf.* Hist. Aeth. war übrigens auch hier unser Hauptbuch, das wir nur immer durch neure Bemerkungen zu vergleichen und zu berichtigen bemüht seyn mußten.

Bey Senegambien wurden die Nachrichten besser, und wir schmeicheln uns auch, eine genaue

und — richtige Beschreibung desselben geliefert zu haben. Hülfsquellen dazu waren, außer Raynal Hist. politique, und der allgemeinen Geschichte der Reisen ꝛc. die wir beyde überhaupt bey allen Theilen von West-Afrika benutzt haben, Adansons Reise nach Senegal, Demanets Geschichte des französischen Afrika, *Labat* Relation de l'Ethiopie occidentale, und Smeathmanns Reise nach Afrika.

Das Kaffernland mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung haben wir beschrieben aus: Kolbe Beschreibung, (St. Pierre) Reisen eines französischen Officiers, und Sparrmanns Reisen.

Desto magrer aber ist die Beschreibung der in den nämlichen Abschnitt gebrachten Küsten Zanguebar und Ajan gerathen. Die portugiesischen Quellen konnten wir nicht habhaft werden, und so haben wir uns mit dem Wenigen begnügen müssen, was wir in einigen indischen Reisebeschreibungen und im *Voyageur* François fanden.

Guinea ist wieder mit vieler Genauigkeit bearbeitet worden, hat auch den größten Abschnitt im ganzen Bande gegeben. Gegen Aegypten genommen, ist es ein Riese, und wir denken, mit Recht: denn das kleine Nilthal empfiehlt sich nur durch

Alter-

Alterthümer, von denen sogar oft nicht einmal eine Spur mehr zu sehen ist; Guinea ist merkwürdig durch eine Menge europäischer Niederlassungen, durch den schändlichen Menschenhandel, der hier getrieben wird, und durch seine eignen Produkte und Einwohner. Ueberdem hat man es in Büchern dieser Art noch immer keiner genauen Beschreibung würdig gehalten, und wir glaubten daher nicht zu viel zu thun, wenn wir unsre Beschreibung so vollständig als möglich machten. Außer der allgemeinen Geschichte ꝛc. dem Demanet, Smeathmann und Labat haben wir dabey noch gebraucht: Bosmanns Reise nach Guinea. Oldendorps Missionsgeschichte. Projarts Geschichte von Loango, u. s. w. Doch hätten wir gewünscht bey Süd-Guinea aus mehr sichern Quellen schöpfen zu können, als das letzte Buch und die Nachrichten in der allgemeinen Geschichte der Reisen sind.

Auch die Inseln haben wir, so viel als möglich war, genau und so zu beschreiben gesucht, daß nichts wirklich Wissenswürdiges vermißt werden möchte; und das um so mehr, da diese Inseln meist alle europäische Besitzungen sind. Indessen waren unsre Quellen doch nicht durchaus von gleichem Werthe, und hie und da mußten wir uns mit kaum

zur Hälfte brauchbaren Nachrichten begnügen. So hatten wir bey Madagaskar nichts als eine Description de Madagascar, das neuere mußten wir aus Raynal zusetzen. Zu den Maskarenischen Inseln halfen die schon bey Kaffernland angeführten Reisen von St. Pierre, die uns auch zu Beschreibung der Insel Ascension viel geholfen haben. Die übrigen Inseln sind beschrieben aus: Hawkesworth Sammlung, Forsters Reise, Glas Beschreibung der Kanarischen Inseln, und Kindersley Briefen von Teneriffa. Nur zu den Azoren, die wir aus, bey Beschreibung dieser Inseln, angeführten Gründen mit zu Afrika gerechnet, konnten wir nichts finden, und mußten uns endlich an die in Büschings Geographie und Martiniere Wörterbuch vorhandenen Nachrichten, die wir mit einigen Reisen verglichen, halten.

Zum Schlusse der Beschreibung der afrikanischen Inseln sind noch einige Bemerkungen über die berufene Insel Atlantis hinzugefügt worden. Die vorzüglichsten Meinungen über das ehemalige Daseyn und die Lage dieser Insel sind kürzlich angegeben, und, ohne uns weiter in tiefe kritische Untersuchungen und Prüfungen der Zeugnisse der Alten einzulassen, haben wir unsern Lesern frey gestellt,

mit

mit uns an das ehemalige Daseyn der Atlantis zu glauben, oder mit dem seel. Hißmann Platos Erzählung bloß für eine moralische Erdichtung zu halten. Wir bemerken übrigens hier nur noch, daß, wenn auch Plato seine Erzählung mit dichterischen Farben ausgeschmückt hat, der Schluß, daß das dabey zum Grunde liegende Faktum, das aus physischen Gründen wenigstens nicht unwahrscheinlich gemacht werden kann, falsch sey, immer etwas zu voreilig bleibet, weil außerdem eine Menge historische Fakta wegraisonnirt werden können.

So war Afrika vollendet, und wir konnten diesen Band beschließen. Allein da wir nun am Schluß der alten Welt waren, und der künftige letzte Band die neue Welt oder Amerika enthalten wird; so hielten wir es nicht für überflüßig, noch Anhangsweise eine kurze Uebersicht der alten Welt zu liefern. Bey Beschreibung der europäischen, asiatischen und afrikanischen Staaten war nichts von diesen drey Erdtheilen überhaupt; nichts von der Größe, den Gränzen, den Gewässern, u. s. w. eines jeden einzelnen gesagt worden, welches auch von einigen kompetenten Richtern als ein Mangel unsers Werks uns angezeigt worden. Nun war es zwar wohl nicht unsre Absicht, eine Geographie zu schreiben,

bey

bey welcher die Hinweglassung dieser Nachrichten unstreitig ein sehr wesentlicher Mangel gewesen seyn würde, dennoch aber sehen wir recht gut ein, daß viele unsrer Leser auch hievon etwas, wenigstens in zusammengedrängter Kürze, zu finden wünschen werden, und dieß war es auch, was zum Theil die Idee eines solchen Anhangs bey uns hervorbrachte. Er giebt also nun bey jedem Erdtheile Nachricht von der mathematischen Lage desselben, seinen Gränzen und Größe, den vornehmsten Gebirgen, Meeren und Hauptflüssen, seinen wichtigsten Erzeugnissen, der Anzahl und Verschiedenheit seiner Einwohner, von ihren Sprachen und Religionen, von der alten geographischen Eintheilung desselben, und enthält die Namen der neuen Hauptländer, und bey jedem derselben wieder die mathematische Lage, die Größe, die Gränzen, die Religion, die Eintheilungen und die vornehmsten Städte, so daß — wenn die Benennung Uebersicht nicht passend gefunden werden sollte, ihm doch zum mindsten der Titel eines summarischen Verzeichnisses, eines Index zugestanden werden muß. Ueberflüßig und unnütz ist dieser Anhang auf jedem Fall gewiß nicht, wie besonders unsre jüngern Leser bald erfahren werden, wenn sie, ehe, oder nachdem sie die Beschrei-

schreibung eines Erdtheils gelesen, das dahin Gehörige mit Aufmerksamkeit durchlesen wollen. Zum völligen Schlusse haben wir alsdann noch ein Verzeichniß der vornehmsten in der alten Welt üblichen Meilenmaaße angehängt, das des kleinen Raums, den es einnimmt, nicht unwerth seyn dürfte. Die Hülfsquellen, aus denen wir dabey geschöpft haben, sind: Fabri Geographie für alle Stände, 1. B. Gatterers Abriß der Geographie. Einleitung in die synchronistische Universalhistorie, und Geographie zum Gebrauch für die evangelischen Brüdergemeinden.

Dieß wäre ohngefähr alles, was wir über den Inhalt des vorliegenden Bandes zu sagen hätten: ehe wir aber noch ein paar Worte von dem künftigen und letztern Bande sagen, wollen wir die Hauptveränderungen, welche in den, in den vorigen Bänden beschriebenen, Ländern seit Herausgabe dieser Bände vorgefallen sind, kürzlich anführen.

Portugall hat seit dem Jahre 1785. noch keine sichtbaren Fortschritte in Kultur und Aufklärung gemacht; Spanien desto mehr, das durch immer nützlichere Bearbeitung seiner Produkte, Ausdehnung seines Handels und Pflege der Wissenschaften

sich den Tagen einer größern Aufklärung zu nähern scheint; auch Frankreich fährt fort, seine innern Kräfte besser kennen und brauchen zu lernen. Hauptbegebenheiten, die hier bemerkt zu werden verdienten, sind hier nicht vorgefallen, die berufene Halsbandsgeschichte hat mehr Aufsehen gemacht, als sie verdiente, und noch eher würden wir den Befehl, der zur Schleifung der scheuslichen Bastille gegeben worden ist, hieher rechnen. — England heilt noch an den Wunden, die ihm die Losreissung seiner Nord-Amerikanischen Kolonien, und die dadurch bewirkte Abnahme der Industrie und des Handels geschlagen haben. Die Irischen Unruhen der Whiteboys dauern noch immer fort. Das Kriegsfeuer, welches die vereinigten Niederlande von Seiten Oestreichs bedrohte, ist zwar noch im Glimmen erstickt worden, aber der Geist der Zwietracht und Empörung hat desto heftiger in diesem Freystaate zugenommen. Der Erbstatthalter hat viele seiner Vorrechte verloren, die sogenannte Patriotenparthey hat bewaffnete Bürgerkorps zu errichten angefangen; es ist schon hie und da zu Thätlichkeiten gekommen, und die Höfe von Berlin und London haben vergebens Memoiren eingereicht, die entweder gar nicht, oder eben nicht zum glimpflichsten beantwor-

antwortet werden. Nach den neuesten Nachrichten erwartet man in Berlin auch nur die Rückkunft des Freyherrn von Görz, welchen der König ausdrücklich, um Frieden zu vermitteln, in die vereinigten Niederlande geschickt hatte, um alsdann ernstlichere Maaßregeln zu ergreifen.

Die Staaten Italiens sind ohngefähr noch in eben der Verfassung, als sie im J. 1785. waren. Der Kirchenstaat hat im vorigen Jahre heftige Erderschütterungen, die Lombardey große Ueberschwemmungen erlitten, und Venedig hat noch mit den Seeräuberstaaten auf der barbarischen Küste zu thun.

In Deutschland ist der wichtigste Vorfall ohnstreitig der Todesfall Friedrichs des Großen, dieses Ersten der Könige, dessen Hintritt auch zu einer andern Zeit und unter andern politischen Verhältnissen, weit mehr Revolutionen im Staatssysteme Europens verursacht haben würde, als jetzt geschehen ist. Ist es erlaubt, Vermuthungen zu wagen, so scheint es, als ob der neue preußische Monarch, der sich von einer sehr menschenfreundlichen Seite zeigt, und schon manche Verfügung zum Besten seiner Unterthanen getroffen hat, in sehr gutem Vernehmen mit dem Hause Oesterreich stehe, und da-

durch der Ruhestand von Deutschland auch für die Folge gesichert seyn werde. Im Oesterreichischen fährt der Kaiser fort, Verfügungen zu treffen, welche, wenn sie jedesmal gehörig befolgt würden, nothwendig dem Staate sehr großen Nutzen schaffen müßten. Noch ist aber die Parthey zu mächtig, welche der Aufklärung entgegen arbeitet, und so werden oft die besten Entwürfe vereitelt, ehe sie noch zur Wirklichkeit haben gedeihen können. Einer der neuesten Vorfälle ist die Bekanntmachung eines neuen Kriminal-Gesetzbuches, und die Reise des Kaisers nach Cherson zu einer Zusammenkunft mit der Kaiserinn von Rußland. In den übrigen deutschen Landen hat sich keine merkwürdige Veränderung eräuget. Kultur, Toleranz, Aufklärung werden in dem einen Staate genährt und gepfleget, in dem andern als Feinde der Landeswohlfahrt über die Gränzen gewiesen, und alles gethan, um in dem gewohnten Fahrgleise zu bleiben. Vorzüglich viel haben wir in dieser Rücksicht allenthalben von geheimen Gesellschaften, verkappten Jesuiten und dergleichen Menschen zu besorgen, die mehr Wirksamkeit haben, als man gewöhnlich glauben mag.

Dänemark scheint einer sehr glücklichen Periode entgegen zu gehen. Der Kronprinz hat alle Anlagen,

lagen, die zum Bilde eines guten, für Unterthanenwohl besorgten Monarchen erforderlich sind, und schon jetzt, seit daß er Theil an der Regierung genommen, hebt sich Dänemarks intensive Stärke zu einer beträchtlichen Höhe. Schweden steht noch in denselben Verhältnissen, wie im J. 1785. und gewissen seit einiger Zeit laufenden Gerüchten, deren Ursache, wenn sie wahr wäre, große Veränderungen bewirken könnte, ist nicht zu trauen. Rußland ist wieder in Zwistigkeiten mit der osmanischen Pforte gefallen, und die letztre scheint zur Zeit noch nicht nachgeben zu wollen. Unruhen in der Krim, oder in Taurien sind glücklich gedämpft worden, der endliche Ausgang einer andern Empörung in Kaukasien ist aber noch zur Zeit unbekannt. Polen hat seit 1785. weder wichtige glückliche, noch unglückliche Schicksale erlitten, sich weder durch Verbesserungen erhoben, noch durch Verschlimmerung herabgesetzt, und bleibt also immer der Willkühr seiner mächtigen Nachbarn Preis gegeben. Ungarn nebst den dazu gehörigen Ländern hat die Fürsorge seines Monarchen durch viele weise Verordnungen erfahren, aber nicht allezeit erkannt, wenn gleich die Volksmenge sich beträchtlich vermehrt, und Gewerbe und Handel sich sehr vervollkommnet haben. Eine

neue, aber drückende Verfügung betrifft das Salz, welches zu einem völligen Regale gemacht worden ist. Sonst leben die österreichischen und türkischen Unterthanen an den Gränzen sehr friedlich zusammen, und die Vermuthung eines Türkenkrieges, die damals, als wir Ungarn beschrieben, sehr viel Wahrscheinlichkeit hatte, ist seitdem von dieser Seite wieder verschwunden.

Im Türkischen Reiche herrscht allenthalben der Geist der Zerrüttung. Staatspflege aber, so wie Vertheidigungszustand bleiben in gewohnter wohlhergebrachter Ohnmacht. Der rebellische Pascha von Skutari hat noch nicht gedemüthigt werden können, und in Asien spielt ein neuer Prophet, Scheich Mansur genannt, eine Rolle, deren Entwickelung noch ungewiß ist. Dennoch trotzen die Osmanen gegenwärtig Rußland, das Genugthuung wegen des Beystands fodert, den ein türkischer Pascha den Rebellen in Kaukasien geleistet, und so ist die Möglichkeit eines russisch-türkischen Krieges, wie wenigstens Staatsklügler wahrsagen, abermals vorhanden.

Von Arabien, von Persien wissen wir nichts neues; in dem letztern heißt es, wären die Zerrüttungen

tungen geendigt, und die zwey Beherrscher desselben lebten einträchtig mit einander. Aus Ostindien ist der Tod des Tippo Saib von Mysore der merkwürdigste neue Vorfall. Dieser Tyrann ward bey dem Angriffe auf ein Fort des Aijes Saib, eines seiner Feldherrn, der sich wider ihn empört hatte, wahrscheinlich von seinen eignen Leuten tödtlich verwundet, und starb bald darauf. Sein Tod war die Losung zu innerlichen Unruhen. Wahrscheinlich dürfte der Staat von Mysore seinem Ende nahe seyn, nachdem die Maratten und der Nizam mit vereinigter Macht ihre Eroberungen fortzusetzen suchen. Auf Sumatra sind die Holländer in einen Krieg mit den Eingebornen verwickelt, und in Sina war eine Rebellion unter den mohämedanischen Einwohnern ausgebrochen, welche auch den christlichen Missionarien eine Verfolgung zuzog, weil der Kaiser argwohnte, daß sie ein Verständniß mit den Rebellen unterhielten.

Dieß sind ohngefähr die neuesten Vorfälle in den europäischen und asiatischen Ländern. Wir hätten ihre Anzahl noch beträchtlich vermehren können, allein wir haben nur solche auswählen wollen, die vorzüglich wichtig zu seyn scheinen, um nicht unnöthigerweise die Seitenzahl dieser Vorrede zu

vermehren. In der Vorrede zum künftigen letzten Bande, welcher Amerika nebst dem übrigen Theile von Südindien enthalten wird, werden wir vielleicht noch eins und das andere nachzuholen haben, und auch neuere Nachrichten von Afrika zu liefern suchen. Dieser letzte Band erscheint, wenn uns der Himmel anders Gesundheit und Kräfte verleiht, zu Ostern 1788. und wir werden nichts sparen, von diesem Erdtheil, ohne dessen Kenntniß man keinen Schritt in der neuesten Geschichts- und Staatskunde der meisten europäischen Reiche thun kann, eine sehr vollständige Beschreibung zu liefern

Die Verfasser.

I.

Aegypten.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0027
DFG

Unter allen Ländern unsers Erdbodens ist keines, das so viel Wichtigkeit als Aegypten hätte, weil es das einzige ist, von dessen ältester Beschaffenheit wir Nachrichten besitzen, und seine Geschichte, seine Ruinen, die stumme Zeugen ehemaliger Pracht und Größe sind, noch immer den Scharfsinn der Gelehrten beschäftigen. Schon zu Mosis Zeiten war Aegypten ein hochkultivirter blühender Staat, und schon damals müssen die Aegyptier die erstaunenden Werke unternommen, die Pyramiden und Obelisken errichtet haben, die noch bis jetzt allen Verwüstungen der Zeit und der Menschen getrotzt haben. Sind auch die Vorstellungen übertrieben, welche sich verschiedene Gelehrte von der Weisheit und Aufklärung Aegyptens gemacht haben, und kann man auch eben nicht die größten Vorstellungen von beyden haben, wenn man bedenkt, daß in Aegypten Priester die Depositärs aller möglichen Kenntnisse waren, so bleibt doch so viel eine erwiesene Wahrheit, daß von Aegypten aus, ein großer Theil Asiens und Europens die erste Kultur erhalten haben. Selbst in spätern Zeiten reisten Griechen nach Aegypten, um gelehrter und weiser zu werden, und noch als dieses Land eine römische Provinz war, war es dem Freunde der Wissenschaften durch seine Alexandrinische Bibliothek und Kunstwerke so wichtig, als es dem Staate wegen seiner ausnehmenden Fruchtbarkeit war.

Allgemeine Landes Beschaffenheit.

Die nachherigen Kriege, welche den Ori-

ent verwüsteten und noch mehr die Stupidität, in welche die Aegyptier unter ihren mohämedanischen Gebietern versanken, gaben endlich dem Lande und dem Volke eine Gestalt, in der man nur noch wenige Züge ihrer ehemaligen Beschaffenheit entdecket. Der fruchtbare Boden wird äußerst schlecht benutzet, und ist statt blühender Städte, die gegen das Meer zu gelegenen Provinzen ausgenommen, meist nur mit Ruinen bedeckt. Keine Wissenschaft, keine Kunst wird in Aegypten getrieben, und der Geist der Zwietracht zerrüttet dieses Reich von einer Zeit zur andern auf die schrecklichste Weise. Dies ist der grobe Umriß von der ehemaligen und gegenwärtigen Beschaffenheit Aegyptens: wir gehen nun zu einer umständlichern Beschreibung desselben über, in der wir noch oft seine ehemalige Größe mit seiner jetzigen Niedrigkeit zu vergleichen, Gelegenheit haben werden.

Dieses merkwürdige Land, das in der grauen Vorzeit wahrscheinlicherweise See war, und nur durch Aufeinanderhäufung des aethiopischen Schlammes, in Land verwandelt ward, wird nordwärts vom mittelländischen Meere bespület, gegen Süden aber durch eine Bergkette von Nubien getrennet. Gegen Osten hat es das rothe Meer und die Landenge von Suez, und gegen Westen Barkan und ungeheure Wüsteneyen, die mit einem leichten Flugsande bedeckt sind. Seine Größe wird sehr verschieden angegeben, so viel aber läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß es aufs höchste gegen zweytausend Quadratmeilen befasset: ein sehr kleiner Raum, wenn man bedenkt, daß auf zwanzigtausend Ortschaften darinnen lagen, und seine Bewohner einst ein so wichtiges historisches Volk waren. Unsre Verwunderung darüber muß noch mehr zunehmen, wenn wir bedenken, daß ein großer Theil Aegyptens entweder sehr gebirgigt oder dürren Sandwüste

wüste und also ganz ungeschickt ist, von Menschen bewohnt zu werden. Das Obere Aegypten ist ein langes von Mittag nach Mitternacht laufendes Thal, das auf der einen Seite mit hohen steilen Felsen, auf der andern von sandigen Bergen eingeschlossen ist, und in seiner größten Breite nicht über vier teutsche Meilen hat. Dieses durch den Nilfluß gewässerte Thal ist, wie im Alterthum, der schönste, gesegnetste Theil von Aegypten, aber es ist nicht mehr mit blühenden Städten angefüllt, und die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens ist durch die Barbarey und Unwissenheit der Einwohner gar sehr vermindert worden. Nieder-Aegypten ist eine weitläuftige Ebene, die bloß an den Kanälen des Flusses tragbares Land hat, und zu welcher auch die dreyeckige Insel gerechnet wird, welche die Griechen Delta nennten, und die durch zwey Nilärme gebildet wird, so wie sie überhaupt dem Nil ihre ganze Entstehung zu verdanken hat.

Aegypten genießt eines der schönsten Klimate; die Luft ist scharf und trocken, der Himmel beständig heiter, die Sonne brennendheiß, und der Winter besteht bloß in einer sehr leidlichen, ohngefähr eine Woche anhaltenden Kälte. Was den Boden betrifft, so ist derselbe von Natur äußerst sandig und dieses ganze Land würde eine unfruchtbare Einöde seyn, wenn es nicht durch den Nilfluß seine Fruchtbarkeit erhielte. Da dieser merkwürdige Strom einen so großen Einfluß auf Aegyptens Wohlstand hat, so verdient er unstreitig, daß wir uns einige Augenblicke bey ihm verweilen, und eine etwas umständliche Beschreibung von demselben liefern.

Wo der Nil eigentlich seinen Ursprung nimmt, ist noch zur Zeit nicht entschieden, da die innern Gegenden von Afrika noch wenig bereiset sind, und man sich also bloß auf Erzählungen unwissender Barbaren verlas-

sen muß. Er tritt aus Nubien durch eine Felsenschluft in Aegypten, wo er verschiedene Wasserfälle bildet, und nachdem er durch seine Ergießungen dem Lande Ueberfluß gegeben, sich durch eine Menge Mündungen in das Mittelländische Meer ergießet. Von den Wasserfällen, deren sieben im Nil seyn sollen, werden wir nachher zu sprechen Gelegenheit haben, hier wollen wir nur der Ueberschwemmungen gedenken, ohne welche Aegypten durchaus eine unwirthbare Wüste seyn würde.

Was die Ursache dieser regelmäßig alle Jahr eintretenden Ergießung, die das urbare Land in ein Meer verwandelt, eigentlich sey, darüber sind die Meinungen noch nicht einstimmig, indessen kann man den Nordwind, welcher mit Ende des Maymonds zu wehen anfängt, als die wahrscheinlichste Ursache derselben annehmen. Dieser Wind treibt nemlich die Wolken, die sich aus den Dünsten des Mittelländischen Meeres zusammengezogen haben, südwärts bis in die Gebirge von Habesch oder Abyßinien, wo sie dann in gewaltigen Regenströmen herabfallen, und die Wässer des Nils beträchtlich vermehren, um so mehr, da der Fluß durch denselben Wind aufgehalten, sich nicht mit derselben Stärke, wie außerdem, in das Meer ergießen kann. Die Landeseingebohrnen sind auch meist alle davon überzeugt, daß der Nil an einem gewissen bestimmten Tage (den achtzehnten oder neunzehnten Junius) zu steigen anfange, und die Nacht vorher als ein Merkzeichen des Anschwellens ein starker Thau falle, welcher auch das Nilwasser in Gährung bringe, und eine rothe oder grüne Farbe mittheile. So viel ist gewiß, daß das Nilwasser, so bald es zu wachsen anfängt, diese Farben annimmt und wohl dreyßig bis vierzig Tage behält, während welcher Zeit es auch sehr ungesund ist. Doch mag diese Veränderung der Farbe wohl nicht von dem

Thaue

Thaue, sondern daher rühren, daß wenn die Quellen des Nils sich stark zu ergießen anfangen, das Wasser auch den rothen und grünen Schlamm wegspület, den es etwan vorfinden mag. Das Wasser bleibet auch immer röthlich, bis der schnelle Lauf des Flusses nachläßt, worauf es wieder gelblich wird. Beyläufig wollen wir hier erwähnen, daß der Geschmack des Nilwassers von den Landeseingebohrnen sowohl als den Reisenden außerordentlich gerühmt wird, und daß es auch das einzige trinkbare Wasser, in ganz Aegypten ist. Jedermann giebt genau auf das Steigen des Flusses Acht, dessen Anwachs auch durch gewisse Maaße bestimmt wird, und alles hofft mit der größten Aengstlichkeit auf den Augenblick, in welchem der Nil die gehörige Höhe erreicht hat. Ist dieser erwünschte Augenblick, von welchem die Hofnungen des Landmanns und das Brod aller Einwohner abhängen, endlich da, so wird der Damm bey Kahira mit großen Feyerlichkeiten durchstochen, wodurch in kurzer Zeit das ganze Land völlig unter Wasser gesetzt wird, das sich auch erst im Oktober wieder verläuft. Da der Nil der einzige Fluß Aegyptens ist, sich aber gleichwohl nicht im ganzen Lande verbreiten kann, so sind schon seit undenklichen Zeiten, eine Menge Kanäle gezogen, welche jeder Ort zur Zeit der Ueberschwemmung eröffnen muß, und aus welchen die höher gelegenen Orte durch Schöpfbrunnen das Wasser in die Höhe ziehen. Diese Ueberschwemmung nun ist durch den Schlamm, den sie allenthalben zurück läßt, die Quelle von der Fruchtbarkeit Aegyptens, nur muß man nicht glauben, als wenn alles ohne weitere Menschenarbeit von selbst wachse, sobald der Erdboden wieder trocken worden ist. Es ist dieses ein Irrthum, in welchen man durch das Stillschweigen, welches die mehresten Reisenden in Ansehung des hiesigen Landbaus beobachten, leicht gera-

then kann, da doch Aegypten so gut als ein anderes Land bearbeitet werden muß, wenn seine Einwohner den gehörigen Nutzen von der Fruchtbarkeit des Bodens ziehen wollen.

Produkte. So schlecht der fette Boden Aegyptens von seinen gegenwärtigen Bewohnern bearbeitet wird, so ist es doch die Kornkammer von Konstantinopel, so wie es ehedem die Kornkammer von Rom war. Man baut alle Arten von Getraide; man hat dreyerley Arten der Einsaat, aber keine derselben darf als vollkommen angesehen werden. Einige begnügen sich bloß damit, die Saat mit auf dem Schlamm zu werfen, und ihn mit einem Stück Holz umzurühren; andre warten, bis der Boden mehr Festigkeit bekommen, kratzen ihn dann ein wenig auf, säen und bedecken die Saat wieder mit Erde; wieder andere endlich beobachten alle Ackerbaugeschäfte, aber auf eine sehr unvollkommene Weise, und dennoch bauen sie alles im größten Ueberflusse. Am Ende des April, oder am spätsten zu Anfange des Mays fällt die Erndte. Das Getraide wird ausgerissen, gleich auf dem Felde in einen Haufen gebracht, durch eine mit Ochsen bespannte Maschine ausgedroschen, und dann gleich die Körner von dem Stroh und der Erde gereinigt. Nach dem Getraidearten verdienen folgende Gewächse eine vorzügliche Bemerkung: der Lotus, eine Seeblume, welche Aegypten eigen ist, schöne wohlriechende Blumen trägt, und eine den Erdäpfeln ähnliche Wurzel hat, welche einst die vornehmste Nahrung der Aegyptier war; die Kalokasia, eine Pflanze aus dem Geschlechte der Arum, welche in vielen Gegenden stark gebaut wird, weil ihre kegelförmige Wurzel eine nahrhafte wohlschmeckende Speise giebt; der Papyrus eine in Sümpfen wachsende Schilfart, deren dreyeckiger Stengel zwölf bis vierzehn Fuß über das Wasser

ser empor wächst, und deren man sich ehedem, um darauf zu schreiben, bediente, daher auch unser Papier noch den Namen hat. An Melonen aller Arten, Gurken, großen süßen schon im Alterthum berühmten Zwiebeln, Bohnen, Sallat und andern Gemüsarten hat Aegypten einen Ueberfluß, Blumen aber giebt es weit weniger und auch keine vorzüglich schöne Arten. Was die Baumfrüchte betrift, so bringt Aegypten alle bekannte europäische Arten und noch überdem viele Datteln, verschiedene Arten Feigen, unter denen der eigentliche aegyptische Feigenbaum oder Sykomorus, dessen trockne, mehlige Frucht aus dem Stamme des Baumes selbst heraus wächst, vorzüglich angeführt zu werden verdienen. Der Koffeebaum kömmt in Aegypten nicht fort, und die Anpflanzungen der Staude, welche den kostbaren Balsam von Mecka trägt, sind wieder eingegangen. Kassia und Senesblätter aber gehören noch unter die Erzeugnisse des hiesigen Pflanzenreichs.

Die Mineralien Aegyptens sind noch beynahe gar nicht bekannt, denn bey der Unwissenheit der gegenwärtigen Einwohner würde man sogleich in den Verdacht des Schätzesuchens gerathen, wenn man mineralische Untersuchungen anstellen wollte. Daß es dem Lande, welches durch so ungeheure Steinmassen, als die Pyramiden sind, berühmt ist, nicht an verschiedenen Steinarten fehlen könne, ist leicht zu erachten, und daß die Gebirge, welche Oberägypten hat, verschiedene Metalle und edle Steine enthalten müssen, davon belehren uns ältere Schriftsteller, wenn gleich unter der gegenwärtigen Regierung in dieser Absicht gar keine Untersuchungen angestellt werden.

Bekannter sind die Thierarten Aegyptens. Die herrlichen Viehweiden in den vom Nil gewässerten Gegenden ernähren große Heerden von Hornvieh, Büffeln, Schafen, Ziegen, Pferden, Eseln und Kameelen; wilde Thiere sind schon seltener, weil sie im Lande keinen sichern Zufluchtsort finden. Indessen findet man doch bey Alexandria eine Art Thiere aus dem Antelopengeschlecht, und in den noch wenig besuchten Wüsten Oberägyptens soll es Tiger, Löwen, Leoparden und Affen geben. Vögel giebt es hier eine unsägliche Menge: dahin gehöret, ausser den auch bey uns bekannten Arten, der Ibis, ein bey den alten Aegyptiern als Symbol der Gottheit verehrter Vogel; eine Art großen Habichts, der aber kein Raubvogel ist, sondern das Land vielmehr von Schlangen befreyet, daher die Einwohner auch keinen tödten. Auch verdient hier angeführt zu werden, daß man in Aegypten die Hühnereyer auf einmal zu tausenden in dem Ofen ausbrüten kann; eine Kunst, die zwar von vielen bezweifelt worden, deren Wirklichkeit aber durch die glaubwürdigsten Zeugnisse bestätigt ist. Man hat dazu ein besonderes Gebäude von zwey Stockwerken, eines ganz in der Erde, das andere etwas darüber erhaben; beyde werden durch einen schmalen Gang in zwey gleiche Hälften getheilet, und auf beyden Seiten sind kleine Fächer, in welchen die Eyer liegen. Das obere Stockwerk ist gewölbt, und hat oben in der Decke ein rundes Fenster, wie im Fußboden eine gleiche Oeffnung, durch welche die Hitze in das untere Stockwerk kommen kann. Zuerst legt man die Eyer unten in Haufen zusammen, und unterhält täglich zwey Stunden acht Tage lang in dem obern Theile ein Feuer. Hat das Gebäude den gehörigen Grad der Wärme erhalten, so wird das Feuer ausgelöscht, und ein Theil der unten im Hause liegenden Eyer oben herauf gebracht, und beständig

ständig zugesehen, ob es nöthig ist, dieselbe Hitze zu erhalten. Am neunzehnten Tage fangen die Küchlein an, sich in der Schale zu bewegen, und am ein und zwanzigsten Tage kommen sie gewöhnlich alle heraus. Man hat seit einiger Zeit in Europa ähnliche Versuche gemacht, und da sie gut gelungen sind, so ist es wirklich zu verwundern, daß man keinen größern Gebrauch von diesem Mittel machet. Fische giebt es so viel, als Vögel, sonderbar aber ist es, daß, den Aal ausgenommen, keine Art Aehnlichkeit mit unsern europäischen hat. Zu den besondern Wasserthieren Aegyptens, die auch eine nähere Beschreibung verdienen, gehören: das Flußpferd, oder der Hippopotamus, welches eigentlich in Habesch zu Hause ist, aber den Nil herunter, zuweilen sogar bis an das Meer kömmt. Dieses Thier ist vierfüßig, größer als ein Ochse, ja sogar oft dreyzehn bis vierzehn Fuß lang, und eben so groß im Umfange. Dem Kopf und der Stimme nach gleicht es dem Pferde; die Augen sind klein, die Nasslöcher weit, der Rachen mit starken Zähnen besetzt, die Beine kurz und dick, und die Haut hart, braun und ohne Haare. Es lebt auf dem Lande, wie im Wasser, nährt sich von Fischen, Grase und Getraide, fällt auch Menschen an, die es zu Boden tritt, und ihnen das Blut aussauget. Getödtet kann es schwer werden, mit Feuer aber ist es leicht zu vertreiben. Ein anderes Ungeheuer des Nils ist der Krokodill, der hier zuweilen eine Länge von 20 Ellen erlangt. Da wir dieses gefräßigen Thieres schon im vorigen Bande (S. 449.) erwähnt haben, so wollen wir hier nur einige Zusätze zu dem dort gesagten machen. Der Krokodill entfernt sich nie weit vom Wasser, daher nur diejenigen, welche sich nahe an den Fluß wagen, in Gefahr sind, von ihm gefressen zu werden; und wenn er gleich sehr geschwind laufen kann, so kann man ihm doch leicht entgehen, da er im Rückgrad kein Gelenke

lenke hat, und sich also nicht sogleich umwenden kann. Er legt vierzig bis sechzig Eyer, verscharrt sie einen Fuß tief in den Sand, und läßt sie von der Sonne ausbrüten. Man sucht diese Eyer auf, und zerbricht sie mit eisernen Stangen, der Krokodill selbst aber wird entweder in zugedeckten Gruben, oder mit der Angel gefangen. Der natürliche Feind des Krokodills soll, der gemeinen Erzählung nach, der **Ichnevmon**, oder die **Pharaonsratte**, seyn. Dieses bey den alten Aegyptiern heilige Thier hat ohngefähr die Gestalt eines Iltis, und soll, der Sage nach, dem schlafenden Krokodill durch den offnen Rachen in den Leib kriechen, und durch den Bauch sich wieder herausfressen. Wahrscheinlicher ist es aber, daß der Ichnevmon bloß den Eyern des Krokodills nachspüret. — An kriechenden Thieren und Insekten endlich hat Aegypten ebenfalls keinen Mangel. Wir führen hier nur an: den **Worrel**, eine Eydechse, welche vier Fuß lang und acht Zoll breit ist, übrigens aber ganz unschädlich ist; den **Chamäleon**, ebenfalls aus dem Eydechsengeschlechte, ein weniger als zehn Zoll langes Thier, von welchem behauptet wird, daß er die Farbe der Dinge annehme, in deren Nähe er sich befinde. Ehedem sagte man auch, er lebe von der Luft; diese Sage aber kömmt daher, weil er beym Athmen seinen Körper ausdehnt, und wieder zusammen zieht. Seinen Rücken hinunter läuft ein Streif mit hellglänzenden Knöpfen, und wenn er erschrickt, kommen auf seinem gelblich grünen Körper dunkle Flecken und Streifen hervor. Auf dem Kopf hat er eine Art Krone, gleich einer Henne, und am Halse einen Beutel. Ferner gehören hieher die verschiedenen Arten **Schlangen** und **Vipern**, welche von verschiedenen Aegyptiern lebendig gegessen werden, die **Skorpione** und **Salamander**, die **Bienen** und die prächtigen **Schmetterlinge**, welche dieses Land erzeuget.

Wenn

Wenn man auch die Erzählungen verschiedener alten Schriftsteller, daß die einzige ägyptische Stadt Theben aus jedem ihrer hundert Thore zugleich zweyhundert Streitwagen und zehntausend Krieger ausrücken zu lassen, vermögend gewesen, nebst mehr andern ähnlichen Sagen, in die Zahl der Fabeln verweisen muß, so ist doch so viel unstreitig, daß die jetzige Bevölkerung des Landes mit seiner ehemaligen in gar kein Verhältniß gebracht werden kann. Alle Quellen der Entvölkerung fließen hier aufs reichlichste, und die ohnmächtige verworrene Staatsverfassung ist nicht im Stande, auch nur eine derselben wenigstens auf einige Zeit zu verstopfen. Ackerbau und Gewerbe liegen danieder, die Pest raft jährlich eine Menge Einwohner hinweg, häufige innerliche Kriege stören den Frieden des häuslichen Lebens, die Habgier der Paschen und Beys sauget das Land aus, und die Staatsklugheit des osmanischen Hofes erfordert noch obendrein, daß eine so weit entfernte, und dabey zum Aufruhr so sehr geneigte, Provinz, nicht volkreicher und angebauter werde, als es der Ausübung seines Despotismus zuträglich ist. So sind nicht allein Gegenden, welche ehedem durch Menschenfleiß bewohnbar gemacht worden waren, wieder in ihren verödeten Urstand zurückgekehret, sondern selbst das herrlichste, fruchtbarste Land ist dergestalt verwildert, daß, die großen Städte gegen die Seeküste zu ausgenommen, das ganze übrige Aegypten nur äußerst sparsam bevölkert ist. Wenn daher auch noch sechszig Jahr nach Christus Geburt zu des jüdischen Geschichtschreibers Josephus Zeiten die Volksmenge in Aegypten auf sieben und eine halbe Million geschätzt ward, so kann man sicher annehmen, daß gegenwärtig kaum die Hälfte davon übrig seyn wird. Wer diese Einwohner sind, davon werden wir unter der Rubrik, **Karakter**, umständlicher sprechen. Bevölkerung.

Nach

Gewerbe und Handel.

Nach dem, was schon oben unter dem Artikel, Produkte, vom ägyptischen Landbau gesagt worden ist, haben wir hier weiter nichts über diesen Gegenstand hinzuzusetzen; desto nöthiger scheint es uns aber, etwas von den Manufakturen sowohl, als dem Handel des alten und neuen Aegyptens, zu sagen. Papier und Leinwand waren die vornehmsten Manufakturwaaren der alten Aegyptier: das erste ward aus dem Stengel der Papyruspflanze bereitet, und bey dessen Zubereitung ohngefähr folgendermaßen verfahren: man theilte, vermittelst einer Nadel, den Stengel in so dünne Blätter, als möglich; dann breitete man diese Blätter auf einen Tisch aus, und schnitt sie zu gleicher Länge; dann wurden andere Blätter querüber gelegt, beyde Lagen durch einen zarten Leim an einander befestigt, in eine Presse gelegt, und nachher an der Sonne getrocknet. Mit diesem Papier sowohl, als der Leinwand, wurde ein starker auswärtiger Handel getrieben. Noch gegenwärtig sind die Leinenmanufakturen in Aegypten von großer Wichtigkeit, so wie auch sehr viel Salmiak bereitet und auswärts verführet wird. Es giebt auch Seidenmanufakturen, die aber von schlechter Bedeutung sind, Glashütten, die auch schon bey den alten Aegyptiern befindlich waren, und andere Fabriken mehr, die aber alle den ehemaligen nicht beykommen.

Auch der Handel war ehemals bey weitem blühender, als er es jetzt unter dem Drucke ist, den er durch die unpolitische Barbarey der Türken leiden muß. In den ältesten Zeiten ist es vorzüglich der Nationalhandel, der hier zum Maaßstabe dienen muß, denn der auswärtige Handel vervollkommnete sich nur stufenweise, da Aegypten, dus durch Wüsten und Meere durch die Natur von andern Ländern geschieden war, im Anfang weiter keine Gemeinschaft mit andern Nationen

nen hatte. Die Bekanntschaft mit Griechenland gab dem auswärtigen Handel Aegyptens zuerst einige Stärke, und nahm immer mehr zu, bis er unter der Herrschaft der Araber seine höchste Staffel erstieg. Damals ward Aegypten der Stapelort des ostindischen Handels; seine Faktore bereicherten sich in den indischen Häfen, seine Schiffe führten Indiens Schätze in ägyptische Häfen, dann trugen sie Kameele über die Landenge von Suez, und die Europäer holten sie aus Alexandrien ab. Die portugiesischen Entdeckungen und Unternehmungen im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert verstopften diese Quelle des Reichthums, und die Türken, welche nachher Aegypten eroberten, waren nicht geschickt, die verfallene Handlung wieder herzustellen. Seitdem hat sie sich indessen doch von selbst wieder erholet, und der Handel, welcher von Aegypten aus getrieben wird, kann wirklich beträchtlich genannt werden. Der Handel auf dem rothen Meere ist von geringer Bedeutung, stärker aber ist der Kierwanenhandel nach den angrenzenden asiatischen Reichen, und nach dem übrigen Afrika. Auch die Europäer, als Engelländer, Franzosen, Dänen, Holländer, Venetianer, und seit kurzem die Russen, halten ihre Konsuls in Aegypten, welche die Handelsgeschäfte, die bey einigen dieser Nationen sehr groß sind, zu besorgen haben. Eingehende Waaren sind: Gummi und Koffee aus Arabien, Elephantenzähne, Tamarinden, Sklaven, Papagoien, Straußfedern, und Goldstaub aus Afrika, Tuch, Zinn, Bley, rohe Seide aus Indien, Metall und Eisenarbeiten, bunte Glasperlen und gläserne Ringe, Pfeffer, Muskatnüsse, Ingwer, Färbehölzer, Grünspan, Arsenik, Schwefel, Kochenillen, Bernstein, Bleyweiß, Papier und seidene Waaren. Auswärts gehen: Flachs, Garne, Leder, baumwollne Zeuge, Wachs, Salmiak, Safran, Zucker, Senesblätter, Safflor,

Baum-

Baumwolle, Getraide, Reis, Muskus u. s. w. Von Münzsorten hat man Medinen, deren eine drey türkische Asper macht, Fendukli, Genzerli und Mahbub sind Goldmünzen, davon die erste hundert und sechsundvierzig, die beyden letztern hundert und zehn Medinen am Werth sind. Außerdem gelten auch die größern europäischen Münzsorten in Aegypten.

Gelehrsamkeit und Künste.

Wer nur irgend einige Kenntniß hat, wird wissen, wie sehr das alte Aegypten wegen seiner Gelehrsamkeit berühmt war, und wie gern noch sehr viele Gelehrte die Ausbreitung aller Wissenschaften und Künste von dort herleiten möchten. Den gemeinen Begriffen nach sieht man Aegypten für das Land an, in welchem jeder Zweig der Gelehrsamkeit auf das sorgsamste gepflegt, wo sogar der reine Deismus in den Mysterien oder geheimnißvollen Logen der Priester (die doch alle Gründe hatten, die Verbreitung des Deismus zu verhüten) gelehrt ward, und wo endlich alle Weisen Griechenlands ihre von uns mit Recht noch bewunderte Weisheit schöpften. So allgemein aber auch bisher diese Meinungen angenommen gewesen, so findet sich doch bey näherer Prüfung, daß die alten Aegyptier bey weitem nicht so gelehrt waren, als ihre Lobredner vorgeben. Die Hieroglyphen oder die Bilderschrift, welche man auf den Obelisken und andern Ueberbleibseln des alten Aegyptens erblicket, werden gewöhnlich für eine Hülle erhabener Wahrheiten gehalten, allein ein guter Theil stellt, wie der Augenschein lehret, nichts als Begebenheiten aus der Landesgeschichte vor, und die übrigen mögen, wie wenigstens ein scharfsinniger Schriftsteller *) gewiß nicht mit

*) Der Verfasser des Buchs: Ueber den Dienst der Fetischen Götter, welches 1786. in einer teutschen Uebersetzung erschienen ist.

mit schwachen Gründen behauptet, nichts weiter als Anspielungen auf die grobe Abgötterey seyn, die in Aegypten herrschte. Andere Schriftsteller *) haben aus unwidersprechlichen Zeugnissen die Aegyptier einer so groben Unwissenheit in der Geschichte, Erdbeschreibung, Naturkunde, Arzneywissenschaft und Mathematik überwiesen, daß man seine Begriffe von ihrer hohen Aufklärung schlechterdings herabstimmen muß. So glaubten sie, gerade wie die wilden Einwohner auf den Marianischen Inseln, daß das Feuer ein lebendiges Thier sey; so lehrten sie, die menschliche Seele wandere nach dem Tode von einem Thiere zum andern, habe zu dieser Wanderung dreytausend Jahre nöthig, und kehre dann wieder in den Körper eines Menschen zurück. Ein Volk, das noch so grob unwissend ist, kann unmöglich für gelehrt und weise gelten, und wenn die Priester dieses Volks ja in einigen Dingen bessere Einsichten hatten, so darf man doch nicht daran denken, daß sie auf Verbreitung dieser Einsichten gedacht haben werden, da sie alle mögliche Arten von Aberglauben lehrten, und Meister im Nativitätstellen waren. Noch ein Grund, aus welchem sich die Unwissenheit der alten Aegyptier darthun läßt, scheint uns endlich auch in der Unwissenheit der Israeliten zu liegen, die doch Aegyptische Zöglinge waren, und von denen man also doch wohl voraussetzen könnte, daß sie Theil an der ägyptischen Aufklärung genommen haben müßten. Wir werden nachher, wenn wir die Religion der alten Aegyptier schildern, zu zeigen Gelegenheit haben, worinnen eigentlich die gepriesene Weisheit Aegyptens bestand, und wie wenig Ursache man hat, in den Mysterien der bigotten herrsch-

süch-

*) Meiners hist. doctrinae de vero deo, und Briefe über die Freymaurerey, zweyte Sammlung.

süchtigen Priester dieses Landes erhabene Kenntnisse zu suchen. Unter den Ptolomäern, welche, nachdem Aegypten eine persische und macedonische Provinz gewesen war, Könige dieses Landes wurden, blühten die Wissenschaften gewiß schöner, als vorher in Aegypten, vornehmlich unter Ptolomäus Soter, der das Musäum (die Akademie) zu Alexandria stiftete, und eben daselbst den Grund zu der berühmten Bibliothek legte, die unter seinen Nachfolgern auf sieben hundert tausend Bücher anwuchs. Als die Römer unter Julius Cäsar diese Stadt belagerten, verbrannte durch einen ungefähren Zufall ein Theil dieser Bibliothek, die Saracenen aber verbrannten sie vollends mit Vorsatz, und der ärmliche Schluß ihres Kalifen, daß diese Bücher entweder bloß solche Dinge enthielten, die schon im Koran stünden, oder daß sie mit Dingen angefüllt wären, von denen der Koran nichts enthielte, und daß sie also in beyden Fällen unnütz wären; dieser Schluß raubte der Nachwelt einen Schatz von Handschriften, deren Verlust unersetzlich bleiben wird. Indessen erholten sich die Wissenschaften dennoch unter der Herrschaft der nämlichen Saracenen aufs neue. Die Kalifen, vorzüglich Harun Al-Raschid, sammelten ansehnliche Bibliotheken, und gaben sich Mühe, den Wissenschaften durch alle mögliche Unterstützung wieder aufzuhelfen; aber ihre Bemühungen wurden wieder durch die Mamlucken vereitelt, welche, wie wir in der Geschichte sehen werden, sich Meister des Landes machten. Nun kam alles, was Gelehrsamkeit genennt werden kann, immer mehr in Verfall, und die Wissenschaften sanken bis zu dem kläglichen Zustande herab, in welchem sie sich noch in Aegypten befinden. Bücher sind eine der größten Seltenheiten, selbst die Christen des Landes besitzen keine vollständige Bibel, und die Mohämedaner begnügen sich an ihrem Koran, ohne weiter nach irgend einer wissenschaftlichen

lichen Kenntniß zu fragen. Eben so ist es mit den Künsten, in denen, wie wir in der Folge bey Beschreibung der Denkmäler des alten Aegyptens zeigen werden, die Bewohner dieses Landes in der Vorzeit nicht gemeine Dinge geleistet haben. Alles ist in dieser Absicht ausgeartet: die Mahler sind bloße Sudler, die kein Gemälde machen können, das einige Dauer hätte, und mit den andern Künsten steht es nicht besser, die Baukunst etwan ausgenommen, in der die Aegyptier noch bis jetzt geschickt sind.

Karakter, Sitten und Vergnügungen.

Ohngeachtet Aegypten von den ältesten Zeiten her ein Spiel der Eroberer gewesen, und persische, griechische, römische, arabische und türkische Herrschaft anerkannt hat, so hat doch der äußere und innere Karakter der Aegyptier noch viele Züge von dem ehemaligen Karakter dieses Volkes behalten. Die eigentlichen Aegyptier sind groß, stark, dabey etwas fett und kastanienbraun von Farbe. Muth, Tapferkeit, Stärke des Geistes, sind Eigenschaften, die man vergebens bey den Einwohnern Aegyptens suchet; selbst die Thiere, welche aus fremden Gegenden in dieses Land kommen, arten immer mehr aus. Die arabischen Pferde verlieren ihr Feuer, die Löwen vergessen ihren Muth, und die Jagdhunde ihre Geschwindigkeit. Menschen und Vieh sind zur Ruhe und Weichlichkeit geneigt. Mäßigkeit ist eine der vorzüglichsten Tugenden dieses Volkes. Brod und Kräuter genügen ihnen zu ihrer Nahrung, und haben sie dann noch Käse dazu, so sind alle Wünsche der Eßlust befriedigt. Warme Bäder lieben sie noch, gleich ihren Vorfahren, und ihre Weiber sind schwärmerisch für dieselben eingenommen. Sie waschen sich hier mit Rosenwasser, färben sich die Nägel an Händen und Füßen aurorgelb, und bringen ganze Tage in den Bädern zu. Nie kleiden sie sich prächtiger, als wenn sie ins Bad gehen, und der

Schleyer, der ihre Gestalt den Augen des Publikums entzieht, verbirgt die schönsten, kostbarsten Zeuge. Uebrigens besteht im Genuß der Ruhe die Glückseligkeit beyder Geschlechter. Die Gärten sind deshalb mit angenehmen schattigen Plätzen und mit bequemen Sitzen versehen; Gänge aber zum Spatzierengehen würde man vergeblich darinnen suchen. Das Leben des Aegyptiers fließt in der größten Einförmigkeit dahin.

Er steht des Morgens mit der Sonne auf, um der kühlen Luft zu genießen. Er reinigt sich, und verrichtet sein Gebet; dann bringt man ihm die Pfeife und den Koffee, den er auf dem weichen Sopha sitzend verzehret, während die Sklaven mit kreuzweis über die Brust gelegten Händen am andern Ende des Zimmers stehen. Wenn das Frühstück verzehret ist, nehmen die Geschäfte des Tages ihren Anfang. Gegen Mittag wird der Tisch angeordnet. Die Schüsseln werden auf eine große kupferne, überzinnte Scheibe gesetzt, und bey den schwelgerischsten Tafeln herrscht wenigstens keine große Mannigfaltigkeit. In der Mitte erhebt sich ein Pillau, der mit Safran und vielem Gewürze zugerichtet, und mit gehackten Fleischspeisen, Tauben, gefüllten Gurken, Melonen und andern Früchten umgeben ist. Der Braten besteht in Fleisch, das in kleine Bissen zerschnitten, mit dem Fette des Thieres wieder bedeckt, mit Salz gewürzet, an einen Spieß gesteckt, und über Kohlen gebraten ist. Die Gäste setzen sich auf einen Teppich rings um den Tisch. Messer und Gabeln sind unbekannt, daher jedermann mit der Hand in die Schüssel greift. Nach dem Essen begiebt sich der Aegyptier in seinen Harem. Gegen Abend, wenn die Hitze des Tages vorüber ist, fährt man auf dem Wasser spatzieren, oder setzt sich an die Ufer des Nils im Schatten der Pomeranzen- und Feigenbäume.

So

So einförmig fließt das Leben des begüterten Aegyptiers dahin, und mit Hinzufügung der Ausnahmen, welche Bedürfniß und Mangel bey den Armen erzeugen, ist ihre Lebensart gerade dieselbe.

Die Kleidung der Aegyptier ist völlig morgenländisch, lang und weit, aber leichter und lüftiger, als bey den mehr nordwärts wohnenden Asiaten. Die Vornehmen tragen ein Hemde, wie unsre Weiberhemden, mit weiten Aermeln, und unter demselben weite Beinkleider von weißer Leinwand, über welche noch weitere rothe Beinkleider angezogen werden. Ueberkleider sind das Entari, das etwan zwey Handbreit unter die Knie herabgeht, und der Kaftan, welcher mit einem Gürtel umbunden wird. In diesem Gürtel tragen sie ein großes Messer. Gemeine Leute tragen sich schlechter, der Gürtel aber bleibt auch bey ihnen ein wesentliches Stück des Anzuges. Den meisten Veränderungen ist der Kopfputz unterworfen: bey einigen besteht er in einer hohen, mit Tuch überzogenen Mütze, um welche noch ein großes Stück feine Leinwand gewickelt wird; bey andern ist es der ordentliche türkische Dulbend, alle Aegyptier aber lassen sich die Kopfhaare glatt abscheeren.

Die weibliche Tracht ist wenig von der männlichen unterschieden, aber so kostbar, daß man mit demselben Gelde, das der Anzug einer einzigen kostet, drey europäische Frauenzimmer sehr gut kleiden würde. Alle tragen beym Ausgehen einen Schleyer vor dem Gesichte, der aber so dünn ist, daß man alle Züge des Gesichts erkennen kann. Das weibliche Geschlecht hat hier so wenig Freyheit, als in den übrigen Morgenländern. Die Weiber sind in dem Innern des Harems verschlossen, und bloß die Wollüste, deren sie da genießen, müssen sie für den Verlust der Freyheit entschädigen, wenn anders etwas diesen Ver-

lust ersetzen kann. Wenn Frauenzimmer reisen, so werden sie entweder von zwey Kameelen in einer Sänfte getragen, oder sie sitzen in einer kleinen Sänfte, die auf dem Rücken eines Kameeles befestigt ist. Vornehme Damen reisen auch wol zu Pferde; in Kahira aber ist den Weibern der Gebrauch der Pferde verboten, weil, einer alten Weissagung zufolge, die Stadt durch eine Frau erobert werden soll.

Da, wie wir schon erwähnt haben, der Aegyptier die Ruhe allen andern Empfindungen vorzieht, so kann man leicht erachten, daß die Vergnügungen des Landes von sehr einfacher Art sind. Ballspiel, Damenspiel und Schachspiel sind die gewöhnlichsten Zeitvertreibe; die Vornehmen finden auch viel Vergnügen am Reiten, oder sie fahren auf dem Nil herum, oder sie belustigen sich an Possenreissern und andern dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Leuten. Eine vorzügliche Stelle darunter nehmen die Almé, d. i. die Gelehrten, eine Art Dichterinnen, ein, welche eine im Lande sehr angesehene Gesellschaft ausmachen, in welche kein Mädchen aufgenommen wird, das nicht eine schöne Stimme hat, die Sprache gut redet und Gedichte aus dem Stegreife machen kann. Kein Fest wird ohne diese Almé begangen. Während der Mahlzeit singen sie, und nach derselben stellen sie Tänze an, welche mit den Tänzen der indischen Bayaderen große Aehnlichkeit haben. Ferner haben sie Ringer, Klopffechter u. s. w. Ihre Musik ist äußerst einfach, und die Harmonie der Töne macht keinen Eindruck auf den Aegyptier. Man hat verschiedene Arten von Saiteninstrumenten mit stählernen Saiten, die mit einer Feder berührt werden, auch welche mit Darmsaiten, die mit dem Bogen gestrichen werden, Blaseinstrumente, die unsern Trompeten und Hautbois gleichen, und türkische Trommeln.

Außer

Außer den Festen, welche der Koran den Mohämedanern zu feyern befiehlt, giebt es noch einige, die bloß Aegypten eigen sind, bey denen allen Schauspiele aufgeführt und Feuerwerke abgebrannt werden, und bey denen man auch noch die Psylli der alten Aegyptier, welche den Biß der Schlangen unschädlich zu machen wußten, erblicket. Diese Leute gehen mit bloßen Armen, um welche sich ungeheure Schlangen gewickelt haben. Sie vermeiden den Biß derselben durch allerhand Bewegungen, und fressen die Schlangen lebendig vor den Augen der staunenden Menge.

Zu den Nationalägyptiern gehören auch **Koptische, Griechische** und **Armenische Christen**, die im Stande der Unterdrückung leben, sonst aber an Leib und Seele, Sitten und Gebräuchen ächte Aegyptier sind. Unter der Rubrik, **Religionszustand**, wird ihrer noch einmal gedacht werden.

Andere Einwohner des Landes sind **Araber**, welche in **Felaken** und **Beduinen** getheilt werden. Die ersten sind Bauern,, wohnen in Dörfern, nähren sich vom Ackerbau und der Viehzucht, und sind der türkischen Regierung unterworfen. Die andern stehen unter eigenen Schechs oder Familienhäuptern, und schweifen im Lande herum. Sie bleiben gewöhnlich ein Jahr in demselben Bezirke, wo sie das Feld bauen, und ihr Vieh weiden. Man begegnet ihnen mit der größten Gelindigkeit, weil man sich vor ihrer wilden, rohen Gemüthsart fürchtet. Bey aller Gelindigkeit aber vereinigen sie sich doch zuweilen in große Haufen, und stiften große Empörungen, und gewöhnlich machen sie das Land durch ihre Räubereyen unsicher. Noch andre Araber wohnen in Ober-Aegypten, die ihre eigenen Fürsten haben, und unter türkischem Schutze stehen.

Die Türken sind die schwächsten an der Zahl. Sie sind geldhungrig, herrschsüchtig, und ohngeachtet sie die eigentlichen Herren des Landes sind, so erstreckt sich ihre Gewalt dennoch immer nicht weiter, als daß sie die Beys oder Nationalgroßen mehr mit Güte in Unterwürfigkeit zu erhalten suchen, als daß sie dieselben mit Strenge beherrschen könnten.

Juden giebt es so viele in Aegypten, daß man die Anzahl derselben auf eine Million schätzet. Dieses Volk lebt hier unter dem härtesten Drucke, muß sich durch eine eigene Kleidung, nämlich violette Röcke und blaue Dulbends von den andern Einwohnern unterscheiden, und ist größtentheils arm und elend.

Die in Aegypten des Handels wegen sich aufhaltenden Europäer werden hier, wie im ganzen Orient, Franken genennet. Sie leben besonders zu Alexandria, Rosette und Kahira, und müssen sich manche Demüthigungen gefallen lassen, die allein durch den Nutzen vergütet werden können, welchen ihnen der ägyptische Handel gewähret. Auch ist es, trotz aller Pässe, für Europäer sehr gefährlich, eine Reise tief ins Land hinein zu thun; und eine große Fertigkeit in der arabischen Sprache, nebst einem völlig morgenländischen Anzuge, sind die einzigen Mittel zu ihrer Sicherheit.

Religionszustand.

Der heiße Himmelsstrich Aegyptens war von jeher der Boden, auf welchem alle Arten der religiösen Schwärmerey und des blödesten Aberglaubens reichliche Früchte getragen haben. Die Religion der alten Aegyptier war, soviel reine Vernunftreligion auch manche Gelehrte darinnen zu finden geglaubt haben, im Grunde ein Gewebe der ungereimtesten Allanzereyen; der Mißbrauch des Christenthums schuf hier Einsiedler und Mönchsorden, die durch unsinnige Selbstqualen und Entfernung von allem Irrdischen

den

den Beyfall Gottes zu verdienen glaubten, und noch bis auf den heutigen Tag herrschen hier abergläubische Gebräuche unter allen Religionspartheyen im reichlichsten Maaße.

Die älteste Religion der Aegyptier bestand, so weit uns Nachrichten davon bekannt sind, in Anbetung der Sonne, des Mondes und der übrigen Gestirne. Nachher wurden Thiere und sogar unbelebte Dinge göttlich verehret, wiewohl man noch nicht weiß, ob die Verehrung sich geradezu auf diese Dinge bezog, oder ob man sie bloß als Symbole geistiger Wesen ansahe. Als sie endlich mit den Griechen bekannt wurden, fiengen sie auch an, Menschen als Götter zu verehren, und unter der Herrschaft der Ptolomäer schmolz die aegyptische mit der griechischen Religion in ein und ebendieselbe zusammen.

Das Christenthum ward nachher herrschend in Aegypten, und hier war es, wo seine Dogmen und seine Moral vorzüglich von ihrer ersten Lauterkeit und Würde ausarteten. Athanasius und Cyrillus, zwey harte ketzermacherische Bischöffe zu Alexandrien sind berühmt durch ihre Systemssucht; und in den Wüsten Aegyptens nahm mit Pachomius und andern hypochondrischen Heiligen seiner Art das Einsiedler- und Mönchsleben seinen Anfang. Der Mohämedismus verdrängte endlich nebst der Herrschaft der Römer auch die christliche Religion, die hier nur Schwärmer gebildet hatte, und noch ist er herrschend in diesem Lande.

Indessen sollte man nicht glauben, wie viel Spuren der alten Landesreligion sich immer noch in den heilig geachteten Gebräuchen der Aegyptier finden: da giebt es eine Menge Processionen, welche diesem oder jenem Heiligen zu Ehren angestellt werden, und

die übrigens den Processionen der Alten vollkommen ähnlich sind, andrer Feste und einzelner Züge zu geschweigen, in denen man überall den schwärmerischen Geist ihrer Vorfahren wieder findet. Außer den Mohämedanern, von deren Religion wir in der Beschreibung der **Europäischen Türkey** schon hinlängliche Nachricht gegeben haben, leben auch noch Juden und Christen in Aegypten. Unter den Juden giebt es viele **Karaiten** d. i. solche, welche alle Traditionen verwerfen, und überhaupt von wirklichen Deisten wenig verschieden sind. Unter den Christen aber sind die **Kopten** die merkwürdigsten, weil sie den eigentlichen Ueberrest der alten Aegyptier ausmachen. Den Nahmen, **Kopten**, sollen sie von der Stadt **Koptus** erhalten haben, und die Sprache, in welcher noch ihre Liturgie geschrieben ist, die alte aegyptische seyn. Sie behaupten, daß der Evangelist Markus das Christenthum zuerst in Aegypten gepredigt habe, und ihr erster Patriarch gewesen sey. Aeußere Andachtsübungen machen bey ihnen das Wesentliche der Religion aus, denn übrigens sind sie äußerst unwissend. Ihr Patriarch hat eilf Bischöffe unter sich.

Regierung. Die Osmanen sind seit 1517 Herren von Aegypten, und es herrscht also auch hier die ganze willkührliche Regierungsart, welche in diesem Reiche eingeführt ist. Die wichtigste Person im Reiche ist ein **Pascha**, der gewöhnlich drey Jahre die Regierung behält. Da dies Gouvernement für eines der wichtigsten gehalten wird, so kostet der Besitz desselben auch sehr ansehnliche Summen. Dafür aber giebt er auch jährlich dem Sultan nur eine bestimmte Summe; den Ueberrest der Einkünfte aber kann er nach Gutdünken verwenden, daher auch, vorzüglich zu Pestzeiten, der Pascha oft mehr als der Sultan von den Einkünften erhält. Mit dem Pascha theilen vier und zwanzig

Beys

Beys die Regierung, welche seinen Divan oder Staatsrath ausmachen, und von denen jeder eine Provinz des Landes unter seiner Aufsicht hat. Jeder Ort hat seinen Kadi, der in Justizsachen den Ausspruch thut, und von dessen Entscheidung gewöhnlich nicht weiter appellirt wird. Kleinere Bezirke sowohl, als ganze Provinzen haben auch Kascheffs und Kaimakans. Der Soldatenstand hat einen sehr wesentlichen Antheil an der Regierung, denn ohne ihn würde die Herrschaft der Türken gewiß nur von kurzer Dauer seyn. Dahin gehören nun die Mustahafaragas, eine Art Leibwache des Pascha zu Pferde, die aufs höchste aus zweytausend Köpfen bestehet, und meist aus Leuten besteht, welche aus Furcht, unter andern Korps wirkliche Kriegsdienste thun zu müssen, hier einen Zufluchtsort suchen. Ferner die Asaffs, welche zu Fuß dienen, und ohngefähr dieselbe Einrichtung als die Janitscharen haben. Ihre Anzahl wird nicht leicht über dreytausend seyn. Sie und die Janitscharen liegen in beständiger Uneinigkeit mit einander. Die Spahis oder Reuter, etwan dreytausend Mann stark, machen das dritte Korps aus, und nach ihnen folgen endlich die Janitscharen. Ueber alle diese Korps hat der Pascha wenig wirkliche Macht; er muß daher nur mit Güte seine Absichten durchzusetzen suchen. Uebrigens ist beynahe keine Provinz des türkischen Reichs innern Unruhen mehr unterworfen als Aegypten, und es ist nicht Seltenes, auf einmal drey, vier Beys wider einander in den Waffen zu sehen.

In Ober-Aegypten giebt es noch verschiedene arabische Prinzen, welche sich im Besitz ihres Landes und sogar in einer Art von unumschränkter Macht erhalten haben, ohngeachtet sie dem Sultan zinsbar sind. Sie beherrschen ihre Unterthanen völlig als unum-

unumschränkte Herren, und sind so eifersüchtig auf ihre Macht, daß sie den türkischen Beys durchaus nicht verstatten, ihr Gebiete zu betreten. Mehr von ihnen, so wie von manchem andern bisher berührten Gegenstande, bey der eigentlichen Beschreibung des Landes, zu welcher wir nunmehr übergehen.

A. Nieder-Aegypten.

Nieder-Aegypten nimmt seinen Anfang bey der Hauptstadt des Landes Kahira oder Cairo, und erstreckt sich bis an das Mittelländische Meer. Der wichtigste und fruchtbarste Theil desselben ist die von zwey Aermen des Nilflusses gebildete, und unter dem Namen des Delta von Alters her bekannte Insel. Alle Beobachtungen, welche über diese Insel von jeher gemacht worden sind, beweisen, daß der ganze Raum, den sie einnimmt, ehedem nichts als ein Meerbusen gewesen, der sich in der Tiefe bis an das alte Memphis erstreckte, und auf beyden Seiten bis dahin reichte, wo jetzt die Städte Damiette und Rosette gelegen sind. Der Nil floß damals gegen Mittag, von Memphis seitwärts, und verbreitete sich in den libyschen Sandwüsten. Einer der alten ägyptischen Könige unternahm es, ihm einen andern Lauf anzuweisen: er ließ ihm in Osten von Memphis ein neues Bett graben, hemmte seinen Lauf durch einen starken Damm, und zwang ihn, sich in den Meerbusen zu ergießen, der, wie schon gesagt, jetzt die Insel Delta ist. Das alte Flußbette ist noch gegenwärtig nicht unbekannt, indem seine Spur durch meist versteinerte Trümmer von Fahrzeugen bezeichnet ist. Durch dieses Unternehmen entstand nach und nach das Delta, das sich durch den Sand und Schlamm erzeugte, welchen der Nil bey seiner Mündung auf einander häufte, und der endlich durch Anlegung von Dämmen und Kanälen zum festen, urbaren Lande ward.

Das

Das Delta wird gegen Osten und Westen von zwey Aermen des Nils begränzet, und durch unzählige Kanäle durchschnitten, deren Bewässerung den Boden überall einem fruchtbaren Garten gleich machet. Es wird nicht mehr wie ehedem überschwemmt, weil es höher wie ehedem worden ist, aber es ist noch so fruchtbar wie vormals, mit Getraidefeldern, fetten Wiesen und Dattel- Orangen- Maulbeer- und Feigenbäumen bedecket.

Da diese Insel nun als ein neues Land angesehen werden kann, so sind auch ihre Städte nicht so alt als die in dem übrigen Aegypten; indessen ist doch ein großer Theil derselben verwüstet, und elende Dörfer sind an ihre Stelle getreten. Gegenwärtig sind hier die wichtigsten Oerter: Rosette, von den Aegyptiern Raschid genannt, Damiette, Semmenud und einige andre, von denen wir nun das Merkwürdigste nach der Reihe anführen wollen.

Raschid oder Rosette liegt an der Westseite eines Nilarmes, welcher, dem Geschichtschreiber Herodot zufolge, durch Kunst angelegt worden ist. Sie soll im neunten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung erbaut worden seyn, und damals dicht am Meere gelegen haben, von welchem sie nun eine teutsche Meile entfernt ist: so viel hat das Meer seit dieser Zeit verloren. Sie macht die westliche Grenze des Delta, von dem sie eben durch den angeführten Arm des Nils getrennt wird. Die Stadt ist ziemlich groß, besteht aber nur aus einigen Gassen, die eben nicht sehr gerade sind. Die Häuser sind alle auf Anhöhen erbauet, fallen sehr gut ins Auge, und haben geräumige Zimmer mit vielen Fenstern, welche Gitter und durchsichtige Leinwand statt des Glases haben. Nur die Metscheds mit ihren hohen Thürmen geben dieser Stadt einiges Ansehen, die außerdem durch die Raschid.

platten

platten Dächer keine abwechselnde Ansicht gewähret. Der Fluß ist beständig mit Fahrzeugen bedeckt, und die umliegende Gegend ist durch die Schönheit und Fülle ihrer Produkte eine der herrlichsten, die man sich denken kann. Es ist eine unabsehliche Ebene, von einer Menge Kanäle durchschnitten und mit Gewächsen aller Art bedecket. Aegyptische Feigenbäume, Dattelbäume, Kassienbäume, Pomeranzen und Citronen bieten überall dem Wanderer Schatten, Wohlgerüche und Früchte dar; und die fetten Felder, welche, ohne auszuruhen, nach jeder Erndte immer wieder besäet werden können, verschaffen den Einwohnern soviel Reis, Gerste u. a. Früchte, daß noch viel davon ausgeführt werden kann. Handel ist überhaupt der vornehmste Nahrungszweig der hiesigen Einwohner; er wird nicht allein mit der in der Stadt selbst verfertigten schönen Leinewand getrieben, sondern die Fortschaffung fremder Waaren nach Kahira und einheimischer nach Alexandrien beschäftigt ebenfalls sehr viele Menschen. Die Europäer haben auch hier Unterkonsuls, welche ihre Handelsgeschäfte betreiben müssen.

In der Nähe von Raschid an der Mündung des Flusses, steht ein Schloß, welches von den Mamlucken erbaut worden ist. Es ist ein viereckes Gebäude mit vier durch Kanonen vertheidigten Thürmen besetzt. Auf der andern Seite von Raschid gegen Mittag sieht man eine kleine Anhöhe, auf deren Mitte sich ein bis zur Hälfte mit Erde verschütteter Thurm erhebet. Auch sieht man Spuren eines versandeten Hafens, und ein türkischer Kaufmann hat hier zwanzig schöne Marmorsäulen ausgraben lassen. Wahrscheinlicherweise hat hier die alte ägyptische Stadt **Bolbitine** gestanden.

Auf

Auf der östlichen Seite des Delta liegt die Stadt Damiette unter griechischer Herrschaft, wo sie aber eine etwas andre Lage hatte, Thamiatis genannt. Die öftern Angriffe der europäischen Kreuzfahrer, bewogen die Saracenen, das alte Damiette selbst völlig zu zerstören, und sie tiefer ins Land hinein wieder aufzubauen. Im Dorfe Esbe, etwan eine Stunde vom Meer, soll man noch die Grundmauern und andre Ruinen der alten zerstörten Stadt entdecken. Die neue Stadt liegt ohngefähr anderthalb Stunden von diesen Ruinen, und ist ein angenehmer Ort, welcher sich in der Gestalt eines halben Mondes an dem Niluser hin strecket. Die Anzahl der Einwohner wird auf achtzigtausend geschätzet. Ihre Häuser sind hoch; sie hat schöne öffentliche Plätze, gut ins Auge fallende Metscheds, prächtige Bäder, und ihre Einwohner treiben wichtige Handlung, daher auch der Hafen beständig mit kleinen Fahrzeugen angefüllt ist. Die vornehmsten Handlungsgeschäfte machen Christen von Haleb und Damaschk, welche sich hier niedergelassen haben. Man führt Reis, Leinewand, Salmiak und andere Landeserzeugnisse aus. Um Damiette her liegen viele Dörfer, und in den meisten derselben sind Leinwandmanufakturen. Damiette.

In der Nähe dieser Stadt und an dem östlichen Ufer des Sees Menzaleh lag Pelusium, eine Stadt, deren Erbauung und Ursprung sich in der fabelhaftesten Vorzeit verlor. Sie war der Schlüssel Aegyptens auf der Seite von Asien, und deswegen machten sie die alten Könige des Landes zu einer wichtigen Festung. Dennoch eroberte sie der persische König Kambyses ohne Mühe, nachdem er die ägyptische Armee geschlagen hatte. Bis zur Zeit der Kreuzzüge erhielt sich Pelusium bey seinem Ansehen; damals aber ward es von den Christen eingenommen und geplündert, Pelusium.

plündert, und seitdem gerieth es so in Verfall, daß die Einwohner sich endlich nach Damiette begaben. Die Araber erbauten Farama an seiner Stelle, das aber schon im dreyzehnten Jahrhundert wieder zerstört ward. Westwärts von Pelusium lag Tanis auf einer Insel im See Menzaleh, von der ebenfalls keine Spur mehr zu sehen ist. Dieser große See enthält noch mehrere Inseln, auf denen nochmanche Ruinen alter Städte befindlich seyn mögen, die aber noch bis jetzt von keinem Reisenden besucht worden sind. Die Fischerey beschäftigt auf diesem See beständig gegen zwölfhundert Fahrzeuge. Die Meerbarbe ist der einträglichste Fisch für die Fischer, welche aus dem Rogen desselben Kavear machen. Auch giebt es auf diesem See eine Menge Geflügel, worunter auch Flamingo's und sehr viele Pelikane sind.

Fauwe. Im Delta selbst liegen folgende merkwürdige Städte: Fauwe oder Foua, ehemals Nici, ohnweit von Rosette, das sich auf den Trümmern dieser Stadt erhoben hat; ehemals eine blühende Handelsstadt, wohin alle Waaren von Alexandrien auf einem Kanale gebracht wurden. Diese Stadt ist ziemlich alt; gegenwärtig aber im größten Verfalle.

M. el Kebireh. Mehalle el Kebireh ist die ansehnlichste Stadt im Delta, daher sie auch den Namen el Kebireh d. i. die Große, erhalten hat. Sie hat Leinwand-Manufakturen und Salmiakfabriken; auch treibt sie einen wichtigen Handel, außerdem aber ist sie durch nichts weiter merkwürdig.

Semennoud. Semennoud ist das alte Sebennytus; eine Stadt von mittler Größe, volkreich und voll Handlung. Alterthümer sucht man vergebens. Mansure. Mansure ist ziemlich groß, hat aber enge Gassen und schlechte Häuser. Die hiesigen Christen treiben fast alle Hand-

Handlung, deren vornehmste Artikel Reis und Salmiak sind.

Im Alterthum hatte das Delta noch verschiedene wichtige Städte, die jetzt entweder gänzlich zerstört oder zu schlechten Dörfern herabgesunken sind. Dahin gehört Athribis, jetzt ein elendes Dorf, Namens Atrib, ferner Bubastus, wo jährlich gegen siebenhunderttausend Menschen zusammen kamen, die Feste der Diana zu feyern, und jetzt keine Spuren ehemaliger Wohnungen zu sehen sind, und Busiris, jetzt ein Dorf, einst die Hauptstadt eines Gouvernements und berühmt durch einen prachtigen Isistempel.

Noch verdient in Nieder-Aegypten Alexandria eine genauere Beschreibung, wiewohl wir bey dieser Beschreibung mehr auf die ehemalige Größe dieses berühmten Ortes als auf seine gegenwärtige Beschaffenheit sehen müssen. Alexander, König von Macedonien, war der Stifter dieser Stadt, welche zur Zeit ihres größten Glanzes einen Raum von sieben bis acht Stunden Weges einnahm. Gegen Mittag hatte sie den künstlichen, von Menschen gegrabenen See Mareotis, und gegen Norden das Mittelländische Meer. Ihre Gassen waren völlig gerade; eine derselben war zweytausend Fuß breit, und ward von einer andern von derselben Breite durchschnitten, wodurch ein herrliches Viereck entstand, von welchem man das Thor von Kanopus und das Seethor erblickte. Vom festen Lande gieng ein Damm nach der Insel Pharos, und theilte den großen Hafen in zwey Theile. Der Pallast der Könige nahm fast den vierten Theil der Stadt ein: in seinem Umfang befand sich das Musäum nebst einem Tempel, in welchem Alexanders Leichnam aufbewahrt ward. Doch wir wollen diese Stadt, welche zur Zeit ihrer Größe mit Rom wetteifern konnte, etwas genauer beschreiben, und dabey von der Seite des Alexandria.

Mittelländischen Meeres anfangen. Der erste Hafen, in welchen man hier einlief, hieß Kibotos, dann kam der Hafen Eunostos, und zwischen diesen beyden Häfen lag die kleine Stadt Tanis, von welcher die tanitische Mündung des Nils den Namen hatte. Im Hafen Eunostus lag die Insel Antirhodus, jetzt Rondettin genannt, wo die Einwohner von Alexandrien Gärten und Lusthäuser angelegt hatten. Der Hafen Eunostus macht einen Theil des großen Hafens aus, welcher, wie schon erwähnt worden, durch einen Damm in zwey Theile geschieden wird. Auf der Spitze dieses Dammes nach dem Meere zu stand der berühmte Pharus oder Leuchtthurm, der von den Ptolomäern erbaut ward. Das ganze Gebäude war von weissem Marmor, mit einem sehr hohen Thurme, auf dessen Spitze alle Abend eine Leuchte angezündet ward, um den Schiffen den Weg in den Hafen zu weisen. Der Sage nach soll der Thurm so hoch gewesen seyn, daß man die Insel Rhodus von demselben entdecken konnte. Jetzt sind von diesem prächtigen Gebäude auch selbst nicht einmal die Trümmer zu sehen, sondern der ganze Pharus ist im Wasser versunken. Gegenwärtig schützt eine schlechte Festung den Eingang des Hafens, und in derselben ist ein Thurm befindlich, auf welchem ebenfalls des Nachts eine Leuchte angezündet wird.

Die Stadt Alexandrien selbst enthielt eine Menge der schönsten und herrlichsten Gebäude, und alle ihre Vorstädte gaben der Stadt selbst weder an Größe noch Schönheit nach. Ueberall sahe der Wanderer Marmor und andre schöne Steinarten zu herrlichen Obelisken, Seulengängen und dergleichen verarbeitet; überall lehrte ihn das emsige Gewühl eines immer thätigen, mit Handel und Gewerbe beschäftigten Volkes, daß Alexandrien reich an Menschen und blühend durch Wohlstand sey, und überall hatte er Gelegenheit,

Kunst-

Kunstwerke zu sehen, die in andern Städten der Welt nicht in so großer Menge zu finden waren. — So war das alte Alexandrien, so blieb es größtentheils noch unter der Herrschaft Roms und der orientalischen Kaiser, bis die Saracenen durch Amru-Ebn-Aas, einen General des Kalifen Omar, im Jahr 651 sie mit stürmender Hand einnahmen. Amru verbrannte die Bibliothek, aber er schonte der Stadt, die nur nach und nach von ihrer ehemaligen Höhe herabsank. Im neunten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung rissen die Saracenen die alten Mauern nieder, und führten aus den Bruchstücken derselben, so wie aus andern weit kostbarern Denkmälern des Alterthums, diejenigen auf, welche noch jetzt vorhanden sind. Dies zweyte Alexandrien war noch im dreyzehnten Jahrhundert ein ansehnlicher und reicher Ort, der noch mit einem Theile seiner alten Herrlichkeiten prangte, worunter auch der schon angeführte Pharus war, und welcher von Spanien bis nach Indien einen wichtigen Handel trieb. So wie aber im sechszehnten Jahrhundert die Osmanen Herren von Aegypten wurden, gieng Alexandrien völlig zu Grunde. Die Gebäude wurden von den Einwohnern verlassen, und zerfielen in Trümmern, und so sank Alexandrien zu einem kleinen Flecken herab, der von etwan sechstausend Menschen bewohnt wird, und es bloß seiner glücklichen Lage zu danken hat, daß er noch einen blühenden Handel treibet. Der Damm, welcher die Insel Pharos mit dem festen Lande verband, ist jetzt selbst festes Land worden, die Insel Antirhodos liegt mitten unter den Hütten, die jetzt Alexandrien heißen; der Hafen Kibotos ist ausgefüllt, und der See Mareotis ist gänzlich verschwunden, weil die Türken die Kanäle haben eingehen lassen, welche ihm Wasser zuführten, und selbst der Kanal Fauwe, der der Stadt ihr Trinkwasser giebt, ist halb mit Schlamm und

Sande angefüllt, und bekömmt erst gegen Ende des Augustmonats Wasser, welches kaum so lange darinnen bleibet, daß die Cisternen der Stadt damit angefüllt werden können.

Indessen hat Alexandrien bey aller Verwüstung dennoch einige Alterthümer aufzuweisen, welche zu den merkwürdigsten dieses an Alterthümern so reichen Landes gerechnet werden müssen. Dahin gehören zwey schöne Obelisken, welche gemeiniglich die Nadeln der Kleopatra genennt werden. Da man überall in Aegypten dergleichen Obelisken findet, so dünkt es uns nicht überflüßig, wenn wir hier überhaupt sagen, was man unter der Benennung Obelisken, verstehet.

Obelisken giebt es von verschiedener Größe, gemeiniglich von Granit und aus einem einzigen Stücke bestehend. Sie sind viereckig, und laufen oben beynahe spitzig zu. Die Seiten sind allenthalben mit Hieroglyphen oder ägyptischer Bilderschrift gezieret, und das Fußgestelle, auf welchem sie stehen, hat die Gestalt eines Würfels, der gemeiniglich nicht über drey Fuß breiter als der ganze Obelisk ist. Von diesen zwey Obliskken hier, ist der eine umgefallen, zerbrochen und mit Sande bedeckt, der andere stehende ist ohngefähr sechszig Fuß hoch und mit Hieroglyphen bedeckt, deren Sinn wohl auf immer ein Räthsel bleiben wird. Der Pallast der Kleopatra soll in dieser Gegend gestanden, und die Obelisken daher benennt worden seyn, denn die Verfertigung aller Obelisken fällt in weit frühere Zeiten, da schon unter der Persischen Herrschaft über Aegypten, der Gebrauch der Hieroglyphen untersagt war. Ferner gehören zu diesen Alterthümern die Cisternen oder Wasserleitungen, welche nun seit zweytausend Jahren die Einwohner mit Trinkwasser versehen, und eines der festesten, edelsten Gebäude sind, die aus dem Alterthum übrig geblieben sind. Ferner eine

Seule

Seule von rothem Granit, welche unstreitig die größte und prächtigste ist, welche jemals nach den Regeln der korinthischen Ordnung aufgeführt worden. Die ganze Seule ist hundert und vierzehn Fuß hoch, und macht einen so majestätischen Anblick, daß alle Reisende mit Bewunderung von ihr sprechen. Man nennt sie gewöhnlich die Seule des Pompejus, allein zum Andenken des Pompejus ist sie wohl nicht errichtet, wenn gleich so viel gewiß ist, daß sie nicht aus den Zeiten der alten Aegyptier herrühret. Die ehemalige Inschrift auf derselben ist nicht mehr leserlich, und so beruht alles, was sich über die Bestimmung dieser Seule sagen läßt, auf bloßen Muthmaßungen, deren Werth oder Unwerth zum Glück weiter nicht wichtig ist. Einige englische Matrosen erstiegen einmal diese Seule, vermittelst eines Seiles, und fanden auf derselben die Ueberbleibsel einer Statue die aber zu unvollständig waren, als daß sich etwas daraus hätte folgern lassen.

Eine halbe Stunde von der Stadt sind Katakomben oder Todtengrüfte, in welche man durch krummgewundene Gänge hinabsteiget. Sie stießen an eine Vorstadt, Nekropolis oder Todtenstadt genannt, wo nach der Zeit der Aegyptier, die Griechen und Römer ihre Todten begruben.

Auf dem Wege nach Rosette findet man am Ufer des Meeres den Flecken Abukir, welcher das alte Kanopus ist. Dieser Ort war im Alterthum durch einen Tempel des Serapis und die medicinischen Kenntnisse der daran dienenden Priester berühmt, daher auch hier beständig eine zahlreiche Menge Menschen zusammen kamen. Abukir.

Wo das Delta aufhört, und der Nil ungetheilt nur in einem Bette fließet, nimmt Ober-Aegypten seinen Anfang. Es ist, wie wir schon gesagt haben, B. Ober-Aegypten.

ben, auf beyden Seiten vom Nil eingeschlossen; es hat ein trocknes, hitziges Klima, wiewohl seine von dem Flusse gewässerten Gefilde dem niedern Aegypten an Fruchtbarkeit nichts nachgeben. Da wir die Hauptstadt von Aegypten, Kahira, mit zu Ober-Aegypten rechnen, so machen wir billig mit Beschreibung derselben und ihrer Gegend den Anfang.

Kahira. Kahira, Masr, oder Cairo ist eine neue Stadt, welche von den Kalifen aus der Familie der Fatimiten, nachdem sie Aegypten erobert hatten, und gleichsam zum Andenken ihres Sieges erbauet wurde. Sie liegt in einiger Entfernung vom Nil, und wird auf der Ostseite von einer öden Bergkette eingeschlossen. Dies Gebirge ist ohne alles Grün, ein bloßer dürrer Sand- und von der Sonne durchglühter Steinhaufen, daher auch die Hitze außerordentlich ist, wenn sie nicht durch frische Winde aus Norden gemildert wird. Kahira bestand auch im Anfange aus nichts als Gärten, Lusthäusern und einigen Kasernen, in welchen Soldaten wohnten; als aber die Kreuzfahrer wichtige Eroberungen in Aegypten zu machen anfiengen, zündete der damals regierende König des Landes die Stadt Fostat, die einige Schriftsteller fälschlich Alt-Cairo nennen, aus Besorgniß selbst an, und durch dieses Unglück nahm die neue Stadt Kahira an Einwohnern und Gebäuden außerordentlich zu, so daß sie bald die Residenz und Hauptstadt des ganzen Landes ward. Diese Stadt, deren Einwohner sich auf zweymalhunderttausend belaufen, ist von sehr großem Umfange, sonst aber ohne alle empfehlende Schönheit erbauet. Das Schloß, in welchem der Pascha seine Wohnung hat, ist vom Salah Eddin erbaut worden. Vor Erfindung des Pulvers machten es seine dicken Mauern stark und feste, gegenwärtig aber würde es ein wohl unterhaltenes Kanonenfeuer kaum zwo Stunden aushalten.

halten. Es gehören eine Menge Gebäude zu diesem Schlosse, allein die wenigsten haben die Verwüstungen der Zeit ausgehalten, sondern sie sind in Schutt und Ruinen zerfallen. In einem dieser Gebäude wohnet der Pascha, und hier ist auch der Saal des Divans, wo die Beys von Aegypten zusammen kommen. Eine der größten Merkwürdigkeiten dieses Schlosses ist aber der Josephsbrunnen, welcher von einem Wisir dieses Namens angelegt worden seyn soll. Dieser in den lebendigen Felsen gehauene Brunnen, ist zweyhundert und sechs und siebenzig Fuß tief, und hat zwey und vierzig Fuß im Umfange. Er besteht aus zween Absätzen, von denen der erste hundert und sechs und vierzig Fuß tief ist. Hier wird das Wasser aus dem untersten Boden des Brunnens, vermittelst eines Rades, heraufgebracht. Oben ist wieder ein Rad, welches von Ochsen herumgetrieben wird.

In der Stadt selbst sind die Metscheds die merkwürdigsten Gebäude: man zählt deren beynahe dreyhundert. Die Metsched des Aschar ist die schönste, reichste und älteste in Kahira; eine andre, die des Sultan Hassan, sieht mehr einer Festung als einem Tempel ähnlich; ihre Thüren sind jetzt vermauert und mit einer Janitscharenwache besetzt. Außer den Metscheds sind hier noch zwey griechische Kirchen, zwey Franziskanerabteyen und sechs und dreyßig Synagogen. Ehedem war in Kahira eine Universität, deren Gebäude jetzt in Trümmer zerfallen und an deren Stelle die Akademie Djameh Elaschar gekommen ist, in welcher aber nichts als Theologie, Grammatik und Astrologie getrieben wird.

Zu den übrigen Denkwürdigkeiten von Kahira gehören: 1) das allgemeine Hospital; ein weitläuftiges schönes Gebäude, das aber gar nicht mehr in dem guten Zustande wie ehedem ist, 2) die Begräb-

nisse mohämedanischer Heiligen; 3) die schönen Karwanserajen; 4) die öffentlichen Bäder; 5) die Seen, welche mitten in der Stadt liegen, und acht Monate des Jahrs voll Wasser, die übrige Zeit aber Gärten sind.

Der Handel von Kahira war ehedem weit beträchtlicher, als gegenwärtig; wenn ihm aber die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung und die Tyranney der Türken viel von seiner Stärke entzogen hat, wenn gleich verschiedene der dahin führenden Kanäle verstopft sind, so treibt doch Kahira immer noch so viel Handlung, daß sie des Namens einer reichen Handelsstadt mit Rechte würdig ist.

Bulak. Der Hafen, welchen Kahira am Nil hat, heißt **Bulak**, und ist selbst eine Stadt, welche zwey deutsche Meilen in der Länge, aber nur eine kleine Breite hat. Sie hat schöne öffentliche Bäder, und viele Kaufmagazine und Herbergen für Fremde. Hier sieht man Tausende von Fahrzeugen in ununterbrochener Thätigkeit. Bulak nordwestwärts liegt das alte Schloß Helleh, welches jetzt in Trümmern zusammen gefallen ist. Bey diesem Schlosse empfangen die Beys den neuen Pascha mit vielem Gepränge.

Fostat. Auf der andern Seite von Kahira liegt **Fostat**, oder Alt-Cairo, eine Stadt, welche ohngefähr eine Viertelstunde lang ist, und in der größten Breite fünfhundert gemeine Schritte hat. Sie wurde vom Amru, dem Eroberer Aegyptens, erbauet, und war die Residenz der von den Kalifen bestellten Statthalter. Ihre Lage an dem Nilufer und an einem mit dem rothen Meere zusammenhängenden Kanale versetzte sie in kurzer Zeit in einen blühenden Zustand, in welchem sie auch bis zu dem Zeitpunkte blieb, da sie, wie schon erwähnt, von den Aegyptiern selbst verbrannt wurde.

Es

Es ist noch ein volkreicher Ort, welcher gute Handlung treibet, und einen hübschen Hafen hat. Metscheds sind etwan sechs in Fostat, und die Kopten haben verschiedene Kirchen, von denen eine dadurch bekannt ist, daß die h. Jungfrau in einer daselbst befindlichen Grotte auf ihrer Flucht nach Aegypten ausgeruht haben soll. Die Gegenden um Fostat sind mit Ruinen bedeckt, und inwendig in derselben ist ein viereckter, mit Mauern umgebener Platz, welcher Josephs Kornhaus genannt wird, und auch dazu dienet, das für die Truppen bestimmte Getraide darinnen aufzuschütten. Am Ende dieser Stadt fängt der Kanal an, welcher durch Kahira gehet, und jährlich bey dem Austreten des Nils mit großer Feyerlichkeit geöffnet wird. Dieser Kanal, durch welchen der Damm hingeführet ist, sieht völlig einem vernachläßigten Graben ähnlich, denn er ist weder mit Steinen gefüttert, noch mit erhöheten Ufern eingefasset. An dem zur Oeffnung des Damms bestimmten Tage begeben sich die Beys und der Pascha, mit einem zahlreichen Gefolge, unter ein dazu aufgeschlagenes Zelt; Kopten und Juden aber werden zur Durchschneidung des Dammes gebrauchet. Einige schlecht gekleidete Leute werfen aus einer Barke Nüsse, Melonen und dergleichen in den Fluß, der Pascha aber läßt einige kleine Münzen hineinwerfen, und ein Feuerwerk abbrennen. Alle Zuschauer belebt das Gefühl der Freude, und Tänze und Gauckelspiele beschließen diesen für Aegypten so wichtigen Tag.

Fostat gegen über liegt im Nil die Insel Rodda, auf welcher der Nilmesser oder Mokkias zu sehen ist. Er besteht aus einer hohen Marmorseule, die sich aus der Mitte eines Beckens erhebt, dessen Boden mit dem Bette des Nils von gleicher Höhe ist. Diese Seule ist nach ihrer ganzen Länge mit Insel Rodda.

Graden bezeichnet, und in Ellenbogen und Zolle abgetheilet. Sie endigt sich mit einem korinthischen Knaufe, auf welchem ein Balken ruhet, der eine Gallerie trägt. Wenn die Ueberschwemmung anfängt, tritt das Wasser in das Becken; die öffentlichen Ausrufer besehen alsdann die Seule jeden Morgen, und machen den Anwachs des Wassers auf den Gassen von Kahira bekannt. Hat es dann seine rechte Höhe erreicht, so wird der Damm durchstochen. Dieser Nilmesser ist übrigens ein Werk der Saracenen. Das Becken des Mokkias ist in einem viereckten Thurme, und neben demselben steht eine große Metsched.

Heliopolis. Bey Kahira nordwärts von der Stadt lag ehemals Heliopolis, eine sowohl wegen ihrer Gebäude, als auch wegen der Wissenschaften, die daselbst getrieben wurden, sehr berühmte Stadt. Sie hatte ihren Namen, welcher so viel als Sonnenstadt sagen will, von dem Tempel der Sonne, in welchem der heilige Ochse Apis, den die Aegyptier göttlich verehrten, unterhalten wurde. Außer diesem Sonnentempel war noch ein andrer mit Obelisken und Sphinxen geschmückter Tempel da. Beyde Tempel waren unter der Regierung des Kaiser Augustus ihrem Verfall schon sehr nahe, und gegenwärtig ist ein noch aufrechtstehender Obelisk nebst einem umgefallenen Sphinx*) der einzige Ueberrest von der ehemaligen Herrlichkeit dieser Stadt. Heliopolis war vorzüglich der Ort, wo die Myste-

*) Die Sphinxe stellen die Gestalt eines liegenden geflügelten Löwen, mit dem Kopf und Halse einer Jungfrau vor. Wahrscheinlicherweise ist dies eine symbolische Vorstellung von der Ueberschwemmung des Nils, die sich zu der Zeit ereignet, wenn die Sonne im Zeichen des Löwen und der Jungfrau ist. Die Flügel dienen als Sinnbild von der Flüchtigkeit der Zeit.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0068
DFG

Mysterien der Aegyptier ihren vornehmsten Sitz hatten.

In einer kleinen Entfernung von diesen geringen Ruinen sieht man das kleine Dorf Matarea, welches diesen Namen führt, weil es eine Quelle süßen Wassers hat, welche die einzige ist, die man in Aegypten findet. In diesem Dorfe war auch ehedem ein Bezirk, wo Balsamstauden von Mekka angepflanzt wurden; eine Pflanzung, die schon seit hundert Jahren völlig wieder eingegangen ist. Matarea.

Fostat und der Insel Rodda gegen über liegt Gize, eine kleine Stadt, welche einen eigenen Gouverneur hat, und in neuern Zeiten erbaut worden ist. Sie ist mit weitläuftigen Ebenen umgeben, wo Hülsenfrüchte und Flachs im Ueberflusse gebaut werden. In dieser kleinen Stadt ist auch eine Salmiakmanufaktur. Einigen Schriftstellern zufolge hat die alte berühmte Hauptstadt Aegyptens, Memphis, in dieser Gegend gestanden; allein allen Zeugnissen der Alten und den genauesten Beobachtungen philosophischer Reisenden zufolge, lag es drey Meilen von Gize, ohngefähr auf der Stelle, die gegenwärtig der Flecken Menf einnimmt. Memphis ward nach Theben die Residenz der ägyptischen Könige, welche sie durch Kunstwerke aller Art zu verschönern bemüht waren. Ihre Tempel und Palläste waren ungeheure Gebäude, die Staunen und Ehrfurcht einflößten. Der Ruhm dieser Stadt dauerte Jahrhunderte hindurch: sie bestand bis zu der Zeit, als der Persische Kambyses Aegypten eroberte, und Memphis mit barbarischer Wuth verwüstete. Gleichwohl war Memphis noch unter römischer Herrschaft eine große volkreiche Stadt. Die Saracenen verwüsteten sie endlich von Grund aus, so daß bloß der Flecken oder das Dorf Menf davon übrig geblieben ist. Noch sieht man einige Ruinen: Gize.

auch

auch die Seen, deren die Alten erwähnen, sind noch nicht gänzlich verschwunden, so wie ein Damm, welcher Oeffnungen mit Brücken hat, damit das Wasser ungehindert abfließen kann. Diese Seen waren es, über welche die Einwohner von Memphis fahren mußten, um ihre Todten nach den Ebenen zu bringen, in welchen die Könige ihre Grabmäler errichtet hatten. Die Griechen nahmen daher Gelegenheit, ihre Mythologie mit der Fabel vom Charon zu bereichern.

Pyramiden. Wir kommen nun zu den merkwürdigsten Denkmälern des alten Aegyptens, zu den berufenen Pyramiden, dergleichen kein Zeitalter und kein Land des Erdbodens an Größe und Dauer aufzuweisen, und deren Ursprung und Bestimmung von jeher der Gegenstand vielfältiger gelehrter Untersuchungen gewesen ist. Die schönsten Pyramiden, welche man in Aegypten findet, stehen in der Nähe des alten Memphis, am linken Ufer des Nils, und am Abhange eines Berges, der sich hinter ihnen zu einer ziemlich beträchtlichen Höhe erhebet. Sie sind wenigstens dreytausend Jahr alt, und wahrscheinlicherweise zu Begräbnissen der ägyptischen Könige erbaut worden, wiewohl andere diesen, andere jenen Endzweck ihrer Erbauung vermuthet haben. Einige von ihnen stehen offen, andere sind zerstöret, und die meisten von ihnen sind verschlossen, keine einzige aber ist unter ihnen, die nicht wenigstens an einzelnen Theilen beschädigt wäre. Der vornehmsten Pyramiden sind vier an der Zahl; denn die übrigen sind mit diesen vier ersten, besonders seitdem sie geöffnet und fast gänzlich ruinirt worden sind, gar nicht zu vergleichen. Unter diesen großen Pyramiden ist diejenige, welche am meisten nach Norden stehet, die einzige, welche geöffnet worden ist, und die erste, auf welche man zukömmt. Sie ist fünfhundert und zwanzig Fuß hoch, und jede ihrer vier

Seiten

Seiten sechshundert zwey und achtzig Fuß breit. Ihre auswendigen Seiten sind aus großen viereckten Steinen gebauet, deren Größe zwar nicht gleich ist, die aber alle die Gestalt eines Prisma haben. Ihre verschiedenen äußern Lagen sind bloß durch die eigene Schwere der Steine, und nicht durch Kalk oder eingegossenes Bley, oder sonst eine Bindungsart dicht mit einander verbunden. Der Bauch der Pyramide aber ist voll ungleicher, unregelmäßiger Steine, zu deren Verbindung ein Mörtel, der aus Kalk, Erde und Thon besteht, gebraucht worden ist. Ob diese Pyramide sowohl, als die andern, mit Marmor bekleidet gewesen, wie einige behaupten, ist noch unentschieden.

Der Eingang in diese Pyramide ist auf der Nordseite, und wird vermittelst eines großen Sandhaufens erstiegen, den der Wind hier zusammen gewehet hat. Diese Oeffnung führt zu fünf verschiedenen Gängen, welche sich alle nach Süden lenken, und endlich zu zwey Zimmern führen, von denen eines unten, das andere aber in der Mitte der Pyramide befindlich ist. Alle diese Gänge, einen ausgenommen, sind von einer Größe, nämlich drey und einen halben Fuß ins Gevierte breit. Sie sind auch alle an ihren vier Seiten mit großen Steinen von weißem Marmor gefüttert, welche so glatt sind, daß man nicht darauf würde fortgehen können, wenn nicht von Schritt zu Schritt Löcher eingehauen wären, in welche man die Füße setzen kann.

Wenn man durch die beyden ersten Gänge durchgegangen ist, trifft man einen Ruheplatz, und zu dessen Rechten eine Oeffnung zu einem kleinen Brunnen an, darinnen man aber weiter nichts findet. Der fünfte Gang führt zu dem obersten Zimmer, so wie der dritte zu dem untersten, das aber weiter nicht merkwürdig

dig ist. In jenem steht auf der linken Seite ein grosser Sarg von Granitstein, welcher wie eine Glocke klingt, aber ohne Deckel und völlig leer ist. Wahrscheinlicherweise sind noch mehr Särge in diesem Zimmer gewesen, für die Personen nämlich, welche dem Leichnam des Königs, der sich diese Pyramide zum Grabmal erbaut hatte, zur Gesellschaft dienen mußten. Mitten in diesem Zimmer sieht man zwey Löcher, von denen das eine seitwärts nach der Außenseite des Pyramide, das andere aber in die Tiefe herabgeht. Durch das erste Loch, meint man, hätten die eingesperrten Personen Luft und Unterhalt erhalten, das andere aber habe zur Wegschaffung des Unrathes gedienet.

Diese Pyramide war bis zu der Herrschaft der Saracenen uneröffnet geblieben; diese aber, welche sich einbildeten, große Reichthümer darinnen zu finden, eröffneten die Pyramide nach dreyjährigen Bemühungen, fanden aber, der Sage nach, nichts, als einige goldene Bildnisse und Opfergefäße, nebst dem einbalsamirten Körper des Erbauers.

Die drey übrigen Pyramiden stehen mit der ersten fast in gleicher Linie, und sind ohngefähr fünf- bis sechshundert Schritt weit von einander entfernet. Diejenige, welche gemeiniglich die zwote genennet wird, scheint dem ersten Anblicke nach höher, als die erste; das kömmt aber von dem Grund und Boden her, welcher etwas höher, als der Grund der ersten ist. Uebrigens aber sind sie von gleicher Größe, die zweyte aber ist so fest verschlossen, daß man nicht das geringste Merkmal siehet, daß sie jemals eröffnet gewesen. An der Ostseite derselben siehet man die Trümmer eines Tempels, dessen Steine von ungeheurer Größe sind. Die dritte Pyramide ist hundert Fuß niedriger, als die zwey ersten, sonst aber ihnen gleich, und wie die zwote verschlossen. Auch bey dieser

ser sind Trümmer eines Tempels. Die vierte Pyramide, welche verschiedene Reisende ganz mit Stillschweigen übergangen sind, ist noch hundert Fuß niedriger, und hat keinen Tempel neben sich gehabt.

Um diese vier großen Pyramiden stehen noch viele andere, welche kleiner und mehrentheils geöffnet sind. Etwan dreyhundert Schritte gegen Osten von der zwoten Pyramide trifft man den großen Sphinx an, von dem jetzt nur der Hals mit dem Kopfe aus dem Sande hervor ragen. Beyde sind sieben und zwanzig Fuß hoch; der Anfang der Brust ist drey und dreyßig Fuß weit, und seine ganze Länge muß gegen hundert und dreyßig Fuß seyn.

Außer diesen Pyramiden findet man mehr südwärts noch etliche andere, welche noch älter, als die obberührten, zu seyn scheinen, da ihr Aeußeres weit mehr Spuren des Alterthums zeiget, ohngeachtet sie in einer viel trocknern Gegend stehen, als jene. Die Ebene, in welcher diese Pyramiden befindlich sind, wird das Feld der Mumien genennet, weil in dieser Gegend die mehresten dieser einbalsamirten Leichname gefunden worden sind. Da hier die alte Stadt Memphis lag, so mag dieses Mumienfeld wohl der Todtenacker dieser Stadt gewesen seyn. Die Leichname liegen hier alle in Kammern, welche in den lebendigen Felsen, welcher der Grund dieser Ebene ist, gehauen sind. Einige liegen in Särgen von ägyptischem Feigenbaumholz; andere sind bloß eingewickelt. Die Mumien selbst sind hart, wie Stein, schwarzbraun von Farbe, und geben einen sehr lieblichen Geruch von sich. Sie sind in feine Leinewand genähet, und mit langen Bänden, auf denen man Hieroglyphen sieht, umwickelt. Die Hände sind hinaufwärts kreutzweise über einander geleget.

Die

Die Einbalsamirung geschah auf eine dreyfache Art von besonders dazu bestellten Leuten. Zuerst zogen sie durch ein Instrument das Gehirn durch die Nase aus dem Kopfe, und gossen statt desselben gewisse aus Spezereyen verfertigte Säfte hinein; dann öffneten sie den Leib, nahmen die Gedärme heraus, reinigten das Eingeweide, wuschen es mit Palmwein, und alsdann mit gestoßenen wohlriechenden Sachen. Darauf füllten sie den Leib mit Spezereyen, und nähten ihn wieder zu. Er ward nun noch verschiedenemale mit gewissen Wässern gewaschen, und endlich gehörig eingewickelt. Diese Art der Einbalsamirung war die kostbarste. Die zweyte Art bestand darinnen, daß eine gewisse Materie, welche die Eingeweide verzehrte, in den Körper gespritzt, und derselbe nachher siebzig Tage in Salpeter gelegt ward. Bey der dritten Art ward bloß Salzwasser in den Leichnam gespritzt, und er siebzig Tage in solches Wasser geleget.

Noch ist ein Begräbniß hier, welches nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden verdienet. Man nennt es das Labyrinth der Vögel, und steigt durch eine Oeffnung in dasselbe hinab, welche den Oeffnungen gewöhnlicher Gräber gleich ist. Unten findet man verschiedene lange ziemlich breite Gänge, welche mit einander zusammen hängen, und sich auf alle Seiten verbreiten. Dieses Labyrinth ist gänzlich in den Felsen gehauen, dabey aber so weitläuftig und in einander verwickelt, daß man sich ohne einen Faden gar nicht wieder herausfinden kann. In den Gängen sind auf beyden Seiten Nischen, in welchen die in Aegypten heilig geachteten Vögel und vielleicht auch andere heilige Thiere einbalsamirt begraben wurden. Man hat noch in neuen Zeiten einige solcher einbalsamirten Vögel gefunden; jetzt aber sind sie sehr selten worden.

worden. Von einem andern noch mehr berühmten Labyrinthe werden wir in der Folge noch zu sprechen Gelegenheit haben.

Südwest von dem Mumienfelde nimmt die kleine Provinz Fium ihren Anfang, welche unstreitig die fruchtbarste im ganzen Reiche ist. Der Hauptort darinnen ist zwar nur ein großes Dorf, aber die Felder in der ganzen Provinz tragen alles im reichlichsten Ueberflusse, und der Weinstock giebt hier mehr, als sonst in ganz Aegypten. Doch hat die Provinz an Fruchtbarkeit abgenommen, und hie und da hat sich schon, Dank sey es der schlechten Regierung, viel Sand angehäufet. Einige dieser Sandstrecken sind durch die Feuchtigkeit eines eingegangenen Kanals einigermaßen wieder fruchtbar worden, und tragen eine Menge Datteln. Deswegen haben sich verschiedene arabische Familien in dieser Gegend niedergelassen, welche unter schlechten Zelten wohnen, und bloß von diesen Datteln leben. Aus diesem eingegangenen Kanal war ein andrer gezogen, welcher durch die Sandwüsten gieng, und sich bey Alexandrien in das Mittelländische Meer ergoß. An diesem Kanal liegt die Wüste des H. Makarius, und das alte Nilbette, welches jetzt, wie schon erwähnt worden, Meer ohne Wasser genennet wird. In der Wüste sind noch einige Koptische Klöster.

Ober-Aegypten hatte ehedem große Städte, von denen uns wenigstens die Schriftsteller der Alten prächtige Beschreibungen hinterlassen haben. Darunter war Arsinoe, vorzüglich durch die Verehrung berühmt, welche die Einwohner einem Krokodill erwiesen, den sie als ein heiliges Thier ansahen. Ueber Arsinoe stand Herakleotis, deren Einwohner wieder dem tödtlichen Feind des Krokodills, dem Ichnevmon, Altäre errichteten; ferner Ptolemais, Ele-

phantine und andre Städte mehr, von denen kaum das Andenken übrig geblieben ist. Vorzüglich verdient hier bemerkt zu werden Theben, welches die älteste Hauptstadt Aegyptens war. Diese Stadt, deren Erbauung sich gänzlich in die fabelhafte Vorzeit verlieret, lag an dem rechten Ufer des Nils, und nahm einen ungeheuern Raum ein, wie man denn noch gegenwärtig drey volle Tage nöthig hat, um die Ruinen derselben zu umgehen. Sie soll hundert Thore gehabt haben, und außer ihr soll keine andere gewesen seyn, die so prächtige Gebäude und Denkmale aufzuweisen gehabt habe. Eines dieser Gebäude war das Grabmal des Königs Osymandyas, von welchem Diodor der Sicilier eine Beschreibung macht, die man beynahe für ein Mährchen halten möchte. Gleich bey dem Eingange dieses Grabmals, sagt er, war ein Thor, das fünf und vierzig Ellen in der Höhe hatte. Dann kamen Seulengänge, von denen jede Seite vierhundert Fuß lang war, und die auf Thieren ruhte, von denen jedes sechszehn Ellen hoch, und doch aus einem einzigen Steine verfertigt war. Dann kam man in einen andern Hof, an dessen Eingang drey Bildseulen standen, deren jede aus einem ganzen Steinstücke gehauen war. Eine stellete eine sitzende Person vor, deren Fuß über sieben Ellen lang war. Diese stellte den Osymandyas selbst vor; die beyden andern, die an seinen Knien standen, bildeten die Tochter und Mutter des Königs ab. Dieser Hof führte zu einer noch größern Bogenstellung um einen mit Mauern umgebenen Platz, an denen die Thaten des Königs gemahlet waren. Es waren noch viele andre Höfe und Seulengänge, wie auch eine kostbare Bibliothek in diesem Gebäude. Von dieser sowohl, als den andern Schönheiten des alten Theben, sind nichts, als einige zerstreuete Ruinen übrig geblieben, von denen die merkwürdigsten folgende sind: zwey ungeheure

geheure Kolossen, welche auf viereckten Steinen sitzen, und aus verschiedenen Stücken eines grauen Sandsteins verfertigt sind: Der hinterste Theil an den Seiten, worauf sie sitzen, ist mit Hieroglyphen gezieret. Ferner einige Ueberbleibsel von dem Pallaste des Memnon, unter denen sich auch Säulen mit buntgemahlten Hieroglyphen befinden, deren Farben noch vollkommen frisch sind.

Die Insel **Ell-Sag** im Nil ist eben dieselbe, welche von den Alten **Elephantine** genannt wurde, worauf ehemals auch eine Stadt gleiches Namens gelegen war. Der südliche Theil dieser Insel ist gebirgigt, und voll Ruinen, unter denen aber wenig mehr kenntlich sind. Inf. Ell-Sag.

Girge ist die wichtigste unter den andern Städten Ober-Aegyptens. Sie ist die Residenz des Bey, oder des Oberbefehlhabers in Ober-Aegypten. Die katholischen Geistlichen haben hier ein Hospital, worinnen sie sich durch Ausübung der Arzneykunst erhalten. Gewissermaßen kann Girge, ohngeachtet es nicht der letzte Ort gegen Nubien zu ist, als die Grenze des türkischen Gebiets angesehen werden, weil jenseits desselben die arabischen Schechs eine beynahe vollkommene Oberherrschaft ausüben. Girge.

Auf der rechten Seite des Nils lagen die Thebaischen Wüsten, in welchen die Einsiedler des christlichen Aegyptens den Grund zu allen jenen unseligen Schwärmereyen legten, durch welche das Christenthum nachher verunstaltet worden ist. Ueberall sieht man hier in unzugänglichen Felsen kleine Zellen eingehauen, in welche die Bewohner derselben nur mit der äußersten Mühe klettern konnten. Auch fand man in diesen scheuslichen Gebirgen eine Menge von Klöstern, von denen auch einige noch bis jetzt bestehen. Diese unwirthbaren Gebirge gehen vier Tagereisen weit, bis nahe an das Gestade des rothen Meeres,

und sind, auch die Klöster und Einsiedlerzellen abgerechnet, dadurch merkwürdig, daß man Ueberreste einer langen und hohen, aus Bruchsteinen erbauten Mauer darinnen findet. Sie gehet von Norden nach Süden, und kann unten ohngefähr vier und zwanzig Fuß dick seyn. Die Araber nennen sie die Mauer des Alten, weil sie, ihrer Angabe nach, von einem alten König des Landes erbaut ward, und ganz Aegypten umgab. Vielleicht war sie bloß dazu bestimmt, Aegypten von dieser Seite wider die Einfälle der Araber zu schützen.

Die an diese Gebirge stoßende Küste des rothen Meeres ist ihrer ganzen Länge nach eine der dürresten, die man sich denken kann, und ohne den Handel, der einige Schiffe und Kaufleute hieher zieht, würde man vielleicht kein lebendiges Geschöpf auf derselben finden.

Suez. Die Stadt Suez, welche auf der Erdenge lieget, die das rothe Meer von dem Mittelländischen, und Afrika von Asien scheidet, ist gegenwärtig der besuchteste Hafen auf der ganzen Küste. Hier überwintern die türkischen Schiffe, welche der Sultan auf dem rothen Meere unterhält, und hier wird ein beträchtlicher Handel mit Indien und Arabien getrieben. Ueber Suez

Kossir. ist der Hafen Kossir, welcher kleiner als der von

Kolzim. Suez ist. Ein andrer Hafen ist Kolzim, ehemals Kolzum, von welchem das ganze Meer diesen Namen erhalten hatte, den es auch bey den Arabern noch führet.

Zum Beschluß dieser Nachrichten von Aegypten wollen wir noch etwas von dem Labyrinthe hinzufügen, welches von den zwölf zugleich neben einander herrschenden Königen Aegyptens bey dem See Möris, unweit von Arsinoe, erbaut wurde. In diesem Labyrinth befanden sich zwölf Säle, oder bedeckte Höfe, mit großen, einander gegen über stehenden Thüren. Zimmer

mer waren in diesem Labyrinthe dreytausend, welche allen andern menschlichen Arbeiten der Baukunst vorzuziehen gewesen seyn sollen. Es soll der Sonne zu Ehren aufgeführet, und nicht das geringste Zimmerholz in demselben gebraucht worden seyn. Jetzt sind auch keine Trümmer mehr davon zu sehen.

So viel von Aegyptens gegenwärtiger Verfassung und den vornehmsten Merkwürdigkeiten dieses Landes. Von seiner ehemaligen ungleich merkwürdigern Verfassung werden wir noch manches unter der Rubrik, Geschichte, zu berühren Gelegenheit haben.

Zum Beschluß wollen wir noch etwas weniges von der Landschaft Barkan hinzufügen, welche seit 1517 ebenfalls den Osmanen unterworfen ist, und hier also am schicklichsten mitgenommen werden kann. Diese Landschaft ist ein Stück des alten Libyens, und war ehedem unter dem Namen, Cyrenaica, bekannt. Gegen Mitternacht grenzt sie an das Mittelländische Meer, gegen Morgen an Aegypten, gegen Mittag an Nubien, und gegen Abend an die Staaten der Republik Tripolis. Ihre Länge wird auf hundert und funfzig, die Breite aber auf vierzig bis sechszig deutsche Meilen geschätzet. Gegen das Meer zu ist der Boden fruchtbar, und das Klima gemäßigt, die mittäglichen Gegenden aber sind so dürr, sandig und unfruchtbar, daß sie mit dem Namen der Wüsten von Barkan belegt worden sind. Das vorzüglichste Erzeugniß des Landes sind Datteln, welche auch die vornehmste Nahrung der Einwohner ausmachen. Andere Gewächse gedeihen nur sparsam, und Wasser ist fast gar nicht zu finden. Landschaft Barkan.

Die Einwohner des Landes sind schweifende Araber; doch ist auch eine Stadt im Lande, welche Barkan heißt, und in welcher der Sandchak oder Gouverneur seinen Sitz hat.

Geschichte. Daß Aegypten eines der Länder ist, von dessen Geschichte wir auch aus den ältesten Zeiten wenigstens einige Bruchstücke besitzen, beweisen auch, außer den Erzählungen Moses, die Geschichtschreiber der Griechen; nur muß man nicht vergessen, daß diese ältere Geschichte so voller Widersprüche ist, daß sich schwerlich etwas Bestimmtes darüber sagen läßt. Es würde wider den Endzweck dieses Werkes laufen, wenn wir unsre Leser hier in die Labyrinthe der kritischen Untersuchungen führen wollten, welche viele Gelehrte, um die widersprechenden Zeitrechnungen und Data dieser Geschichte mit einander zu vereinigen, angestellt haben; und wir halten es für hinreichend, wenn wir, ohne sie mit dergleichen Fragen und Hypothesen zu ermüden, nur das anführen, was sich wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit von Aegyptens ganz alter Geschichte sagen läßt.

Nichts gleicht der Dunkelheit der ältesten Geschichte Aegyptens, und nichts ist schwerer, als die Zeitrechnung, die Manetho und andre aufbewahrt haben, und welche von Jahrtausenden spricht, als wären es Monate, um sie mit unsrer gewohnten Vorstellungsart zu vereinigen. Zum Glück ist für unsre Zeiten die Geschichte Aegyptens nicht so wichtig, daß uns diese Dunkelheiten und Widersprüche beunruhigen könnten. Alle alten Geschichtschreiber stimmen wenigstens darinnen überein, daß Menes der erste König dieses Landes gewesen, wenn sie gleich in Absicht der Zeit, zu welcher er gelebt haben soll, sehr von einander abgehen. Damals war ganz Aegypten ein kleines Stück, ausgenommen ein Morast, den Menes in urbares Land verwandelte, und mit Einwohnern besetzte, die wahrscheinlicherweise äthiopische Ansiedler (Kolonisten) waren. Nach ihm und vielleicht auch schon neben ihm mögen mehrere Fürsten über Aegyp-

ten

ten geherrscht haben, von denen man aber weiter keine Nachrichten zu geben weiß. Nachher ward Aegypten von den Hykfos, oder Hirtenkönigen (arabischen Schechs) erobert, und zwey hundert neun und funfzig Jahre beherrschet, bis sie Amosis aus dem Lande trieb.

Unter den folgenden Königen, von denen sich meist nicht einmal die Namen mit Bestimmtheit angeben lassen, ist Sesostris vorzüglich merkwürdig, wiewohl die gelehrtesten Chronologen nicht über sein Zeitalter einig werden können. Auf Anweisung eines Traums soll ihn sein Vater von früher Jugend an zum Eroberer erzogen haben, und seine nachherigen Thaten sollen dieser Erziehung völlig gemäß gewesen seyn. So bezwang er die Araber und Libyer noch bey Lebzeiten seines Vaters, und breitete seine Eroberungen bis an die Küsten des Atlantischen Meeres aus. Berauscht von diesem Glücke, faßte er nunmehr den Entschluß, sich die ganze Erde unterwürfig zu machen, und zog mit einer Armee, welche aus nicht weniger denn sechshunderttausend Mann zu Fuß, vier und zwanzig tausend zu Pferde, und sieben und zwanzig tausend Streitwagen bestanden haben soll, aus Aegypten. Auf diesem Kriegszuge unterwarf er sich erstlich Aethiopien, während seine Flotten die Küsten Indiens verheerten, und Cypern eroberten. Er selbst bezwang die Skythen, und gieng nach Europa über, wo er aber nicht weiter, als bis in Thracien kam, von wo ihn die Nachricht, daß sich sein Bruder, der indessen Reichsverweser gewesen war, empört habe, nach Aegypten zurückrief. Die übrige Zeit seiner Regierung hindurch suchte er sein Reich durch Gebäude und andere Kunstwerke zu verschönern, zuletzt aber brachte er sich selbst ums Leben.

In der Folge ward Aegypten von den Aethiopiern erobert, die zwar diese Eroberung nicht lange behaupteten, wodurch aber doch viele innre Zerrüttungen entstanden. Endlich kam Aegypten gar unter zwölf Beherrscher auf einmal, von denen Psammitich, nachdem das Reich funfzehn Jahr getheilt gewesen war, wieder die alleinige Herrschaft erlangte.

Mit diesem Psammitich, der ohngefähr sechshundert siebzig Jahr vor der christlichen Zeitrechnung lebte, wird die ägyptische Geschichte die bisher ein Gewebe von Fabeln und Ungereimtheiten ist, heller und deutlicher. Er rief zuerst Griechen nach Aegypten, erweiterte den Handel, und bewies sich durchaus als einen staatsklugen Fürsten. Sein Sohn und Nachfolger Nechao ließ zuerst den Weg um Afrika herum befahren, und seine Schiffe kamen, nachdem sie aus dem rothen Meere ausgelaufen waren, nach einer dreyjährigen Abwesenheit durch die jetzige Straße von Gibraltar und das Mittelländische Meer wieder nach Aegypten zurück. Er führte auch Krieg wider die Assyrier, dessen endlicher Ausgang aber eine empfindliche Niederlage war, die ihm Nabuchodonosar, König von Babylon, bey Carchemis am Euphrat beybrachte. Nach einer sechszehnjährigen Regierung folgte ihm sein Sohn Psammis, der nach sechs Jahren auf einem Feldzuge wider die Aethiopier starb. Sein Nachfolger war Apries, der in den jüdischen Propheten Pharao Hophrah genennt wird. Die ersten Jahre seiner Regierung sollen durch eine Reihe wider die Phönizier und Cyprier erfochtenen Siege bezeichnet gewesen seyn; zuletzt aber empörten sich seine Unterthanen wider ihn, die er durch Härte und Grausamkeit wider sich aufgebracht hatte. Nabuchodonosar benutzte die Zerrüttung, in welche Aegypten durch diese Empörung versetzt war, und verwüstete es auf eine schreckliche Weise.

Nach

Nach seinem Abzuge suchte Apries sich wieder in den Besitz der Krone zu setzen, allein er verlor ein entscheidendes Treffen, ward gefangen und zu Sais erdrosselt.

Der Anführer der Rebellen Amasis, war sein Nachfolger; ein Man von geringer Abkunft, der sich aber alle Mühe gab, sein Land in einen glücklichen Zustand zu versetzen. Nach griechischen Geschichtschreiben muste er sich dem persischen Koresch oder Cyrus unterwerfen, nach dessen Tode er wahrscheinlicherweise das ihm aufgelegte Joch wieder abschüttelte, woher auch wohl der Haß kommen mochte, den Kambyses, des Koresch Sohn, wider ihn und Aegypten überhaupt gefaßt hatte. Nach andern verlangte Kambyses des Amasis Tochter, der ihm aber die Tochter des von ihm ermordeten Apries schickte. Da diese nun den Betrug offenbarte, beschloß Kambyses, sich empfindlich zu rächen und Aegypten völlig zu erobern. Amasis erlebte indessen nicht den gänzlichen Ausbruch des Krieges; sein Sohn, Psammenit, aber hatte kaum den Thron bestiegen, als Kambyses in Aegypten einbrach, in kurzer Zeit das ganze Land eroberte, und den König umbringen ließ.

Nun war Aegypten persisch, allein der Eroberer hatte durch Umbringung des heiligen Ochsen die Nation zu sehr erbittert, als daß er sich einer freywilligen Unterwürfigkeit hätte schmeicheln können. Die Aegyptier empörten sich vielmehr zu verschiedenenmalen, und etwan vierhundert und vierzehn Jahr vor der christlichen Zeitrechnung gelang es ihnen, die Perser zu verjagen, und wieder unter die Herrschaft von Nationalkönigen zu kommen, die aber mit Nektanebus wieder aufhörten, unter dessen Regierung dreyhundert

funfzig Jahr vor Ch. G, Darius Ochus Aegypten abermals zu einer persischen Provinz machte.

Diese blieb es auch, bis Alexander die Monarchie der Perser zerstörte. Die Aegyptier sahen ihn als den Befreyer ihrer Nation an, und er zog mehr als in sein Erbreich, denn als in eine neue Eroberung in dieses Reich ein. Nach Alexanders frühem Tode ward Ptolomäus Lagus, ein Macedonier, zum Statthalter über Aegypten, Libyen und einen Theil Arabiens ernennt; Provinzen, die er bis an seinen Tod behauptete, und noch vergrößert, als erbliches Königreich seinen Nachkommen hinterließ. Sein Nachfolger war Ptolomäus Philadelphus, der Erbauer des Pharus und eines prächtigen Tempels des Serapis, innerhalb dessen die berühmte alexandrinische Bibliothek ihren Platz hatte. Kriege mit seinem Halbbruder Magas, König von Libyen und Cyrene, und mit dessen Schwiegervater, Antiochus Soter, König von Syrien, erfüllten einen Theil seiner Regierung, die übrigens durch wenig wichtige Eräugnisse merkwürdig ist. Sein Nachfolger, Ptolomäus Evergetes, führte glückliche Kriege mit Antiochus dem Gott, König von Syrien, und dessen Nachfolger, Seleukus, nach deren Endigung er den meisten Theil seiner Zeit den Wissenschaften widmete. Auch sein Sohn, Ptolomäus Philopator hatte Händel mit Syrien. Uebrigens war er ein weichlicher und grausamer Fürst, den fortgesetzte Ausschweifungen zu frühzeitig ins Grab brachten. Nach seinem Tode entstanden bey der Minderjährigkeit des jungen Prinzen, Ptolomäus Epiphanes, der nur fünf Jahr alt war, innerliche Unruhen, deren sich der syrische König, Antiochus der Große, zu Nutze machte, und Coelesyrien nebst Palästina eroberte. Da nun um diese Zeit römische Gesandten nach Aegypten kamen,

men, übergaben die ägyptischen Großen ihr Land und den König der Vormundschaft des römischen Senats. Nachdem Epiphanes die Regierung selbst übernommen hatte, überließ er sich den schändlichsten Ausschweifungen, und machte sich endlich so verhaßt bey seinen Unterthanen, daß eine Empörung wider ihn ausbrach, welche ihn wahrscheinlicherweise die Krone gekostet haben würde, wenn nicht sein Feldherr, Polykrates, einen großen Sieg über die Rebellen erfochten hätte. Dennoch aber kostete ihm seine Unbedachtsamkeit noch zuletzt das Leben, indem er von seinen eigenen Freunden mit Gift hingerichtet ward.

Während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Ptolomäus Philometor, eroberte der syrische Antiochus ganz Aegypten, und ließ die Krone dem Philometor, den er in einem vorhergehenden Kriege gefangen genommen hatte, und an dessen Stelle sein Bruder, Physkon, von den Aegyptiern zum König erwählt worden war. Da aber beyde Brüder sich wider seine Absicht friedlich in dem Besitz der Krone theilten, that er einen neuen Einfall nach Aegypten, das ihn jedoch ein Befehl des römischen Senats bald wieder zu verlassen nöthigte. Die Eintracht währte indessen nicht lange: Philometor ward von seinem Bruder vertrieben, und flohe nach Rom, da denn der Senat den Vergleich traf, daß er Aegypten und Cypern, Physkon aber Libyen und Cyrene beherrschen, keiner aber von dem andern abhängig seyn sollte. Dennoch war auch dieser Vergleich nicht von Bestande; der Krieg brach vielmehr aufs neue aus, da Physkon nicht mit seinem Antheile zufrieden seyn wollte, und auch die Römer dahin brachte, seine Parthey zu ergreifen. Philometor siegte endlich in diesem Kriege, nahm seinen Bruder, der auf Cypern gelan-

det

det war, gefangen, und war großmüthig genung, ihm völlig zu verzeihen. Philometor starb zehn Jahr nach dieser Versöhnung an den Wunden, die er in einem dem Alexander Balos, König von Syrien, gelieferten Treffen erhalten hatte.

Physkon war sein Nachfolger, ein grausamer Fürst, der das Blut seiner edelsten Unterthanen vergoß, und soviele Schandthaten begieng, daß die Alexandrier endlich einen Aufstand erregten, und seinen Pallast in Asche legten. Physkon muste nach Cypern flüchten, wo er seinen mit seines Bruders Gemalin, Kleopatra, erzeugten Sohn, Memphitis, umbringen ließ, ihr aber die er von sich gestoßen hatte, die zerstümmelten Glieder zuschickte. Dennoch gelang es ihm, wieder zur Regierung zu kommen, die er auch bis an sein Ende behauptete. Dem Willen der Nation zufolge, sollte ihm von seinen drey Söhnen, Ptolomäus Lathurus als Mitregent seiner Witwe folgen; allein sie bestimmte ihren jüngsten Sohn Alexander, zu dieser Würde, und vertrieb den Lathurus wirklich aus dem Reiche. Da diese herrschsüchtige Frau aber auch ihren andern Sohn sklavisch behandeln wollte, und sogar zuletzt eine Verschwörung wider sein Leben anspann, kam ihr dieser zuvor, und ließ sie ermorden, weswegen ihn die Alexandrier vertrieben, und den Lathurus auf den Thron setzten, der noch sieben Jahr in Ruhe über Aegypten herrschte.

Ihm folgte seine Tochter, Berenice, mit welcher sich Alexanders Sohn gleiches Namens, den die Römer, um über Aegypten zu herrschen, dahin geschickt hatten, vermählte. Da er aber seine Gemalin umbringen ließ, so ermordeten ihn die Aegyptier ebenfalls, und überließen seinem Sohn, Alexander dem Dritten, die

die Krone, der nach einer funfzehnjährigen Regierung ebenfalls aus dem Reiche verjagt ward. Er starb auch in der Verbannung, und setzte die Römer zu Erben ein, die aber keinen Gebrauch von diesem Vermächtniß machten, sondern den Auletes, der an seine Stelle die ägyptische Krone erhalten hatte, ganz ruhig regieren ließen. Seine Weichlichkeit und willkührliche Regierung brachte zuletzt seine Unterthanen dahin, ihn der Regierung zu entsetzen. Sie gaben seiner Tochter, Berenice, die Krone, welche sich mit dem Seleukus, einem syrischen Prinzen, vermählte, von ihrem Vater aber mit römischer Hülfe wieder vom Throne gestoßen und ermordet ward. Nach einer vierjährigen, durch nichts als Grausamkeiten bezeichneten Regierung folgte ihm sein ältester Sohn, Ptolomäus, den er mit seiner ältesten Tochter Kleopatra, zu verehlichen befahl, sobald beyde volljährig geworden wären.

Allein Pathia ein Verschnittener, und Achillas erster Feldherr der ägyptischen Truppen, welche Vormünder des Ptolomäus waren, beraubten die Kleopatra ihres Antheils an der Regierung, und vertrieben sie aus dem Reiche. Nun brachte sie in Syrien eine Armee zusammen, mit der sie ihre entzogenen Rechte wieder zu erlangen suchte. Während daß ihre und des Ptolomäus Armee einander im Gesicht standen, kam Pompejus, nachdem er das Treffen auf den Pharsalischen Gefilden verloren hatte, sich eine Freystadt zu suchen, nach Aegypten, und hielt bey dem Ptolomäus um die Erlaubniß an, im Lande bleiben zu dürfen. Der König gab keine Antwort, Pathia und Achillas aber, welche den Julius Cäsar in ihr Interesse zu ziehen glaubten, luden den flüchtigen Feldherrn ein, zu kommen, und ermordeten ihn, da er kaum

ans Land getreten war. Cäsar indessen, der dem Pompejus auf dem Fuße gefolgt war, bezeigte ein großes Mißfallen über dieses verrätherische Beginnen, und entschied auch endlich zum Besten der Kleopatra, die er wieder in den Besitz der Regierung einsetzte. Ueber diese Entscheidung entstand ein heftiger Krieg, der sich endlich, als Mithridates, König von Pergamus, den Römern zu Hülfe kam, mit einer völligen Niederlage der Aegyptier und dem Tode des Ptolomäus, der auf der Flucht ertrank, endigte.

Kleopatra, die durch ihre Reitze überhaupt den Cäsar gefesselt hatte, ward nun aufs neue Königin, und heurathete ihren jüngern Bruder, den sie aber, als er vierzehn Jahr alt worden war, aus Furcht, daß er zu viel Theil an der Regierung nehmen möchte, umbringen ließ. Nach Cäsars Tode bestrickte sie den Markus Antonius, der in ihren Armen den Wollüsten fröhnte, während daß sein Gegner, Oktavianus Augustus, ihm immer gefährlicher wurde. So wagte er, geschwächt durch Weichlichkeit, das Seetreffen bey Aktium, dessen Verlust ihn der Herrschaft über Rom beraubte. Dennoch verrieth ihn eben diese Kleopatra, derentwillen er sich zum Weichling erniedrigt hatte, an seinen Ueberwinder, welchem nicht in die Hände zu fallen, er sich selbst mit seinem Schwerte entleibte. Kleopatra aber, nachdem sie sich vergebens bemüht hatte, den August für sich einzunehmen, und vorhersahe, daß sie seinen Triumph würde zieren müssen, ließ sich, wie man sagt, durch den Biß einer Viper vergiften. Mit ihr erlosch das Geschlecht der Ptolomäer, und Aegypten ward nun eine römische Provinz.

So

So war also Aegypten römisch, und seine Geschichte ist nun in die römische verwebet und wenig bedeutend. Im dritten Jahrhundert ward Aegypten das Vaterland der Einsiedler, die durch eine freywillige Entfernung von der Welt und eine strenge, alle Sinnen ertödtende Lebensart den vorzüglichen Beyfall des höchsten Wesens zu erlangen glaubten. Die Thebaischen Wüsten wurden der Sammelplatz dieser Unsinnigen, die alle ihre irrdischen Verbindungen zerrissen, allen Freuden des Lebens entsagten, und gleich wilden ungeselligen Thieren ihr Leben verschwärmten. Jünglinge in der Kraft ihrer Jugend, wie Paulus von Theben, den man als den Urstifter der Möncherey ansieht, eilten gleich dem schon eiskalten Greise, in diese Wüsten, und lebten gerade so wie die Fakirs und Santons noch leben. Von hier aus gieng in der Folge der Zeiten, der Genius des klösterlichen Lebens und der Wahn durch körperliche Büßungen, des Namens eines wahren Christen würdig zu werden, und was man auf Rechnung einer durch den heißen Himmelsstrich erzeugten Sinnesschwachheit hätte setzen sollen, ward bald als eine Wirkung des heiligen Geistes angesehen, und Hypochondrie zu einem Attribut des Heiligen gemacht.

In demselben Jahrhundert brach auch in Aegypten ein Aufruhr aus, indem der Statthalter Firmus, unter Aurelians Regierung, nach einigen sich zum Beherrscher des Landes aufzuwerfen, nach andern bloß die Freyheiten der Aegyptier aufrecht zu erhalten suchte. Auch unter Diocletians Regierung empörte sich Achilleus, und entfernt von dem Mittelpunkt der römischen Macht, wie er war, gelang es ihm, das ganze Land unter sich zu bringen, und von der Armee als Kaiser ausgerufen zu werden. Aber Diocletianus über-

überwand ihn in einem blutigen Treffen, belagerte ihn acht ganzer Monat in Alexandrien, und eroberte endlich die Stadt mit Sturm, da denn Achilleus gefangen, im Circus den wilden Thieren zur Speise vorgeworfen, und ganz Aegypten wegen Theilnehmung und Billignng des Aufruhrs mit Blut befleckt wurde. Nun blieb Aegypten ruhig bis zu Theodosius des Großen Regierung, da die Schmach, welche die jetzt zur herrschenden Parthey gewordenen Christen etlichen alten für höchst heilig geachteten Idolen anthaten, das Signal zu einem großen Aufruhr in Alexandrien gab. Die Heiden nämlich, äußerst entrüstet über eine so unverzeihliche Beleidigung, ermordeten mehrere Christen, bemächtigten sich des Serapistempels, befestigten sich in demselben, und thaten häufige Ausfälle, Christen aufzuhaschen, sie zur Opferung heidnischer Götzen zuzwingen, oder, im Weigerungsfall, den Kreutzestod sterben zu lassen. Man sagt, daß Theodosius nicht bigott genug gewesen, durch Härte die Religionswuth der Heiden noch mehr zu entflammen, sondern daß er der Obrigkeit Gelindigkeit anempfohlen, und dieser es endlich gelungen sey, durch friedliche Mittel die Eintracht wieder herzustellen.

Bey der Theilung des römischen Reichs ward Aegypten eine Provinz des orientalischen Kaiserthums, und blieb ruhig von außen und innen, bis zu Anfang des siebenden Jahrhunderts unter Heraklius Regierung, da die Perser das ganze Nieder-Aegypten überschwemmten, und selbst Alexandrien plünderten. Auch ward der schwelgende und polemisirende Hof zu Konstantinopel immer schwächer und unvermögender, eine so entfernte Provinz zu schützen, und es durfte sich nur ein kühner Eroberer zeigen, um es gänzlich der griechischen Herrschaft zu entreißen.

Dieser

Dieser Eroberer fand sich in der Person Omars, des zweyten Kalifen, dessen schwärmerischer Tapferkeit die entnervten Griechen nicht zu widerstehen im Stande waren. Aegypten ward nun ein Stück des großen Reichs der Saracenen, und Konstantinopel sah ruhig zu, wie ihm eine seiner besten Provinzen entzogen wurde, und der Koran über das Evangelium triumphirte. Man hört auch nicht, daß die Aegyptier nur etwas gethan hätten, was einigen Widerwillen gegen ihre neuen Gebieter an den Tag gelegt hätte. Sie waren bald so gute Saracenen, wie ihre Sieger, und vergaßen Christenthum, und alles, was sie an ihren vorigen Zustand erinnern konnte.

Im neunten Jahrhundert bekam Aegypten eigene Kalifen, welche zugleich über die Saracenen in dem übrigen Afrika herrschten. Sie waren aus dem Stamme der Fatimiten, und wurden im eilften Jahrhundert durch die Türken vom Throne gestoßen, die, als die Saracenen zu weichlich worden waren, sich selbst vertheidigen zu können, die Stärke ihrer Armeen ausmachten.

Auch diese Revolution, gieng ohne große Bewegung des sklavischen, mit jedem neuen Herrn zufriedenen, Volkes ab. Salah Eddin, den wir Saladin nennen, war der zweyte Sultan aus türkischem Blute. Seine Regierung fällt in die Zeiten der Kreuzzüge, welche Europa unternahm, das heilige Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen, und seine Tapferkeit war so groß, als seine übrigen Tugenden, denen selbst die Christen ihre Achtung nicht entziehen konnten. Unter des Melech Salah Regierung fällt im J. 1237 der Kreuzzug Ludwigs des IX. Königs von Frankreich, dessen Lieblingsidee, wie aus dem ersten Bande unsers Werks noch erinnerlich seyn

wird, die Eroberung des heiligen Landes war. Ludwig sah mit Recht Aegypten als den Schlüssel dazu, und als die stärkste Waffe in den Händen der Mohämedaner an, und er glaubte, daß, wenn dieses einmal erobert wäre, die Einnahme der heiligen Oerter nothwendig nachfolgen müsse. Der Anfang seiner Unternehmungen, war so erwünscht als möglich; allein bald rissen ansteckende Krankheiten unter der Armee der Kreutzfahrer ein, und endlich verloren sie ein großes Treffen, in welchem der König von Frankreich nebst mehrern Großen gefangen wurde, und die Blüte des französischen Adels zu Grunde gieng. So verunglückte eine Unternehmung, von welcher man sich den glücklichsten Erfolg versprochen, und welche nicht nur Aegypten, sondern auch alle andre benachbarte mohämedanische Staaten, in Schrecken gesetzt hatte. Sultan Melech Salah überlebte diesen Sieg nicht lange, sondern indem er den König von Frankreich nach Damiette führte, ward er von seiner Leibwache ermordet.

Diese Leibwache bestand aus den berufenen Mamelucken, die unstreitig sehr historisch merkwürdig sind. Die letzten Sultane, welche sich nicht getrauten, der schwärmerischen Tapferkeit der Kreutzfahrer ihre weibischen Aegyptier entgegenzusetzen, kauften eine Menge junge besonders tscherkaßische Sklaven zusammen, ließen sie auf das sorgfältigste in allen Kriegsübungen unterweisen, und bildeten ein zahlreiches, geübtes, zuletzt aber für sie selbst sehr gefährliches Korps aus denselben, das, nach der Ermordung des Melech Salah, auch dessen Prinzen umbrachte, und einen aus sich selbst auf den Thron von Aegypten setzte.

So

So hatte dieses Reich abermals neue Beherscher erhalten, unter welchen es vom J. 1245 bis 1517 blieb. Die ersten der mameluckischen Sultane waren tapfere und weise Regenten, welche den Fortgang der christlichen Waffen in Syrien aufhielten, und Aegypten, theils durch Eroberungen von außen, theils durch gute Einrichtungen von innen verstärkten. Allein nach und nach schwand die alte Kriegszucht, die Regenten wurden weichlich, und fröhnten, da sie von den Christen nicht mehr in Thätigkeit erhalten wurden, denn die Raserey der Kreutzfahrten hatte aufgehört, den entnervendsten Lüsten, und die Mamelucken selbst, die ehedem immer streng darauf gesehen hatten, daß ihre Sultane die Krone verdienten, ließen sich nach und nach durch Bestechungen zum Vortheil des Lasters verleiten, und versanken immer mehr in jene tödtliche Schlafsucht, die den mächtigsten Reichen den Untergang bringet. In dieser Verfassung war die Herrschaft der Mamelucken als der Osmanische Sultan Selim, den Plan zur Eroberung Aegyptens machte. Tuman Beg, der damals dieses Reich beherrschte, war zwar des Thrones vollkommen würdig, die alte Tapferkeit der Mamlucken schien in ihm wieder aufgelebt zu seyn, und ohne die Zerrüttungen im Staate, und mit mehr Unterstützung von Seiten der seinigen, würde Selims Unternehmung gewiß gescheitert seyn. Er focht in dem Treffen bey Kahira mit einer unbeschreiblichen Herzhaftigkeit, aber endlich mußte er der Uebermacht der Türken weichen, die ihn, sich in Kahira einzuschließen, und nach einer neuen Schlacht sich mit der Flucht zu retten, nöthigten. Nicht lange darauf ward er gefangen, und 1517 auf Befehl Selims strangulirt.

So endigte sich die Regierung der Mamlucken, und Aegypten ward nun eine türkische Provinz, die

aber theils wegen der Entfernung von dem Mittelpunkte des Reichs, theils wegen der innern Verfassung selbst, öftern innern Unruhen ausgesetzt blieb, und immer bleiben wird. Eine der wichtigsten dieser Empörungen war die des Ali Bey in dem vorigen rußischtürkischen Krriege. Dieser wirklich nicht gemeine Mann war schon im Besitz des Reichs; er war den Türken in allem überlegen, und er würde gewiß der Stifter eines eigenen Staates geworden seyn, wenn nicht einer seiner Verwandten, Abudaab, an ihm zum Verräther worden wäre. Sein Tod unterwarf Aegypten wieder der osmanischen Herrschaft, aber es ist nur ein neuer Krieg, oder sonst eine wichtige Veränderung nöthig, um aufs neue hier die Fahne einer allgemeinen Empörung aufgepflanzet zu sehen.

II.

Marokko und Fes.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0095
DFG

Allgemeine Landesbeschaffenheit.

Dem Gange der gewöhnlichen geographischen Ordnung zu Folge, führt uns nun unsere Arbeit in ein Land, das, seinem Namen nach, mehr Abschreckendes, als Empfehlendes verspricht. Wie unsicher, mangelhaft, getheilt und fehlerhaft sind nicht viele Urtheile über den Theil unsers Erdbodens, der in dem Ruf steht, daß seine Bewohner Barbaren, und ihr Land eine grausenvolle **Barbarey** sey. Versteht man hierunter die innern Gegenden von Afrika, die großen sandigten Wüsteneyen, die vielleicht noch wenige menschliche Fußtritte betreten haben, und in denen man sich, wie auf dem offenen Meer, des Kompasses bedienen muß, um sich zurecht zu finden, den Mangel am Wasser, den unerträglichen Grad von Hitze, die Unsicherheit für reissenden Thieren und giftigem Ungeziefer; dann wäre dieser Vorwurf gegründet, und wir werden selbst in der Folge Gelegenheit haben, jene menschenleere Gegenden, oder jene Wildheit der Einwohner, für eine Barbarey zu erklären. Da wir uns aber gegenwärtig mit demjenigen großen Lande beschäftigen, welches aus ganz andern Ursachen diesen Namen führt, und welches sich, der Länge nach, am mittelländischen Meer auf **achthundert** Meilen erstreckt, und dessen Breite gegen **hundert** Meilen ausmacht, seine Bewohner weder grausam, noch ihr Land menschenleer, ihr Boden nicht unfruchtbar ist; so wird uns eine nähere Bekanntschaft mit der **Barbarey** richtigere Begriffe gewähren.

Die **Grenzen** dieses angeführten Landes sind zuförderst: gegen **Mitternacht** das mittelländische Meer, gegen **Morgen** Aegypten, gegen **Mittag** Biledulgerid, und gegen **Abend** das atlantische Meer.

In Vergleichung mit andern afrikanischen Ländern, giebt es hier ein überaus gesundes Klima, wo die reinste Luft durch nichts, als durch die nothwendigen Wolken abgewechselt, und durch den fruchtbarsten Regen abgekühlt wird. Daß ein nördlicher Europäer diese Wärme unerträglich finden würde, ist gewiß, aber nichts desto weniger ist hier die Luft gemäßigt; ja in den gebirgigen Gegenden am mittelländischen Meere sogar etwas kalt. Wenige Gegenden sind ein wüster Aufenthalt wilder Thiere, wohl aber sieht man die herrlichsten fruchtbarsten Felder vergebens auf arbeitsame Hände warten die, durch ihre mannigfaltigen Früchte, Fleiß und Mühe reichlich belohnen würden, wenn es die Bewohner selbst verstünden, diese Schätze zu benutzen, oder andern die Erlaubniß ertheilten, einigen Antheil daran zu nehmen. Die angenehmsten Gegenden von Bergen, Thälern, Ebenen, Wäldern, Gebüschen, wechseln auf eine gefallende Weise mit einander ab, überall findet man bevölkerte Städte, und fünf große Staaten begreift die Barbarey in sich, nämlich: 1) das Kaiserthum Marokko; 2) die Republiken Algier, 3) Tunis, 4) Tripoli; und 5) das Land Barkan. Nächst dieser Eintheilung macht der Berg Atlas noch eine zweyte, und zwar die eigentliche Barbarey gegen Mitternacht, und Bilidulgerid gegen Mittag, weshalb wir uns auch sogleich zu der umständlichern Beschreibung dieser großen Reiche wenden, und zwar den Anfang mit dem Kaiserthum Marokko machen.

Das Kaiserthum Marokko.

a) Land. Schon so oft hat dieses Reich die grausamsten Zerstörungen erlitten, und doch ists noch nicht ein Antheil seiner Feinde, der Türken, geworden, ja sogar einige Provinzen, welche unter dem Namen, das Königreich

nigreich' Fes, Sus und Tafilet, davon gerissen wurden, haben sich nach und nach wieder mit ihm vereiniget, so daß man jetzt Fes und Marokko, sogar in der gemeinen Rede, selten von einander trennet. Ehedem war dieses Kaiserthum unter dem Namen, Mauritania Tangitana, bekannt, gegenwärtig grenzt es gegen Mitternacht an das mittelländische Meer, gegen Morgen an die Republik Algier, gegen Mittag an die Wüste Sarah, gegen Abend an das atlantische Meer, in einer Länge von Norden gegen Süden auf hundert und funfzig, vom Abend gegen Morgen auf funfzig bis hundert Meilen. Unter allen afrikanischen Ländern behauptet Marokko den Vorzug, theils wegen der reinen gesunden Luft, die durch die nördlichen kältern Gegenden gesünder, obgleich desto empfindlicher ist, theils wegen seiner seltenen Fruchtbarkeit. Ihre Felder und Wiesen würden einen übergroßen Vortheil geben, wenn sie bearbeitet würden, und in ihren Bergen würden unerschöpfliche Quellen eröffnet werden, wenn es die Regierung nicht für heilsamer hielte, lieber nichts davon zu wissen, als in Furcht zu schweben, ob fremde Nationen nach diesen Schätzen geitzen, und seine Ruhe stören möchten.

Ebenen und Berge wechseln sehr angenehm ab, und die letztern sind Glieder von der großen Kette des Gebirges Atlas, welches diese Gegend in der Gestalt eines zunehmenden Monds umschließt, und wo auf einigen seiner Gipfel, den größten Theil des Jahres, Schnee anzutreffen ist, keinesweges aber großen Einfluß auf die Strenge der Kälte hat, so daß der Winter in den Thälern sehr kurz und gelinde, und ein früh empfundener Frost durch die Mittagswärme sehr schnell verdrängt wird. Doch entstehen aus diesem schnellen Wechsel sowohl, als auch durch die heftigen Nordwestwinde, und durch die öftern Regen,

für die Gesundheit sehr nachtheilige Folgen, welche den Eingebohrnen des Landes bösartige Fieber, und den Europäern oft noch weit schädlichere Folgen erzeugen. Damit endlich aber auch dieses Reich an nichts Mangel leide, so wird es an verschiedenen Orten von Quellen und Flüssen aufs beste bewässert, welche meist alle auf dem Atlas entspringen, und unter denen Sus, Ommirabib und Tuxelet die vornehmsten sind. Doch wir würden uns von der Güte dieses Landes immer nur einen halben Begriff formen, wenn wir uns nicht bey seinen Produkten etwas länger verweilen wollten.

Nicht bloß Ueberfluß, sondern auch vorzügliche Güte macht die Produkte des Pflanzenreiches erheblich, und es wird daher auch nothwendig seyn, ihre Eigenschaften hie und da zu berühren. Zuförderst nennen wir den Weinstock, der so mannigfaltig von Namen, und eben so verschieden von Güte ist, daß es Trauben giebt, denen an Größe keine in Europa gleich kommen. Feigen, Oliven, welche ihnen mehr zur Speise, als zur Pressung des Oels dienen. Argan ist eine Art Oliven, woraus eigentlich Oel gepreßt, und nach Europa verkauft wird, jedoch nur für Manufakturen oder Fabriken nutzbar ist. Mandeln, Zitronen, Limonen, Pomeranzen, Apfelsinen, die dem Auge wegen ihrer Menge und Abwechselung von der Blüthe bis zur reifen Frucht einen angenehmen Gegenstand gewähren. Aepfel giebt es wenig und schlecht, nur der König hat einige genießbare Sorten. Maulbeeren, doch ohne daß man Seidenwürmer hat. Kirschen werden Königsbeeren genannt, weil sie außer dem König niemand hat. Palmenbäume, deren Frucht man Datteln nennt, und die wegen ihres aromatischen Geschmackes sattsam bekannt sind. Eichen und Cedern wachsen zwar

nicht

nicht so groß, als auf Libanon, aber doch so, daß sie zu Balken und Breten dienlich sind. Schisgherat Ert lh ist der Baum, worauf der arabische Gummi gefunden wird, welcher Saft des Jahres zweymal gesammlet werden kann. Schisgherat Elgrahssa ist eigentlich wie ein Busch, und liefert den Gummi Sandarak. Charub ist ein großer Baum, dessen Frucht den Tamarinden nicht unähnlich ist; sie ist aber süß, und die Mauren essen sie gern. Wallnüsse, Granatäpfel, Aprikosen, Zuckerrohr und Henna, welches letztere die tägliche Schminke des Frauenzimmers abgiebt. Die Blätter werden mit frischem Kuhmist gekocht, und geben alsdann eine braungelbe Farbe. Die Weiber der Araber schmieren etwas davon auf den Kopf, und lassen es willkührlich über den ganzen Leib und die Kleider herabfließen, so abscheulich es auch aussieht. Erz ist eine sehr feine Art Holz, welches der Ceder sehr nahe kömmt. Euphorbium, oder diejenige Frucht, welche beym Einschnitt in ihre Blätter und in ihre Frucht selbst einen Saft von sich giebt, welcher in der Luft sogleich dick wird, und das bekannte Gummi Euphorbium ist. Artischocken, Trüffeln, Haschischa, oder ein Gewächse, so unserm Hanf ähnlich ist, und welches durch den Genuß des Saamens und der Blätter eine heftige Trunkenheit, oder vielmehr eine Umnehlung der Sinne zuwege bringt. Melonen von verschiedener Art. Debs ist ein Kraut in den Gegenden bey Marokko, welches vorzüglich dazu dient, die Saffianfelle gelb zu färben. Bohnen, Linsen, Gurken, Radise, gelbe Rüben, Weißkraut, Blumenkohl, Salat, Petersilie und dergl. wachsen überflüßig und gut. Weizen, Gerste und Haber wächst häufig; vom ersten bekömmt man ein feines Brod, vom andern ein wohlfeileres, aber auch schlechter, und der Haber wächst wild, mit wenig Körnern, und ist nicht einmal zur

Fütte-

Fütterung der Pferde geschickt. Uebrigens ist die Fruchtbarkeit des Bodens so groß, daß man den Ueberfluß des Getraides in unterirdischen Behältnissen sammlet, und oft so viel aufhäuft, daß man das ganze Land wohl etliche Jahre davon versorgen könnte.

Eben so reichhaltig, aber auch eben so unaufgesucht, sind die Produkte des Steinreiches, woraus der Kaiser allein große Schätze sammelt. Man findet Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Bley und Eisenminen, von allen aber bedienet man sich nur des Kupfers, und auch dieß thun nur die Berbern, insonderheit in der Gegend bey Agadér, als welche sich weniger vor der Tyranney des Despoten scheuen. Demohngeachtet ist man noch weit in der Kunst zurück, Bergwerke anzulegen, oder zu benutzen, sondern man gräbt ohne viele Behutsamkeit so lange nach, als die Adern einige Ausbeute zeigen, und läßt dann sorglos die Grüfte zusammenstürzen, und nicht selten dabey die Arbeiter lebendig begraben. Doch nicht dieses Hinderniß allein hemmt den Bergbau, sondern von Seiten der Regierung wird es unmöglich gemacht, neue Entdeckungen anzustellen, weil, wie gesagt, der Monarch zu mißtrauisch ist, und wenn er seinen Vortheil erlangt, den Vortheil eines andern lieber zu hemmen, als zu befördern suchet. Man findet Bergkristallen, welche den Amethisten gleichen. Versteinerte Sachen, und gewiß mögen noch manche kostbare Produkte verschlossen liegen, die weder die Eingebornen des Landes kennen, noch zu suchen das Herz haben.

Etwas bekannter und ausgebreiteter sind die Produkte des Thierreiches, unter denen das Kameel als ihr nützlichstes Thier obenan stehet. Dromedare, welche aber nur beym Monarchen gefunden werden, und, wie bekannt, den Kameelen gleichen, außer daß

sie

sie zween Buckel auf dem Rücken haben, und an einem Tage eine so weite Reise zurücklegen können, als ein Pferd oder Maulthier kaum in acht Tagen thun würde. **Löwen** finden sich sowohl bey Meknes, als Fes, und auf dem Atlasgebirge im Ueberfluß, welche die Araber wegen ihrer Haut bisweilen schießen, und an die Christen verkaufen. **Tieger, Wölfe, Pferde**, welche letztere ihrer seltenen Dauer wegen beliebt sind. **Maulthiere** sind in sehr großer Menge, und verschaffen sowohl zum Reisen, als zu anderm täglichen Gebrauch, vorzüglichen Nutzen. **Esel** sind allgemein und bekannt. **Rindvieh** besteht in Stieren und Kühen, von denen die erstern so zahm sind, daß die Araber sich ihrer zum Pflügen und Reiten bedienen. **Schafe** und **Schafböcke** sind, wie bekannt, ein großer Reichthum in hiesigen Landen, und ob schon eine große Menge Wolle und Leder mit Vortheil nach Europa gebracht wird, so nutzen sie dieselben doch ungleich mehr, da die meisten Bewohner bloß wollene Kleider tragen, also allemal nur den Ueberfluß davon an uns verhandeln. Ihr Gebäude ist groß, und ihr Schwanz besonders sehr fett. **Ziegen** werden von den Mauren eben so gern, als Schafe, gegessen, und ihr Haar dient ihnen vorzüglich sehr zu Zelten und Tauwerk. Man hat **Hunde, wilde Katzen, Füchse, Affen, Rgazahl**, ein überaus schönes Thier, von der Gestalt eines Hirsches und der Größe einer kleinen Ziege. Seine schönen Augen, die Feinheit seiner Beine und sein übriges schönes Gebäude hat die Veranlassung gegeben, daß die Mauren in ihren Liedern den Gegenstand ihrer Liebe mit diesem Thiere vergleichen. Es giebt **wilde und zahme Schweine, Hasen, Stachelschweine, Landschildkröten**, die man aber nicht isset.

Unter den übrigen Thieren befinden sich erstlich Strauße, sowohl wild als zahm, deren Eyer man auf das sorgfältigste sammlet, und im Serail verzehrt. Einige dieser Thiere verfolgen die Vorbeygehenden, um ihnen mit den Flügeln oder Füßen zu schaden; allein sie sind auch wieder sehr furchtsam, und ein kleiner Muth kann sie leicht entwaffnen. Flamingos findet man zahm und wild. Störche kommen im Januar, und ziehen im Juni wieder weg. Gänse hat niemand, als der König, und eben so selten sind zahme Enten, denn die wilden sind Zugvögel. Hühner sind überflüßig, als zahme, Perlhühner, Rebhühner, und andere. Es giebt Wachteln, Staare, Tauben, Zerkak, von der Größe zwischen einer Taube und einem Staar, welcher auf der Brust eine schöne lichtgrüne Farbe hat, und auf den Flügeln mit schwarzen und dunkelblauen Schwingfedern schattirt ist; sein Rücken ist braun, der Schnabel etwas gekrümmt, und dem Papegeygeschlechte sehr ähnlich. Man findet Wiedehöpfe, Raben, Feigenschnepfen, nicht völlig so groß, als Sperlinge, aber die artigsten von Vögeln. Sie leben von Feigen, und werden auch auf dem Feigenbaume geschossen. Endlich giebt es auch Bienenfresser, Habichte, Sperber, Eulen u. a.

Von den eßbaren Fischen findet sich zuerst der Rgel, welchen die Engländer vorzüglich bey Agadér fangen, und obgleich sein Fleisch sehr grob ist, so wird er doch als eine Speise für die Matrosen benutzt. Der Targensa, oder, wegen seines murrenden Lautes, Knorrfisch genannt, ist eine ungleich angenehmere Speise, als die vorige. Die übrigen schmackhaften und überflüßigen Fische heißen Jungen, Lefab, Meeraal, Musa, oder andere bekannte Seefische; so wie Hummer, Austern, Seeschnecken ꝛc.

Noch

Noch gedenken wir kürzlich der übrigen schädlichen Thiere und Insekten, als z. B. des Kamelon, von der Größe eines Maulwurfs, mit kleinen Augen, die es so geschickt zu wenden vermag, daß es die Gefahr hinter sich sehen kann, ohne den Kopf zu wenden, ja wohl gar das eine vorn, das andere hinter sich kehrt. Seine Zunge ist so lang, als der ganze Leib, am Ende derselben aber mit einem Klumpen klebrigter Materie versehen, vermittelst welcher die Fliegen daran hangen bleiben, und ihm zur Speise werden. Es kann seine Farbe des Tages wohl sechsmal verändern, als weiß, schwarz, gelb, röthlich u. s. w., bis es seine gewöhnliche grasgrüne wieder annimmt. Ihr Biß soll giftig seyn, und sogar die Schlangen tödten. Ein anderes sehr schädliches Insekt sind die Heuschrecken, welche sich in undurchsichtigen Wolken auf die Erde niedersenken, und den Reisenden den Weg versperren. Ob sie schon gegessen werden können, so richten sie doch auch wiederum so viel Verwüstung an, die jenen Vortheil nicht ersetzet. In eben so grosser Anzahl und von mancherley Art sind die Schlangen, worunter diejenigen am merkwürdigsten sind, die sich in den Häusern aufhalten, welchen sie auch, ihren Religionsgesetzen zu Folge, nichts zu Leide thun dürfen. Skorpionen sind häufig auf den Feldern und in den Städten zu finden, wovon der Stich einer gewissen Art sehr schädlich seyn soll. Eidexen werden von den Eingebohrnen nicht getödtet, und sind auch ganz unschädlich, ja man sagt sogar, daß sie die auf dem Feld schlafenden Kühe unschädlich saugen. Uebrigens findet sich alles Ungeziefer in Menge, als: Mücken, Ameisen, Kröten, Fliegen und so weiter, welche sich alle willkührlich vermehren können, weil kein Maure ein solches Geschöpf umbringen darf. Als ein weit nützlicheres Insekt nennen wir noch die Bienen, deren vortreffliches Honig und Wachs eine

reiche

reiche Ausbeute gewährt, und an die christlichen Kaufleute verhandelt wird. Schmetterlinge und andere schöne Insekten leben unbeobachtet und ungestört in ihrem schönsten Schmuck, die wir mit großer Geschwindigkeit ihrer Freyheit berauben würden, hier aber nicht leicht aufzubewahren sind.

So viel können wir unsern Lesern aus der höchstunvollkommenen Naturgeschichte dieses Landes mittheilen; mehrere Nachrichten liefern uns selbst die glaubwürdigsten Reisenden nicht. Alles Folgende betrifft eine nähere Beschreibung von den Einwohnern.

b) Einwohner. Unter den **Einwohnern** im Reiche versteht man die sieben darin befindlichen Nationen, die jede nach ihren Begriffen ein eigenes Volk ausmacht, und nur mehr oder weniger unter der Gewalt des Monarchen stehet.

Mauren. Die **ersten** sind die **Mauren**, von den Europäern gemeiniglich so genannt; eigentlich aber sind sie derjenige Theil von den Arabern, der sich in den Städten niederließ, und mit den alten Mauren und Gätulern vermischte, zu denen sich im Jahr 1610 die Maranen, oder die spanischen Mauren gesellten, welche sich so sehr vermehrt haben, daß man gegenwärtig keine Spur mehr von ihren Vorältern findet. Sie selbst nennen sich Moslimin oder Befreyte, woraus hernach diese Namen, als Muselmänner, Maures, Moros, u. s. w. entstanden sind, welches ohne allen Grund zu der unrichtigen Vorstellung Anlaß gegeben hat, als wären die Namen, Mohren und Schwarze, eins und dasselbe, welches doch das Gegentheil davon ist; und nur diejenigen führen den Namen Mulatten, welche sich mit den Schwarzen vermischt haben. Welches ihr Ursprung auch immer seyn mag, dem sey, wie ihm wolle, wir nennen sie Mauren, und wissen, daß sie von den-

denjenigen Arabern abstammen, welche Saracenen genannt wurden, die aber durch ihren Aufenthalt in Spanien und durch ihre Lebensart in den Städten so sehr verschieden von den Arabern worden sind, daß sie dieser Nation gar nicht mehr beygesellet werden können.

Ihre Sitten sind von der rohen Natur ihrer Voraltern so sehr abgewichen, und auf mannigfaltige Dinge gerichtet worden, so daß sie in ihren Gebräuchen, wie in ihrer Denkart, überall zu erkennen geben, daß sie alle Ansprüche auf Kultivirung zu machen wissen, wenn sie ihr gleich noch nicht so nahe gekommen sind. Zuförderst sind sie weder weichlich, noch eitel; Genügsamkeit ist eine ihrer Haupttugenden, und die Sorge für die künftige Bestimmung ihrer Kinder macht eine ihrer größten Sorgen aus. Jeder Mann darf sich so viel Weiber nehmen, als er zu ernähren gedenkt, und die Ceremonie bey ihren Verheyrathungen ist völlig im arabischen Geschmack, prunkvoll und mit lustigen Ceremonien. Ihre Speisen sind einfach und leicht zuzubereiten. Eine Suppe aus Mehl und Wasser, mit Oel und Salz vermischt; Weintrauben, Feigen oder Melonen mit Brod, und zur besten Mahlzeit Kuskus, sind ihre vorzüglichsten Speisen. Letzteres Gericht ist nichts weiter, als ein dicker Brey aus feinem Weizenmehl und gekochtem Fleisch, welches sie ohne alles Tischgeräthe mit der rechten Hand auffassen, und sich nie der linken Hand bedienen, weil diese zum Waschen ihres Körpers bestimmt ist. Butter, Talg von Ochsen, Schafen oder Ziegen, Käse, eine Art von Mehlkuchen, kleingemachtes Fleisch mit Nudeln und Mandeln, gekochtes Fleisch mit Honig, Mandeln und Rosinen u.s.w. sind alle übrige Nahrungsmittel, mit denen sie freylich nicht allemal auf die reinlichste Weise umgehen. Schlachten, Schießen und

dergleichen verrichten sie alles im Namen Gottes, und da sie auch nur sehr heimlich starke Getränke trinken, so ist ein Betrunkener ein sehr seltener Anblick, aber auch der härtesten Strafe und Stockschläge ausgesetzt. Dafür essen sie sich am Kraut Haschischa trunken, ingleichen durch den Gebrauch von Opium. Milch und Wasser, besonders Kameelmilch, ist ihr liebstes, und das letztere ihr nahrhaftestes Getränke. Wunderbar ist es übrigens, daß die Mauren von der Gewohnheit der Araber und Türken in der Levante so sehr abgehen, die nämlich so viel und so gerne Taback rauchen oder schnupfen, diese hingegen lieben keins von beyden, und nur wenige, Seeleute ausgenommen, thun es öffentlich.

Sinnliche Ergötzlichkeiten, als Essen, Trinken, Gasterey, Schauspiel, Musik, Tanz, u. s. w. haben für sie wenig Interesse; eine Frau, ein Pferd und eine Flinte sind ihre Lieblingswünsche; und haben sie diese, so sind sie für die übrigen Dinge sorglos, schätzen auch jeden nur um der Menge dieser drey Dinge willen glücklich oder nicht glücklich. Demohngeachtet sind sie nicht ganz vom Ceremoniel frey, und in manchen Dingen, wie gesagt, wieder zu eigensinnig. Sie grüßen sich z. B. mit vielen Weitläuftigkeiten, suchen ihre Weiber sehr geheim zu halten, spielen, nicht um Geld, nach dem Verbot des Koran, sondern um die Ehre, und zwar am liebsten Schach, worin einige große Meister sind. Eine andere Belustigung ist die, daß sie bey Feyerlichkeiten eine Art von Krieg formiren, mit Pulver auf einander schießen, und sich dabey in der Behändigkeit ihrer Pferde üben. Ueberhaupt ist es sonderbar, daß in vielen ihrer Sitten und Gebräuche grade das Gegentheil von den europäischen zu finden ist, als z. B. Frauenzimmer küssen den Mannspersonen die Hand; wir entblößen aus Ehrerbietigkeit den Kopf,

sie

sie die Füße; wir küssen andern die Hand, sie die ihrige; wir wenden das Gesicht im Weggehen so lange gegen einen Vornehmern, als wir ihn sprechen und sehen, sie kehren ihm den Rücken, und so mehr.

Unveränderlich ist ihre Mode, und der Schnitt ihrer Kleider keiner Umschaffung unterworfen. Sie lieben Feinheit und Reinlichkeit, und das ist das einzige Zeichen, wodurch sich die Vornehmern auszeichnen. Unverheyrathete haben nichts, als eine kleine Haarlocke auf der einen Seite des Kopfes, sogar die Prinzen gehen mit bloßem Kopf, und verheyrathete Personen haben entweder eine rothe wollene Mütze, oder ein feines weißes Tuch um dieselbe geflochten, die eine Art Turban vorstellt. Am Leibe tragen sie ein Hemde, gemeiniglich um den Hals mit gelber Seide ausgenähet, die Aermel sind offen, jeder viele Ellen lang, und werden auf dem Rücken zusammen gebunden. Ueber demselben haben sie einen Kaftan oder Weste, mit und ohne Aermel, von rothem, blauem oder anderm Tuch, oft auch aus vielen Farben zugleich, und mit einer Menge kleiner Knöpfe geziert. Ueber dem Kaftan haben sie entweder eine breite seidene Schärfe, (dergleichen in Fes zu zwanzig bis hundert Mark verkauft und gearbeitet werden) oder wenn es Hofleute sind, einen Gürtel mit einer Schnalle. Alle wickeln sich in eine Haik, d. i. in ein Stück weiß wollen Zeug, so sieben Ellen lang und drey breit ist, und zwar so, daß sie dieselbe über den Kopf legen, und die Enden derselben über die linke Schulter werfen: nur wenn der König zugegen ist, muß sie vom Kopf genommen werden, sonst aber ist sie für den Armen äußerst bequem, weil sie oft seine ganze Kleidung ausmacht. Reiche und Seeleute tragen Beinkleider, sehr weit, die ersten von Leinen, die andern von Tuch, niemand aber, selbst der König nicht, trägt Strüm-

pfe, es sey denn auf einer sehr langen und schlimmen Reise. Es tragen daher beyderley Geschlechtes Saffian-Pantoffeln ohne Absätze.

Die Waffen der Soldaten sind ein Säbel, der in einer dicken Litze über der rechten Schulter hängt, der Griff ist von Horn, die Bügel von Eisen, und die Klingen werden entweder im Lande gemacht, oder von christlichen Kaufleuten dahin geführt. Sie tragen Dolche, und bedienen sich der Büchsen, wozu sie die meisten Läufte aus Spanien bekommen, im Lande aber sehr auszieren. So allgemein übrigens ihre Nationaltracht ist, so gut lassen sich die Vornehmern von den Geringern unterscheiden, als z. B. ein Kaid oder Gouverneur trägt gemeiniglich einen Stock in der Hand, wovon das dicke Ende allemal unten ist. Ein Geistlicher hat eine kleine Klappe an seinen Pantoffeln, einen Rosenkranz in der Hand, und wenn er einem Christen begegnet, hält er gemeiniglich Mund und Nase zu. Einen Kaufmann erkennt man an seinem feinen Kleide, einen Soldat an seinen Waffen, und einen Kaperkapitain an einem mit Gold besetzten Kaftan, einem Regentuch, Beinkleidern und einem grossen Messer. Endlich lassen alle verheyrathete Personen den Bart in die Länge wachsen, die unverheyratheten aber lassen ihn selten über einen Daumen lang.

Da das weibliche Geschlecht in vielen Stücken von diesen Gebräuchen abgehet, so wollen wir diese Abweichung noch kürzlich mit anzeigen. Sie tragen ebenfalls, wie die Männer, das große leinene Gewand, aber nur auf eine andre Art, und befestigen es über der Brust mit silbernen Haken, oder tragen es auch auf dem bloßen Leibe. Weiber dürfen ihr Haar nicht sehen lassen, sondern binden einen seidenen Schleyer darum, dessen Enden auf den Rücken herunter hangen, und

welcher

welcher vorn eine Kopfbinde bildet, welche mit Perlen und Goldstücken besetzt ist. An den Ohren tragen sie Ringe mit schwerem Gehänge. Um den Hals binden sie Perlen und andre Silber oder Goldplatten, auf welchen Schriften stehen, so auch an den Armen und an den Fingern allerhand Zierrathen. Unverheyrathete lassen ihr Haar in drey Flechten mit einigen seidenen Schnüren über den Rücken hangen, an deren Ende silberne Schellen und Quasten sind, die ein Geläute verursachen.

Das Gesicht schminken sie mit Kochenille, oder mit einem andern Roth, und auf diese Weise beschmieren sie sich die Augen und alle Glieder, so auch Haare, welche meist schwarz von Natur sind, aber das gelbe ist eine Schönheit, und, um schön zu seyn, suchen sie es zu färben. Beym Ausgehen winden sie sich so sehr in das Gewand ein, daß man nichts von ihnen als ein Auge sehen kann, und auf diese Weise gehen Reiche und Arme einerley. Sehr geschickt oder fleißig sind sie eben nicht, und die wenigsten können nähen, doch stehen sie in dem Ruf einer guten Lebensart, und Ausschweifungen sind unter ihnen immer etwas Seltenes, welches ihnen auch den größten Nachtheil bereitet.

Uebrigens haben die Mauren ihre Fehler wie ihre Tugenden mit jedem Volke gemein, und um ihre Schilderung in die Kürze zu fassen, sind sie nicht sehr beherzt und streitbar, aber desto bessere Reuter, sie sind stark, unermüdet und witzig, eifersüchtig, unkeusch, abergläubisch, Heuchler, Betrüger, grausam, stolz, rachsüchtig, brav, gefühlvoll fürs Gute und wie überall, nicht ganz böse, nicht ganz gut. Daß sie ihre Todten im Freyen und mit Ceremonien begraben, daß die Weiber viel Geschrey dabey anstellen, daß sie jährlich den Sterbetag feyern, ist auch bey ihnen eine Sitte,

wie bey den übrigen, die uns noch kürzlich zu beschreiben obliegt.

Araber. Die zwote Nation ist also die Araber, auf die wir uns hier nicht weitläuftig einlassen dürfen, und unsre Leser nur in den vorigen Band Asien verweisen können. So viel Kultur, als die in den Städten, haben sie, wie bekannt, nicht, vielmehr verachten sie jene, weil sie nicht begreifen können, wie man ein städtisches Leben dem Landleben vorziehen könne. Sie wohnen in Zelten, ziehen umher, pflügen zuweilen die Erde, haben ihr Oberhaupt für sich, geben aber doch auch eine jährliche Schatzung, es sey an Korn, an Gelde, oder auch an andern Produkten. Ihre Weiber gehen unverhüllt, haben aber wenig Gefallendes an sich, und ihre Kinder gehn bis ins siebente Jahr nackend.

Breber. Die dritten Einwohner sind Breber; ob es gleich sehr unausgemacht bleibt, wessen Ursprungs sie sind, so ist doch so viel gewiß, daß sie die ältesten Bewohner des marokkanischen Reiches sind, welche die fremden Nationen gezwungen haben, ihre Zuflucht zu den Bergen zu nehmen, und welche Lebensart ihnen jetzt so bequem ist, daß sie dieselbe mit keiner andern vertauschen mögen. Hegten sie nicht einen so unversöhnlichen Haß gegen die Christen, so würde es vielleicht noch möglich werden, etwas Zuverläßigeres von ihrer Nation zu erfahren; so aber lehrt ihnen ihr Religionseifer ihre höchste Glückseligkeit darin zu suchen, wenn sie viel Christen getödtet haben. Ihre Wohnungen sind auf den Atlasbergen, und zwar in Form eines großen Vierecks, worin eine jede Familie ihren besondern Raum einnimmt, auch wohl mit einem oder zwey Thürmen versehen, welche ihnen besonders dienen, bey naher Gefahr, den Nachbarn ein Zeichen zur Hülfe zu geben, worauf sie sich auch sogleich haufenweise versammeln. Sie haben ihre eigene Spra-

che,

che, die, welches sehr wunderbar ist, nichts mit der arabischen und mauriſchen gemein hat. Sie sind lang und mager vom Körper, lassen hinten am Kopf das Haar bis an den Hals wachsen, und scheren es vorn sehr hoch ab. Ihre Tracht ist ein Haik, Hemden aber und Beinkleider haben sie selten, ja selbst ihr Haik ist der elendeste Lappen, weil ihnen auf ihren hohen Bergen dieser Vorrath mangelt, und meist erst von den Mauren ersetzt werden muß. Von Karakter sind sie leicht, munter, haben eine ganz besondere Fertigkeit, ihr Gewehr zu regieren, abzufeuern, in die Luft zu werfen, und andere Dinge damit vorzunehmen. Auch nur diejenigen Breber erkennen den König von Marokko für ihren Oberherrn, welche mit den Arabern in einer gewissen Freundschaft leben, die eigentlich der Handel unterhält; alle übrigen aber haben ihren eignen kleinen König, dessen Nachkommen allemal solange regieren, bis sie aussterben. Der Religion nach sind sie Mohämedaner, aber ungleich schwärmerischer und unwissender als die Mauren, ja da sie nicht einmal die Sprache des Koran verstehen, so befolgen sie nur blindlings die Vorschriften ihrer Geistlichen, und nennen dies Religion.

Die vierten sind Neger, entweder von Guinea gekommen, oder stammen doch von daher. Alle Neger, welche Sclaven sind, werden meist von den jährlichen Karavanen durch feßische Kaufleute aus Guinea gebracht, nehmen alsdann die mohämedaniſche Religion an, ob gleich ihre Freyheit nicht das Geringste dabey gewinnt, sondern jeder Sclave an den meistbietenden zum Eigenthum überlassen wird. Neger.

Die fünften sind Juden, und stehen unter dem Schutz von Marokko, wofür sie große Summen bezahlen müssen, bey dem allen aber als die verächtlichsten Menschen angesehen und behandelt werden. Vie-

le von ihnen leben vom Handel, von Handwerken, und vom Aus- und Einladen der Schiffe. Ein grosser Theil redet spanisch, ihre eigentliche Sprache aber ist die maurische. Zum Unterscheidungszeichen tragen sie alle schwarze Mützen, und das weibliche Geschlecht läßt zum Unterschied der Maurinnen, das halbe Gesicht unverhüllt.

Die sechsten sind **Renegaten**, worunter alle diejenigen verstanden werden, welche von andern Religionen zur mohämedanischen übergehen, es geschehe nun durch Gewalt, oder freywillig. Gegenwärtig wird niemand dazu gezwungen, ja der König giebt einem solchen Uebertreter sogar einige Tage Bedenkzeit, ob es ihm vielleicht reuen könnte, und selbst dann noch, wenn er darauf beharrt, sieht man ihn als verächtlich an.

Endlich findet man auch **siebentens Christen**, welche entweder **Konsuls**, **Kaufleute**, **Künstler** oder **Sclaven** sind, worüber wir etwas mehr sagen wollen.

Zu Folge der unumschränkten Herrschaft des Kaisers von Fes und Marokko, wird auch das Schicksal derjenigen, die als Sclaven in ihre Hände fallen, unglaublich elend. Obschon manches übertrieben seyn mag, was man von den grausamen Behandlungen der Sclaven gesagt hat und noch sagt, so ist doch soviel gewiß, daß die härtesten Behandlungen eines Verbrechers in Europa, mit denen in diesem Reiche, nie in Vergleichung kommen. Beym ersten Morgenstrahl müssen sie sich, gleich den Thieren, an ihre angewiesene Arbeit treiben, und neben dasselbe anspannen sehen. Das kleinste Verbrechen, oder die kleinste Verabsäumung seiner Pflicht, zieht die härtesten Strafen nach sich, und haben sie auch des ganzen Tages Last empfunden, so müssen sie oft des Nachts ihr

anver-

anvertrautes Vieh hüten. Oft sind ihre grausamen Wächter noch unmenschlicher als ihre Herren, und verweigern ihnen die nöthige Kost, oder doch den Genuß derselben. Ihre Wohnungen sind unter dem übrigen Vieh unter der Erde. Ihre Kost besteht täglich in einem Pfunde schlechtes Brod nebst etwas Oel, und ihre Kleidung ist ein grobes, langes, wollnes Kleid nebst einer Kappe, und des Jahrs etliche Paar Schuhe. Selbst in Krankheiten bleiben sie ohne Wartung und Hülfsmittel. Es geschieht zwar, daß diese Elenden ihre Freyheit erkaufen können, allein, sehr selten ist dieses, und sobald sie merken, der Elende habe Mittel in Händen, sich zu befreyen, so erhöhen sie sein Elend um so mehr, um ein desto größeres Lösegeld zu erhalten. Niemand wird bey Ermordung eines Sclaven zur Rede gestellt, und gefällt es wohl gar dem Monarchen seine Augen, am Blute zu weiden, so richtet er eine ganze Anzahl mit eigener Hand hin.

c) Kultur.

So verschieden diese Völker von einander sind, so ist doch in Absicht der Hauptreligion die mohämedanische die herrschende, wozu sich alle marokkanische Bewohner bekennen. Man glaubt, daß sie in alten Zeiten Heiden und Feueranbeter gewesen sind: man vermuthet, daß sie hernach den jüdischen Gottesdienst angenommen, und daß viele, nach der Ankunft der Saracenen, zu der Lehre des Mohämed übergegangen sind; allein, wenn und wie lange diese Veränderungen gedauert, ist noch völlig unentschieden, und wir wissen nur so viel gewiß, daß die Schärfe der mohämedanischen Schwerdter, der gegenwärtigen Religion einen bleibenden Eingang verschafft hat. Da unsere Leser schon an verschiedenen Orten mit dem System der Mohämedaner bekannt, und ihre Religionsbegriffe da und dort angeführt worden sind, so ersparen wir uns hier eine weitläuftige Wiederholung und beziehen uns hier nur

bloß allein auf die Meinungen marokkanischer Mohämedaner.

Es ist bekannt, daß es über siebzig Sekten giebt, die in Rechtgläubige und in Ketzer eingetheilt werden: die Marokkaner nennen sich Maleki und mit dem Zusatz, die Erlöseten. Ihr ganzes Glaubenssystem ruhet auf zwey Grundvesten, erstlich auf dem lehrenden Glauben, und zweytens auf dem ausübenden. Nach dem ersten haben sie nur wenig Ausnahmen von dem Glauben an Gott, seinen Engeln, seinem Wort, seinen Propheten, von der Auferstehung, u. s. w. kommen also ganz genau der Lehre Mohämeds nach. Ein Gott und ein Prophet ist ihr Hauptbegriff, nächst diesem aber haben sie eine Menge Propheten, die alle der Würde nach unterschieden sind, und auch Jesus gehört in diese Anzahl. Sie glauben an künftige Belohnungen und Strafen, so wie sie sich von beyden eigene Vorstellungen machen. Ihr Paradies ist über den sieben Himmeln und grade unter dem Thron Gottes. Von der Hölle aber haben sie keinen richtigen Begriff, weil sie zweifelhaft sind, wo sie den Ort hinweisen sollen. Demohngeachtet werden die Irrgläubigen darin mit kochendem Wasser begossen, sie haben Hemden von Feuer an, trinken siedendes Wasser, und das Bewußtseyn, nie wieder erlöst zu werden, welches jedoch der Rechtgläubigen Trost seyn wird, ängstiget sie. Sind hingegen die Seligen über die schmale Brücke gekommen, so müssen sie noch über eine Mauer, die zwischen dem Paradies und der Hölle ist, woselbst sie sich alle kennen und sprechen werden, und dann gelangen sie an den Teich des Mohämed, welcher eine Monatsreise im Umfange hat, und an dessen Ufer so viel Schaalen liegen, als Sterne am Himmel sind, woraus die Seligen das unsterblichmachende Wasser trinken. Der eigentliche Ort der Glückseligkeit ist über den sieben Himmeln,

meln, wo alles von Gold, Silber, Perlen, und alle Mauern, ja selbst die Bäume mit ihren Blättern und Früchten von dem reinsten Golde sind. Alles wird sich von selbst zum Genuß darbieten, es wird einen Baum geben, der so groß seyn wird, daß das leichteste Pferd im vollen Galopp, mehr als hundert Jahr brauchen wird, um aus seinem Schatten zu kommen. Alles dieses aber wird durch die Schönheit und durch den Besitz der schönen Jungfrauen des Paradieses übertroffen, welche sich, aus lauter Ehrbarkeit, in ausgehölte Perlen verbergen werden. Dieses und unzählig andre Meinungen sind Lehrsätze und Glaubensgründe ihrer Religion, an deren Wahrheit sie weder zweifeln, noch Lust bezeigen, andre dafür zu vertauschen.

Nächst einem häufigen **Waschen** und fünfmaligem täglichen **Gebeth**, gehört als ein Hauptpunkt zum mauriſchen Gottesdienst, das **Fasten, Allmosen** geben, und die **Wallfahrt** nach Meka, die, wie bekannt, jeder einmal in seinem Leben zu unternehmen verbunden ist, es sey nun persönlich, oder durch einen andern. Die mauriſchen Pilgrimme versammlen sich mit ihren Lastthieren und den dabey negozirenden Waaren in der Stadt Marokko, funfzig oder mehrere an der Zahl, und gehen über Fes, Tetuan, unter Anführung eines alten Hasgh mit einer Fahne voll arabiſcher Schrift, und machen also den ganzen Weg zu Lande bis Meka; allein auf diesen Wegen stoßen sie auf verschiedene andre, so daß sie oft sehr zahlreich werden.

Ihr oberster Geistlicher ist der **Mufti**, und wird von dem **Talben** erwählt, welcher Name allen Studirenden zukömmt. Ein andrer Lehrer heist **Imam**, so eigentlich ihr Vorleser und Sänger ist. Eine Untergattung dieser Vorleser heißt auch **Urak**, und diejenigen,

nigen, so auf dem Thurm zum Gottesdienst rufen, nennt man Muden. Ein Fakia ist jeder Lehrer der Theologie, und steht in dem Rufe der Heiligkeit, weswegen man sie auch selten ohne lesen oder beten sieht, welches letztere in der Zählung oder Fortschiebung einer Reihe von neun und neunzig Perlen besteht, so sie für sich hängen haben. Einfalt und Schwärmerey erzeugt noch überdieß eine große Anzahl Heilige, die sich diesen Namen durch die strengsten Büßungen, oder durch die Leichtgläubigkeit des Volkes zu erwerben suchen. Der Freytag ist, wie bekannt, zum Gottesdienst bestimmt, und nächst diesem ist das größte Fest, was sie dem Abraham zu Ehren feyern, und an welcher jede Familie ein Schaf schlachtet; ferner das Geburtsfest des Mohämed, das Neujahrsfest und andre. Daß ein auf irrige Grundsätze errichtetes Religionssystem sehr natürlich mit Aberglauben ausgeschmückt ist, und daß diese Völker hierin ganz besonders weit gehen, ist schon bey den Arabern sattsam erwähnt worden. Zauberey, Wunder, Schwarzkünstler und wie sich übrigens die Täuschungen nennen, woran das gemeine Volk mit blinder Anhänglichkeit glaubt, sind zu bekannt und auch hier unter den Marokkanern allgemein; wenige schwingen sich über diese Vorurtheile hinweg, und wenn diese Dinge den Namen der Religion verdienten, so müßte man sagen, daß sie die Religion aufs eifrigste ausübten.

Wie weit diese Nation in der Gelehrsamkeit und allen dahin gehörigen Künsten seyn müsse, wird sich wohl ohne große Schwierigkeit denken lassen, und wir werden auch hierin, nur ihre Schwächen nicht ihre Fortschritte zu beschreiben haben. Man kann nicht läugnen, daß sie Kenntnisse von Theologie, Gesetzen, Arzneykunst, Astronomie, Poesie, Musik, Baukunst und Handwerken

ken haben, daß ihre Sprache sogar eine eigenthümliche ist; allein eine kleine Uebersicht wird bald zeigen, wie sehr sie diese Namen verdienen. Da der Koran eine Art von unvollkommener Wissenschaft von Gott und menschlicher Bestimmung ist, so ist ihre Theologische Gelehrsamkeit schon oben zur Gnüge angezeigt worden; allein er ist auch das Gesetzbuch der Mauren, und nächst diesem, die Schrift des Malek, welcher sich, in Hinsicht der bürgerlichen Gesetze, deutlicher als Mohämed ausgelassen hat, wovon wir weiter unten sprechen werden. Da sie nun an ein unvermeidliches Schicksal glauben, so haben sie auch für die Arzneywissenschaft wenig Achtung, entweder sie überlassen sich bey Krankheiten der Hülfe der Natur, oder sie nehmen zu Zauberkünsten und Hexereyen ihre Zuflucht. Selbst der König bedient sich eines christlichen Arztes, ob er auch schon des Ansehens wegen einen sogenannten Tabib unterhält, weil letzterem seine Kenntnisse nur in einer sehr geringen Kräuterkenntniß bestehen, ob sie schon etwas von den Schriften des Hipocrates und Galenus, wiewohl ohne alle Anwendung studiren. Selbst in der Hauptstadt des Reichs, wo eigentlich hohe Schulen sind, und wo eine ihrer gefährlichsten Krankheiten, der Aussatz, zum unheilsamsten Uebel worden ist, jagt man lieber diese Elenden vor die Stadt hinaus in schlechte Hütten, oder sie brennen die schmerzhaften Glieder mit glühenden Eisen, oder bedienen sich andrer grausamen Mittel, als daß sie bedacht wären, den giftigen Krankheiten, welche durch ihre Ausschweifungen meist allgemein sind, bessere Hülfsmittel entgegen zu stellen. Eben so ist es bey den übrigen Wissenschaften: ihre Vorältern bereicherten unsre Kenntnisse durch Rechenkunst und Zahlen, ihre Nachkommen aber sind an beyden fremde. Sie haben zwar eine Art Rechnung unter sich, welche darin

besteht,

besteht, daß sie durch die Bewegung ihrer Finger und Gelenke, durch Ineinanderlegung der Hände, durch seltsame Zeichen und dergleichen sogar die wichtigsten Angelegenheiten abthun, und ihre Talebs haben es darin besonders sehr weit gebracht; allein was kann man Richtiges von ihnen erwarten, da auch hierin wieder ihr Koran seltsame Meinungen anempfiehlt, und ihre ganze Astronomie ein Gewebe von Aberglauben ist. Zwar theilen sie das Jahr in Monate, und diese in Tage, wie die übrigen Araber, auch ist es ein neidenswerthes Verdienst unter ihnen, viel davon sagen zu können, und ihr vornehmster Schriftsteller ist hierin Abd Allah Mohámed Ben Saïd; jedoch nehmen sie es nicht so genau, ob ihre Rechnung manchmal um etwas früher oder später eintrifft.

Desto glücklicher sind sie in der Poesie, wenigstens in dem Gefühl für dieselbe; denn selbst verfertigen sie nichts, aber nichts destoweniger schützen sie die Sammlungen ihrer Vorfahren; und da Dichtkunst und Musik beynahe eins worden ist, so wird man auch nie eins ohne Begleitung des andern hören. Ihre bilderreichen *) Lieder werden alle nach einer gewissen Manier gesungen, und einige dieser Gesänge haben sie

*) Ein einziger Auszug aus einem Gesange eines Liebenden kann zur Probe dienen:

O! Rabrobi! O! meine Ngazél!
O! Du Beste von den Lebenden!
O! Du Vollmond! Deine Schönheit ist hoch,
ja über dem Himmelszeichen, dem Stier.
Fülle die Gläser mit Traubensaft,
und bringe ihn in die Versammlung.
Ich gelobe und schwöre bey Gott,
einen Monat und zehn Tage zu fasten,
um Dich einen Tag zu sehen, o! meine Geliebte!
um einen Versammlungsort für Liebende.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0120
DFG

sie von den Spaniern mitgebracht, oder andere von den Türken überkommen. Bey allen Gelegenheiten werden Gesänge und Musik gehört. Hierzu fehlt es ihnen auch keinesweges an Instrumenten, denn ob sie gleich weit von den europäischen abstehen, so befriedigen sie auch dieser ihr unmusikalisches Ohr desto leichter. Nächst der Violine, deren Schallbogen ein dünnes Fell ist, und dann einer Art spanischen Chitarra, einer Flöte, einem Tamburin, haben sie noch eine Trommel von ungewöhnlicher Größe, nebst verschiedenen kleinern Trommeln und messingernen Platten, die, alle unter einander angestimmt, eine sehr unregelmäßige Musik ausmachen. Selbst der König übt Musik, und jeder Musikverständige wird als eine Person angesehen, die Gott mit vorzüglichen Gaben beschenkt hat.

Viel elender sieht es mit ihrer Baukunst aus; denn ob schon einige alte Ruinen von ehemaligen bessern Kenntnissen zeugen, so sind doch die gegenwärtigen neuen Gebäude in so sehr schlechtem Zustande, daß sie weder Kunst noch Geschmack verrathen. Sie bestehen fast aus lauter Erde und Kalk, wenig Holz, und sind oben flach, daß man, gleich als auf einem Fußboden, über die halbe Stadt weggehen kann. Ein Haus besteht gewöhnlich aus vier Abtheilungen, welche ein kleiner Hof umschließt, der eben, wie der Fußboden eines Zimmers, entweder gekalkt, oder mit kleinen viereckichten glasirten Steinen von vielerley Farbe belegt ist. Sie haben zwar seit dem Jahr 1760 durch einen dänischen Baumeister etwas bessere Begriffe von der Baukunst erhalten, allein die Wirkung davon ist immer noch sehr unsichtbar geblieben. Eben so elend und unbequem sind ihre Geräthe, die in Ermangelung guter Handwerker, niemals verbessert werden können.

Sie stehen in dem Wahn, daß sie ihre eigene Mühe ersparen können, indem ihnen ihre nothwendigen Sachen ja zur Gnüge von den Fremden zugeführt werden, und überdieß ihre Bedürfnisse sehr leicht zu befriedigen sind. Garn spinnen die Frauen, und Leinewand wird hin und wieder im Lande verfertiget, aber nur sehr wenig und schlecht. In Fes und Marokko findet man Schuster, Schmiede, Riemer, Sattler, Gerber, Zimmerleute und Maurer, ja Büchsenschmiede, Goldschmiede, welches die Juden sind, und viele andere Arten von Handwerkern, die überhaupt sehr geachtet, und ihre Arbeit für eine Kunst angesehen wird. Nur eine einzige Kunst kann sich unter ihnen weder erhalten, noch auf Beyfall rechnen, nämlich die Bildhauerkunst, und dieß aus keinem andern Grunde, als weil sie aus Religionsgründen abgesagte Feinde dieser Kunst sind. Dagegen sind sie wieder große Liebhaber und geschickte Meister im Reiten und Wettrennen, welches uns Europäern unglaublich zu seyn scheint, wenn man sieht, mit was für Geschwindigkeit sie auf und abspringen, das wildeste Pferd regieren, und halsbrechende Wege durchreiten können.

Alles, was irgend Beziehung auf Verfeinerung hat, ist dahero vergeblich bey dieser Nation zu suchen, und noch redendere Beweise liegen darin, daß sie selbst in der Zubereitung derjenigen sorglos sind, die ihrer Weichlichkeit zu statten kommen würden, und lieber Mangel leiden, oder unförmlichere Dinge behalten wollen, als durch Erweiterung und Anlegung neuer Fabriken ihren unthätigen Körper in Bewegung zu bringen. Sie verfertigen zwar, wie oben gesagt ist, etwas Leinewand und ein anderes Tuch, welches der Leinewand gleicht. Ingleichen hat man zu Fes Mützenfabriken, ja sogar einige wenige Bergbewohner verfertigen Stückpulver; ingleichen macht man

seidene

seidene Tücher, eine Art Taffent und schlechten Damast, Kopfschmuck für die Frauen, und Schärfen, welche die Mauren um den Leib tragen, die öfters mit Gold durchwebt sind, und am Werth bis zu funfzig Dukaten steigen. Türkische Tapeten heißen bey uns diejenigen hier verfertigten wollenen Teppiche, welche von allerley Farben gemacht, figurirt, und gewöhnlich nach dem Gewicht verkauft werden, und von drey bis zu achtzig Dukaten steigen. Nächst diesen macht man auch Arten Stroh- und Reisteppiche, Matten und Körbe, Seife und Töpfe, u. s. w.

Da alle diese Manufakturen keinen Gegenstand des Handels ausmachen können, da ihrer theils nicht genug, und die wenigen in zu schlechtem Zustande sind; so ist leicht zu erachten, wie unvollkommen ihre Handlung seyn wird, da sich überall die Schaale des Vortheils auf die Seite der Ausländer neiget. Dasjenige, was von ihnen in ganz Europa verführt wird, bestehet in Saffian, Korduan, Getreide, Kupfer, Wein, Pferden, Früchten, Straußfedern, Wachs, trocknen Ochsenhäuten, arabischem Gummi, Mandeln, Maulthieren und Oel, und dagegen führt man alle europäische Manufakturwaaren, Gewürze und Geräthe ein. Die Handlung, die in Salee, S. Crux und andern Häfen getrieben wird, ist wichtig, denn alle europäische, zur See handelnde Nationen kommen hierher, und halten hier zu Beschützung und Beförderung ihrer Handlung Konsuls. Nur zweymal im Jahr, nämlich im May und August, dürfen die Waaren der Europäer im Lande ankommen, und aller Handel muß aus Klugheit mehr durch Tausch, als für Geld, getrieben werden, weil sie nicht immer ehrlich im Worthalten bleiben. Man muß überhaupt nicht vergessen, daß das Marokkische Reich nur wenig Schiffe aufnimmt, seine Häfen

sind vielen Nationen verschlossen, und hingegen England, Holland und Toscana, welche im Vertrage mit dieser Krone stehen, benutzen sie wenig. Seit kurzem haben die Holländer viel hebräische Bücher hierher geschickt, und mit gutem Erfolg abgesetzt. So suchte auch Dänemark im Jahr 1755 eine Gesellschaft auf vierzig Jahr zu errichten, die aber nicht die Hälfte von ihrer Bestimmung erreichte. Frankreich fing seine Verbindung im Jahr 1767 an, und diese währt noch fort. Alles, was in die Staaten von Marokko ein- und ausgeführt wird, bezahlt zehn vom Hundert; jedes Schiff hat aber dabey seine genauen Vorschriften, denen zu Folge kein Schiff mehr als 500 Pfund Pulver, 10 Kugeln von 10 bis 12 Pfund, oder 577 Liv. 10 Sols im Gelde liefert.

Alle Waaren werden im Lande durch Kameele oder Maulthiere fortgebracht, und um dem Handel zu statten zu kommen, unterhält man ebenfalls auch den Briefwechsel, der aber, da man keine ordentliche Posten hat, nur durch Boten von einem Ort zum andern geschickt wird. Auch senden die mauriſchen Kaufleute mit der jährlichen Karavane nach Mekka einen ansehnlichen Vorrath von Waare, als z. B. feine Tücher, Cochenille, Straußfedern, u. s. w. So geht auch jährlich eine andere Karavane nach den Gränzen von Guinea, wohin sie Tabak, Salz, rohe Wolle und daraus verfertigte Zeuge, Leinewand, u. s. w. schicken, dafür aber Goldkörner, Neger, Straußfedern, auch zuweilen Elfenbein eintauschen. Von geringer Erheblichkeit bleibt demohngeachtet der ausländische Handel, eben so wie der inländische. Sie haben in den grossen Straßen der Städte Krambuden, wo jeder sogleich das Verlangte erhält; allein da bey ihrem Kauf und Verkauf allemal viel Vorsichtigkeit angewendet werden muß, und ihre Ehrlichkeit nicht allemal mit in

Erwä-

Erwägung kommt, so ist unsicher und gefährlich, mit ihnen zu handeln.

Die hier üblichen Münzsorten sind erstens goldene, am Werth eines Dukaten (auch alle europäische sind gültig); ferner silberne, als z. B. spanische Piaster, grobe Silbermünzen, Blanquillen, deren vierzig einen Dukaten gelten: ingleichen verschiedene aus Kupfer, am Werth eines Pfennigs, oder etwas mehr. Da nun das ganze Münzwesen durch die Hände der Juden geht, so ist selten der Werth des innern Gehaltes so rein, als es der König eigentlich verlangt, allein sie finden immer Mittel, diese Untersuchungen abzuhalten.

Ueber diese so sehr in Verfall gerathenen Lande und Unterthanen herrscht nun ein Despot, für dessen Macht keine Gränzen zu bestimmen sind, der mit den Gütern und Leben seiner Unterthanen auf eine Weise verfährt, die ihn die jedesmalige Stimmung seiner Launen in Ausübung bringen heißt. Der Gewohnheit dieser Völker zu Folge, sucht er sich Vermögen aus den Zöllen und Abgaben in den Häfen, aus den Geschenken, welche ihm die europäischen Nationen machen, und die niemals angegeben werden können, weil jeder darauf denken muß, recht viel zu geben. Jeder Jude, der über dreyzehn Jahr alt ist, muß jährlich zehn Mark erlegen, ohne die andern Erpressungen zu gedenken, die sich auf eben so viel belaufen. Glücke es nun einem solchen Monarchen, daß seine Schatzkammer durch keine Kriegsunruhen gemindert wird, so ist leicht zu erachten, wie schnell sich dieser Schatz vermehren, und zu welchen Summen er anwachsen muß. Seine Schatzkammer ist eigentlich ein Gefängniß zu nennen, welches von außen eine dicke und hohe Mauer umgiebt, wo inwendig sowohl, als an dem Boden, an der Decke, wie an allen Seiten, zu-

sammengeflochtene eiserne Stangen angebracht sind, und wo man durch fünf eiserne Thüren gehen muß, ehe man zu diesen neunzehn Millionen, (für so reich hält man den Schatz) kommen kann. Er allein verwahrt die Schlüssel hierzu, oder zuweilen auch seine erste Gemahlin: dabey hatten seine Vorgänger noch die abscheuliche Gewohnheit, diejenigen umzubringen, welche diese Schätze hineinbringen, damit ja niemand den wahren Reichthum erfahren könnte; allein der gegenwärtige Monarch hat sich nie mit ähnlichen Handlungen beflecket.

So groß also seine Einkünfte sind, so klein sind seine Ausgaben, und man berechnet, daß ihm die Unterhaltung seiner Weiber und Kinder kaum mehr als 80000, der Bau und Unterhaltung der Festungen, Häuser, Schiffe und Munition, 40000, die Geschenke an die Kaaba, an die arabischen und tafiletschen Scherifen, ingleichen an den türkischen Kaiser, 40000, und die Ausgabe an Arme 140000 Piaster zu stehen kommen kann.

Ehe wir uns zu der mauriſchen Macht im Kriege wenden, müssen wir noch etwas von der Macht ihrer bürgerlichen Gesetze hinzufügen, welche, wie oben gesagt, aus dem Koran und aus der gemeldeten Schrift des Malek entlehnet sind. Der Gouverneur hält zu gewissen Stunden des Tages in dem Thore der Stadt Gericht, wo er leichte Sachen sogleich abthut, oder in geistlichen Sachen an den Mufti appellirt werden kann. Strafen an Mannspersonen vollziehen gemeiniglich die Bedienten des Gouverneurs, und an den Weibern die Arifa, eine starke Weibsperson, die ebenfalls Stockschläge austheilt, und die Verurtheilten erhenkt. Die gewöhnlichsten Strafen bestehen in Schlägen oder Geldbuße, oder man wirft den Verurtheilten in die Luft, um im Fallen sein Unglück zu erwarten.

warten. Man ist übrigens in den Strafen allemal hart oder gelinde, je nachdem der Monarch erfinderisch ist, als z. B. zuweilen beschmiert man die Verbrecher mit Honig, und stellt sie einen Tag lang an die Sonne, um den hungrigen Fliegen eine Mahlzeit zu geben; oder man bindet sie an den Fuß eines Maulthieres, und läßt sie solchergestalt schleifen; man schießt sie vor den Kopf; man durchsticht sie mit einer Lanze; man begräbt sie bis an den Kopf lebendig, nach welchem man hernach mit Steinen wirft oder schießt. Den Löwen vorwerfen; verstümmeln; durchsägen; den Schlaf oder Essen verhindern; in ein todtes Vieh begraben; den Kopf abschneiden, und was dergleichen Strafen mehr ersonnen werden können, sind oft Folgen eines nicht allzugroßen Verbrechens. Dem Diebe wird die Hand abgehauen; die Ehebrecher sollen gesteiniget werden; überhaupt hat Malek in seinen Gesetzen für jedes kleinere Verbrechen allemal das Wiedererstatten anbefohlen, und, wo nicht hinlängliche Zeugen angebracht werden können, machen sie selten Ausnahme von dieser Regel.

Außer der schwachen Unterstützung von zehntausend Negern, hat der Kaiser weiter keine ordentliche Kriegsmacht, allein bey alle dem haben sie sich so fürchterlich gemacht, daß ein sehr kleines Corps hinreichend ist, Furcht und Schrecken zu verbreiten. Ehedem hatten sie Bogen und Pfeile, die sie sogar vergifteten; allein itzt haben sie Büchsen und Säbel, auch Kanonen und grobes Geschütz, ja sie würden ungleich furchtbarer seyn, wenn sie durch eine ordentliche Kriegszucht gelehrt würden, den rechten Gebrauch davon zu machen; so aber streiten sie ohne alle Ordnung, und der ist der beste Soldat, der am öftersten schießen kann. Auch hat der jetzt regierende König die Einrichtung mit den Arabern gemacht, daß einige Pro-

vinzen von den streitbarsten Stämmen im eigentlichsten Sinn Soldaten sind, auf den ersten Wink im Felde erscheinen, oder wer nicht kommt, einen andern ausgerüsteten Mann stellen muß. Was der Monarch seinen Soldaten jährlich an Munition reicht, besteht in zwey leinenen Hemden und Beinkleidern, einem Kaftan von rothem Tuch, und, außer dem Gewehr, täglich ein bis vier Blanquillen, weil aber dieser Sold nicht hinreichend ist, so beschäftigen sich die meisten durch Landbau, Fischerey oder dergleichen.

Auf obige angeführte Weise kann also in kurzer Zeit sich dieser Despot die prächtigsten Namen geben, welche die Unterthanen in einer steten Entfernung von ihm erhalten. Er nennt sich **Statthalter Gottes, Fürst der Gläubigen**, und behauptet, daß selbst die Religion unter ihm sey. Als der ansehnlichste Monarch in Afrika schreibt er sich **Kaiser von der Barbarey und Marokko, König von Fes, Sus und Tafilette, Fürst von Gago, Dara und Guinea, Nachfolger des Hauses Mohämed** ꝛc. Nach dem einstimmigen Wunsch aller ist Marokko ein Erbreich geworden, weil sie sich von niemanden glücklicher beherrscht glauben, als wenn der, so über sie regiert, ein Nachkomme des Mohämed ist. Dem zu Folge ist allemal der älteste Prinz sein Nachfolger, wenn aber mehrere Brüder vorhanden sind, so ist auch nichts gewöhnlicher, als daß innerliche Unruhen den Weg zum Throne mit Blut bezeichnen, und derjenige die Oberhand behält, der sich den meisten Anhang zu verschaffen weiß, es sey durch List, oder durch Gewalt. Es ist also zu einer Staatsklugheit geworden, seine Nachfolger entweder in der äußersten Armuth zu erhalten, oder sie heimlich aus dem Wege zu schaffen. Alle seine Unterthanen und Bedienten verehren

ihn

ihn mit dem größten Gehorsam und Achtung, theils aus Furcht vor seiner Grausamkeit, theils aus Aberglauben, indem sie in der Meinung stehen, daß wenn er auf den Befehl des Königs, oder wohl gar durch seine Hand stirbt, er sogleich in das Paradies versetzt wird. Der gegenwärtige ist im J. 1718 geboren, und 1733 mit seiner Großmutter nach Meka gereiset. Kraft dieser Reise ist er also Pilgrimm, und besitzt nicht nur für seine Person alle Ansprüche auf Hochachtung, sondern sogar sein mit ihm gewesenes weißes Pferd, daß, wenn Missethäter zur Anrührung desselben gelangen können, sie völlig gesichert sind. Sein körperliches Ansehen ist seiner Würde vortheilhaft: sein Wuchs ist groß, seine Miene voll Majestät, und weniger eitel oder verschwenderisch, als man denken sollte. Seine Kleidertracht, die ihn von andern Mauren nur durch Feinheit und Reinlichkeit unterscheidet, ist weiß von Farbe, sogar in Hinsicht der Pferde; und ob zwar der Turban der Scherife in der Levante grün ist, so ist doch der seine weiß, bisweilen trägt er ein seidenes Schnupftuch um die rothe Mütze. Man sieht ihn stets ohne Waffen, nur ein Maure trägt ihm seinen goldenen Säbel nach. Nur über ihn, über seine Königin und Kinder wird ein Sonnenschirm gehalten, welches wenigen zustehet. Er reitet stets in bloßen Beinen und Pantoffeln an den Füßen. Des Winters trägt er einen Ueberrock von blauem Tuch mit einer Kappe daran über den Kopf. Bisweilen fährt er in einer Kariole, mit einem Maulesel bespannt, den ein Dutzend Mauren begleiten. Obschon die Juden alles, was er auf seiner Tafel bedarf, unentgeldlich liefern müssen, so lebt er doch sehr mäßig, und trinkt gewöhnlich nur Wasser. Des Tobacks bedient er sich nie. Ueberhaupt ist er nicht grausam, und wenn er zuweilen strenge Urtheile fällt, so geschieht dieses nur, um seinen Thron zu befestigen. Gold

liebt er über alles, und nächst diesem die Jagd, worinnen er Meister ist.

Wenn ein solcher Monarch zum König ausgerufen wird, so geschieht dies mit aller sklavischen Unterwürfigkeit. Er sitzt auf einem prächtigen Teppich mit Polstern belegt, und jeder von den Vornehmsten kommt in der ehrerbietigsten Stellung, küßt vor ihm die Erde, und schreyet: „Gott segne meines Herrn Lebenszeit, Gott stehe ihm bey!“ welches hernach alle Anwesende nachrufen.

Seine kaiserlichen Zierrathen sind zwar keine Kronen und Zepter, aber ein kostbarer, mit Perlen und Edelsteinen geschmückter Turban. Er entfernt alles, was das Ansehen einer Einschränkung haben könnte; er hat keinen Rath, wie etwa der türkische Divan ist, und stellt er ja zuweilen Versammlungen an, so geschehen sie nicht sowohl, um ihm Vorschläge zu geben, als vielmehr von der Sache genauer zu unterrichten, weil niemand, als er, für den unwidersprechlichsten Mann in der Nation angesehen wird. Ohne Kollegien, ohne Kammern entscheidet er in eigner Person; vor ihm muß alles, was einen Machtspruch bedarf, und zwey oder drey Sekretairs, nebst einem Siegelverwahrer, machen die Ausfertigung. Hierzu giebt er wöchentlich zweymal öffentlich unter freyem Himmel Audienz, wo jeder ohne Ausnahme seine Klagen, seine Gesuche und seine Geschenke darbringen darf.

Als ein würdiger Mohämedaner läßt er die Vorschrift seiner Religion in so weit gelten, daß er nicht mehr als vier rechtmäßige Frauen annimmt, worunter die erste, oder die große Frau, allemal eine Scherifa ist; außer denen aber sind in dem Serail gegen fünf hundert Frauen, die so wohl zum Dienste

des

des Königs, als seiner Königinnen unterhalten werden, und die unter der Aufsicht von Kastraten oder Negern auf das sorgfältigste bewacht werden. Die Anzahl dieser Frauen wird entweder durch eine freywillige Darbietung der Eltern vermehrt, oder die Gouverneurs der Provinzen liefern jährlich eine Menge junge Mädchen.

Den Prinz nennt man **Mulei**, welches Wort so wohl von andern Scherifen, als von den Königs-Söhnen gebraucht wird. **Ali** ist im Jahr 1743 geboren und Gouverneur von Fes. **Mimun** ist geb. 1750, und führt den Namen Gouverneur von Marokko. **Jazid**, geb. 1750. **Abd Errähman**, geb. 1751 und Gouv. von Asfi. **Abd Essalem**, geboren 1754, unter welchen nächst vielen andern, so wohl nach der Billigkeit, als auch nach der Absicht des Königes, **Mulei Ali** der künftige Thronfolger ist.

Schatzmeister ist der König selbst, oder wenn er abwesend ist, übergiebt er die Schlüssel seiner liebsten Gemahlin, der aber, so die täglichen kleinen Ausgaben besorgt, heißt der Unterschatzmeister. Alle Hofbedienten, Aemter und Bedienungen, hängen von der Gunst des Monarchen ab, und oft sind die ungeschicktesten die ersten Bedienten. Kein Amtsbedienter legt einen Eid der Treue ab, allein dafür sucht ihnen der Despot ein desto schwereres Joch aufzulegen, indem er sich meistens die reichsten Leute dazu aussucht, und wenn sie ihren Dienst einige Jahre verwaltet haben, so müssen sie sich gefallen lassen, daß alle ihre Güter für gestohlen angesehen werden.

Unter die vornehmsten Amtsbedienungen gehören 1) **Baschia**, so einer ganzen Provinz vorstehen, und im Kriege Generals sind. 2) **Kaid**, ist ein Name

für jeden, der etwas zu befehlen hat, er sey übrigens groß oder klein, entweder Gouverneur in einen Stadt, Officier über fünfhundert Mann, oder über seinen eigenen Kopf welches letztere eine Begnadigung des Königes heißt.

Wie groß müssen also nicht auch die Einkünfte seyn, die einen solchen Monarchen zuströmen. Er zieht sie aus den Kopfsteuern, vom Tribut der ihm unterworfenen Könige, aus den Erstlingen aller Früchte und den zehnten von allen. Bey großen Kriegen ist der König selbst Generalissimus. Bey Anbruch des Tages läßt sich die Feldmusik hören, und dann marschirt zuerst der Baschia in der Provinz, woselbst die Armee ist, mit seinen Leuten; nach ihm kommt ein Korps schwarzer Soldaten, und diesen folgt der König mit einem Theil seiner regulären Truppen; alsdann die übrige Armee und zuletzt die Bagage. Gegen Nachmittag wird Halt gemacht, und wenn das Gebet verrichtet ist, schlagen sie das Lager auf. Prächtig ist das Zelt des Königes, und öfters mit grünem oder rothem Damast gefüttert und mit Gold geziert. Um dasselbe wird eine Wand von Leinewand gezogen, die das Zelt zu einem Viereck formirt und so hoch ist, daß niemand darüber sehen kann, auch so geräumig ist, daß fünf bis sechs andre Zelte darauf stehen können, ohne einen großen Platz zum Gottesdienst für den König und zur Einnahme seiner Frauen und Bedienten. Seine Leibwache macht ein längliches Lager nahe bey diesem Zelte, und dann, jede Provinz für sich. Bey Lieferung einer Schlacht theilt sich die Reuterey auf die beyden Flügel des Fußvolkes. Die Armee macht einen halben Mond, und nach dieser Ordnung halten sie ein kurzes Gebet um Sieg, alsdann gehen sie mit lautem Geschrey auf die Feinde los. Und welche gute Reuter sie

sind,

sind, wie groß ihr Ruhm, selbst zu den Zeiten der Römer gewesen, ist zu bekannt und bedarf keiner Erzählung.

Weniger erheblich und weniger rühmlich ist ihre Schiffahrt, die keinen andern Namen als Seeräuberey verdienet. Diese Kaperflotte ist selten über zwölf Fahrzeuge stark, mit welchen sich die Schiffe der Korsaren vereinigen. Sie kreutzen meist innerhalb der Straße bey Gibraltar und auf der nördlichen Seite, bey den kanarischen Inseln. Ihre Schiffe und deren Steuerleute sind schlecht, demohngeachtet führen einige zwanzig bis fünf und zwanzig Kanonen und wehe denen, die in ihre Hände fallen. Gegenwärtig hat der Friede mit Marokko diesem unedlen Gewerbe Abbruch gethan, allein sie wissen noch sehr oft unter allerhand Vorwand ihre Prisen zu machen, und es geschieht nicht selten, daß sie Fahrzeuge aufheben. Von der Beute nimmt der König die Hälfte, die andere nimmt der Alkaide und die Mannschaft des Schiffes, die Sclaven aber bekommt der König alle, doch giebt er für jeden, der nicht auf seinen Antheil kommt, funfzig Thaler und von dem Raub derer, die auf ihre Kosten die Schiffe ausrüsten, erhält er den fünften Theil. Gegenwärtig soll der König eine Art von Seemiliz aus Bürgerkindern haben aufrichten lassen, die künftig zum Dienst der Matrosen bestimmt seyn sollen.

Einzelne Provinzen.

Man theilt gegenwärtig Marokko an sich in neun Provinzen ein, deren etwas nähere Beschreibung manches nachholen kann, was uns eine hinlängliche Uebersicht von diesem großen Reiche verschaffen kann. Die erste ist Sus, stellt aber nichts weiter als ein Revier vor, welches der König selbst als die Gränze seiner Herrschaft gegen Mittag ansieht, wiewohl die Bewohner zwischen diesem Revier und Taredánt, wenig oder nichts nach seiner Oberherrschaft fragen.

1) Sus.

Bey

Messa. Bey dem Eingange des Flusses Sus sieht man die Ueberreste einer ehedem bekannten Stadt, Messa genannt, wo zuweilen Wallfische ans Land geworfen worden, welches der Aberglaube zwar einer geheimen Kraft beylegt, richtiger aber wohl von einem Rif, das sich in die See erstreckt, gegen welches sie laufen, kommen kann.

In einer überaus angenehmen Gegend, die, ihrer Fruchtbarkeit und Schönheit wegen, den Namen eines irdischen Paradieses erhalten hat, befinden sich ebenfalls nur Ueberreste einer ehedem großen, festen
Taredant. und ansehnlichen Stadt. Ob Taredant zwar noch den Namen einer Stadt verdient, auch, wegen Unruhen abzuhalten, vom Könige stets einige hundert Soldaten hier erhalten werden, so bedeutet doch dieser Ort sehr wenig.

Agader. Agader, von den Europäern Santa-Cruz genannt, ist eine kleine Seestadt, liegt auf einem Berge, und war bis ins J. 1580 in den Händen der Portugiesen. Der Hafen hieselbst ist ziemlich gut und nahe bey der See befinden sich eine ansehnliche Menge Häuser für diejenigen, so im Hafen arbeiten, daß es einer kleinen Stadt nicht unähnlich sieht. In dieser Gegend wohnen die mächtigsten Breber, und deswegen bedienen sich die hiesigen Einwohner aller möglichen Vorsicht; denn, wo sie es verhindern können, darf kein Scherife in die Stadt, auch kein Breber mit Waffen, und dennoch entgehn sie heimlich dieser Vorsicht.

2) Háha. In der zwoten Provinz, Háha, befinden sich eigentlich sehr wenig merkwürdige Dinge, und wir würden sie bloß angezeigt haben, wenn wir nicht dabey anmerken wollten, wie leicht es den Monarchen von Marokko wird, Städte zu bauen. Vor dem Jahr

1765

1765 war auf dem Orte, wo jetzt Suira steht, nichts Merkwürdiges; allein dem König gefiel es, hier einen Handelsort anzulegen, und nun befahl er, bey Ungnade und Friedensbruch, allen christlichen Konsuls und Kaufleuten in Agader, Assi, Rabat und Marokko, daß ein jeder allhier ein großes steinernes Haus bauen sollte, wozu Juden und Mauren dieselbe Erlaubniß erhielten. Auf diese Weise hat sich in etlichen Jahren hier eine artige Stadt gebildet, welche mit der gegen überliegenden Insel in Verbindung steht, und durch dieselbe von allen Seiten beschützt wird. Suira.

Wichtiger als alle übrige Provinzen, ist die Provinz Erhámna, und wäre es auch aus keinem andern Grunde, als weil in ihr die Hauptstadt des ganzen Reichs und die Residenz des Kaisers befindlich ist. 3) Erhámna.

Marokko ist keinesweges so ungeheuer groß, als man sie gemeiniglich macht, und glaubwürdige Beobachter versichern, man könnte sie in bequemem Schritt in weniger als einer Stunde umreiten, abgerechnet, daß ein großer Theil innerhalb der Mauern unbebaut und mit Resten niedergefallener Häuser angefüllt ist. Angenehm ist die Lage der Stadt, und ob sie schon weder Wälle noch Gräben umgeben, so macht sie demohngeachtet auf ihrer großen Ebene, die voll von Oel- und Palmbäumen ist, einen schönen Anblick. Sie wird von einer hohen Mauer umgeben, welche aus Kalk, Leim und kleinen Steinen bestehet, bey alle dem aber eine starke Festigkeit hat. Im Sommer ist sie ohnstreitig der wärmste Ort im ganzen Lande, so wie er im Gegentheil wieder im Winter am kältesten ist. Dabey ist ihre Bevölkerung immer nur sehr mittelmäßig, so groß sie auch von einigen gemacht wird, denn über fünf und zwanzigtausend ist ihre Anzahl gewiß nicht. In so schlechtem Zustande Marokko.

de und von so schlechtem Ansehen die meisten kleinen übelgebauten Häuser sind, in einem eben so schlechten Zustand ist die marokkische Policeyanstalt; denn schwerlich sollte man eine so abscheuliche Vernachläßigung der Reinlichkeit in der Residenz eines Monarchen erwarten. Die Gassen sind theils ohne Pflaster, aber was weit schlimmer ist, an allen Orten unrein, der Sammelplatz hingeworfener todten Hunde, Katzen und Ratten, und selten sind ihre Wohnungen viel besser; denn eine Menge Ungeziefer, als Schlangen, Scorpione und dergl. machen sie zu den ekelhaftesten Behältnissen.

Unter allen ist zwar das kaiserliche Schloß das Hauptgebäude, und nimmt einen großen Platz ein, weil es aus besondern Gärten und Gebäuden besteht, die von einer hohen Mauer umgeben sind. Von der innern Einrichtung der Zimmer läßt sich nichts sagen, weil niemanden der Zutritt dazu erlaubt ist, wie wohl man so viel davon erzählt, daß die Zimmer des Monarchen mit einer Menge Spiegel angefüllt wären, und außerordentlich reinlich gehalten würden. In dem einen Quartier der Stadt befindet sich ein mauriſches Heiligthum, Ben Labes genannt, welches die ganze Gegend heilig macht, und woselbst eine besondre Stille herrscht, die niemand, ja sogar kein Jude oder Christ, mit seiner Gegenwart beunruhigen darf. An andern Orten der Stadt sind Gärten, ein Pulvermagazin, ein Begräbniß von sieben Königen, Kornmagazine, und außerhalb der Stadt leben eine Menge Aussätzige in elenden Hütten, welche die Reisenden durch Betteln beschweren, da sie sich den Bürgern der Stadt nicht nähern dürfen.

Eine halbe Tagereise von der Stadt liegen die Gebirge Atlas, die sich durch die marokkanischen Länder der Länge nach erstrecken und von den Mauren, nach

nach ihren verschiedenen Strecken, auch verschiedne Namen erhalten. Viele dieser ungeheuren Bergmassen hat noch kein Fuß eines Beobachters betreten können, viele derselben sind unmöglich zu ersteigen, oder es herrscht eine unerträgliche Kälte auf denselben, welche einen ewigen Winter bildet. Diejenigen Mauren, so für Geld Schnee von den Bergen bringen, erzählen, daß ihre Flinten auf einer gewissen Höhe keinen Knall geben, und wenn sie noch höher hinauf diesen Versuch machten, auch kein Feuer. In der Mitte dieser Berge soll dafür ein steter Frühling blühen, und die schönsten fischreichen Reviere mit den besten Viehweiden abwechseln, weswegen auch die Breber vorzüglich diesen Ort der Sicherheit behaupten, dessen Zugang für unbekannt und unmöglich gehalten wird. Man kann übrigens nicht gewiß sagen, woher dieses Gebirge seinen Namen erhalten hat, vielleicht daher, weil daß Wort, Tla, so viel als Aufsteigen anzeigt, vielleicht auch daher, weil dieses Wort auch vom Sonnenaufgang gebraucht wird, und es denjenigen, so auf der Abendseite wohnen, allerdings so scheinen muß, als ob die Sonne von diesen Bergen aufgehe; denn vor der Ankunft der Araber soll dieß Gebirge von den ersten Bewohnern des Landes und von den Phöniziern Adderim genannt worden seyn.

Unter den drey Provinzen, Gezula, Dukala und Abda, behauptet nur die letztere den Vorzug; denn nur diese ist stark bevölkert, und wegen ihrer Fruchtbarkeit in gutem Ruf. Im J. 1641 verließen diese Stadt die Portugiesen, denen auch bis dahin, auch noch ein großes Stück Land vor der Stadt gehörte. Obschon auf der Mauer, welche die Stadt umgiebt, acht und funfzig Kanonen befindlich sind, so dienen sie doch weiter zu nichts, als das Andenken zu erhal-

4) Gezula
5) Dukala und
6) Abda.

erhalten, daß sie gut gewesen sind und, eben so das Schloß, welches ehedem den Königen zur Wohnung diente. Ueberhaupt hat ihre gute Lage, diese große Rhede zum Hauptmarkt für alle Provinzen des Reichs gemacht, und nur durch Mogodor, welches an der westlichen Spitze von Afrika gebaut ist, hat dieser Vortheil verloren. Zwar hat sie noch ein französisches und holländisches Haus, und war ehedem eine dänische Faktorey. Ohnweit der Stadt liegt eine Vorstadt, Rabat genannt, die, da sie einen maurischen Schutzheiligen hat, zugleich auch eine Freystadt für Schuldner und Verbrecher ist.

Brisgia. Die Stadt Brisgia, von den Europäern Mazagan genannt, gehört den Portugiesen, und besteht in einem kleinen Kastell und einem geringen Schlosse. Seitdem sich der König von Marokko, im Jahre 1769 den 10 März zum Herrn dieser Stadt gemacht und in einem heftigen Bombardement die Oberherrschaft erhalten hat, seitdem hat auch der Handel viel von seiner Stärke verloren; der Platz ist seit dieser Zeit fast öde; seine Rhede ist selbst im Sommer für die kleinen Schiffe unbequem, und die Kriegsschiffe müssen in der schönsten Zeit weit im Meere bleiben.

Azamur. Azamur war ehedem eine große volkreiche Stadt, jetzt aber ist sie nur ein Flecken, nicht weit von der See, neben einem Revier, das ungemein fischreich ist.

Bulauan. In eben so elendem Zustande ist Bulauan, eigentlich nur ein Schloß; aus der Inschrift über dem Thore aber kann man sehen, daß es 1709 erbaut worden ist. Eine besondre künstliche und zugleich gefährliche Ueberfahrt macht diese Gegend erheblich. Sie liegt nämlich nahe bey dem Revier, dessen wir vorhin gedachten und ist wegen seiner Fischerey bekannt; wenn

man

man nun dahin will, so wird man auf sechs bis acht mit Luft angefüllten Säcken dahin geschifft. Da nun die Luft sehr oft ausgehet und das Gleichgewicht verliert, so kann sehr leicht Unglück entstehen und würde noch weit öfterer geschehen, wenn nicht zu jeder Seite dieses künstlichen Fahrwerkes, ein Maurer schwämme, der diese Maschine hält und lenkt.

In der Provinz Tedla bemerken wir nichts, denn 7) Tedla,
außer einigen verfallenen Flecken mit Schlössern, wie
ein ähnliches am Fuße von den höchsten Atlas-Bergen liegt, und Tessa genannt wird, ist kein erheblicher Ort zu finden, Eben dasselbe muß man auch
von der folgenden Provinz Zerara sagen, und nur 8) Zerara, u.
die Provinz Siedma macht eine kleine Ausnahme. 9) Siedma.
Daß Darbeida noch aus seinen Ueberresten von ehe- Darbeida.
maliger Größe zeigt, ist wohl ohne Zweifel, aber daß
sie kürzlich die Einwohner der Ameisen wegen verlassen haben, wie die Mauren erzählen, sieht der Fabel zu ähnlich.

Muley Mohámed wollte auf der Halbinsel Fe- Fedala.
dala eine Stadt errrichten, die einen ausgebreiteten Handel führen sollte, und schon war der größte Theil der Gebäude angefangen. Allein er gab seinen Vorsatz auf, da er sah, man würde unnöthige Kosten an eine unzugängliche Küste verwenden.

Eine ziemlich gute, mit einer Mauer umgebene, Rabat.
Stadt ist Rabat, von den Seefahrenden gemeiniglich Neu-Sale genannt. Ehedem konnte das Kastell eine große Menge Menschen fassen, allein da wir schon an mehreren Orten gesehen haben, daß Verwüstungen nichts Seltenes sind, so darf es uns auch hier nicht wundern, wenn fast alles seinem Untergange nahe ist. Schade ist es um diese Stadt, die so viel Anlage zu einer guten Stadt hatte, und in der

sich noch manche gute Gebäude befinden, wenn sie vor der Vernichtung nur einigermaßen gesichert würden. So steht z. B. außerhalb der Stadt ein guter Thurm, der dem zu Sevilla gleichen soll, und den Seefahrenden ungemeine Dienste leistet, so wie auf dem Reviere der beste Schiffbau getrieben wird

Diese mit wenigem angezeigten neun Provinzen machen also das eigentliche Marokko an sich aus, und ob schon das Königreich Fes ein und dieselbe Herrschaft erkennt, in allem und jedem dem Monarchen unterthan ist, so wird auch dieß wieder ebenfalls in sechs Provinzen abgetheilet, und es scheint uns zu mehrerer Deutlichkeit schicklich, ehe wir von den Provinzen handeln, etwas über das Land selbst hinzuzufügen, welches oben bey Marokko doch am unrechten Ort stehen würde.

Das Königreich Fes.

Allgemeine Uebersicht.

Eigentlich wird dieses Königreich nur als eine Provinz angesehen, die als ein durch Waffen erobertes Land unter die Botmäßigkeit des Kaisers von Marokko gehört, wiewohl ihr in einigen Stücken manche Freyheiten zugestanden sind, die andre Provinzen verloren haben. Seine Grenzen sind: gegen Abend das atlantische Meer; gegen Mitternacht die Meerenge bey Gibraltar; gegen Morgen die freye Republik Algier, und gegen Mittag das Königreich Marokko. Bey einer Größe von fünf und siebenzig Quadratmeilen ist jedoch die Fruchtbarkeit nicht die beste und die Luft nicht die allergesündeste, obschon die Hitze eben nicht sehr groß ist. An natürlichen Erzeugnissen finden sich besonders allerley Gattungen Getraide, warme Gesundbrunnen, Mineralien, die besten Pferde und schönsten Schafe. Unter den Flüssen sind der Rekor, Mulukan, Buregrey die vorzüglichsten. Die

Ein-

Einwohner von Fes sind theils Araber, theils Mauren, die ihrer Weichlichkeit und Völlerey wegen nicht im besten Rufe stehen. Man trift die Religion der Mohämedaner, Juden und Christen überall untermengt an, vorzüglich aber durchweben die Mauren ihre Religion mit Fabeln, Wahrsagungen und Märchen. Bey alle dem hat sich Fes als den Mittelpunkt der Handlung zu erhalten gesucht, und seine Bewohner sind die reichsten Leute in der ganzen Barbarey. Die Kühnheit, mit der sie sich gegen den Despotismus setzten, hat ihnen große Vorrechte verschafft, in welche ihre Beherrscher niemals Eingriffe wagen können. In der Hauptstadt findet man daher auch gute Seiden- Baumwollen- und andere Manufakturen, und alle sechs Monate reiset eine Karavane von Fes nach Marokko und Medina, welche Indigo, Cochenille, Felle, Straußfedern, wollene Tücher, wovon einige sehr fein und schön sind, mitbringen. Dafür bringet sie zurück Seide, Nesseltuch und Gewürze. Sie verbindet sich auch mit derjenigen Karavane, die alljährlich von Marokko abgeht, und Gold in dem obern China sucht. Sie besteht aus etlichen tausend Kameelen, wovon die einen mit Waaren, die andern mit Reis beladen sind. Ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung kommt, legt sie einen Weg von fünfhundert Meilen zurück, zweyhundert Meilen im Reiche, und zweyhundert in der Wüste Saharra, und endlich hundert außerhalb derselben. In der Mitte dieser Wüste, wo nichts als unfruchtbarer aufgehäufter Sand anzutreffen ist, wo man nur zur Nachtzeit reisen, und sich durch den Sternlauf oder durch den Kompaß finden muß; in diese freudenlose Gegend hat jedoch die Natur eine Gegend gepflanzt, welche überflüßige Quellen und Salzgruben hat. Hiermit werden die Kameele beladen, und dieses Produkt, nebst Oel, wollenen Tüchern und Seide, tragen sie in das Königreich Tom-

budo, wo sie dagegen im Tausch, Gold, Elfenbein, Straußfedern und Neger erhalten.

Was aber nicht Beziehung auf obige Handlung hat, das wird auch niemand hier suchen dürfen. Die wirklichen Bewohner in Städten scheinen von der Natur weniger begünstigt zu seyn, als die Araber. Ihr Sklavenstand gleicht ihrem Verstand, sie werden aufs höchste geitzig, und folgen bloß dem verstümmelten Instinkt der Menschheit. Die Türken, welche die Unterdrücker eines großen Strich Landes sind, suchen ihre Tyranney auch hier zu erfüllen, und die Regierung begünstigt sie so sehr, daß diejenigen schon die härtesten Strafen erhalten, welche arabisch schreiben lernen. So kurz also die Anmerkung über die Provinz Fes ausfallen muß, so wird sie doch schon hinlänglich seyn, ein getreues, wenn auch kein schönes, Bild von dem Lande im allgemeinen zu gewähren.

Einzelne Provinzen.

Folgende sechs Provinzen heißen Témsna, Benihásan, Hábat, Chus, Erif und Gart, unter denen die vornehmste Temsna ist, weil sich in ihr die Hauptstadt des Landes und die beste Stadt in der Barbarey befindet.

1) Temsna.

Fes.

Fes, welche eigentlich aus zwey Städten, aus Alt- und Neu-Fes bestehet, eine Abtheilung, welche die Natur durch ein mitten durchgehendes Wasser gemacht hat, ist durch ihren Handel allgemein erhaben und berühmt geworden. Alt-Fes soll im achten Jahrhundert, und Neu-Fes im sechszehnten erbaut worden seyn. Beyde liegen in einem Thal, und schließen in ihren Mauern eine Menge Gärten ein. Hier sind die Häuser durchgängig besser gebaut, als in den meisten Städten dieses Landes, und nirgend wird man Unreinigkeiten auf den Straßen antreffen, da eine Menge Kanäle durch die Reviere geleitet sind. Die Anzahl der Einwohner beträgt ohngefähr

gefähr gegen siebenzigtausend, und besonders sagt man von ihnen, daß sie viel kriegerischen Muth besitzen. Die Anzahl der Buden, wo die Waaren zum Verkauf ausgesetzt sind, ist eben so groß, als die Waaren selbst, und in den meisten Quartieren der Stadt, findet man einerley Handwerker beysammen. Der Fluß, welcher sich bey Alt-Fes in sechs Arme theilet, giebt der ganzen Stadt überflüßiges Wasser, und verbreitet sich rings um die Aecker der Stadt, in einer angenehmen und fruchtbaren Bewässerung. Ehedem waren die Vestungswerke der Stadt in besserm Zustande, als jetzt; denn viele sind schon eingefallen, und die übrigen haben dasselbe Schicksal. Unter die vorzüglichsten Gebäude gehört die große Moschee, der schönste afrikanische Tempel der Muselmänner, dessen edles Gebäude gar leicht, wie man sagt, 800,000 Dukaten zu bauen gekostet haben kann. Ferner die schöne große Kaufmannsbörse, ingleichen das prächtige Schulgebäude, worin sich eine kostbare Bibliothek befindet, die in einem Lande, wo man so wenig nach den Wissenschaften fragt, um desto befremdender, aber auch desto unnützer seyn muß.

Neu-Fes hat zwar ebenfalls alles, was ihr den Ruf einer guten Stadt erwerben könnte, allein diese ist jetzt in sehr schlechtem Zustande. Die Gegenden um ihr herum sind so leer an Früchten, als die Stadt selbst an Menschen, und die Einwohner scheinen durchgängig lieber in der äußersten Armuth leben zu wollen, als Güter zu erwerben, von den sie keinen Augenblick sichere Besitzer sind. Nur daß die Juden, welche nicht in der Altstadt wohnen dürfen, hier eine eigene Stadt ausmachen, sonst würden vielleicht ihre wenigen schönen Ueberreste längst der Verwüstung zu Theil worden seyn.

Zavia Mula Edris.

Zavia Mula Edris ist der Ort, wo der Stifter von Fes begraben liegt, der eine Freystätte für alle Verbrecher, und eines der größten Heiligthümer des Landes ist.

Meknes.

Eine kleine Tagereise von Fes liegt Meknes in einer schönen Ebene, unter einem angenehmen Himmelsstriche, und hat vier bis sechs Meilen im Umfange. Eine Mauer umschließt sie ganz, und ein Bollwerk unterscheidet sie von der Neger-Stadt. Diese hat ihren Namen von der Wache des Königs, welcher daselbst wohnet. Einwohner schätzt man gegen dreytausend. Der kaiserliche Pallast, der allein das Ansehen einer Stadt hat, besteht aus Thiergärten, Gärten, nebst einer Menge sehr kostbarer Zimmer. Obschon vieles davon eingefallen ist, so sieht man doch noch schöne Ueberreste davon. Durch die Mitte des Schlosses und der dazu gehörigen Gebäude geht ein breiter Weg von einer solchen Höhe, daß man auf demselben über alle Gipfel der Bäume wegsieht, obgleich die Orangen- und Olivenbäume hier von einer sehr ansehnlichen Höhe sind. Mitten auf diesem künstlichen Wege stehet eine Ehrenpforte, über welcher ein großes Zimmer ist. In der Mitte von der Stadt befindet sich das Quartier der Juden, welche zur Nachtzeit ihr Thor verschließen, und diese Freyheit genießen sie im ganzen marokkanischen Reiche. Nur hat Meknes keine Manufakturen, und die umliegende Erde ist zu schlammig, als daß man Wege zur Erleichterung der Handlung bahnen könnte. Doch wird ein großer Markt gehalten, wo die Araber ihre Felle, Honig, Wachs, Butter und Datteln verkaufen. Diese und einige andere Städte in dieser Gegend haben durch das Erdbeben den ersten November 1755, welches Lissabon verwüstete, viel gelitten, wo auch hier in einer

Nacht

Nacht über dreyhundert Juden unter ihren Häusern vergraben wurden.

Sale, die vornehmste Stadt in der Provinz Benihásan, war vor nicht gar langer Zeit die Hauptstadt einer fast unabhängigen Republik, welche ein selbst gewähltes Oberhaupt hatte. Diese Stadt, welche an den Ufern des Guerou gebaut ist, der von dem Gebirge Zawia herabfließt, und sie in zwey Theile theilet, wird wegen dieser Eintheilung Sala und Arbatte genennt, welches so viel als alt und neu Sale bedeutet. Ihre Lage mitten in den Ländern, die unter marokkanischer Herrschaft stehen, verschafft ihr den Vortheil, viele Eßwaaren einzusammlen. Ihre Einwohner waren sonst Seeräuber und Kaufleute zugleich Um die Zeit, als der jetzige Monarch, während der Regierung seines Vaters, sie unterjochte, und ihnen ihre Reichthümer entzog, haben diese beyden Beschäftigungen aufgehört. Man rechnet die Anzahl der Einwohner auf sechszehntausend, welche eigentlich von denjenigen abstammen, so ehedem aus Spanien vertrieben wurden. Im Jahr 1765 bombardirten die Franzosen diese Stadt zugleich mit Rabat, allein der Erfolg war sehr schlecht. Innerhalb der Stadt, unter dem großen Thurm, ist der bekannte Kaperhafen; weil die Rhede schlimm, und der Eingang noch schlimmer ist, und weil sich eine Sandbank darin befindet, so können auch nur kleine Fahrzeuge ohne Gefahr durchkommen, auch weil diese Sandbank immer merklich größer wird, so haben schon viele hier ihr Leben verloren. 2) Beni-Hásan. Sale.

Elarisch, von den Europäern Larache genannt, ist ein kleiner und geringer Ort, ehedem aber eine römische Kolonie. Auch ihm wiederfuhr 1765 ein ähnliches Schicksal von den Franzosen, allein es können hier nur sehr kleine Fahrzeuge einkommen, und nur Elarisch.

dann, wenn der König seinen Entschluß ausführen sollte, hier, wie in Suira, bauen zu lassen, kann Elarisch erheblich werden.

Mehedia. Mehedia ist noch weniger erheblicher, als daß hier die Kaper einlaufen.

3) Chus. Azila. In der dritten Provinz Chus liegt Azila, eine kleine verfallene Stadt, die außer einigen Tabacksplantagen, deren Produkte nach Guinea gebracht werden, nichts Gutes hat.

Alkassar. Alkassar ist jetzt nur ein Ueberrest von der Stadt und demjenigen Schlosse, wo Don Sebastian, König von Portugall, mit dem besten Theil des portugiesischen Adels, und mit ihm zween maurische Könige an einem Tage, in einem Treffen, 1578 blieb.

Tanger. Tanger war bis zum Jahr 1463 ein Eigenthum der Römer, Gothen und Mauren, nach dieser Zeit aber kam sie in die Hände der Portugiesen, und nach dem Jahr 1662 in die Gewalt der Engländer, welche letztern sie, nach einem Besitz von zwey und zwanzig Jahren, freywillig verließen, allein auch einen Damm zerrissen, der ihnen ungeheure Summen gekostet hatte, und die größten Schiffe in Sicherheit setzte. Jetzt ist sie in den Händen der Mauren, die Ruinen dieses schönen Werkes aber machen die Annäherung an den Meerbusen sehr beschwerlich; auch würde sie von gar keiner Wichtigkeit seyn, wenn nicht die Mündung eines Flusses, dessen Tiefe man bis auf sein Beet sieht, den meisten Goliotten der Reichs zu einer Zuflucht diente. Tanger versieht nun, statt Tetuan, Gibraltar mit Lebensmitteln. Die Verbindung dieser beyden maurischen Städte ist durch die Vestung Ceuta. Ceuta unterbrochen, welche von Spanien, zu dem sie gehört, nur durch eine Meerenge von fünf Meilen getrennt ist.

Tetuan,

Tetann, eine artige kleine Stadt, liegt an dem abhängigen Theil eines steinigten Hügels, nahe an der Mündung der Meerenge von Gibraltar. Die Häuser sind wohl gebaut, ihr Handel besteht in getrockneten Trauben, Wachs, Leder, und dieser Handel, verbunden mit den Einkünften der Seeräuberey, macht die Einwohner zu reichen Leuten. Ihre Rhede ist sehr sicher, wenn nicht die Ostwinde, welches aber selten geschieht, sehr heftig wehen. Der Fluß Bousega, welcher sich in dieselbe ergießt, dient einigen Seeräubern zu ihrem Winteraufenthalt. Die Besatzung von Gibraltar ließ ehedem ihr Vieh, Obst und andere nöthige Dinge zu ihrem täglichen Gebrauch hier kaufen, allein diese Verbindung hat aufgehört, seitdem der Kaiser wollte, daß der Consul von Großbrittannien zu Tanger residiren sollte. Die Zahl der Einwohner ist gegen vierzehntausend. Tetann.

Arrache ist der natürliche Ausgang aus Asgar, welches eines der größten und fruchtbarsten Länder des Reichs ist. Dieser Vortheil, eine glückliche Lage und ein guter Hafen, werden ihr gewiß über früh oder spät viel Thätigkeit verschaffen. Jetzt ist sie nur von Soldaten bewohnt. Seit der Unternehmung, welche die Engländer im Jahr 1765 wagten, hat man die von den Spaniern, als sie noch Besitzer dieses Platzes waren, erbauten Vestungen wieder ausgebessert. Arrache.

In der kleinen unbedeutenden Provinz Errif ist nichts als ein kleines Kastell, Penon de Velez, welches den Spaniern gehört. Auch in Gort ist ein Kastell, welches den Spaniern gehört, Manila genannt. Meluia ist der Fluß, welcher die Gränze zwischen den marokkanischen Ländern und Telemson macht, welches unter die Botmäßigkeit von Alsghér gehört. Es sind wohl einige Häuser von Feldsteinen 4) Errif und 5) Gort. Meluia.

hier erbaut, aber sie sind nichts mehr, als übereinander gelegte Steine.

Staatsveränderungen.

Mit so prächtigen Fabeln und Geschichten diese Völker ihren ältesten Zustand ausschmücken, so gern sie ihr Alter, bis auf das uns bekannte erste Menschenpaar auszudehnen gewohnt sind; so wenig verdienen jene Erdichtungen Gehör und diese Behauptungen Glaubwürdigkeit. Selbst das wenige Zuverläßige, was uns von ihnen bekannt ist, haben wir nur noch den römischen Schriftstellern zu verdanken, deren Nachrichten aber auch um so wahrer sind, da sie sich eine Zeitlang als Herren dieser Völker ansehen konnten. Sie sagen nämlich: Afrika wurde anfänglich von rohen und ungesitteten Völkern bewohnt, die unter den Namen Gätuler und Libyer bekannt, aber auch als ein Volk angesehen wurde, welches nicht die geringste Ansprüche auf irgend eine Verfeinerung der Denkart und Sitten machen konnte. Sie lebten gleich den Heerden, die sie besaßen, von Kräutern und Wurzeln der Erde, und von dem Fleische der wilden Thiere, ohne Sitten, ohne Herrschaft und Gesetze; und nahmen, als unruhige Wanderer, allemal da Besitz, wo sie den wenigsten Widerstand oder den besten Boden antrafen.

Als nun Herkules in Spanien umgekommen war, wie die Afrikaner glauben, und seine Armee, welche aus verschiedenen Völkern bestand, nun in kurzer Zeit zerstreuet ward, auch viele neue Oberherren entstanden, so geschah es, daß von diesen Völkern, die Meder, Perser und Armenier, auf Schiffen nach Afrika giengen. Hieraus wurde durch Heyrathen mit den Gätulern eine Vermischung, und da sie sehr oft ihre Plätze veränderten, so nannten sie sich selbst Numidier oder Hirten. Diejenigen Libyer aber, welche dem afrikanischen Meer näher wohnten als die Gätuler, die

in

in einer heißen Gegend und nicht weit von den dürren Wüsteneyen entfernt waren; schlugen sich zu den Medern und Armeniern, weswegen auch diese Nation eher Städte hatte.

Die kleine Meerenge, welche sie von Spanien absonderte, verschaffte ihnen gar bald den Vortheil, Handel dahin zu treiben, und auf diese Weise entfernten sie sich allmählig von ihrer ursprünglichen Rohheit. Selbst ihre Namen litten eine Abänderung, weil die Libyer in ihrer Mundart statt Meder, Mauren sagten. Als hierauf die Perser in kurzer Zeit sehr zunahmen, und wegen der übergroßen Volksmenge unter dem Namen Numidier auszuziehen genöthiget waren, so nahmen sie in denjenigen Gegenden Besitz, welche in der Nähe von Karthago, Numidien heissen. Der Ruf von ihrer Tapferkeit hatte sich bis zu diesen Bewohnern verbreitet, und ihre überall siegende Waffen jagten denjenigen Furcht ein, die sie noch nicht besiegt hatten, denn die Libyer waren noch weit kriegerischer als die Gätuler. Auf diese Weise befand sich daß Meiste des untern Theils von Afrika gegen die See, in dem Besitz der Numidier, und ein gemeinschaftlicher Name bezeichnet die Ueberwundnen, wie ihre Ueberwinder.

Nach dieser Zeit erbauten die Phönizier hier Städte, theils weil sie die Volksmenge in ihrem Vaterlande hierzu zwang, theils aber auch aus Herrschsucht. Diese Städte nahmen in kurzem ungemein zu, einige gereichten zur Beschützung, andere zur Zierde ihrer Stifter. Als nun diejenigen, welche mit der Dido Phönizien verlassen hatten, zu ihren alten Verwandten in Afrika kamen, und die Erlaubniß, Karthago zu erbauen, erhielten, so wuchs die Macht der Karthagenienser in der Folge so sehr, daß sie in einen Krieg mit denjenigen Völkern verwickelt wurden, welche aus

Palä-

Palästina ebenfalls nach Afrika geflohen waren, und Mauren genannt wurden. Diese wurden überwunden, und die Römer, welche ihre Besitzungen gleichfalls bis hieher auszubreiten suchten, verjagten diese Mauren bis in das Aeußerste von Afrika, unterwarfen sich Karthago nebst noch andern afrikanischen Nationen, und machten selbige zinsbar.

So streitbar alle diese afrikanischen Völkerschaften waren, so wenig konnten sie gegen eine viel stärkere Macht, wie die römische war, ausrichten. Augustus schickte neun Kolonien nach Afrika; Klaudius drey, und theilten Mauritanien in das Cäsariensische und Tingitanische, worinnen römische Prokonsuls bis zu Anfange des fünften Sekulum regierten, welches noch gegenwärtig römische Münzen beweisen, die man öfters bey Salá und an andern Orten findet. Die Herrschaft der Römer währte aber auch nur so lange, bis andre Völker kamen, und dieser Gewalt Schranken setzten. Eine nordische Nation, die Vandalen, welche sich einen Theil von Spanien unterworfen hatten, suchten den Römern alle Besitzungen zu rauben, und Bonifacius, der damals in Afrika kommandirende General, war eigentlich die Ursache ihres Uebersetzens, denn ihm lag nur daran, sich an Rom zu rächen, weil es einen andern an seine Stelle abschicken wollte. Sie kamen als ein Sieg gewohntes Volk unter der Anführung ihres Königs, Genserikus, eines erfahrnen und muthigen Kriegers, aus Spanien, und die Römer sahen nur zu sehr, wie stark diese Völker waren, denn nachdem ihnen mancher Sieg geglückt war, brachten sie es dahin, daß Rom alle seine Besitzungen aufgeben und alle Römer aus Afrika fliehen mußten.

Hun-

Hundert Jahr erhielten sich diese Völker im ruhigen Besitz ihrer Eroberungen, bis der griechische Kaiser, Justinian, im Jahr 538 seinen General, Belisarius, gegen Gelimer, den letzten König der Vandalen, absandte, dem seine Unternehmungen so glücklich von statten giengen, daß er nicht nur den König selbst als Gefangenen erhielt, sondern auch in wiederholten Siegen, der Römer ehemaliges Mauritanien bekam, welches sie bis in die Mitte des siebenten Sekulum behielten. Während dieser Zeit kam ein andres nordisches Volk die, Gothen, welche einen großen Theil von Italien besaßen, und entrissen den Römern eine Provinz nach der andern. Hierzu kam noch, daß die alten Bewohner des Landes, die in den neuern Zeiten Breber heißen, und damals noch von Königen aus ihrer eignen Nation regiert wurden, zu eben der Zeit einen Aufstand gegen die Römer anfiengen, eben zu einer Zeit, wo das Ansehen und die Macht der Römer auf alle Weise ins Abnehmen gerieth, und es glückte nun den Arabern, so wohl die Gothen, als Römer zu vertreiben. 538.

Die Siege der Araber verbreiteten sich in kurzem ungemein weit, denn nachdem sie als Mohämedaner in weniger als zwanzig Jahren Syrien, Palästina und ganz Aegypten unterjocht hatten, so gieng vorzüglich derjenige von ihren Stämmen, der den Namen Saraceni führete, in dem Jahr 647 nach Afrika, und das Glück seiner Unternehmung gewann einen solchen Fortgang, daß ihr Anführer Akba Ben Nafa bereits im Jahr 684 alle Oerter bis nach Tansghia, welches damals unter der Herrschaft der griechischen Kaiser stand, durch das Glück der Waffen erobert hatte. Von hier gieng er nach Sus, weil ihm weiter nichts im Wege stand, so suchte er wenigstens, so weit er konnte, mit seinen Waffen durchzudringen, bis 647. 684.

bis auch ihn ein mächtiger Breber, mit Namen Kuscile, die Unbeständigkeit des Glückes lehrete und ihn überwand.

Hier wurde nun zum öftern die Oberherrschaft schwankend. Der Kalife in Damaskus sandte den Araber Sghuher an seine Stelle, welcher auch den Kuscile tödtete, aber einen desto stärkern Feind an der Breber Königin Kahiné bekam, welcher es glückte; ihm zu überwinder, und fünf Jahr die Oberherrschaft gegen die Araber zu behaupten. Hierauf sandte der Kalife aufs neue Hasan mit einer so fürchterlichen Macht, daß Kahine wohl sah, sie würde vergebliche Gegenwehr leisten, und ließ lieber ihrem zu mächtigen Feind ein Land zurück, das sie selbst verheerte und verbrannte, als daß Hasan weiter Lust bekommen sollte, nach größern Eroberungen zu streben. Nachdem sie also ihre Staaten, die sonst volkreich und blühend waren, in eine Wüste verwandelt hatte, so lieferte sie Hasan ein großes Treffen, und es würde vielleicht der Sieg auf ihrer Seite gewiß gewesen seyn, wenn sie nicht mitten unter blutigen Leichen mit dem Säbel in der Hand blieb. Dieses Bewußtseyn schwächte den Muth der Soldaten, und die Breber wählten lieber eine freywillige Uebergabe, als daß sie eine gänzliche Niederlage erwarteten. Hasan nahm sie mit aller möglichen Güte auf, zwölftausend vertheilte er unter seine Völker, und die meisten traten zur mohämedanischen Religion über. Diesem glücklichen Zufall folgte noch sogleich ein ein andrer, denn der Kalife schickte noch einen mit Namen Musa Ben Nasir mit einem sehr großen Kriegsheer ab, womit er nicht allein hunderttausend Breber zu Gefangenen machte, sondern auch die ganze Provinz Sus einnahm: er verstärkte sogar sein Heer mit neunzehntausend Reutern

von

von Brebern und ließ sie alsdann in der mohämedanischen Religion unterrichten.

Doch, so glänzend diese Rolle gespielt ward, so geschwind die Eroberungen ausgeführt wurden, so waren sie doch nur Vorspiele von weit wichtigern Scenen. Musa benutzte die Unruhen in Spanien, und glaubte seinem Plane näher zu kommen, wenn er die Herrschaft der Kalifen auch in Europa geltend machen könnte. Es hatte nämlich Vitiza, der König der Gothen in Spanien, dem Theofredus die Augen ausstechen lassen, und wie dessen Sohn, Roderikus, nachher auf den Thron gekommen war, wollte dieser an dessen beyden Söhnen, Eba und Sisgebut, sich rächen; allein sie flüchteten nach dem tingitanischen Mauritanium, wovon noch ein Theil unter den Gothen stand, und wo sie an dem Gouverneur einen treuen Beschützer zu finden glaubten. Musa begünstigte diesen Plan, und schickte mit Einwilligung des Kalifen Ualid zuerst vier Fahrzeuge mit vierhundert Mann, welche eine große Plünderung auf der spanischen Küste vornahmen, und mit großer Beute zurück kehrten. Bald darnach gieng eine weit stärkere Flotte mit siebentausend Mann ab, und wie sie unter den Berg Kalpa vor Anker giengen, so benannten die Soldaten diesen Berg Sghibel Tareck, welches hernach erst durch die Europäer in Gibraltar verwandelt worden ist. Tarek Ben Ziad führte diese Flotte an, zu der sich vom Musa eine Verstärkung von siebentausend gesellten, welche in einem großen Treffen der Herrschaft der Gothen in Spanien ein Ende machte, ob sie schon über dreyhundert Jahr gedauert hatte.

Tarek nahm hierauf einen großen Theil von Spanien ein, jedoch nicht ohne heimlichen Neid des Musa, welcher desfalls im J. 715 mit einer Armee von acht- 715.

zehn-

zehntausend Mann persönlich nach Spanienn gieng, und wie er bey Tarek anlangte, denselben nicht nur schimpflich behandelte, sondern sogar seiner Freyheit beraubte, und lebenslang im Gefängniß gehalten haben würde, wenn er ihm nicht auf ausdrücklichen Befehl des Kalifen von Damaskus hätte entlassen müssen. Doch kurze Zeit hernach empfieng Musa ein ähnliches Schicksal; der Kalif befahl, Musa lebenslang gefangen zu halten, und nur durch glücklichen Zufall entkam er, und floh nach Meka, woselbst er für Gram starb.

Sein Sohn folgte seiner Herrschaft in Spanien, und als schon sein Vater Roderiks ganze Armee zu Grunde gerichtet hatte, er selbst getödtet war, so verheyratheten sich Abd Elaziz demohngeachtet mit der Witwe desselben, welche ihren Gemahl solange anlag, bis er, ihren Stolz zu befriedigen, den königlichen Titel annahm; allein derselbe Tag, wo jeder gezwungen wurde, ihm als König zu verehren; derselbe war auch das Ende seiner Regierung, weil man ihm auf der Stelle ermordete.

Dies war das Signal zu der allgemeinen Vermischung der Mauren mit den Brebern, welche Spanien gemeinschaftlich einzunehmen suchten, und die Gouverneurs sowohl hier als in Mauritanien, standen unter den Kalifen zu Damaskus und Bargdad; wie sie aber mächtiger zu werden anfiengen, warfen sie das Joch der Kalifen ab, und machten sich, so wohl in Spanien als in Afrika, zu eignen kleinen Königen. In dieser Zeit versuchten die Breber zu wiederholten malen Herren zu werden, und fast wär es ihnen geglückt, alle Araber aus Afrika zujagen, weshalb der Kalif im
741. Jahr 741, den Hantelé Ben Sefran mit einer großen Armee gegen sie abschickte, welcher zuerst dreyssigtausend und nach diesen, hundert und sechszigtausend

send

send erlegte. Demohngeachtet erhielten sich die Breber in dem tingitanischen Mauritanien und Sus ziemlich unabhängig.

In der Mitte des achten Sekulums ließ sich ein gewisser arabischer Fürst, Edris, von des Ali Stämm, in der westlichen Barbarey nieder, erbauete verschiedene Städte, und errichtete ein kleines Reich, deren Bewohner ihn zum Kalifen ausriefen: allein er wurde gar bald das Opfer des Neides, und ein andrer Kalif suchte ihn heimlich mit Gifte umzubringen.

Edris Ben Edris, der damals noch ungeboren war, wurde nachheriger Kalif, und trat seine Regierung schon im zwölften Jahre seines Alters an. Gewiß würde dieser junge, tapfere und kluge Regent große Thaten ausgeführt haben, die dahin abzielten, den omiadischen Kalifen Spanien wegzunehmen; da es ihm schon geglückt war, sechshundert arabische Stämme unterthänig zu machen. Er ließ im Jahr 788 die Stadt Fes bauen, und unternahm allerhand 788.
große Pläne, an deren Ausführung ihm nur ein zu früher Tod hinderte. Er starb, als er kaum etliche dreyßig Jahr alt war.

Nach seiner Einrichtung folgte sein ältester Sohn Mohâmed Ben Edris, und zwar in der Absicht, um die Staaten mit seinen Brüdern zu theilen. Allein sein beleidigter Ehrgeiz sann auf Mittel, die Staaten bald wieder an sich zu bringen, und da er nur kurze Zeit lebte, so folgte ihm sein ältester Sohn, Ali Ben Mohâmed, der ebenfalls in seiner dreyzehnjährigen Regierung wenig that, und Jahia Ben Mohâmed folgte ihm in der Herrschaft, welcher wichtige Eroberungen machte, und prächtige Bäder in Fes anlegen ließ. Sein Sohn, Jahia Ben Jahia, war ein böser und grausamer Prinz, welcher es durch

seine Grausamkeit dahin brachte, daß seine Unterthanen rebellirten und ihn umbrachten, auch seinen Sohn nicht zum Nachfolger annahmen, sondern nur aus seinem Geschlecht Omer Ben Edris wählten, der jene Grausamkeiten durch seine Güte verbesserte. Ihm folgte sein Sohn, Jahia Ben Omer, mit alle der Hoffnung, die sein Vater schon erfüllt hatte. Allein er verstand nicht die Kunst zu regieren, sondern folgte seiner Neigung zu den Wissenschaften, so daß sein Hof einer Akademie glich, die mit Sternsehern, Poeten, und Geistlichen angefüllt war. Einer aus seiner Familie machte sich das Mißvergnügen seiner Unterthanen zu Nutze, beraubte ihn des Reiches, allein er selbst konnte sich nicht lange darin erhalten, sondern mußte es an einen neuen Stamm überlassen.

Im neunten Jahrhundert suchte sich ein gewisser Mahadi zur Oberherrschaft zu bringen, mehr aus Religionsschwärmerey, als aus großen Gaben zu regieren. Es gelang ihm zwar mancher kriegerische Versuch in Afrika, er wollte auch Aegypten erobern, allein er ließ es bey etlichen Provinzen bewenden. So folgten sich Söhne und Verwandte in der Regierung
1017. bis ins Jahr 1017, wo theils Absichten auf Aegypten gemacht wurden, theils nichts als Verrätherey oder heimliche Morde vorgiengen, und wo die Namen der Regenten so uninteressant, als ihre Thaten sind.

Als dieses im östlichen Theil vorgieng, kam indessen Abubekr Ben Omar, aus dem Stamme der Lamtunischen Araber, welcher große Absichten hatte, und den Grund zu einer neuen Regierung legte. Er nannte sich Emir Elmumnin, oder Fürst der Gläubigen; weil er aber lieber in der Wüste, als in Städten leben wollte, so gab er das Gouvernement an sei-
1052. nen Verwandten Abu Tesfin, welcher im Jahr 1052

den

den Grund zu der Stadt Marokko gelegt haben soll. Die Vollführung übernahm sein Sohn, Jusef Ben Tesfin, welcher im Jahr 1069 Herr von vielen 1069.
Provinzen wurde, und als ihn der König von Sevilla und Kordova um Hülfe anrufte, selbst nach Spanien gieng, wiederholtemale seine Feldzüge erneuerte, und endlich sich selbst Meister von Sevilla machte. Seine Eroberungen giengen glücklich von Statten, und in kurzem besaß er fast alles, was die Saracenen in Spanien inne hatten, weshalb ihm der ägyptische Kalif den Titel eines Emir gab, und die Stadt Marokko zu noch größerer Vollkommenheit erhoben haben würde, wenn er nicht durch den Tod verhindert worden wäre.

Ihm folgte sein Sohn, Ali Ben Jusef; er gieng gleich nach Kastilla, wo er gegen den König Alphons ansehnliches Glück machte; allein ein neuer Religionsschwärmer ließ sich auf den Bergen bey Sus nieder, und machte alle Anstalt, die Herrschaft von Afrika zu behaupten. Doch giengen diese Unruhen durch einige glückliche Treffen vorüber, nur daß sie die Aussichten in Spanien verdunkelt hatten. Obgleich Mohámed Ab Dallah Ben Tomrut, (oder jener genannte Schwärmer) gestorben war, und sein General, Abd Elmumen, gegen den Sohn des Ali nichts ausrichten konnte, so gelang es ihm doch in der Folge, da er die beyden Söhne so lange durch Krieg zu beunruhigen suchte, bis der erste sein Leben verlor, und der zweete in seine Hände fiel.

Abd Elmumen wurde also im Jahr 1149 Herr 1149.
von Marokko und den dazu gehörigen Provinzen. Zu Anfange seiner Regierung hatte er alles anzuwenden, sein Ansehen gegen einige Rebellen zu behaupten, und in den folgenden Jahren wurde er von den arabischen

Königen in Spanien gegen die christlichen Könige zu Hülfe gerufen, wo er allen Vortheil davon zog. Endlich theilte er mit seinem ältesten Sohn, Mohámed, die Regierung, und die andern Provinzen unter die übrigen Söhne. Er nahm den Sicilianern Tunis weg, und hatte alle Anschläge gefaßt, sich Spanien
1160. zu unterwerfen; allein 1160, wo das große Unternehmen ausgeführt werden sollte, starb er, und nahm seinen Räthen zuvor den Eid ab, daß sie seinem ältesten Sohn, welcher nicht regieren könnte, die Thronfolge versagen, und dafür seinen zweeten, Abi Jakub, zum König annehmen sollten. Er wurde zwar König, aber so glänzend seine und seines Vaters Hoffnungen waren, so wenig führte er sie aus. Er suchte stets dahin zu gelangen, Spanien zu erobern, nur traf
1184. ihn im Jahr 1184 ein Pfeil im Treffen gegen die Spanier, und wurde in Sevilla begraben.

An seine Stelle kam sein ältester Sohn, Jakub Elmansur, welcher sogleich einen heftigen Feind an dem König, von Majorka hatte, zu dem sich die Türken im Trablis geschlagen hatten. Jedoch es glückte ihm aufs beste, und lieferte auch gegen die Spanier
1195. in den Jahren 1195 und 1199 glückliche Treffen,
1194. wo er in Asturien und Kastilien viele Städte eroberte. Nach seinem Tode setzte sein Sohn, Mohámed Emasar sein Glück auf diesem Grunde fort, und hatte die Spanier so sehr in Furcht gesetzt, daß sie Frankreich und Italien um Hülfe anruften; und freylich gegen eine so große Uebermacht konnte er nichts ausrichten, auch eine Niederlage von achtzigtausend Menschen erfuhr. Von hier an folgen nun wieder bis ins
1507. Jahr 1507 eine Reihe Regenten, die nichts Merkwürdiges enthalten, oder die nichts thaten, als Versuche gegen Spanien anzuwenden, oder mit ihren eigenen Unterthanen zu streiten hatten, oder sich selbst

um

um die Herrschaft stritten, bis das sechszehnte Jahrhundert etwas interessanter wurde.

In Fes regierte Mohämed Eluatas, und Nasar Busgentuf Elenteta war Herr über Marokko, doch hieng der letztere vom erstern ab. Tafilet, Dra und andere Provinzen hatten gleichfalls ihre eignen Herren, und bis auf die arabischen Schechs, hatten sie alle das Joch der Merinen abgeworfen. Hier nahm der König von Portugall Anlaß, sich einen Theil von der Küste zuzueignen, und nahm den Scherifen die Gelegenheit, das ganze Reich zu erobern. Diese Scherifen stammten von einem Fürsten der weltlichen Araber, mit Namen Mula Meheres, ab, der vom Mohamed abstammte. Zugleich war er durch Räubereyen an den Karavanen, welche von Fes abreiseten, sehr mächtig worden, bis ihm der König von Marokko nöthigte, in das innerste nach Tafilet und in die angränzende Wüste zu fliehen. Seine Kinder und Nachkommen aber breiteten sich demohngeachtet hernach in Marokko aus, und unter diesen machte sich einer von ihnen, Namens Hosseni, zu Anfange des sehszehnten Jahrhunderts, vermittelst seiner seltenen Frömmigkeit, bekannt, eigentlich aber gieng er mit den Gedanken um, die Familie der Merini zu stürzen, welche ihn und seine Familie in die äußerste Armuth gebracht hatte. Seine Söhne wurden zu dem Ende in allen Wissenschaften unterrichtet, und giengen nach Meka, wo sich ihr Ruf so weit ausbreitete, daß sie nach ihrer Zurückkehr vom König von Fes zu Erziehern seines Sohnes angenommen wurden, welche günstige Gelegenheit sie so gut zu benutzen wußten, daß er ihnen in der Folge eben so auch das Kommando über ganze Provinzen und Armeen anvertrauete. So bald sie das Schwerdt gegen die Portugiesen in die Hände bekamen, kehrten sie es gegen ihren Wohl-

thäter, und in kurzer Zeit hatten sie nicht nur viele Provinzen von ihm abgerissen, sondern ihn sogar des Lebens beraubt.

1516. Sie fiengen im Jahr 1516 an, Tarudant zu be-
1519. festigen, und schickten 1519 dem König von Marokko ein Geschenk von gefangenen Christen, mit dem Anerbieten, das Land von den Portugiesen befreyen zu helfen. Sie kamen selbst im prächtigsten Audienz zum König, allein dieser glaubte ihre Untreu nicht besser zu bestrafen, als wenn er sie bey dieser Gelegenheit, unter dem Vorwand, der Prophet habe es befohlen, sogleich tödten ließ. Der älteste Scherif nahm nun den Namen eines Königes von Tarudant und Marokko an, und bekam auch von dem Könige von Fes, gegen das Versprechen des gewöhnlichen Tributs, die Belehnung damit. Doch dieses Versprechen blieb unerfüllt, und im Jahr 1536 nahmen die Scherife mit funfzigtausend Mann Sancta Crux ein, welches den Portugiesen gehörte; und hierdurch wurde ihre Macht so ansehnlich vermehrt, daß ihnen fast niemand widerstehen konnte. Doch sie wurden bald unter sich selbst uneins, denn es nahmen verschiedene Scherifs den Titel eines Königs an, und häufige Kriege machten bald diesen, bald jenen von der Familie zum König oder zum Sklaven.

1536.

In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts war **Mohámed Ben Mohámed Elhosein** Herr über Fes und Marokko, nur daß er in dem Besitz seines Reiches weder ruhig noch glücklich war. Sein Sohn, **Abd Allah**, grausamer als sein Vater, brachte zwar alles wieder unter seine Herrschaft, was der Vater verloren hatte, aber er war ein zu grausamer Tyrann, als daß ihn jemand geliebt hätte. Sein dritter Bruder, **Hamed**, breitete seine Macht gegen Guinea aus,

und

und schickte im Jahr 1602 eine Gesandschaft an die Kö- 1602.
niginn Elisabeth in England, nur daß ihn das folgende Jahr schon der Tod an den Aussichten verhinderte, die sein Plan entworfen hatte. Er hinterließ fünf Söhne, wovon sich der zweete, Bu Zer, des Reiches und des väterlichen Schatzes in Marokko bemächtigte, wiewohl ein jeder von seinen Brüdern hie und da Eingriffe in das Reich that, und wiederholte Schlachten endlich den Bu Fers für den mächtigsten erklärten.

In der Folge suchten sich die von Spanien vertriebenen Mauren, unter der Regierung Raschid, der Herrschaft der marokkanischen Könige zu entledigen. Sie hatten sich Fahrzeuge angeschafft, und giengen mit diesen auf die Spanier los, um sich zu rächen, nachher wurden sie Kaper, beraubten besonders alle Christen-Schiffe, und häuften auf diese Weise ihr Vermögen so ansehnlich, daß sie in kurzem größere Eroberungen unternahmen, und sich der Stadt Rabat bemächtigten. Kurz hernach nahm zwar Raschid manchen Versuch vor, allein er muste ihnen die Freyheit zugestehen, und blieb stets in Kriege verwickelt, worin die Engländer es mit dem König, die Franzosen und Holländer aber mit den Republikanern hielten.

Die Söhne des Raschid konnten ihrem Vater nicht nachfolgen, sondern dessen Bruder, Ismail Ben Cherif überwand sie alle. Doch das Mißgeschick, was er an seinen eigenen Söhnen erlebte, verbitterte ihm den Besitz seines Reiches. Seine beyden Söhne suchten einander die Oberherrschaft abzustreiten, und begiengen Grausamkeiten, vor denen die Menschheit erschüttert. Marokko wurde beunruhiget, und zuweilen ein Antheil seiner Nachbarn, bis der grausame Zidan, als der abscheulichste von den beyden Brüdern, im Jahr 1707 von seinen Weibern erstickt 1707.
wurde.

Nach ihm kam nun einer, mit Namen **Ismael**, dessen Regierung zwar ruhiger, aber eben so tyrannisch war. Seine Unterthanen unterdrückte er nur dadurch, daß er grausamer war, als sie, und wenn ihm die Geschichte auch Tugenden zugestehet, so verdienen sie doch kaum den Namen von Tugend, da ihm seine Laster weit natürlicher waren.

Sein Sohn, **Ahamed Dehebi**, suchte sich nach ihm auf dem Thron zu befestigen, nur daß seine zween Brüder, Abdallah und Abdelmelek, auch seine zween größten Widersacher blieben. Hingerissen von Weichlichkeit und Ausschweifung, vergaß er, seine Unterthanen zu regieren, und seine neidischen Brüder gaben diesen Gährungen die stärkste Nahrung, bis es in kurzem zu einer Rebellion ausbrach, und mit dem Verlust von seinen Schätzen auch der Verlust seines Reiches verbunden war. **Elmelek** wurde an seiner Statt zum Könige ausgerufen, und gieng damit um, dem Dehebi die Augen auszustechen, jedoch wußte dieser sich seine Flucht so glücklich zu Nutze zu machen, und gewann das Vertrauen der Neger aufs neue, welche nicht eher ruhten, bis sie dem Dehebi aufs neue zum Throne halfen. Drey Tage für seinem Tode ließ er noch seinen Bruder, den er in Fes gefangen genommen hatte, erwürgen, und eine seiner Gamalin suchte ihren Sohn, **Ismael**, an statt des rechtmäßigen Erben zum Reiche zu helfen.

Wirklich war **Ismael** des Thrones werth, wenn er ihm auch nicht gehörte, nur daß er einen gefährlichen Feind an seinem Bruder, dem Bufers, augenblicklich fürchten mußte, und daß er in der Folge der gute Fürst nicht blieb, der er zu seyn schien. Unmenschliche Handlungen gegen seinen Bruder und gegen die, so sich wider ihn auflehnten, befleckten seine Regierung.

rung. In den Jahren 1730 und 1731 lieferte er 1730.1731
grausame Treffen gegen die Rebellen, wo fast unter jedem seiner Tritte Blut floß.

Um diese Zeit kam auch der aus Spanien vertriebene Herzog von Ripperda in Marokko an, und that dem Ismael den Vorschlag, Sebta und Melilla zu belagern, und hernach die Küste von Spanien zu verwüsten. Dieser Vorschlag war ganz nach seinem Geschmack, allein die Spanier erfochten den Sieg, und seine Mouren mußten die Belagerung fruchtlos aufheben. Im Jahre 1734 kam er auf den Gedan- 1734.
ken, den Kadi über die Neger, Sun Dukelt, mit noch sechs andern Officieren umzubringen; wie diese aber seinen Anschlag erfuhren, so rebellirten sie, und ernannten den Bruder des Königs, Ben Ismael, zum König. Durch Geschenke und durch List hatte sich Ismael demohngeachtet wieder zum Thron, den Weg eröffnet, und würde ihn gewiß wieder besessen haben, wenn er nicht laut gesagt hätte, er müsse sich erst an der Familie des Dukeli rächen, weshalb seine Unterthanen aufs neue zum Aufruhr griffen, und Mohämed Ald Ariba zum König über Fes und Marokko ernannten. Noch einmal versuchte Ismael, sein Reich zu erobern, gieng auf Fes los, zog sich zwar wieder zurück, versuchte es aber wieder aufs neue, und wurde zum drittenmal König. So folgten Ein- und Absetzung bis zum siebenten male, wo jedesmal neue Grausamkeiten vorkamen. Seinem ersten Sohn, Hamed, gab er das Gouvernement von Sala, und überließ dem andern, Mohämed, die Nachfolge über das ganze Reich, doch residirte er nie gern in Marokko, sondern in Asasi. Dieser war es auch, 1751.
an den die Dänen im Jahr 1751 zwey Fregatten schickten, um einen Friedens- und Handelstraktat mit Marokko zu schließen; nur daß der Erfolg nicht der

Aussicht entsprach. Wunderbarerweise starb dieser
1757. Tyrann im Jahr 1757 eines natürlichen Todes.

Mohämed Ben Abdallah Ben Jsmail, ist also der jetzt regierende Herr und König des ganzen Reiches. Weil sein Bruder, Hamed, außer seiner ungleichen Geburt, auch noch keine Gaben zur Regierung hatte, so gelang es ihm ohne alle Mühe, das Reich zu besitzen. Während seiner Regierung ist nichts Merkwürdiges vorgefallen, und erbesitzt sein
1765. Reich ziemlich ruhig, außer daß ihm in dem J. 1765
1767. die Franzosen bekriegten; allein 1767 wurde der Friede durch den Graf von Brignon geschlossen, und große Geschenke von den Spaniern hemmten auch in demselben Jahre ein fürchterliches Ungewitter. So sucht er auf alle Weise mit den Türken und mit Algier im Frieden zu leben, wie jede europäische Seemacht in den besten Vernehmen mit ihm stehet.

III.

Die Staaten der Seeräuber.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0165
DFG

Das Königreich Algier, oder derjenige Theil von der Barbarey in Afrika, welcher für das alte cäsarische Mauritanien, oder Numidien gehalten wird, und seine Benennung von der Hauptstadt desselben hat, gränzt gegen Mitternacht an das Mittelländische Meer, gegen Mittag an die Wüste Sara, gegen Abend an Marokko, und gegen Morgen scheidet es der Fluß, Zaine, von Tunis. Das Gebiete von Algier geht eigentlich weit über den Tell, oder über die Theile des atlandischen Gebirges hinaus, obgleich diese Herrschaft bald zu bald abnimmt, je nachdem die entlegenen Völker lieber unter dem türkischen oder algierischen Schutz stehen wollen.

Allgemeine Landesbeschaffenheit.

a) Land.

Die angenommene bekannte Größe des Landes von Abend gegen Morgen beträgt etwas über zweyhundert Meilen, und die Breite vom Mittag nach Mitternacht gegen hundert; daher man unter Algier folgende fünf Stücke Landes versteht, nämlich die Rebuplik Algier, Telensin, Tenez, Konstantine und Bugia, oder kürzer in drey Theile, wovon das eine gegen Morgen, das andre gegen Abend, und das dritte gegen Mitternacht liegt. Verschiedentlich ist daher auch in diesen Provinzen Luft und Boden; überhaupt genommen aber genießt man daselbst gesunde und gemäßigte Luft. Die Jahreszeiten wechseln hier auf eine unmerkliche Weise ab, es regnet des Sommers sehr selten, und die ersten Regen fallen gewöhnlich im September, welches zugleich auch die Araber an die Bearbeitung ihrer Ländereyen erinnert, denn alsdann säen sie ihren Weitzen, pflanzen Bohnen, Gerste, Linsen, u. s. w. Eben so sind manche Gegenden ganz unangebaut, andere wieder fruchtbar

an

na Wiesewachs, wie z. B. die mitternächtlichen Theile, da hingegen die mittägigen Gegenden meist nur den wilden Thieren zum Wohnort dienen. Obschon die Erde überhaupt ziemlich sandigt und trocken ist, so bringen doch die gebirgigten Gegenden um Tenez, Algier und Bugie, viel Getraide und Früchte hervor, so daß die Provinzen von Algier, wenn man Marokko ausnimmt, unter die besten in der Barbarey gerechnet werden können.

Ihre **Produkte** aus dem Pflanzenreich sind zwar keinesweges sehr mannigfaltig, denn man kennet in diesen Ländern überhaupt nur eine einzige Art **Weizen** und **Gerste**, ja Rocken säet man so wenig, daß es kaum in Erwägung zu bringen ist. Diese Früchte geben nun ihre Ausbeute, je nachdem der Boden ist, weswegen man dasjenige Getraide, so von Tessailah kömmt, für das beste hält. In einigen feuchten Gegenden, und an dem Flusse, Hammah, baut man **Reis**, **türkisch Korn**, und eine Art weissen **Hirse**, welchen die Araber Drah nennen. **Haber** säen sie niemals, und statt desselben erhalten die Pferde Gerste zum Futter. Die übrigen vornehmsten Hülsenfrüchte bestehen in **Bohnen**, **Linsen**, **Erbsen**, welche aber nicht gar zu lange hin versetzt wurden. Der Bohnen aber bedient sich jedermann, und zwar sind sie die Lieblingsspeise der Reichen und Armen, welche, mit Oel und Knoblauch gekocht, als ihre vornehmste Nahrung angesehen wird. **Rüben**, **Kresse**, **Spinat**, **Artischocken**, **Coriander**, der Mohren liebste Speise, **Sellery**, **Blumenkohl**, der zu einer ungeheuern Stärke anwächst, **Wassermelonen**, und andre, sind häufig und in vorzüglicher Güte anzutreffen; ja sie würden zu einer viel bessern Kultur gebracht werden können, wenn die Einwoh-

wohner nicht schon zufrieden wären mit dem, was ihnen die Natur von selbst darbietet.

Unter den Bäumen giebt ihnen die Natur den Palmbaum in großer Menge besonders in den an der See gelegenen Gegenden, davon aber eigentlich nur die im Lande Sahara, vollkommene Früchte tragen. Bey Leuten von Stande ist der Saft dieses Baumes das vorzüglichste Geschenk, und wird unter dem Namen, Palmhonig, oder als ein daraus distillirter Geist, unter der Benennung, Araky, für sehr schätzbar gehalten. Außer diesem findet man die meisten andern Fruchtbäume, die auch in Europa bekannt sind, als Mandeln, Aprikosen, Kirschen, Pflaumen, doch nicht in Menge, Birnen, Aepfel, Feigen, Granatäpfel, Nuß- und Oelbäume, Kastanien; Hasel- und Johannisbeersträucher wachsen hier nicht, dafür aber destomehr Wein, Zitronen, Quitten, Mispeln ꝛc.

Hätten die Blumen und medicinalischen Kräuter nur etwas mehr aufmerksame Beobachter oder Pflege, wären ihre Gärten nur etwas mehr, als was sie gemeiniglich sind, nämlich ein Bild der rohen Natur, wo Bäume, Blumen, Weizen, Kohl, Rüben, alles durch einander wächst, ohne Absonderung mehr dem Unkraute ähnlich sieht, oder durch dasselbe erstickt wird; glaubte man nicht, daß das beym Erdreich verloren sey, was darauf verwendet wird, dann würde ihre, ohnedem gefallende, Schönheit oder Güte weit angenehmer und brauchbarer gemacht werden können.

Wenn man die unerschöpflichen Salzgruben ausnimmt, womit selbst das Erdreich überall angefüllet ist, so könnte man fast sagen, daß Algier wenig Mineralien hat. Die Gruben von Arzew sind mit Gebirgen, umgeben und haben viele Meilen im Umkreise, wel-

welche im Winter einer großen See gleichen, im Sommer aber durch die Hitze so sehr ausdünsten, daß das Salz durchsichtig, wie Crystall, auf dem Grunde stehen bleibt. Nur die Marmorbrüche, deren die Alten gedenken, findet man hier nicht mehr, und die wenigen Ueberreste von marmornen Gebäuden sind kaum Bürge dafür, daß es jemals dergleichen hier gegeben hat. Man findet wenig oder gar keine edlen Metalle, freylich, weil man sie nicht sucht; allein wirklich sind manche Gegenden der Barbarey selbst an den unbedeutendsten Flintensteinen arm. Auf einigen Gebirgen findet man zwar etwas weniges von Steinarten und Fossilien, aber sie belohnen demohngeachtet nicht die auf sie gewendete Mühe. Eben so suchen zwar die Kabylen, welche die bergigten Reviere von Boujeiah bewohnen, etwas Bley und Eisen aus der Erde hervor, und schmieden es in kleine Stangen; so wie die Bleygruben zu Jibbel-Riß-saß, ingleichen die zu Wannasch-reese, alle sehr reich sind, und große Schätze enthalten, wenn nur jemand da wäre, ihren Werth zu benutzen.

Reichhaltiger ist das Thierreich, das man schicklich in zween Theile, in zahme und wilde, eintheilen kann. Unter den erstern versteht man **Pferde**, welche vor Alters Numidiens besondern Ruhm ausmachten, seit einiger Zeit aber sehr ausgeartet sind, so daß jetzt die tingitanischen und ägyptischen Stutereyen viel besser sind. **Esel** und **Maulthiere** sind unter allen Thieren der Barbarey am geschicktesten, viel Arbeit auszustehen, und bedürfen fast gar keiner Wartung. Es giebt hier besonders eine Art Mauleſel, welche **Kumrah** genennt werden und von einem Esel, und einer Kuh herkommen, zwar klein, aber sehr nützlich zur Last, sind. Doch von weit größerm Werth ist das **Kameel**, die **Ochsen**, **Kühe**, **Schaafe** und **Ziegen**,

gen, worin besonders vieler Einwohner ihr einziges und großes Vermögen bestehet. Es finden sich Stämme unter ihnen, die wohl drey bis vierhundert Pferde zu Felde stellen können, und noch dreymal mehr an Schafen und Ochsen besitzen.

Diejenigen Thiere, die eigentlich nicht den Umgang mit Menschen lieben und wild genannt werden, sind erstens wilde Ochsen, wilde Ziegen, Löwen und Panther, Leopard, Dubbah, ein Thier, welches dem Wolf an Größe gleich ist, aber platter vom Leibe und lahm auf dem rechten Hinterfuß ist. Demohngeachtet ist es schnell, ist dunkelbraun von Farbe und langöhrigt. Mit seinen großen und wohlbewaffneten Füßen scharret es die Erde auf, um die vergrabenen Körper zu verzehren. Ein andres Thier, so dunkler von Farbe als der Fuchs, doch fast eben so groß ist, heißt Deeb, und lebt von Aas, Wurzeln und Früchten. Die schwarze Katze ist braunroth, der Bauch hellfärbig und bisweilen buntsprenklicht, die Schnauze schwarz, die Ohren dunkelgrau. Diese und noch viele kleinere Arten Thiere sind an manchen Orten sehr zahlreich, so wie man entweder ihre Vermehrung aufhält, oder zu ihrer Wohnung nicht gelangen kann.

Unter die merkwürdigsten Vögel der Barbarey gehört zuerst der Adler, der Karaburno, welches ein aschgrauer Sperber ist, so groß als der Habicht, mit schwarzem Schnabel, rothen Augen, gelben und kurzen Füßen, schwarzen Flügeln und weißlichtem Schwanz und Bauche. Der Raabe der Wüsten, etwas größer als unsere Raben, mit schwarzem Schnabel und rothen Füßen. Der Saf-saf in der Größe eines Huhn, und lebt von Körnern, sein Flug macht ein Geräusch, welches Veranlassung zu seinem Namen gegeben hat. Ueberhaupt fehlt es an Gesang- und nutzbaren Vögeln keinesweges, und die In-

sekten sind ebenfalls mehr der großen Anzahl wegen anzumerken, als wegen einer besondern Merkwürdigkeit. Es giebt ihrer unter verschiedenen Namen, und die uns, als Heuschrecken, Scorpionen, Eydexen, eine Art Tarantuln u. s. w. bekannt genug sind. Auch die Fische machen keine besondere Ausnahme und sind keine andere, als die man auf der gegenüber liegenden Küste des mittelländischen Meeres auch findet.

b) Einwohner

Eine bestimmte Anzahl von Einwohnern dieses Landes anzugeben, ist so unmöglich, als es unter gegenwärtigen Umständen nicht denklich ist, sie alle unter eine Anzahl zu bringen, daher wir die Bewohner am schicklichsten in Nationen theilen, und jede etwas umständlich betrachten müssen, um alsdann eine Hauptübersicht auf die Bevölkerung zu erhalten. Man theilt sie gemeiniglich in fünf Klassen, 1) in Mauren oder Mohren, 2) in Araber, 3) in Juden, 4) in Türken, 5) in Christen.

Die eigentlichen Eingebohrnen des Landes sind zum Theil sehr schön und weiß, zum Theil halb Mohren. Als die Numidier Kolonien in die nördlichen Gegenden dieses Königreichs einführten, so brachten sie auch Schwarze beyderley Geschlechts dahin, mit welchen sie sich öfters vermischten. Gegenwärtig aber sind keine Neger unter ihnen, als solche, welche mit Gewalt zusammengebracht, oder in den Kontributionen als Sklaven angenommen werden. Obige Vermischung hat daher verschiedene Arten nach sich gezogen, weswegen man einen Unterschied unter Stadt- und Landmohren macht; die erstern suchen ihren Erwerb zu Wasser und zu Lande, und die Aga oder Beys derjenigen Oerter, wo sie wohnen, eigentlich aber unter dem Dey von Algier stehen, sind die Oberhäupter und die Schiedsrichter ihrer Familien. Einige derselben

sind

sind Künstler, andre Pachter, andre Staatsbediente, und man kann sie füglich für Bürger des Reichs ansehen.

Hingegen haben die **Landmohren** keine unbewegliche Güter, sondern nomadisiren mit ihren Familien, und sind dabey so zahlreich, daß sie gleich den Arabern, ganze Stämme und Nationen vorstellen können. Sie werden entweder durch die Namen des Landes, das sie bewohnen, unterschieden, oder sie nennen sich nach den Stiftern ihrer Familien. Jede Familie sieht einem wandelnden Dorf ähnlich, welches man mit dem allgemeinen Namen Adouar benennt. Für jede Familie ist ein solches Zelt, doch befinden sich auch zuweilen zwey bis drey Nebenzweige von einer Familie beysammen. Ihr kleines leichtes Haus besteht aus schwarzem und weißem Segeltuche, von außem oft durch mancherley Farbe unterschieden, innerlich aber durchgängig gleich an Unreinlichkeit. Das Zelt ihres Oberhauptes ist etwas höher, und steht in der Mitte ihres Lagers; dieses ihr Oberhaupt sorgt für alles, und die ganze Gesellschaft muß für ein jedes einzelne Glied haften. Darneben bezahlt auch ein jeder Adouar dem Dey von Algier eine gewisse Taxe, nach der Anzahl der Einwohner, und nach der Beschaffenheit des Landes, welches sie bewohnen. Gemeiniglich pachten die wandernden Mohren die Aecker der Stadtmohren, und geben ihre Zinsen entweder in Getreide, Früchten oder in Wachs, haben auch sehr viel Geschicklichkeit, den Boden tragbar zu machen. Ihre Lebensmittel sind einfach, wie die Zubereitung derselben. Um das Getreide zu mahlen, haben sie eine Mühle, die von einem Ort zum andern getragen werden kann, und ungesäuerte Kuchen, aus Mehl und Wasser vermischt, in Asche gebacken, Wasser zum täglichen Getränke, und bey Festen Oel und Weineßig Mohren.

eßig oder etwas Fleisch, sind ihre ganzen Tractamente.

In der Anzahl ihrer Pferde, Esel, Kühe, Ziegen, Hunde, Federvieh, u. s. w. besteht freylich ihr ganzer Reichthum, allein sie vergessen über der Wartung dieser Thiere, nur zu sehr die Sorge für ihre eigene Reinlichkeit. Ihre ganze Tracht besteht in einem fünf Ellen langen, groben Stück Leinwand, und nur ihr Oberherr trägt zum Unterschied ein Hemde und Mantel, nebst einer Kappe auf dem Haupt. Auch die Weiber tragen nur ein Stück wollenes Zeug über den Leib, übrigens fliegen ihre Haare um den Kopf, und etwas weniges von Corallen, Muscheln und Fischzähnen sind ihre Zierrathen. Die Sorge für das Vieh ist eigentlich der Weiber und Kinder Geschäfte, so wie die Männer alle häusliche Geschäfte übernehmen, und die Hütten errichten, welche gemeiniglich auf zween großen Pfeilern ruhen, wo der Eingang in dieses Zelt mit Laubwerk und Zweigen von den Bäumen besteckt ist. In der Mitte ist ein kleines Viereck, welches die Menschen von den Thieren absondert, und eine Matte vom Palmenlaub ist ihre Lagerstatt und Tischdecke zugleich. Ihre Kinder gehen bis in das achte Jahr nackend, und sind in etlichen Monaten nach ihrer Geburt schon stark, und laufen umher. Die Waffen der Männer bestehen in einer kurzen Lanze, welche sie überall mitnehmen, und am Arm haben sie ein breites Messer hängen. So geschickt sie diese Waffen aber auch zu regieren wissen, so besitzen sie doch zu Pferde noch weit mehr Behändigkeit. Ihre gesunde Leibesbeschaffenheit und die sehr frühe Verheyrathung, vermehrt dahero ihre Familie sehr leicht, und es ist nichts Seltenes, daß ein Mädchen von zwölf Jahren schon Mutter ist. Allein demohngeachtet ist die Ehe eine feyerliche wichtige Ceremonie, und so einfach

fach und ungekünstelt ihre Verlobungen sind, so sehr verdienen sie alle Achtung, da man durchgängig den Werth der künftigen Frau nur nach ihrer Vernunft und Tugend schätzet, und diese beyden Verdienste bey der Wahl zuerst in Anschlag bringt. Alle Abende kommen die Oberhäupter der Gezelter zu Pferde zusammen, und schließen einen Kreis um den Obersten des ganzen Adouar. In dieser Versammlung wird alles untersucht, was den Tag über vorgekommen ist, oder was auf morgen vorgenommen werden soll. Unglücklicher Weise hegen sie eine Meinung, die sie grausam gegen ihre Nebenmenschen macht, und diese besteht darin, daß sie glauben, die Ermordung eines Christen sey ihr einziges Mittel zur höhern Glückseligkeit, und daß ihr Zustand in jener Welt sehr gleichgültig seyn werde, wenn sie diese Pflicht hier vernachläßigen. Ferner sind es Straßenräuber aus dem Grunde, weil sie eine gerechte Rache auszuüben glauben, denn da ihnen sonst dieses Land erb- und eigenthümlich war, jetzt aber durch verschiedene Nationen verstoßen worden sind und in Knechtschaft gerathen, so glauben sie alles mit Recht plündern zu dürfen; welches so gleich auch der erste Grundsatz bey ihrer Erziehung ist.

Die Araber bestehen ebenfalls aus mehrern Zünften, die von den mohämedanischen Arabern, den Eroberen Afrikas, herstammen. Diese Völker wurden aber hernach, wie bekannt, aus ihren Wohnsitzen verjagt, und mußten in Gebirge und Wüsteneyen flüchten. Friedsam genüßen sie ihre Freyheit in diesem Aufenthalt, den sie durch anhaltende Arbeit fruchtbar und angenehm machen. Sie sind stolz darauf, ihr Blut nicht mit andern Völkern vermischt zu haben, und verachten diejenigen, die ihre Güter in Städten nicht verließen, und lieber Unterthanen blieben. Sie woh- Araber.

nen ebenfalls in Adouars, und ziehen umher. In ihrer Lebensart und Kleidung ist nicht die geringste Veränderung vorgegangen, und ihre Regierungsform ist völlig patriarchalisch. Der Oberste oder Sheiks hütete ebenfalls sein Vieh selbst, ein Prinz holt das Lamm selbst von der Heerde, während die Prinzeßin die Zurichtung bereitet. Noch jetzt bringt der Hausherr den Fremden bey seiner Ankunft Wasser, die Füße zu waschen, und achtet es für seine Pflicht, während der Mahlzeit seinen Gast zu bedienen; kurz man trift bey ihnen die unverstellten Sitten der alten Welt an, mit dem Zusatz, daß ein auf diese Weise vortreflicher Hausvater, auch eben so leicht am künftigen Morgen, der Dieb seines Gastes ist.

Diejenigen Araber, welche um den Berg Atlas wohnen, so wie diejenigen, die in der Nachbarschaft des Königreichs Tunis umher irren, haben sich, durch den Handel nach Tunis und Fes, einige Reichthümer erworben, und deswegen sind auch ihre Wohnungen so wohl reinlich, als mit vielem Vorrath angefüllt. Jagd, Sternkunde und Wirthschaft, sind ihre Hauptneigungen; dabey lernen sie ihren Kindern die besten von ihren Liedern, und beobachten in allen eine große Mäßigkeit. Ihre Gezelttücher sind sehr fein und ihrer Hände Arbeit, so wie die Tapeten, welche mit Palmenlaub sehr künstlich und sinnreich durchwebt sind. Daß sie die schönsten Pferde ziehen, und geschickt im Reiten sind, ist schon oft gesagt worden, nur daß sie dieselben, so wie die Esel, wegen ihrer Schnelligkeit und wegen der rauhen Gegend, die sie wild macht, mit vieler Mühe in Netzen fangen und abrichten müssen. Alle diese Wälder und Wüsteneyen sind voll von den grausamsten Thieren, die sich demohngeachtet so gut gegen die Einwohner betragen, daß

man

man nicht weiß, welche sich eigentlich für einander fürchten müssen.

Ein zahlreiches, aber in äußersten Druck lebendes, Volk sind die Juden; sie dürfen weder unter den Mohämedanern wohnen, noch, in Gegenwart eines Mohren oder Christensklaven, bey den öffentlichen Springbrunnen trinken, und müssen sich, überhaupt genommen, die größten Verachtungen und Frevel gefallen lassen. Sie stammen meist von denjenigen Juden ab, welche aus Europa vertrieben wurden als z. B. aus Italien im Jahre 1342, aus den Niederlanden im Jahre 1350, aus Frankreich 1403, aus England 1422, aus Spanien 1462. Aus dem Grunde findet man auch einige Juden, welche italienische Juden oder Freye genannt werden, und sowohl die angesehensten Handlungen im Reiche treiben, als auch wirklich wie fremde Kaufleute angesehen sind. Sie pachten gemeiniglich viel, und bereichern sich in kurzem ungemein dabey. Auch werden sie nicht gezwungen, sich schwarz, wie die übrigen, zu kleiden, sondern nach eigenem Gefallen, weswegen man sie auch oft Christen-Juden nennt. Nur darin kommen sie alle überein, daß ihre Weiber mit unbedecktem Gesichte erscheinen, und die Türken ihre Oberherren sind. Juden.

Wenn man nicht die Härte und Grausamkeit erwägt, mit welcher die Türken ihr Ansehen aufrecht zu erhalten suchen, so muß man sich wundern, warum die übrigen Nationen, die wohl drey Theile ausmachen, nicht längst ein so hart drückendes Joch abgeworfen haben. Sie sind souverain, und stehen unter einem Regenten, den sie den Dey oder König nennen. Um ihren Abgang zu ersetzen, werden ihre Kaperschiffe alle fünf oder sechs Jahr einmal nach der Levante geschickt, um neue Soldaten zu holen, und weil diese meist nur die Hefen des Volks sind, so kann man leicht Türken.

auf ihr Verhalten schließen, wenn ihr Zustand einigermaßen verbessert wird. Mit der Annahme des Turbans vergesellschaftet sich auch sogleich ein Stolz und schnöde Verachtung aller andern Nationen, der sie bis zu der größten Lächerlichkeit verleitet. Ihre Kleidung ist von der Kleidung der Mohren weit unterschieden. Der Dey und andere vornehme Türken tragen ein Hemde von sehr feinem Zeuge und mit weiten Aermeln. Ihre Beinkleider sind ebenfalls sehr weit und von feiner Leinwand oder Baumwolle; der untere Theil derselben ist sehr enge, und reicht bis an die Waden. Sie tragen auch eine Art von Brusttuch ohne Aermel, und über demselben eine Weste, die bis auf die Knöchel herabgeht, mit Gold und Silber hin und wieder besetzt, und am Halse damit eingefaßt ist. Die Aermel an diesen Kleidern sind enge, und haben Knöpfe. Auf jeder Seite der Weste haben sie Taschen, und die ganze Kleidung fassen sie mit einer seidenen Binde zusammen, in welcher verschiedene Messer stecken, deren Griffe mit Steinen oder Silber geziert sind. Das Oberkleid ist so lang, als die Weste, und bestand sonst aus Seide und Gold, jetzt tragen sie nur Seide. Strümpfe tragen sie nie, aber Pantoffeln, die aus gelbem oder rothem marokkanischen Leder verfertiget sind, und unter denselben, statt eines Absatzes, ein kleines Hufeisen haben. Auch ist ihr Turban von denen in der Levante sehr verschieden. Der ihrige besteht aus einer röthlichen Kappe, die sehr künstlich rund um den Kopf gewickelt ist, welches Tulband heißt. Die in Ehrenämtern stehen, lassen ihre Bärte in einer gewissen Länge wachsen, die Haare aber auf dem Haupt werden abgeschnitten.

Die Kleidung der Weiber, die in Städten leben, ist von der männlichen nicht sonderlich unterschieden. Ihr Unterkleid ist ebenfalls sehr lang; dabey tragen

sie

sie kleine Stiefeln von weichem Leder und Pantoffeln. Die Haare tragen sie fliegend, aber mit vielem Schmuck gezieret. Eben so hangen an den Ohren, am Halse, an Armen und Händen allerhand Ketten und Ringe, und verbergen sich in einem so dünnen weißen Schleyer, daß alle ihre Reize dadurch sichtbar sind.

Christen und Sklaven.

Die Anzahl der freyen Christen ist sehr klein, und diese hat entweder bloß das Ohngefähr, oder die Handlung hin gezogen. Nur der Sklaven sind viele, und so viel, daß sie mit vereinigten Kräften ihre Freyheit behaupten könnten. Hier hat ein jedes Haus, vom Dey an bis auf den geringsten Bürger, Christensklaven zur Bedienung, und es ist dieses auch allezeit ein sehr vortheilhafter Handel, weil viele davon ihre Erlösung durch große Summen zu erkaufen suchen, oder von den zu Algier ankommenden barmherzigen Vätern losgemacht werden. Diejenigen, welche eine große Anzahl Sklaven haben, verhandeln sie entweder an Fremde als Knechte, oder auf die Galeeren. Demohngeachtet haben auch manche davon ein günstigeres Loos, und verstehen sie die Kunst, sich ihren Gebietern gefällig zu machen, so fühlen sie ihre Fesseln nur halb so sehr. Man schätzt ihre Anzahl auf 40000, von denen gegen 2000 allein in der Hauptstadt sind. Des Nachts sind sie in Kasernen oder Bagnes eingeschlossen. Doch ist ihr Schicksal auf alle Fälle erträglicher, als derer zu Marokko, zumal, wenn sie sich durch Musik, Gärtnerey oder irgend eine andere Kunst beliebt machen können.

c) Kultur.

Aus dem, was wir bereits von den afrikanischen Völkern wahrgenommen haben, sehen wir, daß ihre Kultur noch weit von derjenigen Stufe entfernt ist, die wir Europäer zum Theil erstiegen haben. Der Mohämedismus giebt bey allen Angelegenheiten den Ton an, und alle unter ihnen befindliche Sekten schel-

ten sich einander Ketzer, die sich vornehmlich in drey Orden eintheilen: in Santos, welche unter Beobachtung verschiedener Regeln stehen; in Lavalisten, die sich durch strenge Fasten auszeichnen; in Sunaquiten, welche noch weit strenger in ihren Handlungen sind. Man beschuldiget die algierischen Türken einer äußerlichen Scheinreligion, bey denen Weichlichkeit und die damit verbundene Fehler weit mehr gelten. Man sieht zwar sehr darauf, daß alle Ceremonien sehr sorgfältig beobachtet werden, allein die übrigen Handlungen zeigen zu sehr, daß sie alles gethan zu haben glauben, wenn sie dem Scheine folgen.

Ihre Moscheen', Gebräuche, Hochzeiten, Begräbnisse und dergleichen kommen ganz den Vorschriften des Korans nach, nur daß die Algierer noch eine Menge Aberglauben und Meinungen hinzufügen. Sie glauben z. B. ihre Pflicht gethan zu haben, wenn sie sieben bis acht Monate nach einander fasten, daß ihre Priester vom Teufel Eingebungen erhalten, daß widernatürliche Sünden Tugenden sind, daß man seiner Sünden ledig sey, wenn man sich im Meer badet, und was dergleichen sonderbare Meinungen mehr sind. Bey dem allen werden alle Religionen unter ihnen geduldet, und alle Fremden, Sklaven und Freye, haben ihre Priester und Kirchen. Grausam aber ist es, daß ihre Weiber wenig oder gar keine Begriffe von Religion erhalten, und die meisten davon in einer gänzlichen Unwissenheit leben, welche die Männer mit nichts anderm zu entschuldigen suchen, als damit, die Bestimmung der Frau sey, nur ihrem Mann unterthan und Werkzeug seiner Wollüste zu seyn.

Diese abscheulichen Grundsätze und jene Grausamkeit, womit die Beherrscher dieses Reiches ihr Ansehen zu erhalten suchen, hat daher den stärksten Ein-

Einfluß auf ihre Sitten und Karakter. Die Algierer, welche von Kindheit an gewohnt sind, Sklaven aus allerley Nationen unter sich zu haben, sehen daher mit einem verächtlichen Blick auf alle andere Völker herab, und Frechheit der Sitten nebst diesem verächtlichen Stolz machen also den wahren Karakter aller Einwohner aus. Nur die Bewohner der Hauptstadt stehen in einem etwas bessern Rufe, und zeichnen sich wenigstens durch ein ordentliches, genügsames und arbeitsameres Leben aus. Sie stehen früh am Tage auf, verrichten ihre Arbeit sorgfältig, und suchen sich bey ihren Vergnügungen meist durch Kaffeetrinken, Tabackrauchen und Schachspiel für den Mangel an Lustspielen, Komödien, Musik und dergleichen schadlos zu halten. Für Geld, sagt man, thun sie alles, und nichts ist ihnen zu erniedrigend, doch sind sie wieder sparsam, nüchtern und ohne alle Leckerey, so daß für sie sehr wenig hinreichend ist. Die Geräthschaften und Meublen, auch in den Häusern der Vornehmsten und Reichsten, sind von gar keiner Erheblichkeit. Man sieht weder Stühle, noch Schränke, Gemählde, Tapeten, Spiegel, oder andere Verschwendung; die Wände ihrer Häuser sind ganz schlecht geweißet, und in den besten Kammern findet man nichts, als einen Teppich, oder eine Streu von Palmenlaub. Mitten in der Kammer ist ein Alkofen, etwa einen Fuß hoch über dem Boden erhöht, der mit einem Teppich bedeckt ist, auf welchem sie des Tages sitzen, und des Nachts schlafen. Beym Essen haben sie weder schönes Geschirr, noch Messer oder Gabeln. Ihre Löffel sind von Holz, ihre Schüsseln von Thon, und die Speise wird nur auf eine, auf die Erde ausgebreitete, Strohdecke gesetzt. Nur die aller vornehmster Personen bedienen sich eines runden Tisches, der mit einer zinnernen Schüssel besetzt wird; oft sind dieser Schüsseln viel, aber demohngeachtet nur mit Mandeln, Datteln,

Milch-

Milchspeisen, Honig und dergleichen gefüllt. Die Lebensart der übrigen Völker, so wie ihre Gebräuche, sind schon zu verschiedenenmalen hinlänglich beschrieben worden, als daß wir weitläuftiger seyn sollten; auch von den Wissenschaften, Künsten, Manufakturen und dergleichen läßt sich wenig Großes sagen.

Die Mohämedaner haben die **Künste** und **Wissenschaften** seit vielen Jahrhunderten sehr schlecht getrieben, ob sie gleich ehedem fast die einzigen waren, welche sich auf die höhern Kenntnisse legten, und dieselben zur Vollkommenheit brachten. Die Lebensart der Araber erlaubt ihnen, wie bekannt, nicht ihre Kenntnisse zu erweitern, und das Verfahren der Türken gegen die Mauren schränkt gleichfalls jene Fähigkeiten ein. Die Türken sind mehrentheils nur von der Begierde, reich zu werden, zu sehr eingenommen, die dem Geschmack an Wissenschaften keine weitere Nahrung verschafft, und der Christen sind in diesem Lande zu wenig, als daß jemals etwas Nützliches durch sie gewirkt werden könnte. Um uns aller unnöthigen Wiederholungen zu enthalten, verweisen wir daher unsere Leser auf das, was wir bey dem Kaiserthum Marokko über diesen Artikel gesagt haben. Die Algierer haben dieselbe Art, ihre Häuser zu bauen, ihre Speisen zuzubereiten, und überhaupt, was jenen mangelt und jene entbehren, ist auch hier niemals zum Bedürfniß geworden.

Gleiche Bewandniß hat es in Absicht der **Manufakturen** und des **Handels**, wie in Marokko, nur daß das gegenwärtige Commercium zu Algier hauptsächlich in der auf dem Seeraube gemachten Beute besteht, und damit es ihnen nie an Gelegenheit fehle, so leben sie gemeiniglich mit einer europäischen Nation im Streite. Ein jeder Türke oder Maure kann also die Erlaubniß erhalten, ein Raubschiff auszurüsten, wenn

wenn er anders der Regierung einen gewissen Theil der Beute abgiebt. In neuern Zeiten haben ihnen zwar die europäischen Seemächte die Lust zum Raube ziemlich geschwächt, und dieser ihre stärkere Gegenwehr hat jener Anfälle einigermaßen abgehalten. Jede europäische Nation hält daher auch ihren eigenen Konsul, und leben hier nach ihren Gesetzen, nur daß sie sich in bedenklichen Umständen allezeit nach der Lieblingsleidenschaft des Dey, nämlich durch große Geschenke, die Gunst desselben zu erwerben Mühe geben müssen.

Die vornehmsten Waaren, die in dieses Reich eingeführt werden, sind Gold- und Silberstoffe, Tücher, Spezereyen, Zinn, Eisen, Kupferplatten, Leinewand, Segeltuch, rohe und gesponnene Baumwolle, Holz, Papier, wollene Zeuge und dergleichen, wiewohl diese Einfuhre immer nur sehr gering und unsicher ist, theils weil ein sehr hoher Impost den Absatz erschwert, und die Bezahlung, so wie die Rückkehr, meistens sehr unsicher ist. Indessen wird durch die Seeräuberey so viel Reichthum zusammen gehäuft, daß man vorzüglich die Hauptstadt für die reichste in ganz Afrika hält. Der Staat hat an allen Prisen oder an aller Seebeute den achten Theil, sowohl in Ansehung der Sklaven, darunter der Dey die Auswahl hat, als auch in Ansehung der Schiffsladung und des Schiffes selbst; die übrigen Theile fallen an die Eigenthümer der Schiffe oder an die Schiffscompagnie. Ihre Streifereyen treiben sie theils auf dem mittelländischen, theils auf dem Weltmeer.

So bald ein Kaperschiff mit einer Prise angekommen ist, werden die erhaltenen Sklaven in den Pallast geführt, wo der Dey den fünften Theil, und zwar die besten, davon aussucht: die andern werden auf den Sklavenmarkt geschickt, wo man sie an die

Meist-

Meistbietenden verkauft. Jedoch wird der Kauf nicht auf dem Sklavenmarkt geschlossen, sondern nach geschehenem Gebot führt man sie in den Pallast, wo sie in Gegenwart des Dey noch einmal ausgeboten, und gemeiniglich höher verkauft werden; während welcher Zeit andere Mäckler alle Geräthschaften und Waaren verkaufen. Alles dafür gewonnene Geld wird bey dem Schatzmeister des Batistan niedergelegt, welcher alsdann die Berechnung macht, welche denen zukommen soll, die an dem Kreutzzuge Antheil gehabt haben, und bey dieser Theilung sollen sie, wie man sagt, eine seltene Gewissenhaftigkeit beobachten. So grausam der Zustand der Sklaverey an sich immer auch ist, so ist er doch, wie schon gesagt, ungleich erträglicher, als zu Marokko, und es gereicht den menschenfreundlichen Personen zu nicht geringer Ehre, die es sich auf alle Weise angelegen seyn lassen, die Summe der Unglüchlichen von Zeit zu Zeit zu verringern.

So bald man eine hinreichende Summe zu Loskaufung der Sklaven gesammelt hat, so wird es dem Verwalter des spanischen Hospitals benachrichtiget, der sogleich bey dem Dey um einen Paß für die Patres anhält, die zur Auslösung der Sklaven kommen wollen, als auch für das Schiff, dessen sie sich bedienen. Ist die Erlaubniß dazu da, dann umringen die Sklaven die Patres mit Bittschriften, ja selbst die Türken und Mauren suchen auf eine anständige Art die Sklaven anzubitten, um ein gutes Lösegeld zu erhalten. Wenn nun die bestimmte Anzahl Sklaven losgekauft, und die Geschenke an den Dey übergeben sind, dann erhalten sie ein sicheres Geleite, und kehren mit ihrem Schiffe in die Freyheit zurück. Man urtheilt daher allemal falsch, wenn man sich den flüchtigen Urtheilen gewisser Personen, die alles loben oder tadeln, überläßt, und, wie es euch hier der

Fall

Fall ist, die Einwohner von Algier durchgängig für Räuber, Barbaren, oder wohl noch für was Schlimmeres erklärten, obgleich dieser Vorwurf nur den wenigsten zu Theil werden kann.

Dasselbe muß man von der unumschränkten Gewelt ihres Despoten sagen. Der Dey ist allerdings alleiniger Beherrscher des Landes, er straft und belohnt, er ordnet Feldzüge und Kriegsrüstungen an, er befiehlt allen Bedienten, und hat die oberste Aufsicht über alle Angelegenheiten des Reichs, ohne jemands Rechenschaft zu fürchten. Bey dem allen muß er diese Gewalt mit Klugheit zu behaupten suchen, weil nichts leichter ist, als daß die unter dem Druck lebenden Unterthanen eben so geschwind ihre Waffen gegen den Unterdrücker selbst richten. Ehedem war der Dey bloß Statthalter, und in wichtigen Angelegenheiten mußte der Divan den Ausschlag geben, ehe es das Ansehen eines Gesetzes haben konnte. Auch jetzt noch besteht eigentlich die Regierung nächst dem Dey aus einer Staatsversammlung von dreyßig Miah-Baschahs, so wie zuweilen der Mufti, der Kadi, nebst dem ganzen Soldatenstand berufen werden, und öfters aus fünfhundert Personen besteht. Denn nach der ursprünglichen Reichsverfassung muß der Dey von der ganzen Miliz einmüthig erwählt werden, und im Fall diese Stelle erledigt ist, so versammlen sich alle, die zu Algier gegenwärtig sind, in das Haus des Königs, um die Stimmen zu sammlen. Man zieht hierauf den Erwählten einen Kaftan an, setzt ihn auf einen königlichen Stuhl, und alle treten um ihn her, bestätigen ihre Ernennung unter mancherley wortreichen Glückwünschungen. Hierauf lieset ihm der Kadi die Wahlcapitulation vor, und was ihm, kraft dieser Würde, für Pflichten obliegen, worauf ihm jeder, zum Zeichen ihrer Unterthänigkeit, die Hand

küsset.

küsset. Diese ganze Feyerlichkeit hat weiter nichts Prächtiges, als daß auf den Kastellen und in der Stadt die Kanonen gelöset werden; selten aber geschieht es, daß nicht Aufruhr und Blutvergießen dabey vorgehen sollte. Da jeder Türke, der zu Algier in Kriegsdiensten steht, seine Stimme zur Wahl eines ihm beliebigen Dey geben kann, oder andre den Anschlag fassen, den regierenden Dey abzusetzen, so wird dieser Anschlag oft so lange geheim gehalten, bis sie persönlich im königlichen Hofe gegenwärtig sind, und der auf dem Thron sitzende Monarch erstochen oder erschossen wird. Es ist also nichts Seltenes, daß man unmittelbar darauf das andre Oberhaupt der Parthey mit dem noch blutigen Kaftan des vorigen Dey überdeckt, auf einen andern Stuhl setzt, und ähnliche Glückwünsche ablegt. Zuweilen mißlingt zwar ein solches Vorhaben, weil derjenige, der sich die meiste Macht zu verschaffen gewußt hat, auch gemeiniglich dafür sorgt, daß er seine gefährlichsten Gegner entdeckt, und vor der Wahl aus dem Wege räumet.

Die täglichen Geschäfte eines Dey bestehen darin, daß er auf seinem Staatsstuhl am Ende eines großen Saals sitzt, und daselbst alle Streitsachen anhört und abthut, die ihm aus der Stadt oder aus seinem ganzen Lande vorgetragen werden, und was er da beschließt, wird unverzüglich ins Werk gerichtet. Sein königlicher Stuhl ist von Steinen aufgeführt, mit einem Teppich behangen, und über demselben eine Löwenhaut ausgebreitet. Gleich mit Tages Anbruch und nach dem ersten Gebet fängt dieses Gericht an, und währt bis zum zweyten Gebet gegen Mittag. Dann geht er zur Tafel, entweder allein, oder mit seinen Vertrautesten, und von da hält er wieder Gericht, bis zum Gebet, welches Lazaro heißt, und gegen 4 Uhr Nachmittags ist, wo er nach geendigtem Gebet ein

Geräusch

Geräusch von Musik, von Trommeln und Sackpfeifen anhört, hierauf seine Abendmahlzeit nimmt, und nach kurzen Gesprächen zur Ruhe geht.

Jedesmal, wenn der Dey Gericht hält, sitzen ihm seine vier Hojas, oder Staatssekretairs zur rechten Hand, um alle seine Befehle auszufertigen. Hier werden alle Angelegenheiten sogleich entschieden, geordnet, vorgetragen und angenommen. Hier ist jeder sein eigener Kläger und Vertheidiger, alle Mittelspersonen oder Ausflüchte kommen hier nicht vor, so wenig als große Unkosten, und auf diese Art, es betreffe bürgerliche oder peinliche Sachen, ist alles in der Kürze entschieden. Wenn zwischen der Regierung von Algier und andern auswärtigen Potentaten ein Tractat geschlossen wird, so bedient man sich gemeiniglich folgendes Titels: Im Namen des barmherzigen Gottes. Preis sey Gott, dem ewigen Könige. Dank sey diesem König aller Könige, der da allmächtig und ein Schöpfer der Welt ist. Nachdem der allerhöchste, mächtigste, berühmteste und prächtigste N. N. Sohn N. N. durch Zulassung des allerhöchsten Gottes, des Regierers der Schicksale, zum Dey und Regenten dieses herrlichen Königreichs und der Stadt Algier erwählet worden, und zwar durch die einmüthige Wahl der unüberwindlichen Armee, der vornehmsten Männer des Landes, der Gesetzrichter, des Divan, der Staatsbedienten und des Volks, u. s. f. Nur in Religionssachen ist der Kady Richter, welcher von der ottomannischen Pforte gesendet, und mit Genehmhaltung des Mufti oder des Patriarchen von Konstantinopel als geistlicher Richter bestellet wird. Sein Amt besteht darin daß er alles, was das Gesetz der Mohämedaner betrifft, entscheidet, und ob auch seine

Sprüche mit keinen Kosten verbunden sind, so sind sie doch auch unwiderruflich. Zu den übrigen Personen von Stand und Würden gehören erstlich der Reichsschatzmeister, welcher in Gegenwart des Dey die jährlichen Einkünfte des Reichs in Empfang nimmt, und sie in den Schatz legt; auch steht unter ihm ein Rechnungsführer, der jederzeit ein Türke ist. Der Hoja oder Generalkontrolleur hat zwey Schreiber unter sich, deren Amt darin bestehet, daß sie den Theil des Staats, den er an der Beute auf dem Meere hat, in Empfang nehmen müssen. Der Dragoman ist der Dolmetscher des königlichen Hauses, welcher alles, was an den Dey überschickt wird, vorlieset und verständiget. Die Chaux sind nichts anders, als Botschafter des königlichen Hauses, und stehen in großer Achtung. Gemeiniglich sind ihrer zwölfe an der Zahl, und stehen unter einem Aufseher. Man sucht die schönsten und wohlgebildetsten Menschen dazu aus, ihre Kleidung ist grün, um den Leib tragen sie eine rothe Binde, und auf dem Haupte haben sie eine weiße Mütze, die oben spitzig zugehet. Sie bringen alle mündlichen Befehle des Dey dahin, wo sie hingehören, und dürfen keine Art von Waffen bey sich führen. Eine andere, mit großem Ansehen verbundene, Würde ist die Würde eines Bachi-Guardian-Bachi, oder Generalgouverneur der Aufseher über die Bäder, welcher auch alle Abende die dazu gehörigen Sklaven mustert, und ihnen ihr Geschäfte anweiset. Ingleichen der über die Schiffahrt bestellte Rais, oder Kapitain des Hafens, ist ebenfalls ein sehr angesehener Minister des Reichs; selbst die gemeinen Rais oder Seecapitains machen ein ansehnliches Kollegium aus, und werden als die stärkste Stütze des Staats verehret, sonderlich wegen der Vortheile, die ihre Streifereyen auf dem Meere bringen. Außer diesen giebt es noch Aga der Miliz, oder kommandirende Generals,

Generals, Beys, oder Gouverneurs in den Provinzen, und in jeder ansehnlichen Stadt einen Aeltesten, dessen Amt darin bestehet, daß er auf die Reinlichkeit der Straßen und Gebäude ein wachsames Auge hat, so wie der Mezouard das ganze Polizeywesen über sich hat, und jede Unordnung sogleich aufheben, oder dem Dey anzeigen muß.

Dieses sind die politischen Verordnungen der Algierer; wir wollen aber auch einen Blick auf ihre Gesetze richten. Ihre Gesetze, sowohl bürgerliche als peinliche, sind nichts anders, als Auszüge aus dem Koran, darin weder der Dey, noch der Kady, noch irgend ein Gesetzlehrer, das geringste zu ändern oder anders auszulegen vermag. Um z. B. allen lügenhaften Anklagen zuvorzukommen, ist das Verfahren eingeführt, daß der Kläger, wenn er einer ungerechten Klage überführt wird, mit fünfhundert Stockschlägen sowohl bestraft wird, als der, so im andern Fall für schuldig erklärt wird. Vorsetzliche Banquerotte werden hier ohne alle Ausflüchte am Leben gestraft. Diejenigen, so falsch Gewicht oder Maaß führen, werden das erstemal mit Prügeln, das folgendemal am Leben gestraft, weshalb man sowohl in der Hauptstadt, als auch im ganzen Reiche, wenig solcher Verbrecher antrifft. In streitigen und unausgemachten Dingen werden Zeugen gesucht, und jeder Schuldner wird entweder aller seiner Güter beraubt, oder dazu angehalten, in der möglichsten Geschwindigkeit seine Schuld zu bezahlen. In Criminalsachen wird kein Türke, sein Verbrechen sey, welches es wolle, öffentlich bestraft, sondern er wird in das Haus des Aga von der Miliz gebracht, allwo er nach dem Befehl des Dey entweder gehenkt, oder zu Tode geschlagen wird. Der Aga macht den Spruch bekannt, und derselbe muß augenblicklich vollzogen werden. Doch

kein Mohr, oder Jude, noch Christe, hat diese Ehre zu gewarten, sondern diese werden öffentlich aufgehenkt, und bleiben so lange hangen, bis sie abfallen. Allen Straßenräubern steht eigentlich diese Strafe bevor. Die Juden haben ihre besondere Obrigkeit und Richter, deren Verfahren nach der Vorschrift ihres Gesetzes eingerichtet ist, wenn der Dey die Entscheidung und Bestrafung an sie überläßt, welches letztere sehr oft geschieht, weil er die Juden für Leute hält, welche seiner Sorgfalt ganz unwürdig sind. Die freyen Christen werden von dem Consul ihrer Nation gerichtet, und stehen nicht unter des Dey Gerichtsbarkeit. Diese ihre, keinesweges grausamen Gesetze gereichen ihnen gewiß nicht zu dem Vorwurf, den einige ohne allen Grund von Algier hegen. Jene Beschimpfungen der Raubsucht und Mißhandlung ihrer Sklaven sind entweder nur Erdichtungen, oder unausbleibliche Folgen schlechter Aufführung, und es würde sehr schwer fallen, ein unpartheyisches Urtheil zu fällen, ob die christlichen Völker in Peru strafbarer gehandelt haben, oder ob die Algierer jemals gegen Christensklaven grausamer gewesen sind.

Was die Einkünfte des Monarchen anbelanget, so ist es sehr schwer zu bestimmen, wie stark diese sind, weil dieselben meistens aus zufälligen Dingen, aus mohrischen und arabischen Contributionen, aus Zöllen, Seebeute und Sklavenhandel fließen, und gewiß etliche Millionen Piaster betragen. Diese Einkünfte werden merklich vermehrt durch die Auflagen auf Korn, Gerste, Pferde, Maulthiere, Kameele, sowohl auf dem Lande, als auch in der Stadt. Hierzu kommen noch die Geschenke, welche von den Beys, Christen und Juden gegeben werden.

Da wir der zu Algier geprägten und gangbaren Münzen noch keiner Erwähnung gethan haben, so werden

werden wir sie hier am besten nachholen können. Der Werth des algierischen Stempels ist nicht gewiß bestimmt, sondern verändert sich allemal nach der Willkühr des Regenten, jedoch ist der Unterschied von keiner Erheblichkeit. Die Auswärtigen berechnen den Werth derselben nach den unter ihren Nationen gangbaren Münzen. Die ausländischen, so allhier gelten, sind venetianische Zechinen, marokkanische Sultaninen, die portugiesischen Goldstücke, spanische Pistolen und Piasters von allerley Gewicht. Eigentlich ist zu Algier gar kein beständiger Münzfuß, die einzige festgesetzte Species ist Pataca-Chica, es ist dieses aber nur eine eingebildete Summe, wie etwa ein Pfund Sterling in England; es beträgt jederzeit ihr Werth 232 Asper, welches eine kleine Silbermünze ist, deren geringer Gehalt kaum angegeben werden kann. Auf die Nachprägung einer algierischen Sultanine oder Asper steht ohne alle Umstände die lebendige Verbrennung.

Man sollte in einem Lande, wo der weltliche Arm so viel vermag, auch eine weit ansehnlichere Miliz erwarten, als in dem Königreich Algier wirklich vorhanden ist. Ihre Macht und Vertheidigung besteht ohngefähr aus 12000 Türken, die theils zu Besatzungen gebraucht, theils auf die Kaper vertheilt, theils zu den drey fliegenden Lagern genommen, und jeden Sommer unter der Aufsicht der Beys in den Provinzen ausgeschickt werden. Hierzu kommen noch 2000 mohrische Reuter, die in beständigem Solde stehen, die man aber nicht als eine wirkliche Schutzwehr der Regierung betrachtet, weil alle Mohren Erbfeinde der Türken sind, und jede günstige Gelegenheit ergreifen, ihr eignes Joch abzuwerfen. Ihr Sold ist äußerst geringe, und ihre Lager oder Armeen werden nach Zelten, statt Bataillonen, eingetheilet. Ihre Zelte sind

rund, und gemeiniglich gehören zu einem Gezelt dreyßig Mann. Der Soldat trägt nichts als seine Flinte und Säbel, denn sonst hat er für nichts zu sorgen, weil der Staat darauf sehen muß. Alle Frühjahr marschiren drey Armeen von Algier aus, die nach Verhältniß der Umstände schwach oder zahlreich sind, und unter den Namen, morgenländische, abendländische und mittägliche Armee, verstanden werden. Weil nun die meisten Provinzen von den Mauren verlassen werden, so bald sich eine solche Armee nähert, so ist nöthig, Lebensmittel mit sich zu führen. Die Absicht eines solchen Zuges aber ist, die Araber und Mohren einzuschränken, Contributionen einzutreiben, neue Unterthanen anzuwerben; ingleichen die Steuern in denjenigen Provinzen zu holen, die noch nicht gänzlich besiegt sind, und sie theils durch Tapferkeit, theils durch List zinsbar zu machen. Bezeigen auch alle diese Völker in ihren Kriegen Muth und Standhaftigkeit, so viel, als man nur von ihnen erwarten kann, so darf man freylich jene Hitze und Zügellosigkeit, mit der sie sich der Gefahr bloßstellen, nicht mit derjenigen Geschicklichkeit vergleichen, welche die europäischen Krieger in einem weit höhern Grade gelernt haben, und es ist sehr leicht zu erklären, wenn ein viel schwächeres Chor Preußen oder Sachsen einem drohenden Türkenheer die Rückkehr lehret. Bey dem allen verdient die Kriegszucht weit mehr Lob, als mancher denken sollte, und sie würden denjenigen gewiß mit unauslöschlichem Schimpf belegen, welcher es wagen wollte, während eines Treffens einen Raub oder Plünderung zu begehen.

Die Seemacht dieser Regierung, welche vor etlichen hundert Jahren Schrecken und Entsetzen über die handeltreibenden Völker aus Europa verbreitete, das nur zu wahre eigene Geständniß eines ihrer eigenen

nen Dey's: „Die Algierer sind ein Haufen Räuber, und ich bin ihr Hauptmann“ die häufigen Beyspiele verunglückter und zu Sklaven gemachter Menschen, hat, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil so viel von ihren Schreckmissen nachgelassen, daß es ihnen wohl so leicht nicht wieder gelingen möchte, jene große Rolle zu spielen. Nichts destoweniger hat die Schiffahrt in dieser Republik eine große Macht, ob schon die Seekapitains allein die Vorsteher derselben sind, die an den übrigen Staatsangelegenheiten nicht den geringsten Antheil haben, und die ganze Seemacht nach ihren Rathschlägen regieret und eingerichtet wird, daher auch ihr Kollegium in jedem Fall mit der größten Hochachtung behandelt wird. Ihr Vorrecht gründet sich auf den Nutzen, den sie dem Reiche verschaffen, indem ihre Streifereyen auf dem Meer nicht nur die reichsten Quellen der öffentlichen Einkünfte sind, sondern auch weil sie ihnen bey christlichen Mächten für ihre handelnden Unterthanen Sicherheit und Freyheit verschaffen. Man sollte sich wundern, daß die Anzahl ihrer Schiffe so groß ist, und daß jedermann Erlaubniß erhalten kann, Schiffe zu bauen, da es ihrem Lande doch an allen, zum Schiffbau unentbehrlichen, Materialien fehlt, selbst am Holze oft Mangel ist; allein wenn sie nur die nöthigsten Balken zum Kiel und Boden des Schiffes möglich machen können, das übrige ergänzen sie durch die erbeuteten, und erhalten daher für geringe Kosten gute Schiffe. Geschieht es aber, daß ein Schiff verunglückt, oder ebenfalls weggekapert wird, so muß der Eigenthümer desselben sich ein anderes schaffen oder bauen, das von eben der Stärke ist, damit der Staat durch Verringerung desselben nicht das Geringste verliert.

Außer zwanzig großen und kleinen Schiffen, pflegen auch andre Privatpersonen zur Sommerszeit kleine

Schaluppen auslaufen zu lassen, die aber nicht sehr geachtet werden, weil ihre Mannschaft aus Mohren besteht, die weder das Seewesen recht verstehen, noch selten wieder glücklich zurückkommen. Ihre ordentlichen Schiffe aber führen Kanonen bey sich, die sie den erbeuteten geraubt haben, nur daß sie noch zu wenig Kenntnisse besitzen, einen Vortheil daraus zu ziehen; selten sind Seegeräthe oder die Bemannung des Schiffes dem Verhältnisse des Gebäudes angemessen. Hat aber ein algierischer Seeräuber eine ansehnliche Beute gemacht, so kehrt er mit derselben ohne Verzug zurück; ist sie aber nicht beträchtlich, so werden die Christen an den Bord seines Schiffs gebracht, und ihre Stelle wird mit einem Unterschiffspatron und einigen ihm unterworfenen Mohren ersetzt, worauf sie nach Algier abgeführet werden; oder ist auch dieses zu wenig, so wird alles geplündert, und das Schiff verbrannt. Gemeiniglich pflegen die Corsaren ihre Beute vor sich her zu treiben, und so lange zu feuern, bis sie dem Lande nahe kommen, welches aber oft den Unglücklichen zur Freyheit verholfen, wenn jene sich verschossen, und diese ihre Freyheit mit neuen Kräften zu behaupten suchten.

Die Verhältnisse dieser Seeräuber gegen die christlichen Fürsten bestehen in Bündnissen oder Verträgen, so sie mit den Engländern, Franzosen, Holländern und Schweden haben, theils weil ihnen die ansehnlichen Geschenke ihre Mühe erleichtern, theils weil europäische Tapferkeit ihren Muth gedemüthiget hat; dabey aber würde jedes Schiff in Gefahr kommen, wenn es diesen Verträgen einen unumschränkten Glauben beymessen wollte.

Einzelne Provinzen.

Das Königreich Algier ist von jeher in verschiedene Herrschaften, Provinzen und Gouvernements eingetheilt worden, und zwar je nachdem diese oder jene

jene Revolution eine neue Veränderung damit vornahm, oder wie es den jedesmaligen Umständen unter neuen Beherrschern angemessen war. Gegenwärtig sind die Türken ihre Oberherren, obschon ihre Anzahl so geringe ist, daß sie mit der Größe des Reichs und mit der Menge seiner Einwohner gar nicht gemessen werden können. Im ganzen genommen, findet, man in diesem Reiche wenig befestigte Städte, und in denselben noch weniger dauerhafte Gebäude, weil die zahlreiche Menge der auf dem Lande wohnenden Stämme, an keine festen Wohnplätze zu gewöhnen sind, und sich lieber allemal da ihren Aufenthalt wählen, wo sie die besten Viehweiden, oder die angenehmsten Gegenden antreffen. Eine gewisse Anzahl von diesen Familien heißt dann ein Stamm, und steht unter der Aufsicht eines Cheque, der für die, seiner Dorfschaft auferlegte, Abgaben stehen muß, und einen gewissen District inne hat, dessen Lage sich nach Veränderung der Jahreszeiten verändert, oder auch nachdem er sich zum Ackerbau und Viehzucht am bequemsten schickt.

Die Hauptregierung aller Provinzen hängt von der Stadt Algier ab, als welche die Residenz des Hofes ist, und dem zu Folge das ganze Reich in drey besondre Gouvernements abgetheilet ist, davon jegliches seinen besondern Bey, oder Generalgouverneur hat, der zugleich die Truppen kommandiret.

In dem ersten oder morgenländischen Theil des Königreichs Algier, liegt die Stadt Constantina, die einzige Stadt dieser Provinz, welche ihren alten Namen beybehalten hat, und vor langer Zeit die Residenz der arabischen Fürsten gewesen ist. Sie liegt dreyßig Meilen von der See entfernt, in einer überaus angenehmen und bequemen Lage. Ihre noch vorhandenen prächtigen Ueberreste des Alterthums sind redende Beweise ehemaliger Größe und Pracht, Constantina.

wie sie denn auch zu den Zeiten Caligulä, die Hauptstadt in Mauritania Cäsarensi war. Gegen Morgen ist die Gegend, worin sie liegt, mit hohen Bergen eingeschlossen, abendwärts aber zeigt sich dafür eine freye und angenehme Ebene. In dieser Gegend findet man, unter mehrern ehrwürdigen Denkmälern, auch noch Ruderа von großen Wasserleitungen und Cisternen, welche mit unbeschreiblichen Kosten müssen angelegt worden seyn, die aber jetzt sehr beschädiget sind. Der Bey hält eine Wache von dreyhundert Spahis oder türkischen Reutern, und ueberdieß funfzehnhundert Mohren, die er auf seine Kosten halten muß, weil diese Truppen nicht mit in den Etat dieser Provinz eingezogen sind.

Colo. Nahe bey Constantina, auf der Seeseite, findet man die Trümmern von Colo, einer ehemaligen römischen Stadt, die in den folgenden Kriegen unendlich verlor, und an welchen jetzt ein kleines Städtchen angränzt, worin eine französische Factorey ist, welche von der Regierung auf das sorgfältigste beschützt wird. Auf den Gebirgen von Colo halten sich eine Menge wilder Meerkatzen auf, die so groß sind, daß sie, wenn sie auf den Hinterfüßen stehen, der Höhe eines Menschen gleich kommen. An eben dieser Küste findet man auch noch einige Häuser und Ueberreste von einer sehr alten und prächtigen Stadt Scorra, welche einen sehr bequemen Hafen hat.

Bona. Bona, ein Seehafen, ist ebenfalls eine, von den Römern erbaute, Stadt, und sowohl ihr blühender Zustand als auch der Ruf, daß hier der heil. Augustin geboren und Bischof gewesen sey, hat sie stets berühmt gemacht. Die Stadt wird jetzt von einer kleinen Festung kommandiret, in welcher eine Besatzung von dreyhundert türkischen Soldaten liegt, die einen Aga zum Kommendanten haben, der zugleich Gouverneur

von

von der Stadt ist. Ohngeachtet der Hafen jetzt in schlechten Zustande ist, so wird doch ein ziemlich starker Handel mit Getreide, Wolle, Wachs und Häuten getrieben, ja sie würde eine der ersten Städte in der Babarey werden, wenn sie nicht Hauptmangel an süßem Wasser litte, und dieses einzig und allein durch Regenwasser, in Cisternen aufbewahrt werden muß.

Tebek. Auf den Gränzen des Königreichs Biledulgerid, liegt eine alte Stadt, Tebef genannt, und hat den Fluß Magradat zur Seite; ehedem war sie groß und bevölkert, jetzt aber ist sie sehr verfallen. Fünf Meilen morgenwärts von Algier liegt:

Gigery. Gigery, welches eine Festung ist, von welcher die umher liegende Gegend in weiter Entfernung kommandiret wird. Ihrer Lage nach erstreckt sie sich, in Gestalt einer Erdzunge, weit ins Meer, und macht, vermittelst zweer Felsen, zwey verschiedene Hafen. Das ganze dazu gehörige Land ist ohne Stadt und Festung, weil die Einwohner nomadisiren. In dieser Gegend befindet sich ein hoher, fast unzugänglicher Berg, Aurar genannt, welcher fünf und zwanzig bis dreyßig Meilen in der Länge hat, und auf welchen sich eine Gattung Araber aufhält, welche sich Labeybezen nennen, die diesen Ort zur Behauptung ihrer Freyheit erwählen, und ohnmöglich bezwungen werden können. Bis zum Jahr 1664 hatten die Franzosen in Gigery ansehnliche Factoren, allein sie wurden vertrieben, und nach manchem harten Kriegen haben sie diese alten Vorrechte nie wieder so blühend erneuern können.

Bugia. Zwischen Gigery und Algier liegt ein starker und volkreicher Seehafen, Bugia genannt, welche zugleich die Hauptstadt der Provinz ist, von welcher sie den Namen führet. Sie liegt abhängig an einem Hügel,

gel, und hat einen bequemen Meerbusen vor sich. Sie war ehedem von den Römern erbaut und die Residenz des gothischen Gouverneurs, nachdem Afrika war von ihnen erobert worden, aus welchem sie aber 762 von den Saracenen vertrieben wurden.

Stefa. Stefa, ein mäßiger Ort, liegt an der Südseite von Bugia, in einer vortreflichen Gegend. Das Gebieth von Bugia ist ebenfalls, so wie Gigery, mit hohen Gebirgen umgeben, und führt verschiedene Namen. Die Einwohner auf denselben sind Araber, Mohren und Saracenen.

Biscara. Biscara, eine sehr unvollkommene Stadt, liegt gegen Mittag von Constantine, und ist für die Algierer sehr vortheilhaft, weil sie sich hierdurch den Weg zu den mittäglichen Provinzen am bequemsten bahnen können. Sie holen von hier eine große Menge Sklaven, und bedienen sich ihrer vorzüglich bey den geringen Arbeiten, weil diese Bewohner noch wenig Muth und Entschlossenheit gezeigt haben.

Weiter gegen Mittag liegt das Gebirge und die Couco. Stadt Couco, nur von Arabern bewohnt, welche ihre Freyheit behaupten, und so viel sich der Dey Mühe gegeben hat, einen Tribut zu erzwingen, so wenig ist es ihm gelungen, denn die Einwohner dieses Gebirges unterhalten einen tödtlichen Haß gegen die Türken, so wie die Bewohner des auf der gegen Morgen gelegenen Seite des Gebirges Labez. Beyde sind sich an Natur Produkten, an Sitten und Gebräuchen der Bewohner gleich, außer daß die letztern einen kleinen Tribut entrichten, und von Rohr oder Binsen eine Art schöner Decken verfertigen, die man Labes nennt, weswegen die ganze Provinz diesen Namen führet.

In dem abendländischen Theil dieses Reiches Oran. und an den Küsten der Barbarey, liegt Oran; ihre Festungs-

Festungswerke werden nur von den Algierischen übertroffen, von welchen es funfzig Seemeilen entfernt liegt. Die Spanier bemächtigten sich ihrer im Jahre 1505, allein 1708 wurde es von Algier bezwungen, und die Spanier erhielten hierdurch einen ansehnlichen Verlust. Die Einwohner nennen sie Woran; sie ist stark befestiget, und hat eine Meile im Umfange. Sie ist an dem Abhange eines Berges erbaut, dessen oberste Spitze über die Stadt weit hervorraget, und auf dieser Höhe sind zwey Schlösser angelegt, von welcher die ganze Stadt bestrichen werden kann. Auf der einen Seite hat sie das Meer, auf der andern einen schönen Hafen und überhaupt hat Oran alles Gefallende und Seltene einer Stadt in der Barbarey. Im J. 1732 wurde sie demohngeachtet ohne sonderliche Schwierigkeiten den Spaniern wiederzu Theil.

Dreyßig Meilen von Oran liegt Tremecen; sie ist mit einer starken Mauer umgeben, hat viele Thürme, Thore und Zugbrücken, die den kleinen benachbarten Fürsten allen Widerstand leistet. Mouſtagan ist dafür desto kleiner und eben so Tenez, welche beyde nichts Besonderes enthalten. Ebenfalls ist Sercelles jetzt in sehr schlechtem Zustande, und nur das hier verfertigte schöne thönerne Gefäß giebt ihr einigen Erwerb. Tremecen. Mouſtagan. Tenez. Sercelles.

In der mittäglichen Gegend trifft man weder öffentliche noch besondere Häuser an. Alle Einwohner leben in Zelten, und verändern ihren Ort nach Gefallen. Selbst der Bey wohnt im Freyen, und seine Leibwache besteht aus hundert türkischen Spahis und fünfhundert Mohren.

Nur die Hauptstadt dieses großen Reiches ist noch übrig zu beschreiben, nämlich Algier. Sie ist die beständige Residenz des Hofes, das Standquartier Algier.

tier der türkischen Soldaten und die Station der Galeeren, die sie zum Mittelpuncte der Regierung und zur eigentlichen Brustwehr des ganzen machen. Sie liegt zwischen den Provinzen Bugia in Tenez und hat auf der mitternächtlichen Seite das mittelländische Meer; ihr Umfang beträgt eine Meile, sie liegt an einer Anhöhe, und stellet von der Seeseite ganz eigentlich ein Amphitheater vor. Das Innere der Stadt ist dafür desto schlechter; die kothigen, engen Straßen machen das Gehen äußerst beschwerlich. Selbst ihre Mauern sind von keiner großen Festigkeit, und beständig fehlt es am Wasser. Nahe bey der Stadt, auf der Landseite, sind vier Kastelle angelegt, darunter das kaiserliche das vornehmste ist, und seinen Namen vom Kaiser Karl V. als seinem Erbauer, erhalten hat. Der Hafen, dessen Tiefe funfzehn Fuß beträgt, ist das Werk menschlicher unermüdeter Arbeit. Die Schiffe im Hafen sind an einander angeschlossen, denn wenn ein Sturmwind aus Norden kömmt, so leiden sie gemeiniglich großen Schaden. In dem Innern der Stadt sind zehn große und funfzig kleine Moscheen; drey Kollegia und öffentliche Schulen. Die meisten Häuser bestehen aus Steinen, sind viereckigt angelegt, und haben in der Mitte einen weiten geraumigen Hof. Um diesen Hof gehen viele, auf Pfeilern ruhende, bedeckte Gänge, und an dieselben stoßen die kleinen Zimmer. Ueber diesen Gallerien sind wieder andere, die ebenfalls auf Pfeilern stehen. Einige dieser Häuser sind durchgängig mit Marmor gepflastert, und an den Decken, wie an den Wänden, findet man hier die schönste Bildhauer-Arbeit und Gemählde. Da alle Häuser fast einerley Höhe haben, so ist es leicht, von einem Dache auf das andre zu gehen, eine sehr bekannte Gewohnheit der Morgenländer, um die Abendluft zu genüßen.

Man rechnet die Anzahl der Einwohner in Algier, ohne die allda befindlichen Christen, auf hunderttausend. In der Stadt giebt es auch eine Menge Häuser, worinnen heiße Bäder zum allgemeinen Gebrauch angelegt sind. Diese Bäder sind von ungleicher Größe und Zierlichkeit, nach Verschiedenheit des Standes. Gegenwärtig hat Algier keine Vorstädte mehr, ohnerachtet dieselben sehr groß gewesen sind, als Kaiser Karl V. hier landete. Nachher haben die Türken, ihrer Gewohnheit zu Folge, alles verwüstet, um den Feinden den Eingang zu erschweren, und, außer einigen alten Thoren oder außer denen, nahe an der Stadt gelegenen, Gräbern, sieht man fast keine Spur von ihnen.

Die Gegend um Algier ist von reitzender Annehmlichkeit, und übertrieben fruchtbar an Getreide, Früchten und Blumen; die Weinstöcke sind schön, und laufen zuweilen bis zu den höchsten Gipfeln der Bäume in die Höhe, schlingen sich mit andern Bäumen zusammen, und bilden dadurch die reitzendsten Lauben. Durchgängig herrscht eine entzückende Mannigfaltigkeit, die aber die Einwohner wenig zu achten scheinen und lieber die Natur zur Wildniß anwachsen lassen, als daß sie mit geringer Mühe ihrer Schönheit nach arbeiteten. In der nächstliegenden Ebene, die von Bergen eingeschlossen, und deren Umfang auf vier Meilen geschätzt wird, werden zwanzigtausend Gärten oder Plantagen gezählt; freylich befinden sich nicht überall Gebäude dabey, aber diejenigen, so nahe an der Stadt liegen, sind reinliche schöne Gebäude, meist von den Sklaven aufgeführt, und geben selbst der Stadt von weitem ein desto schöneres Ansehen.

Es würde eine unnöthige und unbelohnende Arbeit seyn, wenn wir uns bey dem Alterthume und Veränderungen dieses Reiches lange aufhalten wollten; welche bald den Gesetzen der Römer, bald der Griechen, Geschichte.

chen, bald der Vandalen Gehorsam leisten mußten, hernach aber auch eine geraume Zeit von arabischen Regenten beherrscht wurden. Es ist leicht zu erachten, daß diese Völker häufige Kriege gegen einander führten, und wie man weiß, hat Spanien allemal da Antheil daran genommen und der Parthey geholfen, wo es sich die meisten Vortheile davon versprechen konnte. Die Namen und Thaten jener Sieger sind zu schwankend und ihre Unternehmungen zu alltäglich, als daß wir nicht gleich zu der Epoche übergehen sollten, wo Rom
46. im Jahr 46 vor Christo eine Hauptveränderung dieses Reiches zu Wege brachte.

In dieser Zeit siegte Julius Cäsar über den Scipio und Juba, den König von Mauritanien, der sich zu der Parthey des Pompejus geschlagen hatte. Als dieser König war getödtet worden, kam sein junger Prinz nach Rom, und fand so viel Geschmack an den Wissenschaften, daß er den Verlust seines Reiches nur halb fühlte, und erwarb sich die besondre Freundschaft des folgenden Kaisers Augusti. Als einen Beweis seiner Achtung setzte dieser ihm bald hernach wieder in das mauritanische Reich ein; gab ihm die Sileria zur Gemahlin, welche eine Tochter Antonii war, die er mit der ägyptischen Königin Cleopatra erzeuget hatte, und von welcher Sileria einen Sohn erhielt, der Ptolemäus hieß, und der seinen Vater kurz vorher, ehe Caligula Kaiser ward, in der Regierung folgte.

Allein dieser Kaiser fand es für seinen Ehrgeiz besser, wenn er Mauritanien überfiel, und den Ptolemäus tödtete. Dieß geschah, und nach dieser unglücklichen Begebenheit wurde das besagte Königreich in zwey Provinzen abgetheilet; die eine hieß Mauritania Cäsarea, die andere Mauritania Tingitensis, von Tingis, der Hauptstadt der Provinz Habad,

im Königreich Fes, und ehemaligen Residenz der römischen Gouverneurs. Bey dieser Veränderung und unter der Herrschaft der Römer, hatte dieses Reich nicht nur keinen Verlust erlitten, sondern in einem Zeitraum von 400 Jahren hatte sich Rom alle mögliche Mühe gegeben, die schönsten Städte und die prächtigsten Werke der Kunst hierher zu pflanzen; allein auch nur so lange blieben diese Werke der Kunst in Ruhe, als es die Provinzen selbst blieben.

Im Jahr 427 nach Christi Geburt geschah es, 427.
daß die Vandaler, unter Anführung ihres Königes Genserich, nach Afrika kamen, da sie zuvor Spanien unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten. Diese tyrannischen Beherrscher überwältigten die beyden mauritanischen Provinzen, zerstörten die beste Stadt nebst ihren prächtigen Werken, und hielten sich in dieser Besitzung bis ins Jahr 553, wo sie Belisarius, 553.
der Feldherr des Kaisers Justinianus das Land zu verlassen zwang. Nach dieser Zeit wurden sie Unterthanen der Griechen, bis ins Jahr 661, wo die ara- 661.
bischen Mohämedaner, unter einem Vorwande der Religion, bis zu den äußersten Gränzen der mauritanischen Provinzen durchdrangen, und, was ihnen vorkam, verwüsteten. Viele dieser andächtigen Plünderer kehrten mit ihrer Beute in ihr Vaterland zurück, die andern blieben hier, und suchten die ohnmächtigen Landesbewohner, so gut sie konnten, zu entkräften.

Allein das Glück dieser stolzen Sieger währte auch nur so lange, als die Afrikaner kein anderes Mittel sahen, ein so hartdrückendes Joch abzuwerfen. Es gelang ihnen nach und nach, ihre Freyheit wieder zu erhalten, und die Herrschaft ihres Landes in die Hände ihrer Eingebornen zu bringen, weswegen in der Folge verschiedene Regenten, aus verschiedenen Nationen und Häusern, einen großen Theil ihres Landes und

besonders der Barbarey wieder beherrschten. Eine geraume Zeit regierte die Linie von Idris und von Abderames, und erwarb sich, wegen der in Italien gemachten Eroberung, nicht geringen Ruhm. Eine Nebenlinie der Zeneten und Mequinezen, welcher letztern die Magorras folgten, machten ihnen diesen Ruhm einigermassen streitig, weil bis zum Jahr Chri-
1051. sti 1051 Aliel Tepsin, aus dem Stamme der Zinhagier, unter der Anführung verschiedener Marabouts oder Priester, die seine Truppen anführten, sich der Araber gänzlich bemächtigte. Diese für sie in allem Betracht wichtige und ehrenvolle Unternehmung gab ihnen hernach den Namen Morabiten und der Conquerant selbst nahm den Titel Amir al Muminia, d. i. Kaiser der Gläubigen, an. Dennoch war die Ruhe im Reiche noch nicht befestiget, weil im zwölften Jahrhundert ein Priester, Namens Mohavedin, dem der Aufrührer Mussamutius Beystand leistete, das ganze Land mit Lasten drückte, die sie desto mehr fühlten, je näher sie ihrer Freyheit zu seyn geglaubt hatten. Das Land wurde abermals verwüstet und der Brahen Hali, der letzte Kaiser der Morabiten, entsetzt, in die Flucht getrieben, und mußte mit seiner zahlreichen Familie auf seiner Flucht unter den Felsen eines erbärmlichen Todes sterben. So bestieg Mahaven den Thron, und seine Descendenten wurden Mohades genannt. Dieß war die Losung zur Rache, denn nun suchten vorzüglich die Berimeriner, von dem Stamme der Zeneten, diesen gewaltsamen Eingriff zu ahnden, denen aber ebenfalls wieder ein gleiches Schicksal von den Benioneten wiederfuhr, die ebenfalls von den mehr erwähnten Zeneten abstammten. Auch diese wurden von den Oberhäuptern der Heskeins vertrieben, ein Volk, welches von den arabischen Prinzen abstammte, welcher im zehnten Jahrhundert die Oberherrschaft gehabt hatte. Diese hielten

ten nun für nöthig, das Glück ihrer Waffen dadurch zu sichern, daß sie Afrika in verschiedene Königreiche und Provinzen abtheilten, wo jedes seinen besondern Beherrscher und seine eigene Regierung behauptete.

So wurde also das Königreich **Algier** in vier besondere Provinzen vertheilt, und **Rabmiromiz**, der Mächtigste unter denen, die an dem Reiche Antheil hatten, gab den andern die Versicherung, er wolle ihnen die Souverainität der ihnen zuerkannten Lande willig verstatten. Er wählte sich Tremecen zur Haupt- und Residenzstadt, und machte sie zu seinem Hoflager. Die Provinzen der andern waren also **Tenes**, **Algier** und **Bugia**; man nannte sie alle Könige und jeder hatte verschiedene arabische Stämme oder Republiquen zu beherrschen.

Diese Einrichtung dauerte einige Jahrhunderte in seltener Ruhe und Zufriedenheit fort, keiner widersprach dem andern, keiner störte die Ruhe des andern, und die Eingebornen fiengen an zu vergessen, wie viel es ihren Vätern Blut gekostet hatte, diesen glücklichen Zeitpunkt zu erkaufen. Auf einmal unterbrach einer dieser Könige den glücklichen Frieden. Der König von Tremecen wich von dem allgemeinen Vertrage ab, und **Albuferez**, König von **Tenes**, der zugleich auch der Mächtigste worden war, überzog ihn mit Krieg, bemächtigte sich der Stadt Bugia, und zwang den Aufrührer, einen sehr schimpflichen Frieden einzugehen, und zwar, er sollte entweder der Herrschaft entsagen, oder sie behalten und einen jährlichen Tribut an ihm abgeben. Dieß letztere geschah bis auf den Tod des erstern, welcher seine Länder unter seine drey Söhne vertheilte, und dem ältesten das Königreich Tenes, dem zweyten Gigavey und dem dritten Bugia überließ. Dieser letztere brach mit dem König von Tremezen,

und der Erfolg seines Unternehmens war auch ganz der Klugheit und dem Muthe dieses Fürsten angemessen. Selbst diejenigen Provinzen, welche den König von Tremecen zinsbar gewesen waren, fiengen an, treulos zu werden, und dagegen den Tribut an den König von Bugia zu entrichten, dessen Tapferkeit allgemein bekannt und dessen Macht täglich verstärkt wurde. Wahrscheinlicher Weise hätte es diesem Fürsten geglückt, ganz Mauritanien an sich zu bringen, wenn nicht Spanien ein zu wachsames Auge auf diese Bewegung gehabt hätte, und eine Armee überführte, welche dem Zustand eines so unruhevollen Reiches auf einmal eine ganz andre Gestalt mittheilte.

Rache auf der einen, und Stolz auf der andern Seite war es, was den König von Spanien, Ferdi-
1505. nand V. im Jahr Christi 1505 bewog, den Grafen, Petrum, mit einer Armee nach Afrika zu schicken, und, wie der glückliche Erfolg lehrte, sich in kurzem der Stadt Oran zu bemächtigen. Der erste glückliche Ausgang führte sie bald weiter, und nicht nur die Stadt Bugia, sondern noch verschiedene wichtige Plätze mußten der unwiderstehbaren Macht der Spanier gehorsamen. Die Algierer fürchteten ein gleiches Schicksal, und suchten Hülfe bey dem elim Eutemi, einem arabischen Prinzen, dessen Ruhm weit umher bekannt war. Er kam, und mit ihm ein zahlreiches Heer der tapfersten Araber, die aus dem zahlreichen Volke in der Ebene von Mutja, dessen Oberhaupt er war, ausgesucht worden. Jedoch konnte seine ansehnliche Hülfe nichts zum Vortheil der Bedrückten thun, und die Algierer konnten nicht verhindern, daß Ferdinand eine neue Verstärkung der Truppen überschickte, auch sogar die Stadt Algier den Spaniern übergaben, sie huldigen und einen jährlichen Tribut abgeben, ja so gar verstatten mußten, daß die

die Spanier auf einer der Stadt gegenüber liegenden Insel eine Citadelle anlegten, und mit starker Besatzung anfüllten. Glücklicher Weise fanden sie sich in ihr Geschick bis auf den Tod Ferdinands im Jahr 1616, wo die Algierer, müde des Joches, einen neuen Versuch machten, ihre vorige Freyheit zu erhalten.

Wie wenig sie sich auf ihre eignen Kräfte und auf den Beystand ihrer angenommenen Hülfe zu verlassen hatten, war ihnen nicht unbekannt, und doch mußten sie nach fremder Hülfe greifen. Sie schickten daher eine Gesandschaft an den Arach Barbarussa, einen mohämedanischen Corsaren, der wegen seiner glücklichen Unternehmungen im besten Rufe stand. Dieser nahm nicht nur dieses Anerbieten sogleich an, sondern schickte augenblicklich achtzehn Galeeren und dreyßig Barquen den Algierern zu Hülfe; er selbst aber eilte mit aller möglichen Geschwindigkeit zu Lande, mit allen Türken und Mohren, die er auftreiben konnte, zu Hülfe zu kommen. Diese thätige Hülfe belebte den Muth und die Hoffnung der Algierer; Selim Eutemi, der Feldherr der Algierer, gieng ihm mit den Vornehmsten der Stadt entgegen; man erwies ihm und seinem ganzen Gefolge die möglichste Achtung, und sah in ihnen niemanden geringers, als die Wiederhersteller ihrer gewünschten Freyheit.

Nie hatten sich die Algierer mehr getäuscht als hier, sie nährten in ihrem Busen eine Schlange, welche ihnen den unheilsamsten Stich versetzte. Barbarussa hatte gleich anfänglich, oder wenigstens jetzt, keinen andern Gedanken als den, sich zum Herrn von Algier zu machen, es sey nun durch List oder durch Gewalt. Seine Räthe konnten diesen Anschlag nicht anders als schön finden, und so wurde der erste Schritt

zu diesem glänzenden Schauspiel damit eröfnet, daß Barbarussa in eigner Person dem allgemein beliebten Selim Entemi heimlich nachgieng, im Bade mit einem Handtuche erdrosselte, und schnell ein Gericht ausbreiten ließ, als sey er plötzlich gestorben, wobey er alle Theilnehmung bezeigte. Kaum machte man diese Unwahrheit bekannt, so hatten auch schon die Soldaten des Barbarussa den Befehl, sich marschfertig zu halten. Sie begleiteten den Barbar durch die Stadt, und riefen ihn unter frohlockenden Ausdrücken zum König von Algier aus, obgleich noch ein junger Prinz und seine geliebte Gemahlin, Zaphira, nähere Ansprüche darauf hatten. Die Einwohner wurden sogleich gezwungen, den Huldigungseid abzulegen, oder sie sahen der Wuth aufgebrachter Räuber augenblicklich entgegen. Der Sohn des ermordeten Selim, dessen Tod ebenfalls gewiß war, floh in Begleitung zweer Bedienten nach Oran, wo er sich dem spanischen Schutz übergab und mit aller Achtung, die seine Jugend und sein Stand foderte, aufgenommen wurde.

Allein seiner Mutter drohete ein fürchterliches Ungewitter, denn mit dem Anschlag, Herr von Algier zu werden, hatte der Barbar auch den folgenden verbunden, sich, nach der Hinrichtung des Selim, der Zaphira zu bemächtigen, die ihm sowohl wegen ihrer seltenen Schönheit ein Opfer seiner Wollust werden sollte, als auch durch eine solche Verbindung das Volk einigermaßen den Verdacht des Mörders aufheben sollte. Barbarussa sparte nichts, was ihn nur im geringsten dieser Hoffnung näher bringen ließ; keine Versprechung war zu groß, keine Erniedrigung zu klein, die er nicht auf ihre Einwilligung abschickte. Allein diese vortrefliche Frau verabscheuete einen solchen Liebhaber, der ihr, wie sie sehr wohl wußte, ihren zärtlichgeliebten Gatten entrissen hatte, um so mehr,

da

da dieser Unmensch grausam genug war, noch eine ganze Anzahl Unschuldige hinrichten zu lassen, die er für die Königsmörder ausgab, um seine Absichten sicherer zu erreichen. Nach langem Widerstehen wollte der Tyrann Gewalt brauchen; er überfiel sie in ihrem Zimmer; allein sie war schon vorbereitet, stach nach ihm, fehlte aber; ergriff dafür Gift, welches augenblicklich wirkte, und Zaphira blieb todt. Aus Rache befahl der Barbar, alle ihre Kammerfrauen zu erdrosseln, und mit der Zaphira heimlich zu vergraben.

Die Einwohner von Algier waren nun allen Arten von Ungerechtigkeit ausgesetzt ihre Mißhandlungen waren unerhört und unzählig; sie entschlossen sich daher, lieber wieder in die Hände der Spanier zu fallen, als unter der Last eines solchen Tyrannen langsam umzukommen. Vorher schickten sie noch eine Gesandschaft an die Araber in dem Gefilde Mutija, dessen Fürst auf eine so abscheuliche Weise bey ihnen umgekommen war, und wo sie erwarteten, daß doppelter Eifer ihre Hülfe beschleunigen würde. Zu gleicher Zeit traten sie mit dem Commmendanten der spanischen Festung, die grade gegen Algier lag, in ein Verständniß, und beschloßen, daß alle unter ihnen befindliche Türken ermordet und Algier den Spaniern wieder zinsbar gemacht werden sollte. Der Tag dieses allgemeinen Blutbades war angesetzt, allein Barbarussa war schon an solche Scenen gewöhnt, und seine Räthe hatten zu viel Aufseher, als daß dieser Anschlag nicht entdeckt und vereitelt, endlich nur in ein Schauspiel von Hinrichtung der edelsten Bürger in Algier verwandelt wurde.

Der junge Prinz, welcher nach Oran geflohen war, konnte mit nichts anderm umgehen, als das Blut seiner Aeltern zu rächen, und brachte es durch Vermittelung des spanischen Cardinal Ximenes da-

1517. hin, daß der König im Jahr 1517 eine Flotte von zehntausend Mann auslaufen ließ, über welche er das Kommando dem Franciſco de Vero gab, und den völligen Entſchluß hatte, den Selim Euremi wieder einzuſetzen. Allein, ſo glänzend dieſe Ausſicht war, ſo unglücklich war der Ausgang. Ein grauſamer Sturm zerſtreuete die Schiffe, warf ſie an die Felſen, und die meiſten Spanier verloren ihr Leben. Eine ſo erwünſchte Folge hatte ſich Barbaruſſa nie träumen laſſen, aber grauſam genug war er, Mißbrauch davon zu machen. Mit deſto größerer Kühnheit führte er aus, was er anfieng; und wer ſollte ſeiner Macht Schranken ſtellen, wenn ſolche Mittel fehlſchlugen? In dieſem kläglichen Zuſtande ſchickten ſie eine neue Geſandſchaft an Hamidalabdes, König von Tenes, und dieſer hatte ſchon lange neidiſch auf die wachſende Größe des Barbaruſſa geſehen, kam alſo im

1517. Jahr 1517 mit einem Heer von zehntauſend Mohren, denen ſich im algieriſchen Gebiethe ſogleich eine große Anzahl Araber beygeſellten. Barbaruſſa übergab ſeinem Bruder Cheredin die Stadt Algier, und gieng mit ſieggewohnter Miene auf den Feind los, trieb ihn in die Flucht, ging dem Feinde nach, eroberte Tenes, zwang die Einwohner, ihm zu huldigen, und entfernte den König bis zum Berge Atlas. Noch ein andrer Glücksumſtand machte Barbaruſſa übermüthig. Seine Thaten jagten allen Nationen Schrecken und Entſetzen ein, und die Unterthanen des Königs von Tremecen ruften ihn freywillig zum König über ſich aus; ſetzten ihren König ab, und waren ſo treulos, ihn zu ermorden. Barbaruſſa erhielt alſo auch hier neue Verſtärkung, befeſtigte Oran, machte mit dem Könige von Fes Bündniſſe, übergab ſeinem dritten Bruder Iſaak Zeni das Kommando von Tenes, und wußte kaum, wie viel er ſchon beſiegt hätte, oder was er noch beſiegen wollte.

Zu

Zu dieser Zeit und in demselben 1517ten Jahre kam der Kaiser Karl V. nach Spanien, um von diesem Königreich Besitz zu nehmen, und erfuhr also auch zugleich von den Räthen, was in Afrika vorgienge. Der Prinz und rechtmäßige Erbe von Tremecen war ebenfalls in Spanien, und hielt bey dem Kaiser um Hülfe an. Sogleich wurden dem Gouverneur von Oran Befehle ertheilt, zehntausend Mann nach Afrika zu schicken, welche ihren Weg sogleich nach Tremecen richten sollten. Barbarussa forderte bey dieser Nachricht vom König zu Fes die verwilligten Hülfstruppen, welcher sie ihm aber abschlug, und dadurch einigermaßen den Muth dieses Kriegers erschütterte. Je näher die spanische Armee kam, je schwächer fühlte er sich, ihnen zu widerstehen, und so trotzig er sonst gewesen war, so eilfertig begab er sich nach Algier. Kaum hatten die Spanier dessen Flucht erfahren, als man die schärfsten Nachstellungen hielt, sich der Person dieses Barbaren zu bemächtigen. Ohngefähr acht Meilen von Tremecen, nahe beym Flusse Huerda, holte man die Begleitung des fliehenden Königs ein, und ohne alle Zubereitung wurde der unmenschliche Barbar mitten in seiner Laufbahn aufgehalten, und nebst seinem ganzen Gefolge hingerichtet.

Nach diesem Siege hielt der Marquis von Gomarez und Gouverneur von Oran seinen Einzug in Tremecen, und ließ dabey das Haupt des Barbarussa auf einer Pique vor sich her tragen, setzte auch nachher den Prinzen ohne allen Widerstand auf den Thron, und die Spanier hatten hier wirklich die edelste Absicht gehabt, wie ihre Ausführung bezeigte. Als nun dieser Barbar getödtet worden war, so wählten die türkischen Soldaten der algierischen Galeeren den Cheredin, des Barbarussa zweyten Bruder, zum

Könige von Algier und Admiral ihrer Flotte. Der Anfang seiner Regierung war ganz das Gegentheil
1519. von seinem Bruder, bis zum Jahr 1519, allwo er anfieng zu vergessen, daß seine Unterthanen fremde Hülfe zu suchen gewohnt waren. Wirklich waren sie nun keinesweges mit ihm zufrieden, und suchten schon heimlich Gelegenheit, in Verbindung mit den Arabern und Mohren, früh oder spät, einen Aufruhr anzufangen. Cheredin ließ es hierzu nicht kommen, sondern nahm seine Zuflucht zu Selim ., damaligen Kaiser zu Konstantinopel, gab seinen Gesandten den Befehl, diesem Kaiser alle Thaten seines Bruders und seinen Tod zu erzählen, und zugleich das Reich seiner Beschützung zu empfehlen, wofür er ihm einen jährlichen Tribut geben wollte, wenn er ihn in den Stand setzte, das Reich zu behaupten; ja im Fall er sich weigern sollte, so hatten die Abgeordneten Befehl, ganz Algier anzubieten, und dem Cheredin nur die Würde eines Viceroi zu lassen. Dieser letzte Anschlag schien dem Kaiser der beste, und er schickte daher sogleich zweytausend Janitscharen nach Algier. Mit Vereinigung der Soldaten des Cheredin machten sie alles zu Sklaven der türkischen Regierung, und von Zeit zu Zeit blieb der Kaiser darauf bedacht, jährlich neue Rekruten zu übersenden, und den Sold richtig zu übergeben, damit es den Algierern nie einfallen könnte, unter einem Scheinvorwand dieses neue Joch abzuwerfen. Cheredin that dabey alles, wodurch er sich das Zutrauen des Kaisers versichern konnte. Er ruhete nicht eher, bis die gegen über liegende Festung in die Hände der Türken kam, und der Hafen nebst der Festung so sicher eingerichtet wurde, daß kaum zu erwarten war, jemals mehr Spanier hier landen zu sehen. Für so viele und große Dienstleistungen gab ihm der Kaiser die Würde eines Kapitain Bacha, und nach seinem Tode folgte ihm ein sardinischer Renegat, Assan

san Aga, als Viceroi der Algierer, nach. Sein unerschrockener Muth und ein in dem Dienst des Cheredin erzogener Krieger zu seyn, machte ihn ehrwürdig und furchtbar.

Die algierischen Corsaren glaubten nun über alle Furcht vor den Spaniern erhaben zu seyn, vielmehr kreuzten sie zuweilen an den spanischen Küsten, stiegen an ihr Land, und verwüsteten, was sich nicht widersetzen konnte. Kaiser Karl V. entschloß sich daher im J. 1541, sich mit Hülfe des Papstes Paul III. an den 1541.
Algierern zu rächen, und, wo möglich, dieses Land den Christen zuzuführen. Wohlgemeynt war dieser Anschlag, auch mit aller möglichsten Stärke und Ueberlegung angefangen, allein alle die hundert Schiffe und zwanzig Galeeren, nebst dem vornehmsten Theil seiner Landeseinwohner, und einer erstaunlichen Summe Geldes und Mannschaft, mußten froh seyn, daß nicht alle ums Leben kamen, und nur der Kaiser selbst mit etlichen wenigen Schiffen gerettet wurde. Ein erschrecklicher Sturm nebst Erdbeben zertrümmerte die Schiffe, und nur die wenigsten konnten entfliehen, die meisten fanden ihr Grab in den Wellen oder auf der Flucht der nachjagenden Feinde.

Schrecklich war der Ausgang dieses Unternehmens, aber es war auch das letztemal, daß Spanien seine besten Kräfte vergeblich angewendet hatte. Seit dieser mißlungenen Unternehmung ist Algier eine Provinz des Sultans geblieben, die er in seinem Namen durch einen Statthalter regieren lassen. Jedoch die Bachas mißbrauchten sehr oft ihre Gewalt, und bereicherten ihre Kasse auf Kosten des Kaisers und der Unterthanen, weswegen diese sich zu verschiedenenmalen durch Abgeordnete an die Regierung wendeten, und besonders um die Begünstigung eines Vorschlages anhielten, welcher dem Kaiser sowohl angenehm

seyn

seyn mußte, als auch die Bedrückung im Volke milderte. Sie baten nämlich, daß ein Mann von Verstand und Muth aus den Truppen erwählet würde, der darauf Acht gäbe, daß die Einkünfte richtig überliefert, und den Soldaten der Sold richtig ausgezahlt würde. Er sollte ferner dem Bacha an die Seite gesetzt werden unter dem Titel eines Dey, und die öffentlichen Angelegenheiten bestmöglichst, ohne Zuziehung des Bacha, verwalten, wohl aber die Souverainität des Kaisers in allen Stücken zu respectiren. Dieser Vorschlag war für den Kaiser sehr günstig, und wurde also gebilliget, auch sogleich eine Verordnung niedergeschrieben, und dem Bacha anbefohlen, dieser Verordnung in allem nachzuleben. Es ist leicht zu erachten, daß eine geheime Feindschaft zwischen den Bachas und Deys obwaltete, und daß es oft zum Aufruhr kam, wenn ein Dey ohne Willen dns Bacha gewählt wurde.

1710. Als im Jahr 1710 Baba Ali zum Dey gewählt ward, suchte der Dey alles anzuwenden, den Bacha am kaiserlichen Hofe verdächtig zu machen, schickte ihn sogar unter allerhand Beschuldigungen nach Konstantinopel, und forderte zur Bestrafung dessen Leben. Er fügte hinzu, daß ein türkischer Bacha unter ihnen eine ganz unnütze Person wäre, und nur im Geheimen dahin arbeite, dem Hofe Unruhe zuzufügen; es wäre viel besser, wenn die Pforte künftig gar keinen mehr schickte, sondern in der Person des Dey beyde Würden vereiniget blieben. Die Pforte gab auch hierinne nach, und seit der Zeit sieht sich der Dey von Algier als Souverain an. Ob er wohl in wichtigen Angelegenheiten Gesandten an die Pforte abschicket, so ist er doch in allen andern Angelegenheiten frey, und Algier in jeder Rücksicht für eine freye Republik anzusehen. Den neuesten Nachrich-

richten zufolge ist bereits nach manchen vergeblichen und kostbaren Bemühungen doch noch endlich der Friede mit Algier und Spanien zu Stande gekommen, und für Spanien vortheilhafter ausgefallen, als man erwartete. Es sind zwey Millionen Piaster nach Algier eingeschifft worden, von welcher Summe, außer dem zur Friedenskontribution Bestimmten, auch ein Theil zur Loskaufung spanischer Sklaven dienen wird. Vielleicht ist dieser spanische Vertrag mit Algier nun von Dauer, da der spanische Hof anjetzt von dem ehemaligen religiösen Satze, mit den Mohämedanern in keinem Friedensverbündnisse zu stehen, so sehr abgegangen ist, daß er zu Marokko selbst über die Engländer den Vorsprung zu gewinnen, und den maurischen König daselbst zu seinem geneigtesten Freunde zu machen, gewußt hat. Nur zwischen Algier, Venedig und Tunis ist nicht das beste Vernehmen, und die Friedensunterhandlungen dauern bereits noch fort, wiewohl es schon oft zu Thätigkeiten gekommen, die aber jetzt, da wir dieses schreiben, ein Waffenstillestand unterbricht.

Die Republik Tunis.

Der zweyte, ebenfalls im Rufe der Seeräuberey stehende, Staat ist Tunis, ein Staat, der ohnstreitig unter die glücklichen zu zählen seyn würde, wenn seine Bewohner weniger der Seeräuberey ergeben wären, und mehr darauf dächten, diejenigen Künste zu erweitern, die ihren, ohnedem schönen, Erdboden nutzbarer und einträglicher machen würden. Dieser Staat, oder wie man ihn auch oft ein Königreich nennet, gränzt gegen Mitternacht an das mittelländische Meer, gegen Morgen an eben dasselbe Meer und an das Königreich Tripolis, gegen Mittag an Wüsteneyen, und gegen Abend an Algier. Ehedem war dieses Königreich weit größer, jetzt aber sind seine Gränzen der Länge

Allgemeine Landesbeschaffenheit.

a) Land.

ge nach ohngefähr fünf und achtzig, und in der Breite neun und siebenzig Meilen. In diesem Raume ist das Klima sehr rein und gesund, ein Vorzug, der in den Ländern der Barbarey und in der Levante ungemein erheblich ist; denn seit geraumer Zeit hat sich das Uebel der Pest nicht mehr in ihre Gegend gemacht, und die Einwohner sind ebenfalls auch viel mehr, als ehedem, darauf bedacht, diesem Uebel nicht neue Nahrung zu verschaffen. Die Jahreszeiten wechseln hier, wie in Algier, auf eine unmerkliche Weise mit einander ab, und überhaupt haben diese zwey Staaten, in Absicht des Klima, der Naturprodukte, ihrer politischen Verfassung; fast alles mit einander gemein, und wenn wir hier nur dessen Abweichungen anführen, und nicht so weitläuftig seyn können, so ist es bloß die Ursache, daß wir das schon Gesagte nicht noch einmal sagen mögen. Die größte Hitze fängt hier im Monat Juni an, und dauert bis Ende des Octobers, wo es denn von dieser Zeit an wechselsweise regnet, außer dieser Zeit aber ist der Himmel stets heiter und Wolkenleer. Winter und Sommer folgen unmittelbar auf einander, ohne daß man die Kühle des Herbstes oder Frühlings fühlte, weswegen Europäer einen solchen Winter für gar keinen Winter ansehen, und dennoch ist es für die Einwohner, die mehr an die Sonnengluth gewöhnt sind, äußerst empfindlich.

Hätte Tunis mehr Menschen zu Einwohnern, und würden diese wenigen, so da sind, durch weisere und gelindere Gesetze regiert, so würde man Wunder sehen, was dieser kleine Staat mit seiner natürlichen Fruchtbarkeit hervorzubringen im Stande sey. So aber liegt fast die Hälfte dieses Bodens unbenutzt, und die wenigen bebauten Felder werden so nachläßig und kärglich bestellt, daß der Ertrag nie die Mühe lohnen kann; an den meisten Orten hingegen ist kaum die Spur

der

der Arbeit eines Ackermannes zu entdecken. Bey dem allen bringt der Boden an sich seine reichliche Früchte aller Art, und mehr, als man erwarten sollte. Ein Scheffel Aussaat giebt gegen 12 Scheffel wieder. Nach dem Regen, der im September oder October fällt, fängt man an zu säen, und wenn es im April regnet, so ist man einer Erndte versichert, welche zu Ende des May oder Anfang des Juni geschieht. Meistens ist der Ackerbau ein Antheil der Mauren, welche ihrer natürlichen Trägheit zu Folge schon genug gethan zu haben glauben, wenn sie für die Nothdurft gearbeitet haben, und zweytens auch nicht die geringste Sorgfalt für ihr Vieh anwenden, das ihnen diese Mühe erleichtern sollte. Diese Thiere sind stets unter freyem Himmel, selbst in der Regenzeit kommen sie unter keine Decke, und suchen ihr Futter, wo sie es finden, oder müssen zuweilen hungern, und zu dieser Feldarbeit bedienen sie sich denn, ohne Unterschied, der Ochsen, der Maulthiere oder der Kameele.

Es ist daher, wie schon oben gesagt worden, zu verwundern, wie bey so vielen Hindernissen dieser kleine Raum so viel hervorbringt. Es fehlt weder im Pflanzen- noch im Stein- noch im Thierreiche an irgend einer Gattung, die es nicht mit Algier gemein hätte, und auf die wir hier unsre Leser zurückweisen. Hier wie dort hat man nur Eine Art Gerste und Weizen, doch ebenfalls sehr viel Bohnen, Linsen, Rüben, allerhand Kohlarten, und unter den Bäumen gleichfalls viel Palmbäume, nebst denen, die in Europa bekannt genug sind. Hier wie dort, unter den Thieren, Lastvieh und anderes zur Zucht, wilde und zahme; hier wie dort dieselben Gattungen Fische, Vögel und Insekten; kurz, es ist in jeder Rücksicht ein und dasselbe.

Die

b) Einwohner und ihre Kultur.

Die Einwohner dieses kleinen Staats sind, wie in den übrigen Ländern der Barbarey, theils Mauren, theils Türken, Juden, Neubekehrte und Sklaven verschiedener Nationen. Die Veränderungen und Wechsel in der Regierung, welche dieser Staat erfahren hat, haben auch von Zeit zu Zeit manchen Einfluß auf die Sitten und Gewohnheiten ihrer Unterthanen gehabt; jedoch ist diese Abweichung nie sehr allgemein geworden, und hat meist auf ihr politisches Interesse gewirket. Die Mauren wohnen hier eigentlich nur in den Städten, und die, so sich in Gezelten aufhalten, werden, wie bekannt, Bedouins genannt. Der Karakter dieser Nation, ihre Sitten, Gewohnheiten, Aberglaube, Geschicklichkeit und Unwissenheit, so wie alle dahin gehörige Eigenschaften, sind keine andre, als der Einwohner von Algier; sie sind dasselbe Volk, sprechen dieselbe Sprache, leben unter denselben Gesetzen, und weichen nur unmerklich von einander ab. Sie kleiden sich auf dieselbe Weise, bauen ihre Häuser auf dieselbe Weise, und sind nur, wenn wir ihren Geistescharakter erwägen, in so fern von den Algierern verschieden, daß die Tuneser viel geneigter zum stillen friedlichen Leben sind, und weit lieber mit ihren Nachbarn in Ruhe zu leben suchen, als jene, die in der Eroberung vieler Länder ihren Stolz und ihre Wildheit beweisen.

Ihre Hauptbeschäftigung ist das Commercium, ob es gleich von den wenigsten so verstanden wird, als es verstanden seyn will. Ihre Schiffe sind weder sehr groß noch sehr dauerhaft. Die Schiffe gehen jährlich zweymal in See, und werden von dem Bey mit Oel, Essig, Butter und Zwieback versorget. Diese Schiffe werden meist mit Türken und Renegaten besetzt, und die Christensklaven sind bloß ihre Arbeiter. Hat ein solches Schiff Beute gemacht, so ist es ebenfalls, wie

in

in Algier: das Schiff und die Hälfte der Ladung gehört, nach Abzug der Unkosten, dem Bey; die andre Hälfte wird unter die Rais und Schiffscompagnie getheilet. Privatgallioten werden von Privateigenthümern ausgerüstet, welchen die Beute allein zukommt, da sie die Unkosten allein tragen.

Da die Franzosen, Engländer, Deutsche und Genueser hier ihre Konsuls haben, sich auch gegen 10000 Juden des Handels wegen hier aufhalten, so ist leicht zu erachten, daß sie nicht bloß vom Raube leben, und in diejenigen Länder handeln oder tauschen, deren Schiffe sie schonen, und deren Konsuls sie schützen. So geht zum Beyspiel nach Frankreich Oel, Bohnen, Linsen, Wachs, Wolle, Häute und marokkanische Gezelte, und Tunis nimmt dagegen an Wolle aus Spanien, Leinewand, Zucker, Pfeffer, Wein, Brantewein, Papier, harte Waaren, Eisen, Stahl und dergleichen. Der Handel mit Italien ist bloß in den Händen der Juden, wohin sie eben dergleichen Bequemlichkeiten aus Frankreich schicken, und dafür alle Arten Leinewand, Zeuge, Damaste, Gold- und Silberstücke einbringen. Eben so verfahren die Türken und Mauren eine große Menge wollener Zeuge, Leder, Goldstaub und dergleichen, und bringen dafür Seide, baumwollene Zeuge, Eisen, Alaun, rothe Farbe, u. s. w. mit. Nach Aegypten führt es Oel, Seife, Goldstaub, und bringen dafür Kosse, Reis, Flachs und Baumwolle.

Es ist sehr unrichtig und ungewiß, wie groß jährlich die Anzahl dieser ein- und auslaufenden Schiffe seyn mag, etliche hundert ist sie gewiß, allein niemand darf in das Innere ihrer geheimen Rechnungen blicken. Ein wichtiger und fast der größte Verkehr ist derjenige, den Tunis mit den Karavanen von Salle

und Ladensis unterhält. Die Schiffe von Salle bereichern Tunis mit Goldstaub und Zechinen, und bringen oft für hunderttausend Pfund Sterling mit. Die Ladensianischen verrichten jährlich zwey Reisen, und bringen gleichfalls Goldstaub nebst schwarzen Sklaven mit, welche sie gegen französische Leinewand, Papier, Glas, Draht, Corallenpuppen und dergleichen umsetzen.

Jedes dieser zahlreichen Schiffe, welches zu diesem Schiffhandel gebraucht wird, erlegt 31 Livres 10 Sous für die Erlaubniß zu ankern, und eben so viel, seine Ladung aufs Land zu legen. Die in Tunis eingehenden Waaren bezahlen nur drey von hundert, wenn sie grade aus dem Lande kommen, das sie liefert; aber die nördlichen oder andern Produkte, welche zu Livorno ihr Niederlager hatten, bezahlen acht von hundert, so wie die Waaren selbst, welche aus diesem berühmten Hafen kommen; und sind sie an Juden adressirt, so geben sie eilf von hundert. Ehedem behielt sich das Gouvernement einen ausschließenden Handel mit dem Oel bevor, welches ein Theil von Europa für seine Seiffabriken, und Aegypten, Algier, Tripolis zu anderm Gebrauch nöthig hatte, allein jetzt hat es dieses Monopol gegen andre wichtige Vorrechte aufgegeben.

Nächst dieser Handlung hat Tunis auch eine See- und Landmacht, nur daß die erstere keinesweges mehr so furchtbar, als ehedem, ist. Seit dem Vertrage mit den nordischen Mächten, und seit Corsika unter französische Herrschaft gekommen, ist sie sehr vernachläßiget worden. Man fand, daß der Gewinn dieser großen Flotte nicht seine ungeheuren Kosten trug, und ohnehin hatte man nur diejenigen Kriegsschiffe unterhalten, welche die Küsten vor den feindlichen Einfällen der Maltheser beschützen mußten.

Die

Die jetzige Seemacht besteht nur aus 4 bis 5 Schiffen von 20 bis 24 Kanonen, und 25 oder 30 leichten Galeeren mit 20 bis 120 Mann Schiffsvolk. Allein die Landmacht ist nicht im mindesten verkleinert worden. Fünf- bis sechstausend Türken und Bekehrte sind die stärkste Stütze des Staats, ihre Kinder machen unter dem Namen, Coloris, die zweyte Truppe aus. Vom Augenblik ihrer Geburt an sind sie Soldaten, und auch im Solde. Der erste Sold besteht in zwey Apern, oder in einem Sol, und vermehrt sich mit dem Alter oder der Würde, bis auf 29 Apern oder 16 Sols, und diese Summe wird nur um die Hälfte vermindert, wenn Alter oder Wunden sie hindern, länger zu dienen. Die Reuterey der Mauren macht 7000 Mann, und ihr Sold ist sehr geringe. Sie beschäftigen sich meist mit Eintreibung der Steuern, welche auf die Araber gelegt sind; übrigens ist ihr Sold oft nur Lebensmittel. Jeder ist mit einem Gewehr ohne Bajonette, und mit zwey Pistolen am Gürtel, versehen, die Türken haben noch einen Dolch, und die Mauren ein großes Messer dabey. Geübte und an Zucht gewöhnte Krieger wird man jedoch von ihnen nicht erwarten; allein ihr Muth und vielmehr ihre Tollkühnheit ersetzt manchmal diesen Mangel.

Da das Königreich Tunis zwischen Algier und Tripolis liegt, und zwar von dem letztern nicht so viel zu befürchten hat, so bleibt es doch allezeit der Tuneser geheime Staatsklugheit, den erstern fürchterlichen Nachbar zum Freunde zu erhalten, der in jede Veränderung einen zu starken Einfluß machet. Ja, die Algierer haben so schon auf ihren Straßen und in ihren Häfen eine solche Oberherrschaft erhalten, daß ein algierischer Rais oder Seekapitain bey den Tunesern einen kleinen Souverain vorstellet, und gegen den sie

nicht das geringste wagen dürfen, wenn sie sich nicht die Rache eines neidischen Nachbars zuziehen wollen. Ingleichen erfordert es der Vortheil der Tuneser, die beyden Seemächte, England und Frankreich, in gutem Vernehmen zu erhalten, nicht bloß um des Absatzes ihrer Waaren willen, als vielmehr, weil sie sich zu ohnmächtig fühlen, diesen Mächten das Uebergewicht zu halten. Am allermeisten aber suchen sie allen innerlichen Unruhen vorzubeugen, welche durch die Wahl eines neuen Beys kaum zu verhüten sind, denn hierdurch würde Algier gar zu schnelle Eingriffe wagen, die ihnen einen unersetzlichen Verlust zuziehen würden.

Hier müssen wir uns wieder auf die Regierungsform der Algierer berufen, von welcher die zu Tunis in nichts verschieden ist. Auch hier hat der Dey die Oberherrschaft, welchen man als einen solchen ansehen kann, der die Stelle des Königes vertritt, und übrigens einen Divan, oder großen Rath, bisweilen auch den Mufti, einen Kady und die ganze Soldatesque zu Unterrichtern hat. Ehedem mußten alle Sachen von Wichtigkeit in dieser Versammlung abgethan werden, ehe sie die Kraft eines Gesetzes erhielten, und ehe sie der Dey in Ausführung bringen durfte. Jetzt aber sind diese Räthe, nur den Glanz des Dey zu erheben, die eigentliche Gewalt aber ruht in seinen eigenen Händen. Auch ist hier dasselbe Herkommen, daß diese Stelle kein andrer, als von der Armee erhalten kann; wie viel aber bey diesem Rechte gewonnen wird, und wie abscheulich die Wege sind, die sich herrschsüchtige Soldaten zu dieser Würde zu bahnen suchen, bezeiget sattsam die tägliche Erfahrung und die Geschichte.

Demohngeachtet ist es gewiß, daß die Würde eines solchen Dey groß ist, und daß seine Einkünfte, besonders dessen von Tunis, die größten öffentlichen

Einkünfte

Einkünfte von allen nördlichen Gegenden Afrikas sind; man sagt, sie betragen auf achtzehn Millionen.

Einzelne Städte.

Diesen kleinen Staat theilt man zwar in acht kleine Provinzen ein, allein keine derselben ist sehr bevölkert, oder besitzt große Städte und Dörfer, wenn wir die wenigen Städte im allgemeinen ausnehmen, die Tunis aufzuweisen hat. Unter diesen verdient zwar die Hauptstadt gleiches Namens mit dem Königreich den Vorrang und einer genaueren Anzeige. Die Stadt liegt aber in einem morastigen Boden, und stellt dabey ein längliches Viereck vor, welches am Fuße, oder vielmehr an dem abhängigen Theil eines Hügels erbaut ist. Die Luft ist daher hier sehr ungesund, und würde manche Krankheit verursachen, wenn nicht die ansteckenden Ausdünstungen durch den Wohlgeruch der Pflanzen und des aromatisches Harzes, das man in den Stuben und in den Bädern verbrennt, gereiniget würde. Auch ist das Wasser so schlecht, daß man es, wenn die Cisternen, die sich durch das Regenwasser im September anfüllen, ganz ausgetrocknet sind, vier bis fünf Stunden weit herholen muß. Zwar giebt es außerhalb der Stadt einige Brunnen, aber diese sind nur zum Gebrauch des Dey bestimmt, einen einzigen ausgenommen, dessen Wasser man auf der Straße öffentlich verkauft. Man rechnet die Anzahl der Einwohner dieser Stadt gegen hundert und funfzig tausend, denen man dabey das Zeugniß giebt, daß sie die Geschicktesten und Ausgezeichnetsten in ganz Afrika sind, und es noch weit mehr seyn würden, wenn sie nicht unter zu großem Drucke lebten. Ihre Häuser sind aus Backsteinen, theils von Steinen erbaut; die meisten haben nur ein Stockwerk, und ihre Stuben sind meist mit Steinen statt des Holzes belegt, welches der Mangel an Holz nothwendig macht.

Tunis.

Ihre Manufaktur und Handel giebt einen sehr vortheilhaften Begriff von ihrem Wohlbefinden; denn man zählt mehr als dreytausend Tuch- und Leinen-Kramläden, und nur allein gegen zwanzigtausend Menschen leben von der Verfertigung der Mützen und der Schuhe. Jede Handwerkszunft hat ihren eignen Markt, unter denen aber die beyden genannten Handwerker die ansehnlichsten und zahlreichsten sind. Nach den Gesetzen der Türken sind ihnen alle Auszierungen der Wohnungen von Blumen, Thieren, Abbildungen und dergleichen verboten, daher ihre Häuser von allen Zierrathen leer sind, und in einer schlechten Belegung von mosaischer Arbeit nebst arabischen Ziffern bestehen. Die Dächer sind, wie gewöhnlich, alle platt, und der Divan, ein Gebäude, das unserm Geschmack nach sehr sonderbar seyn würde, enthält eine Gerichtsstube für die Justiz, ferner ein Zeughaus und die Schatzkammer des Staats. Unter den Moscheen zeichnet sich nur eine einzige wegen ihres sehr hohen Thurmes und ihrer seltenen Bauart aus, große Einkünfte haben jedoch alle übrigen Moscheen. Außer den kleinen Schulen werden hier auch verschiedene Kollegen angetroffen, wo diejenigen, die zu einer ansehnlichen Bedienung bestimmt werden, täglich die Vorlesung eines Iman anhören müssen. Mit Sonnenuntergang werden die sechs Thore der Stadt geschlossen, zwey bleiben noch etwas länger offen, von welcher Zeit an hernach die Stadtwache ihre Runde bis Anbruch des Tages antritt. Uebrigens ist die Stadt mit dem Meer durch einen See verbunden, in den nur ganz kleine Schiffe, die man Sandals nennt, einlaufen können. Dieser See endiget sich mit einem engen Kanal, welcher nach Goulette, welches man als die Rhede der Hauptstadt ansehen kann, sich zieht. Sie ist sehr sicher, geräumig, und ihr Boden so eben, als wenige seines gleichen; nur der Nordostwind kann

hinein-

hineinwehen, denn die andern Seiten sind durch eine Kette von Bergen verschlossen, deren nördlicher Theil sich mit dem Kap Bon und Zebib endiget. In einiger Entfernung von der Stadt wachsen eine Menge Oelbäume, wovon das Holz zu Kohle gebrannt, und das Oel theils von den Einwohnern stark verbraucht, oder auch an Fremde verhandelt wird

Byserta war ehedem eine sehr berühmte Stadt, jetzt aber ist ihr Inneres und Aeußeres in sehr schlechtem Zustande, und steht auf den Trümmern des alten Utika, welches der Tod des Cato so berühmt gemacht hat. Ihr Hafen war nur zu der Zeit sehr berühmt, als er noch die größte Anzahl Galeeren unterhielt; denn hier wurden die Güter niedergelegt, welche auf dem Raube waren erbeutet worden. Da aber die gegenwärtige Regierung nicht die geringste Vorsorge für den Hafen trägt, so ist er jetzt schon sehr schlecht, und wird künftig ganz unbrauchbar werden. Byserta.

Byrsa ist eine Citadelle, die auf dem Platz des alten so berühmten Carthago steht, und von einer fürchterlichen Nebenbuhlerinn, von Rom, in eine Wildniß übergegangen ist. Ihre wenigen Ueberreste zeigen sowohl von der Pracht, als dem Reichthum dieser ehemals großen Stadt, und einige wenige Wasserleitungen sind noch in gutem Zustande. Der Mangel an Wasser hat diese erstaunlich großen Arbeiten zuwege gebracht, aber sie sind dafür auch mit einer seltenen Kunst und Geschicklichkeit angelegt, daß sie wohl noch manche Zeit in Erstaunen setzen werden. Byrsa.

Eine andre, nahe am Meer gelegene, Stadt ist Sousa, sie liegt auf einem Felsen, hat einen guten Hafen, und ist wegen seiner natürlichen Lage eine feste Stadt. Sousa.

Die Insel Galite.

Nahe an der Mündung des Hafens von Carthago, welche den Staat Tunis von Algier trennt, liegt die Insel Galite, welche sehr viele Heerden Vieh hat, wovon die in der ganzen Levante gesuchten Maulesel einen großen Theil ausmachen. Sie ist stark bevölkert, und ihre Einwohner nähren sich meist von der Fischerey.

Die Insel Tabary.

Nicht weit von dieser Insel liegt eine andre Insel, Tabary genannt. Die Genueser haben sonst von hier sehr schöne Corallen geholt, allein, es hat sich diese schöne Insel viele Veränderungen gefallen lassen müssen, und ist bald an diese, bald an jene Familie gekommen.

Geschichte.

Diesen kleinen Staat hat eigentlich der carthagenienſische Krieg mit Rom zeitig bekannt gemacht, und man weiß, daß Tunis immer für die zweyte Stadt in Afrika gehalten wurde, die in diesen Kriegen bald erobert, bald wieder befreyet wurde. Mit dem Fall des römischen Reiches gieng auch der Fall dieses Staates vor, und Tunis wurde von den Saracenen überwältiget, welche Statthalter hierher setzten, und ihnen den Titel Emir, oder Fürsten der Gläubigen gaben; eigentlich waren sie auch wirklich die ersten, welche zu Tunis eine förmliche Art von Regierung einführten. Unter verschiedenen Familien war Tunis auf diese Weise beynahe fünfhundert Jahr wohl regiert, als nach einem allgemeinen Aufstand die Oberherrschaft an die Almohaden kam, die allhier sich der Ehre anmaßten, die den Kalifen in Afrika wiederfuhr. Diese residirten zu Marokko, und ließen bis ins Jahr 1206 diesen Staat durch Deputirte regieren. Doch die Hassis machten ihnen diese Herrschaft streitig, überwanden sie, und nahmen den Titel eines Königes an, ließen sich zu Tunis nieder, und führten einen prächtigen Hofstaat. Nach dreyhundert Jahren endigte sich

1206.

die

diese Regierung wieder durch den Muley Hasen, den der Barbarussa aus Tunis vertrieb. Kaiser Karl V. schlug sich ins Mittel, und unterstützte diesen abgesetzten Fürst so sehr, daß er bald wieder zum Throne kam, dabey aber den Spaniern zinsbar bleiben muste, welches auch alle seine Nachfolger bis zum Jahr 1574 treulich gehalten haben, wo Sultan Selim II. dem König Philipp II. nicht nur Tunis, sondern auch Gouletta wegnahm, und dadurch die Pracht der alten Könige von Tunis ganz aufhob.

Als ein gewisser Sinan Bacha, der Admiral der Levante, das Königreich Tunis eroberte, und in demselben neue Einrichtungen vornahm, so fand er für nöthig, seine Herrschaft dadurch zu befestigen, daß er sich den Schutz des Großsultans zuwegebrachte, einen Bacha zu Tunis einsetzte, der seine Person vorstellen mußte, einen Divan anordnete, und eine große Anzahl Janitscharen während seiner Abwesenheit zurückließ. Allein der unersättliche Geitz dieser Bache nöthigte die Tuneser, um die Abschaffung dieser Würde zu bitten, und sie erhielten das Recht, wie Algier, einen Dey zu wählen, der mit dem Algierischen gleiches Ansehen und gleiche Macht hätte.

So wurde also im Jahr 1575 der erste Dey erwählt; allein kaum war er zu dieser Würde gelangt, so wurde er auch schon von seinen Feinden ermordet. Dieses Schicksal hatten in einem Zeitraum von hundert und zwanzig Jahren drey und zwanzig, die alle, bis auf wenige. entweder der Herrschaft entsetzt, oder ermordet wurden. 1575.

Nach dem Tode Murat II. entstand unter seinen drey Söhnen eine neue Uneinigkeit, weil jeder nach der Würde und nach den Einkünften eines Bey trachtete; denn, während der vorigen Uneinigkeiten im Staate,

hatten die Bey ihre Gewalt allmälig wieder erhoben, und der Dey war beynahe nur das, was ein Bey seyn sollte. Mohämed, Ali und Ramadan waren die drey Söhne des Murat. Der letztere gab seine Ansprüche gutwillig auf, und wollte nicht fernern Anlaß zum Blutvergießen geben. Eben so der zweyte war entweder zu religiös, oder zu zaghaft, mit seinem ältesten Bruder Uneinigkeit zu unterhalten, überließ ihm willig die alleinige Herrschaft, und gieng, um seinem Aberglauben zu fröhnen, nach Cariouan in die Einsamkeit; und so wurde die Ruhe zu Tunis dießmal nicht unterbrochen. Allein nach dem Tode des Achmet, der der älteste Sohn des Mohämed, und sein Nachfolger war, und den, wie man sagt, Ali hatte heimlich umbringen lassen, gab es große Zwistigkeiten. Achmet Cheleby war damals Dey, oder vielmehr dem Bey subordinirt, nnd suchte heimlich den Untergang der beyden Brüder zu begünstigen. Mohämed wurde hierdurch in seiner Einsamkeit gestört, eilte aber nach Tunis, und fand, daß Ali ihm die Thore verschlossen hatte, und nach einem Ausfall nichts anders thun konnte, als wieder nach Kef zu flüchten.

Hier war nun nichts, als Partheylichkeit zu finden; bald schlug sich das Volk zu den beyden Brüdern, bald wollte es einen neuen Dey haben, bald stritt es aus eignen Kräften, bald mußte es sehen, daß Algier mit Spanien theilen wollte, und endlich gelang es auch den Algierern. Sie verwüsteten die ganze Gegend,
1686. und belagerten die Stadt Tunis vier Monate lang; Mohämed vertheidigte sich zwar, so gut und so lange er konnte, allein endlich wurde er gezwungen, in die Wüste Zara zu fliehen.

Algier machte den Ben Chouquer zum Bey, und den Tatar zum Dey von Tunis, aber beyder Leute Grausamkeiten übertraf fast jedes Beyspiel. Mohämed

med hatte sie auf eine empfindliche Weise gedrückt, allein sie schienen es vergessen zu wollen, um doch noch lieber unter seinem Joch zu seufzen, als unter dieser Last zu sterben. Man suchte ihn in der Wüste auf, und er war so glücklich, den Ben Chouquer zu schlagen, und neuen Besitz von Tunis zu nehmen. Sein Bruder, Ramadan, war nach Toscana geflüchtet; diesen rufte er zurück, und übergab ihm die Würde eines Dey: als Mohämed aber bald darauf starb, so folgte ihm Ramadan in der Würde eines Dey nach.

Kaum war er zu diesem Posten erhoben, so übergab er die Verwaltung des Staats einem Manne, der in Italien seiner Musik wegen wohl sehr berühmt war, allein nichts weniger als Dey regieren konnte. Die Unterthanen empfanden nicht nur die Spuren dieses unfähigen Haushalters, sondern er suchte auch so gar seinen leichtgläubigen Herrn dahin zu überreden, als habe dessen Vetter, Morat, einen heimlichen Anschlag gegen sein Leben gefaßt, und suchte es auch wirklich dahin zu bringen, daß diesem die Augen ausgestochen werden sollten. Der Barbier, der diese unerlaubte Handlung ausführen sollte, war menschlicher gesinnt, und wußte durch eine leichte Verletzung der Augenlieder, die Anwesenden so zu täuschen, als sey die That vollzogen. Er wurde hierauf zu Soussa eingeschlossen und der Aufsicht eines Renegaten übergeben, welcher wieder fühllos genug war, diesen Betrug zu entdecken und Ramaden zu hinterbringen.

Glücklicher Weise floh Morat aus seinem Gefängniß, noch ehe man etwas gegen ihn vornahm, und begab sich in die Gebirge, allwo er seinen großen Theil der Unterthanen von Ramadan auf seine Seite brachte, und endlich ihn selbst, nebst seinem grausamen Rathgeber, gefangen bekam. Seinen Vetter ließ er sogleich hinrichten, mit Mezavul aber übte er unerhörte Grausam-

samkeiten aus, so viel und so lange als er nur neue ersinnen konnte. Hätte Morat seine Rache nur an seinen Feinden ausgeübt, so würde es ihm wenigstens nicht den Thron entzogen haben, so aber hatte seine Rache und Erpressung keine Schranken, ja der Unterthan war Opfer desselben, und es konnte also nichts gewissers folgen, als was geschah, daß einer von der Garde des Dey einen heimlichen Befehl erhielt, ihn zu ermorden. Ibrahim führte diesen Befehl meisterhaft aus und erhielt dafür zur Belohnung die Würe eines Bey. Abgerechnet den unedlen Weg, der ihm zur Regierung half, war er sonst ein tapferer und erfahrner, aber doch kein glücklicher Regent. Er wurde bald nach einem sehr nachtheiligen Kriege mit Tripoli von den Algierern gefangen genommen, und mußte seine Freyheit mit 200000 Piaster und der Zinsbarkeit seines Landes erkaufen. Seine Unterthanen hatten während dessen ihr Vertrauen auf Assan Ben Ali gesetzt; und als nun Ibrahim mit einem kleinen Gefolge zu Byserta ankam, nöthigte man ihn zu fliehen. Er segelte nach der Gegend des alten Utica, aber auch da hatte Assan schon Anstallt getroffen, ihn zu erwarten. Eine Kugel endigte sein Leben, und Assan hatte sich während dessen in dem Besitz seiner Regierung zu erhalten gewußt.

1786. Jetzo lebt Tunis mit den Venetianern in großem Streit, und obschon zu erwarten war, daß der Friede zu Stande kommen sollte, so bestätigen doch die neuesten Nachrichten, daß der Ritter Emo von Venedig mit der venetianischen Escarde, nach den tumesischen Staat aus Malta abgesegelt sey, um die Feindseligkeiten und ein neues Bombardement wieder anzufangen.

Die

Die Republik Tripoli.

Allgemeine Landesbeschaffenheit.

Die Republik Tripoli gleicht ihrer Nachbarin eben so vollkommen, als jene der ihrigen, nämlich Algier und uns bleibt bey der Beschreibung eines solchen Staats, der seinen Nachbarn in allem gleicht, nichts übrig, als das Erheblichste anzuzeigen, wenn wir nicht in den Fehler des Wiederholens fallen wollen. Tripoli gränzt gegen Morgen an die Wüste Barkan, gegen Abend theils an Tunis, theils an Biledulgerid, gegen Mittag an das atlandische Gebirge, gegen Mitternacht an das mittelländische Meer. Die Küste von Norden gegen Süden beträgt zweyhundert und dreyßig und die Breite vierzig bis funfzig Meilen. Das Klima ist hier sehr temperirt, aber die Bevölkerung ist nicht der Fruchtbarkeit des Bodens angemessen; denn, ob es schon nicht das fruchtbarste ist, so kömmt doch alles, was man dem Boden anvertrauet, gut fort, und der Ueberfluß an Fischen kann dasjenige ersetzen, was an den reichlichen Erndten mangelt, doch auch diese würden unter einer andern Regierung und bey mehr Fleiß der Einwohner einträglicher seyn.

Das Innere des Landes ist eine Wüste; hie und da finden sich einige weit zerstreute Familien der Mauren und Araber, die allemal da ihren Wohnplatz aufschlagen, wo ihnen der Erdboden einen freywilligen Unterhalt darbietet. Die besten Produkte in Tripoli bestehen in Saffran, Datteln, Senesblättern, Wachs, Honig und etwas wenigem Getraide. Fragt man nach der Religion und der politischen Verfassung dieser Landeseinwohner, so ist die kürzeste und doch richtige Antwort, sie sind, wie ihre Nachbarn, Mohämedaner und haben einen Dey zum Oberhaupte. Da der Handel nebst der auf der See gemachten Erbeutung ihre Hauptbeschäftigung ist, so kommen ihnen

aus

aus diesen auch die einzigen Einkünfte, die sich demohngeachtet gegen zwey Millionen Liv. belaufen sollen. Sie fließen ihnen aus den Palmenbäumen, aus den Brunnen auf den Feldern, von Zöllen und den Münzen zu. Ehedem brachten die Karavanen von Gademe und Tombuto vieles Geld nach Tripolis, allein sie sind weder mehr so reich, noch so ordentlich. Die von Marokko setzt ihre Wanderung hierher, wenn sie nach Meka reiset, oder auch, wenn sie zurück kehret. Da aber die Anzahl der Pilgrimme merklich abgenommen hat, so ist auch der Erfolg merklich schlechter geworden und deswegen ist der Handel zu Lande in sehr schlechtem Zustande.

Zur See ist er desto beträchtlicher. Die Schiffe der Levante machen hier oft ihre Ladung auf schlechten Ankerplätzen, welche an dieser Küste zerstreuet sind, die meisten aber kaufen und verkaufen in dem Seehafen der Hauptstadt, welcher der beste von allen ist, wo alle Waaren des ganzen Landes und der Fremden ihre Lager haben. Die Verbindung mit Europa erstreckt sich meistens nur auf Venedig und Toscana, und doch werden die Waaren der einen nur um 140000 Liv., der andern um 200000 Liv. verkauft. Die letztern sind allen Gebräuchen und Beschwerden der Zölle unterworfen, wovon die erstern für eine jährliche Erlegung von 55500 Liv. an die Schatzkammer befreyt sind. Frankreich handelt hierher wenig oder gar nicht, und der Agent, der sich hier aufhält, ist mehr zum Schein als zum Nutzen. Europa erhält Saffran, Senesplätter und besonders die Asche, welche sie für die Verfertigung des Glases und der Seife kaufen. Im Ganzen genommen ist der Handel nicht sehr groß, eben so wie ihre gesunkene Kriegesmacht, denn sie stellen kaum 40000 Mann ins Feld und besitzen aufs höchste 25 Schiffe, wenn sie noch diesen Na-

men

men verdienen, so wie ihre Sklavengefängnisse auch kaum 1000 Mann enthalten. Die Regierungsform ist wie zu Tunis; der Divan oder Staatsrath, dessen Oberhaupt der Dey ist, führt das Regiment, und der dasige Bassa hat nur das Amt, die Schutzgelder für den türkischen Kaiser einzusammlen.

Einzelne Städte.

Gemeiniglich theilt man diese Republik in zwey Provinzen ein, nämlich in die seeländische und inländische; eine jede hat ihre besondere Städte und Flecken, wovon folgende die vornehmsten sind.

Tripoli.

Tripoli liegt am Ufer des Meeres in einer sehr sandigen Ebene, auf der nichts als Datteln wachsen, und die weder durch einen Fluß noch durch einen Quell bewässert ist. Man theilt sie in die alte und neue Stadt, wovon aber die erste fast aus lauter Ruinen besteht, und nur die andre ist ziemlich bevölkert, ob sie schon nicht sehr groß ist. Sie hat zwey Thore, wovon das eine auf der Meerseite in Gestalt eines halben Mondes, und das andere gegen Mittag auf der Landseite geöfnet ist. Sie ist mit Wällen und einer mit pyramidenförmigen Thürmen besetzten Mauer umschlossen, deren Fuß aber keinen Graben hat. Der Theil gegen Morgen ist eine aufgethürmte Menge Felsen und alter Festungen, die aber alle das traurigste Ansehen gewähren. Eben so schlecht ist das Innere der Stadt, die Häuser sind klein, niedrig und unrein, eben so die Straßen kothig und unregelmäßig, und es ist keinesweges zu verwundern, wenn die Pest große Verwüstungen anrichtet. Schöner ist die um die Stadt her liegende Landschaft, die mit vielen Meyerhöfen und wirthschaftlichen Gebäuden bedeckt ist, auf deren Aeckern die Christensklaven arbeiten. Diese Stadt war eine der ersten, welche den Arabern, die durch Aegypten nach Libien kamen, zu Theil wurde. Im Jahr 1510 wurde sie von den Spaniern erobert,

und

und Karl V. überließ sie 18 Jahr hernach den Maltheser Rittern, welche bis ins Jahr 1551 Herren davon blieben. Auch die Franzosen haben sie zweymal beschossen, ohne daß diese Züchtigung den geringsten Nutzen auf die Kühnheit der Seeräuberey machte. Nur bürgerliche Unruhen haben diese Gegend in ihren unglücklichen Zustand versetzt, und nur sie allein sind Ursache ihres Verfalles und ihrer jetzigen Schwäche zu Lande und zu Wasser.

Capez. Eine andre große und wohlbefestigte Stadt ist Capez. Sie liegt an einem Meerbusen gleiches Namens, der von einer ziemlichen Festung vertheidiget wird. Doch diese Schilderung hat jetzt viel, fast alles verloren, und kann nur zu den Zeiten der Römer, und ehe sie von den Gothen verwüstet wurde, wahr seyn. Jetzt ist sie verfallen, und ihre Bewohner sind bloß elende Fischer oder Tagelöhner. Der Boden selbst ist sehr sandig und trocken, daher auch wenig Getraide, nur etwas Datteln, süße Wurzeln und etwas Mandeln wächst, wovon sich die Einwohner einzig und allein ernähren. Der Fluß, so durch die Stadt geht, hat ihr ohnstreitig ihren Namen gegeben, wenigstens führt er den ihrigen, und hat das Sonderbare, (wenn es anders wahr ist,) daß sein Strom siedent hieß und erst nach einer Stunde trinkbar ist.

Ethama. Ethama, fünf Meilen von der vorigen entfernt, ist gleichfalls eine alte und von den Römern erbaute Stadt, wie solches noch manche ehrwürdige Mauern und Steine beweisen. Nur ihre Einwohner sind in dem elendesten Zustande und ohnstreitig gezwungen, ihren Unterhalt auf der See zu suchen, ob man sie schon wegen ihrer Seeräuberey am meisten verachtet. Auch hier soll dieser, oder ein andrer siedend heißer Strom seine Würkung äußern.

Zoara

Zaara ist zwar mit einer Mauer umgeben, und Zaara. mag ehedem eine sehr gute Stadt gewesen seyn; allein auch sie hat das Schicksal aller andern großen Plätze erfahren, auch sie ist durch unerhörte Auflagen, durch Unterdrückung und Verwüstung zu dem herabgesunken, was sie jetzt ist, nämlich ein elender Flecken, für elende Bewohner, die sich mit Kalkbrennen, Fischen und Seerauben, ihren Unterhalt suchen müssen.

So viel wir uns nach interessanten Begebenheiten in diesem Staate umgesehen haben, so wenig sind ihrer, die nur den Namen verdienen, und es wird jedem viel lieber seyn, diese Staatsveränderungen ganz zu übergehen, da sie nichts anders als ein Zusammenhang von Ehrgeiz, Meineid und unnatürlichen Mordthaten sind, gleich denen, die in andern Staaten der Barbarey schon angeführt worden sind: als einen und ebendenselben Schauplatz aufzustellen, auf dem nur andere Personen vorkommen. Tripolis wird von einem Dey regiert, und steht, wie die andern Republiken in der Barbarey, unter dem Schutz der Pforte, der sie jährlich einen Tribut erlegen. Eben so ist die Beute der Corsaren ihr größtes Staatseinkommen. Es sind deren sieben, zuweilen auch mehrere, doch haben diese jetzt so wenig Mittel und Gewalt in Händen, sich furchtbar zu machen, daß es fast nur Zufall ist, wenn sie erhebliche Prisen aufheben.

Das Land Biledulgerid.

Unter Biledulgerid, oder Belad al gerid, verstehen einige nur einen kleinen Strich Landes, der der Republik Tripolis unterworfen sey: Allein weil diese Vermuthung zu eingeschränkt und die eigentliche Bekanntschaft mit diesem Lande eine andere Eintheilung gewähret; so verstehen wir unter Biledulgerid,

denjenigen großen Strich Landes zwischen der Barbarey und der Wüste Sarah, wozu verschiedene Königreiche gehören, die uns freylich kaum dem Namen nach bekannt sind, die aber auch von weiter keiner grossen Erheblichkeit sind, und ihren Ruhm auch nur so lange erhalten können, als es ihre mehr, oder mindere, feindselige Nachbarn wollen, und verlieren wir bis jetzt noch nicht das Mindeste, ob wir schon die Namen und Abstammungen dieser kleinen Erdenkönige nicht hinreichend wissen können. Ueberhaupt hat dieser Theil der Erde manche politische Veränderung erfahren, und ist bald zu dieser, bald zu einer andern Provinz gerechnet worden. So wurde z. B. der östliche Theil von diesem Lande ehedem zu **Lybien**, der mittlere Theil zu **Numidien** und der westliche Theil zu **Getulien** gerechnet.

Der Theil also, oder das Stück Land zwischen der Barbarey und der Wüste Sarah, von welchem wir hier reden, erstreckt sich, in der Länge von Abend gegen Morgen, auf **sieben bis achthundert Meilen**, und in der Breite von Mitternacht gegen Mittag, auf **hundert** Meilen.

Seine **Gränzen** sind gegen **Mitternacht** die Barbarey, gegen **Morgen** Aegypten, gegen **Mittag** die Wüste Sarah, und gegen **Abend** das atlantische Meer. Gegen Mitternacht hat es eigentlich eine der sichersten und seltensten Gränzen der Natur, nämlich das große Gebirge **Atlas**, welches man stets für das höchste Gebirge in der ganzen Welt gehalten hat; und wirklich können die Berichte der Reisenden sehr wahr seyn, wenn sie behaupten, es sey in Europa wenigstens kein Gebirge, daß diesen Atlas übertreffe. Noch mehr, dieses Gebirge soll, wie wenig andere, sehr leicht zu ersteigen seyn; indem die Hügel und Absätze sehr nahe an einander stoßen, und wo hin

und her steile Felsen hervorragen, so hat dafür das Auge auch im Gegentheil wieder einen desto angenehmern Anblick an den überall stehenden Wäldern von Frucht- und Waldbäumen, zwischen welchen der Anblick von den Dörfern der Kabylen eine mahlerische Schönheit darbietet.

Doch wir wenden uns nun wieder zu der nähern Bekanntschaft des Landes selbst, und finden, daß hier, als ein besondrer Vorzug, das Klima sehr gesund und die Luft sehr gut ist, nur daß dieser Vorzug nicht auch von der Güte und Beschaffenheit des Bodens gesagt werden kann. Dieser ist sandig und dürre und in manchen Gegenden sind große nackte Wüsten, wo das Auge nichts als einen leichten Sand siehet, den ungünstige Winde nicht selten so sehr aufheben, wie Wellen daher treiben, und der ganzen Gegend nicht nur ein elendes Ansehen geben, sondern auch zu wiederholten malen ganze Reisegesellschaften im Sande vergraben. Eben so leiden die meisten Gegenden grossen Mangel am Wasser, und wie wird also ein solches Land, bey solchen Hindernissen, viel Produkte hervorbringen können, da es so noch zu verwundern steht, wie immer noch ziemlich viel Getreide und besonders Datteln in vorzüglicher Menge und in ausnehmender Güter wachsen, die auch, wie man nicht anders vermuthen kann, den Beynamen von Bilediulgerid, nämlich das Dattelnland, veranlasset haben.

Um die mineralischen Schätze hat sich bis jetzt noch niemand bekümmert, und ist auch bis jetzt noch niemandem der Zugang zu ihnen erlaubt gewesen, also kann man nichts von ihrem Reichthum noch von ihrer Armuth sagen. Eben so unvollkommen die Bekanntschaft mit dem Thierreiche ist, so unvollkommen ist die ganze Naturgeschichte dieses Landes. Man hat wohl gesehen, daß in den Wäldern Löwen,

Tyger, Kameele, nebst andern wilden Thieren herumlaufen, allein dieß ist es auch alles. Man hat gefunden, daß die hiesigen Löwen von außerordentlicher Größe und schrecklichem Ansehen sind; allein man hat auch gesehen, daß sie, bey aller äußerlichen Wildheit, doch sehr leicht zu verscheuchen sind, und daß die Einwohner diesen Kunstgriff sehr leicht entdeckt haben, wie sie, durch eine brennende Fackel, den grausam scheinenden Löwen sehr bald in die Flucht und Furcht setzen können. Unter andern Thieren findet man hier auch eine sehr große Menge Strauße; ingleichen verschiedene Arten Schlangen und Skorpione.

Die Einwohner dieses Landes sind theils den Tunesern, theils den Algierern unterworfen, theils sind sie unabhängig und allesamt Araber. Ob sie übrigens zwar sehr gesunde Leute sind, die zuweilen ein sehr hohes Alter erreichen; so haben sie jedoch wegen des beständigen Staubes immer rothe und trübe Augen. Ihre ganze Verfassung und ihre Entfernung von allem, was ihren Verstand bilden und ihre Empfindungen sanfte machen könnte, erhält sie daher in Dummheit, Unwissenheit und Ungeschicklichkeit; sie suchen nichts mehr und nichts heftiger, als ihren Hunger zu stillen, und wenn dieser gestillet ist, so sind mit diesem alle Wünsche des Lebens erreicht. Deßhalb ist ihre Nahrung nichts als Datteln, nebst der Milch und dem Fleische von Kameelen und dem Fleische der Straußen. Deßhalb sind ihre Beschäftigungen keine andern, als die Jagd der wilden Thiere, besonders der Straußen, da sie ihr Fleisch essen, das Fett zur Arzeney gebrauchen, die Haut ein gutes Fell giebt, und mit den Eyern und Federn ein ziemlich guter Handel getrieben werden kann. Aus demselben oben angeführten Grunde, sind sie auch keine Freunde eines bleibenden oder festen Wohnorts,

um

und die wenigen, die ja noch in Städten wohnen, können diese Orte kaum Städte nennen. Die meisten Einwohner, besonders die, welche gegen Morgen liegen, bauen ohne alle Begriffe von Baukunst, und ihre Häuser sind nichts, als ein Pfahlwerk wider die Anfälle der wilden Thiere. Die andern wohnen in Hütten von der einfachsten Bauart, die meisten ziehen im Lande herum, und sind auch nicht selten die ersten, wenn sie sich durch Räuberey bereichern können. Ihre Religion ist die mohämedanische und jeder Staat hat seinen eignen Mufti oder Oberpriester. Juden sind hier zu Lande ziemlich viel, aber desto weniger Christen; demohngeachtet wird diese, so sehr an den Stand der Natur gränzende Nation niemanden verfolgen, der kein Mohämedaner ist, sondern jeder hat seine völlige Religionsfreyheit. Von der Kriegsmacht und von der Handlung kann man gleichfalls gar nichts sagen; sie sind ein Volk daß, ohne alle Kriegskenntnisse, nur dann streitet, wenn ihr Leben oder ihre Wohnplätze angegriffen werden, und auch dannnoch giebt mehrentheils nur die Uebermacht der Anzahl für der Uebermacht der Tapferkeit dem Sieg den Ausschlag. So auch in der Handlung. Sie scheuen die Städte, und haben nichts, was sie los zu seyn wünschten; sie haben keinen Wunsch nach fremden Zierrathen oder Kostbarkeiten, und ihre wenigen Straußfedern sind fast alles, was ihnen zum Tausche übrig bleibt.

Ihre Regierungsform ist daher auf gleiche Weise nur dem Namen nach bekannt. In den Städten hält man allemal die Aeltesten für die Vornehmsten, und auf dem Lande diejenigen, welche die größte Leibesstärke besitzen. Die Könige im Lande sind alle zinsbar. Die von Tegorarin, Thovat, Segelmesse, und Tesser müssen dem Kaiser von Marokko

Tribut geben; die von Guargala, Techort und Zeb, sind der Republik Algier unterworfen; Biledulgerid ist der Republik Tunis zinsbar, und Teorregu, Fessen und Gademes den Tripolitanern. Der erheblichsten Städte ist schon gedacht worden, und die übrigen unbedeutenden würden nur unnöthig den Platz einnehmen.

Die Wüste Sarah.

Unter der Wüste Sarah versteht man den unfruchtbaren Theil, so unter dem Wendekreise des Krebses liegt, und gegen Morgen an Aegypten, gegen Mittag an das Negerland, gegen Abend an das atlantische Meer, und gegen Mitternacht an Biledulgerid grenzet. Die größte Länge von Abend gegen Morgen beträgt über siebenhundert, und die größte Breite, von Mitternacht gegen Mittag, auf hundert und funfzig Meilen.

Schon der Name zeigt die Beschaffenheit des Landes sehr zureichend an, und eine etwas nähere Beschreibung wird zeigen, daß diese Benennung sehr richtig sey. Da selten oder nie Reisende in das Innere dieser Wüste einzudringen Lust bezeigen, oder nur die Möglichkeit vor sich sehen, so muß sie uns freylich immer unter dem furchtbarsten Bilde, und als die traurigste Gegend des Erdbodens erscheinen; ob zwar zu erachten ist, daß vieles davon gemilderter seyn würde, wenn wir sie näher kennten, und uns Europäern nicht die Möglichkeit benommen wäre, die eine unerträgliche Luft und ein brennendheißer Sandboden zur Unmöglichkeit machen.

Der

Der östliche Theil derselben begreift das ehemalige Land der Garamanten, und der westliche Theil gehörte mit zu dem alten Getulien. Auch das Wenige, was wir von den Küsten dieses Landes wissen, haben wir nur den Entdeckungen der Portugiesen zu verdanken.

Denn auf der westlichen Küste dieses Landes fiengen sie im Jahr 1415 ihre ersten Entdeckungen an; denn bis jetzt waren ihre Schiffe nicht weiter, als bis an das Vorgebirge **Non**, in der marokkanischen Landschaft Dara, gekommen, welches gleichsam für die Schranken aller Entdeckungen gehalten wurde. Allein der portugiesische Prinz Heinrich, dessen Lieblings Geschäfte darin bestand, neue Länder und neue Meere zu entdecken; schickte im Jahr 1415 zwey Schiffe aus, welchen es glückte, bis zum Vorgebirge **Bojador** zu kommen. Im Jahr 1432 wurde dieses Vorgebirge umschifft, und 1440 kam Nunno Tristan, bis an das **Cabo Blanco**, oder das weiße Vorgebirge genannt, und 1443 entdeckte er die Insel **Arguin**.

Ihre Nachrichten kommen dahero alle überein, daß dieses Land eine traurige Wüste und das **Klima** ungemein heiß sey, wiewohl es nicht ganz ohne Regen ist, der in den Monaten August und etlichen darauf folgenden Monaten sehr reichlich fällt. Allein er fällt immer nur auf ein brennendes Erdreich, und vermag es nicht, die Luft zu kühlen, noch den Boden zu erweichen. Selbst die Küsten sind größtentheils dürre und unbewohnt, das Innere des Landes, sonderlich gegen Morgen, ist fast nichts als Wüste an Wüste, entweder voll Moräste, oder voll Sand.

Demohngeachtet nehmen die Karavanen von Fes ihren Weg über diese öden Gegenden, wenn sie nach Tombut und andern Ländern der Neger reisen wollen. Das einzige Hülfsmittel, sich in diesen Irrgängen zurechte zu finden, ist der Kompaß, denn ohne denselben würden sie sich in diesen Labyrinthen, ohne die Möglichkeit des Ausweges, verirren, und noch finden viele derselben hier ihr Grab, weil sie entweder zuweilen von Sand und Staubwolken, die alle Vorstellung übertreffen, verschüttet werden, oder für Durst elendiglich sterben. Es ist bekannt, daß ihnen, zur Fortbringung des Gepäckes, kein andres Thier als das Kameel die einzigen Dienste leisten kann; und weil dieses Thier selbst sehr viel Durst erträgt, oder in seinen Bauch einen großen Vorrath Wasser einzusaugen vermag, so ist dieß oft das einzige Rettungsmittel, eines oder etliche Kameele zu tödten, um sich durch das darin befindliche Wasser das Leben zu retten. Wer kann in diesen Wüsteneyen Brunnen erwarten, und wenn ihrer ja anzutreffen sind, wie schnell werden sie nicht wieder vom Sande verschüttet, daß man beynahe sagen könnte, die Natur habe hier gleichsam jedem Menschen den Zutritt verboten, um ungestört verwüsten zu können. Selbst das weiße Vorgebürge, dessen wir oben gedacht haben, (und welches auf der Küste im 22sten Grad und 30 Minuten nördlicher Breite liegt;) hat seinen Namen nichts andern, als der weißen Farbe des Sandes zu verdanken, mit dem es bedeckt ist; übrigens ist es eine gleiche und ebene Höhe, wo das Auge keine Spur von einem Gräschen oder von der niedrigsten Pflanze anzutreffen vermag.

Beynahe muß es sonderbar scheinen, daß wir jetzt etwas über die Produkte sprechen wollen, da wir zuvor von der überall öden Natur geredet haben. Allein

lein wir haben auch gesagt, daß dieses Stück Land siebenhundert Meilen in der Länge und hundert und funfzig in der Breite beträgt, und so läßt sich leicht erachten, daß auf einer so großen Fläche nicht alles Sand, und doch wohl manches tragbares Erdreich seyn wird. Sparsam, jedoch in einigen Gegenden, trägt der Boden etwas Reis und Hirse, in andern etwas Gras, doch kaum so viel, daß das Vieh davon zu leben vermag. Wenn man hier das Wort, Reichthum des Landes, anders brauchen kann, so muß man sagen, daß Salz und Gummi ihre größten Landesreichthümer sind. Das erste Produkt wird bey einem Platze, Teggazzia, in großen Stücken aus der Erde gegraben, und das zweyte, der Gummi, findet sich häufig zwischen Arguin und der Sanaga, woselbst drey große Wälder von Gummibäumen angetroffen werden. Eine etwas nähere Beschreibung dieses einzigen Produktes, scheint uns nicht ganz überflüssig zu seyn.

Der Baum, der diesen Gummi hervorbringt, ist eine Art Schleedorn, (Acacia), er ist immer grün, voller Stacheln und Aeste mit langen, aber schmalen und rauhen Blättern. Seine Blume hat fünf Blätter von einer becherförmigen Gestalt, welche weiß von Farbe, und dabey klein ist. Die Fäserchen, so darinn den Griffel umgeben, sind ebenfalls weiß, und verwandeln sich in eine Schote von etwa drey Zoll Länge, und sind voller runder schwärzlichter kleiner Saamenkörner, die den Baum fortpflanzen. Das Gummi ist nichts anders, als ein Saft, der aus den Gefäßen des Baumes heraustritt und durch die Oeffnung der Rinde durchschwitzt. Zweymal im Jahr wird dieser Gummi gesammlet, und zwar die erste und größte Sammlung geschieht im Christmonat, wo man auch die Stücken

am reinsten und größten, auch am trockensten findet. Von dieser Zeit an, bis auf den März, ist beständig brennende Sonnenhitze, und das Gummi wird alsdann durch Einschnitte, die man in den Baum macht, herausgezogen, ist daher aber auch kleiner, weicher und nicht so rein. Die frisch gesammelten Stücke theilen sich in zwey Theile, wie eine reife Aprikose, und das Inwendige ist sehr angenehm, und bald wie diese Frucht schmackhaft. So wohl die Mohren, die es sammlen, als auch diejenigen, die es fast dreyhundert Meilen weit aus dem Lande herbringen, leben fast von keiner andern Nahrung, und lieben auch keine andre, als diese einfache Speise, die wegen ihrer Vortreflichkeit alle andre vertritt. Als z B. sie kühlt, ist der Brust sehr wohlthuend, verdickt die wässerigen Säfte, hindert den Husten, und ist überhaupt gerade für sie das einzige, aber auch das vorzüglichste Produkt. Auch wir Europäer erhalten es in großer Menge, und wir benutzen es bey Seiden- und Wollenmanufakturen, in den Färbereyen, u. s. w.

Was wir in Rücksicht dieser Pflanze, als des erheblichsten Produkts, gesagt haben, müssen wir unter den Thieren vom Kameele sagen, welches ihr einziges nutzbarstes ist, welches aber auch schon zu bekannt, und von uns an andern Orten beschrieben worden ist, als daß wir es noch einmal wiederholen sollten. Dafür sey es uns erlaubt, von den Vögeln dieses Landes etwas Weniges zu sagen. Unter denselben zeichnet sich der Strauß am meisten aus, und man findet sie in diesen Wüsten von sehr großer Anzahl und in Schwärmen beysammen. Sie sind sechs bis acht Fuß hoch, allein ihr Körper ist mit dieser Größe nicht verhältnißmäßig; ob er gleich dick und rund, der Rücken breit und flach ist, so ist er doch auch nicht groß. Der

Kopf

Kopf ist klein, und mit einem weichen Haar oder Pflaumfedern von gelblichter Farbe bedeckt. In seinem Kopfe findet sich sehr wenig Gehirn, und daher kommt wohl auch seine große Dummheit. Die Augen sind groß, länglichrund, mit langen Augenbraunen, und das obere Augenlied ist, wie bey den Menschen, beweglich; dabey sieht er sehr gut und sehr weit in die Ferne. Der Hals ist lang, und mit einem kurzen weichen Haar von einer Silberweiße bedeckt. Die Flügel sind klein und schwach, können ihn niemals in der Luft tragen, dienen ihm aber gleich Seegeln, mit welchen er sich nach dem Gange des Windes richten, und im Laufe schneller seyn kann, als kaum ein Thier des Erdbodens, denn er scheint alsdann für Schnelligkeit mehr zu fliegen als zu laufen. Die Federn seines Leibes sind weiß, sehr locker und buschigt, und gleichen der Baumwolle; der Weibchen ihre sind grau oder dunkelbraun. Die Rückenfedern sind bey den Männchen kürzer und schwärzer, als bey den Weibchen, die Schwanzfedern aber sind beständig weiß. Die Beine sind lang, stark und dicke, mit Schuppen bedeckt, der Fuß selbst ist breit, gespalten wie Ochsenfüße. Der Huf aber hat Gelenke, und ist mit Klauen bewaffnet, womit er etwas aufnehmen kann; denn wenn er verfolgt wird, so hebt er Steine auf, und wirft sie mit großer Gewalt hinter sich. Sie legen oftmals im Jahr (besonders im Heumonat,) funfzehn bis sechszehn Eyer auf einmal, brüten sie aber nicht aus, sondern überlassen dieß der Sonnenhitze, und dann suchen sich die Jungen, so gut sie können, fortzubringen. Er ist sehr gefräßig, und nimmt alles, was ihm vorkommt, als Gras, Korn, Knochen, Eisen, Steine, doch gehen diese letztern wieder eben so von ihm. Hätte er nicht so schöne Federn, man würde seiner wenig achten, so aber kommen auch nach

Euro-

Europa nicht wenige dieser Federn. Man jagt ihn zu Pferde, und braucht dabey, wo möglich, den Vortheil, ihn gegen den Wind zu treiben, weil ihm alsdann sein schneller Lauf nicht zu Statten kommt. Wenn die Araber merken, daß der Strauß müde wird, so kommen sie im vollen Rennen auf ihn zu, und schlagen ihn mit einem Stock oder mit einer Keule todt. Ihre Eyer sind sehr groß, und man findet ihrer, die funfzehn und mehrere Pfund wiegen, die wohl sieben Personen sättigen, wie man denn sie überhaupt für sehr gut und nahrhaft hält.

Ein andres hieher gehöriges, wiewohl sehr unnützes Insekt sind die Heuschrecken, welche in manchen Jahren in erstaunlichen Schwärmen daher ziehen. Sie sehen fast aus, wie unsere Grasepferde, sind eines Fingers lang, roth und gelb von Farbe. Sie verdunkeln zuweilen die Luft dergestalt, daß der ganze Horizont der dunkelsten Regenwolke gleicht, und wo sie auf diesem Zuge hinfallen, fressen sie alles bis auf den Grund ab, bis ein entgegengesetzter Wind sie wieder forttreibet. Sie kommen gemeiniglich in drey oder vier Jahren einmal, und auf diese Weise ist es allenfalls möglich, daß Menschen hier leben können, zumal sie noch häufig von den Mohren gegessen werden.

Zunächst giebt es hier auch viele Skorpione und verschiedene Arten großer und kleiner Schlangen, von denen einige den tödtlichsten Gift bey sich führen. Besonders halten sich hier sehr viele und große Schlangen auf, die so groß und dicke sind, daß sie eine Ziege oder ein dem ähnliches Thier auf einmal verschlingen können. Nach dem Bericht der Einwohner begeben sie sich haufenweise nach gewissen Plätzen des Landes, wo weiße Ameisen zu finden sind, die, vermittelst eines

nes natürlichen Triebes, mit Erde, welche sie im Munde herzu tragen, Häuser für diese Schlangen bauen, welche die Gestalt eines Ofens haben, und derer sich an manchen Orten wohl zu hunderten befinden.

So findet man aber auch im Gegentheil auf der Küste große Fische von verschiedener Art, in sehr großer Menge und von besonderer Güte. Unter diesen verdienen die sogenannten fliegenden Fische, derer sich hier sehr viele befinden, eine kleine Beschreibung. Sie haben die Größe eines Herings, und unterscheiden sich ihrer Art nach, durch ihre Farbe, und durch die Zahl und den Bau ihrer Flügel, weil manche nur zweyen große, andere zweyen große und zweyen kleinere, und noch andere zween lange schmale Flügel von einerley Größe haben. Diese Flügel sind den Flügeln der Fledermäuse nicht unähnlich, und so lange sie naß sind, so lange kann sich auch nur der Fisch über dem Wasser erhalten, so bald sie aber trocken werden, fällt er herunter. Man trifft sie sehr oft in großer Anzahl beysammen, und haben zween Feinde, den einen im Wasser, den andern in der Luft, so daß sie oft einem davon zum Raube werden, wenn sie sich eben vor der Raubsucht des andern zu sichern suchen. Ihr Feind im Wasser heißt Albokor, und verfolgt sie mit grosser Schnelligkeit; der in der Luft ist ein Seevogel, der sie wegfangt, ehe sie ins Wasser kommen können. Weil sich dieser Fisch wohl über das Wasser, aber doch nicht sehr hoch schwingt, und kaum nur einen Flintenschuß weit diesen Flug aushält, so entgeht er sehr selten demjenigen Feinde, der ihn verfolget. Das Fleisch dieser Fische soll auch für die Menschen eine gute und wohlschmeckende Speise seyn; man findet diese fliegenden Fische aber nicht außer den Wendekreisen.

So

So viel läßt sich ohngefähr von der Naturgeschichte einer Wüste sagen, und gewiß werden manche noch das nicht in ihr gesucht haben, weil der Ursachen zu viel sind, die jeden Keim des Lebens und der Freude zu ersticken trachten.

Wie leicht läßt sich also auch nicht der Begriff von den Einwohnern einer so traurigen Erde festsetzen; und wie ausgemacht muß es nicht sogleich seyn, daß diese große Wüste wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens nur schlecht bevölkert seyn müsse. Eigentlich sind der Einwohner zweyerley, nämlich Berebern, oder eingebohrne Mohren, und Araber. Die erstern sind nicht groß von Gestalt, aber wohlgebildet, schwärzlich von Farbe, beherzt, und zu den größten Beschwerden des Lebens abgehärtet. Ihre Wohnungen sind Zelte, die sie leicht aufschlagen und wieder abbrechen können, und sie schlagen sie allemal da auf, wo sie einen bequemen Ort für sich und ihr Vieh finden; sie sind also bloß nomadisirende Völker.

Die andern, oder die Araber, wohnen in Menge unter ihnen, und sind von Farbe braun, kühn, welches sie vorzüglich bey den Angriffen der wilden Thiere beweisen; doch, wie man sagt, sind sie auch sehr geneigt zum Rauben. Sie wohnen in Dörfern, die sie Adovars nennen, und die aus einigen Hütten in Gestalt eines Kegels bestehen. Auch diese bleiben nur so lange ihre Adovars, als sie etwas zu leben haben, alsdann ziehen sie an einen andern Ort; die Weiber und Kinder setzt man in Körbe, und ladet sie auf Kameele; das Hausgeräthe und die Zelte werden von Ochsen getragen, und die Männer reiten auf Pferden dem Truppe voran. Einfach und gering sind ihre Lebensmittel, sie bestehen bloß in Datteln und Weizen, in Milch von Kameelen und andern Thieren. Sie beschäf-

schäftigen sich aber auch nur mit der Viehzucht und mit der Jagd. Denn ob sie zwar einen kleinen Handel treiben, so ist er doch nicht von vieler Erheblichkeit, ob man ihnen zwar nicht vorwerfen kann, daß sie bey andern Mitteln träge seyn würden, welches ihre grossen und langen Reisen sattsam beweisen, die sie oft um den kleinsten Gewinn unternehmen. Ihre Kleidung ist ihrem Naturstande sehr angemessen. Beyde Geschlechter tragen nur eine einfache weiße Bedeckung, roth eingefaßt, ohne einiges Leinenzeug darunter zu haben, gleich auf der Haut. Die Männer tragen Turbane auf dem Kopfe, und gehen allezeit barfuß. Wenn sie reisen, so geschieht es stets in sehr großer Menge zusammen, mit einem eben so großen Zuge von Kameelen, auf welchen sie Erz, Silber und andere Sachen aus der Barbarey nach dem Negerlande führen, aus welchem sie dafür Gold, Malagettepfeffer, Sklaven und andre Waaren zurückbringen. Ferner suchen sie viel Pferde aus der Barbarey dahin zu bringen, welche sie an die Negern gegen Sklaven vertauschen, wo sie gegen ein gutes Pferd allemal zehn bis achtzehn Menschen erhalten. So führen sie auch seidene Zeuge von Granada und Tunis, nebst vielen andern Sachen, und nehmen dafür eine Menge Sklaven und etwas Gold. Diese Sklaven werden nach Tunis und längst der Küste der Barbarey verführt, auch viele davon zu Arguin an die Europäer verhandelt.

Man kann sich leicht denken, wie sie in Ansehung ihrer Religionsbegriffe beschaffen seyn müssen, da sie weder Moscheen noch bestimmte Oerter zum Gottesdienst haben. Ob sie sich zwar zur mohämedanischen Religion bekennen, so wissen sie doch kaum mehr davon, als den Namen der Religion, und daß ihnen ihre Marabouts oder Priester von ernsthaften und andächtigen

Mie-

Mienen grade so viel sagen, als nöthig ist, die Unwissenheit der Einwohner zu unterhalten. Sie lehren sie zwar, daß man zu gewissen Stunden des Tages beten müsse, allein sie sind selbst die unwissendsten, unmoralischsten und abergläubigsten Leute. Die weltliche Macht kann hierinn nicht das Geringste zur Abänderung beytragen, denn sie haben eigentlich gar keine Oberherren. Jede Horde stellt gleichsam einen kleinen Freystaat vor, dem ein Oberhaupt vorstehet, der gemeiniglich nur der Reichste der Horde ist.

Da sich die Wenigsten dieser Völkerschaften durch irgend etwas Erhebliches auszeichnen, so gedenken wir auch nur der bekanntesten und fast der stärksten Völkerschaft, die Azanaghier genannt, welche an der Küste in einigen Plätzen über Kabo Blanko, ihren Wohnsitz haben. Sie sind von Farbe schwarzbraun, vom Wuchse nicht allzugroß, aber dabey schlank. Ihr schwarzes Haar salben sie alle Tage mit Fischfett, welches einen starken Geruch verursachet, und tragen es über den Schultern aufgewickelt. Bey ihrer großen Armuth sind sie auch diebisch und verrätherisch, so daß sie sich durch diese Eigenschaften von vielen Seiten mehr furchtbar gemacht haben, als durch Stärke oder durch Kriege. Ihre Weiber sind braun, und suchen vorzüglich in der Größe und Länge ihrer Brüste die größte Schönheit, die sie durch Binden und Pressungen unnatürlich zu machen suchen, um für schön gehalten zu werden. Diese Nation kleidet sich mit kattunenen Kleidern, welche sie aus dem Lande der Schwarzen erhalten, einige tragen auch Oberröcke, die sie Alkhezeli heißen, aber keine Hemden. Sonderlich haben sie einen eignen Gebrauch, den Kopf zu zieren, denn sie tragen ein Schnupftuch um denselben, von welchem ein Stück ihre Augen, nebst etwas

von

von der Nase und dem Munde bedeckt. Der Mund ist bey ihnen etwas Verächtliches, und sie lassen ihn daher nie sehen, als wenn sie Speise zu sich nehmen. Ihr Durchirren der Wüsten erlaubt ihnen daher auch zur Speise nichts als Datteln und Kameelmilch, doch bekommen sie von den Negern zuweilen etwas Reis und Bohnen zur Beyhülfe. Der Mangel an Lebensmitteln macht sie auch mäßig, und sogar geschickt zum Hungern, da alsdann ein kleiner Vorrath von Mehl wieder ihren Hunger zu stillen vermögend ist. Auch wissen sie, gleich den übrigen, nichts von Herrschaft, außer daß sie den Reichern einige Achtung erweisen.

Dafür ist ihr Handel desto beträchtlicher. Sie holen z. B. von Tegazza viel Salz, führen es in das Negerland auf vierzig Tagereisen weit nach Tombut, und von da noch dreyßig Tagereisen weiter nach Melli, wo sie dafür Gold erhalten. Dieses Gold erhalten die Negern von Melli noch tiefer im Lande von andern Völkern, denen sie das Salz zuführen. Allein diesen Negern fehlt es an Kameelen, die Waaren fortzuschaffen, und diesen Mangel ersetzen daher die Negern, welche zum Lasttragen gemiethet werden, und die es auf ihren Schultern fortschaffen. Sie haben in jeder Hand eine große Gabel, auf welchen sie ihre Last, nachdem sie die Gabeln in die Erde gesteckt haben, ruhen lassen, wenn sie müde sind. So gehen sie fort bis an ein gewisses Wasser, wo die Eigenthümer des Salzes, jeder seine Stücke, in Haufen in eine Reihe legen. Hierauf gehen sie etwan eine halbe Tagereise weit zurück, und die Schwarzen, mit denen sie handeln, und die sich weder sehen noch sprechen lassen wollen, kommen in großen Booten, legen eine Summe Goldes auf jeden Haufen, und gehen wieder fort. Wenn diese ebenfalls wieder weg sind, kommen die Herren

des Salzes, und besehen das Gold; ist es genug, so nehmen sie es weg, ist das nicht, so lassen sie beydes liegen, und entfernen sich nochmals. Jene kommen also nochmals, und legen entweder noch mehr hinzu, oder nehmen das Gold, und lassen das Salz zurücke. Auf diese Weise haben sie schon geraume Zeit mit einander gehandelt, ohne einander zu sehen, und man kann hieraus sehen, wie weit entfernt sie vom Diebstahl oder Betruge seyn müssen, da sie so viel Gelegenheit haben, untreu zu werden.

Man behauptet, daß diese Schwarzen, welche das Salz holen, von ungemeiner schwarzer Farbe, groß und wohlgestaltet seyn, aber ihre Unterlippen sollen dicker, als eine Mannsfaust seyn, und ihnen sehr weit herabhangen; dabey sey sie roth, und es tröpfele etwas Blut heraus, die obere Lippe aber sey ganz natürlich; und weil nun diese Lippen erforderten, daß sie oft mit Salz gerieben würden, und außerdem faulen würden, so sey ihnen das Salz äußerst nothwendig, und gäbe dem Handel eine beständige Fortdauer. Dieses Gold, was auf diese Art nach Melli kommt, geht nun zum Theil nach Tunis, Fes, Marokko, und in die übrigen Städte der Barbarey, wo es die Europäer gegen andere Waaren von den Mohren bekommen. Man bedient sich aber hier nicht des gemünzten Goldes, sondern handelt nur durch Vertauschung einer Sache gegen die andere. Doch bedienen sich die Araber und Azanaghier der kleinen Porzellan- oder Korimuscheln, statt des Geldes. Das Gold verlassen sie nach einem Gewichte, welches ohngefähr den Werth eines Dukatens beträgt.

Diese Azanaghier bekennen sich ebenfalls zur mohämedanischen Religion, jedoch ebenfalls ohne einen eigent-

eigentlichen Gottesdienst, ohne Moscheen und viele von ihnen sogar, ohne Begriffe dessen, was sie für wahr halten; denn ihre Priester, die zugleich ihre Sterndeuter, Aerzte und Zauberer sind, sind theils selbst Betrogene, und können also nicht anders als wieder betrügen. Ohne Regierung und nur durch Reichthum geehrt, leben sie frey, nicht so wohl weil sie jede Art der Herrschaft verwerfen, als weil es ihnen, wie es scheint, noch nicht in den Sinn kommt, ihre Lebensart zweckmäßiger zu machen.

Ob man zwar diese große Strecke Landes in viele kleine Provinzen und Königreiche einzutheilen pflegt, so ist doch diese Eintheilung völlig unsicher, und die sogenannten Königreiche und Provinzen verdienen wenigstens nicht einen so erhabnen Namen, eben so wenig als diejenigen Plätze verdienen große Städte genannt zu werden, wo sich eine große Anzahl Menschen beysammen aufhält. Da jedoch einige Orte ihre besondere Namen führen, so findet man 1) **Zonhaga** als eine dürre Sandwüste, am atlantischen Meer gelegen, worin sich der Ort Gualata befindet. Ferner 2) **Tengaza**, allwo sehr viel Salzbrunnen sind. 3) **Zuenziga**, dessen Ort gleiches Namens der Sammelplatz einer großen Völkerschaft ist. 4) **Azoath**, ebenfalls eine Wüste. 5) **Gogden**, eine Wüste. 6) **Targa**, woselbst man etwas Manna findet, und wo die meisten schwarzen Sklaven gefangen und gegen Pferde vertauscht werden. 7) **Lempta**, 8) **Berdoa**, 9) **Gaoga** und 10) **Borno**, von welchen letztern Einwohnern und dessen König man allerhand seltsame Fabeln erzählt, so wie der Reichthum dieses Königes unermeßlich seyn soll; allein, man würde sich sehr irren, wenn man diese Erzählungen für wörtlich wahr annehmen wollte.

Auf der Küste baueten die Portugiesen ein Fort, auf der Insel Arguin, welches ihnen aber die Holländer im Jahr 1638 entrissen. Doch auch diese konnten es nicht lange behalten, denn 1678 nahmen es die Franzosen weg, schleiften es, und ob ihnen gleich im Nimwegischen Frieden der Besitz von Arguin gelassen wurde, so setzten doch die Holländer im Jahr 1688 dieses Fort wieder in Stand. Die Franzosen nahmen es 1721 abermals weg, und sind nun bis jetzt noch im Besitz desselben geblieben. Auch weiter herunter an der Küste, haben sie zu Porrendik eine Faktorey angelegt, eigentlich aus Ursache des Gummihandels, dessen wir oben gedacht haben.

IV.

Habesch und Nubien.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0255
DFG

I. Habesch.

Land. Abyssinien, richtiger aber Habesch, nennt man den Theil von Afrika, der nordwärts an Nubien, ostwärts an das rothe Meer und die Küste von Ajan, süd- und westwärts an die unbekannten Gegenden des innern Afrika gränzet. Der Flächeninhalt dieses großen Staats beträgt auf vier und zwanzig tausend Quadratmeilen, wiewohl sich hier keine ganz richtige Bestimmung denken läßt, da Habesch nur wenig bekannt, und in neuern Zeiten fast gar nicht von Europäern besucht worden ist.

Was man von diesem Reiche weiß, gründet sich auf Nachrichten der Jesuiten, die im vorigen Jahrhundert sich hier einzunisten suchten, trotz aller angewandten Mühe aber keinen festen Fuß fassen konnten. Ob alle diese Nachrichten ächt sind, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen; doch kann man mit Anwendung einiger Kritik, und mit beständiger Hinsicht auf den Plan, den die Jesuiten bey Bekanntmachung dieser Nachrichten vor Augen hatten, wenigstens das ganz Falsche und gewiß Uebertriebene entdecken, und von dem Wahren oder doch Wahrscheinlichen absondern.

Habesch liegt unter einem brennendheißen Himmelsstriche, und hie und da soll die Hitze so unerträglich seyn, daß sie die Haut ablöset, das Siegellack zum Fluß bringt, und den Sand so heiß als glühende Asche macht. Auf den Bergen und an den Seeküsten aber ist die Luft kühler, so kühl sogar zuweilen, daß man sie geradezu kalt nennen kann. Sechs Monate des Jahres sind fast alle Nächte durch mit schrecklichen, mit Donner und Blitz begleiteten, Regengüssen be-

zeichnet, wodurch nicht allein das für Aegypten so heilsame Anschwellen des Nils, der in Habesch entspringt, und zugleich der Hauptfluß des überhaupt wasserreichen Landes ist, entstehet, sondern auch in Habesch selbst große Ueberschwemmungen verursacht werden. Diese Ueberschwemmungen sind so heftig, daß das Gewässer Felsen hinwegreißt, und die erschrocknen Einwohner sich auf die Höhen flüchten müssen, bis ihnen das Fallen des Wassers, in ihre zerstörten, zum Glück aber auch leicht wiederherzustellenden Wohnungen zurückzukehren, erlaubt. Dieß ist auch nicht das einzige Uebel, welchem der Himmelsstrich die Einwohner unterwürfig macht; ein anderes, der Erzählung nach noch weit schrecklicheres, ist ein Orkan, den man die Schlange nennt, weil er in schlangenförmiger Bewegung wütet, und dessen Gewalt in der That sehr groß seyn muß, da er Häuser zu Boden wirft, Eichen wie Rohr zerknickt, und, was beynahe unglaublich scheint, Schiffsmasten in der Luft mit sich fortführet.

Daß das Land wasserreich ist, und der Nil den Hauptfluß darinnen ausmacht, haben wir schon angeführet; wir setzen hier noch hinzu, daß die Quellen dieses Flusses noch unbekannt sind. Auch an Bergen hat Habesch keinen Mangel, und es giebt deren, die höher angegeben werden, als die höchsten Alpen. Lamalmon, Geschen und Thabat-Maria sind die Namen der berühmtesten Berge, und diese sind an manchen Orten so steil, daß man sie mit Leitern ersteigen, und die Lastthiere mit Stricken hinaufziehen muß.

Bey dem allem, und ohngeachtet außer diesen unwirthbaren Gebirgen noch viele wüste Einöden im Reiche sind, ist Habesch doch eines der fruchtbarsten Länder in Afrika, das an allen Bedürfnissen des Lebens Ueberfluß hat. Zu den vorzüglichsten Produkten des Landes gehören eine Menge Getraide, wohin

auf-

auch eine Art Korn gehört, die den Geschmack des Roggens haben, aber nicht größer seyn soll, als Mohnsaamen; ferner Reis, Flachs, Baumwolle Zuckerrohr, edle und andere Baumfrüchte, Sennesblätter, und ein Gewächs, welches Enfade genannt wird, und wenn es wirklich existirt, fast so nutzbar ist, als der Kokosbaum. Die Blätter dieses Gewächses, sagt man, sind so groß, daß man Zimmer mit denselben austapezieret, und, wenn sie getrocknet sind, und wie Flachs gebrochen werden, können sie gefärbt und zu artigen Zeugen verarbeitet werden. Aeste und Stiele zermalmt man, und erhält ein Mehl daraus, das, in Milch gekocht, ein wohlschmeckendes gesundes Essen giebt. Schneidet man den Stamm und die Wurzeln in Stücken, und kocht diese auf gleiche Art, so erhält man eine noch nahrhaftere Speise. Schneidet man endlich den Baum sieben bis acht Zoll über der Erde ab, so treibt er eine Menge Sprößlinge, und oben auf dem Wipfel wächst eine lange Schote, in welcher fünf bis sechshundert Kerne sind, die ohngefähr wie Feigen schmecken.

Da der Wiesewachs vortreflich ist, so ist auch die Viehzucht von besonderer Güte. Die Ochsen wachsen zu einer ungeheuern Größe, und da sie mit Milch gemästet werden, erhält ihr Fleisch einen herrlichen Wohlgeschmack. Kühe werden besonders sehr viele aufgezogen, weil die Einwohner sich vorzüglich von der Milch derselben ernähren. Auch wird das Vermögen der Leute nach der Anzahl ihrer Kühe geschätzet, und es ist eine der stärksten Einkünfte des Neguz oder Königs, daß er alle drey Jahre das zehnte Stück dieser Thiere erhält. Die Pferde sind ziemlich groß, stark, wohlgebauet und feurig; auch dienen sie weder zum Ziehen noch zum Tragen, sondern fast allein im Kriege. Man zieht auch schöne Schafe und Ziegen,

Kameele und Maulesel, die bey Bergreisen sehr nutzbar sind. In den großen Waldungen des Landes ist Wildpret, als Hasen, Hirsche, Schweine und Gemsen in Menge, auch Elephanten gehen in großen Heerden mit einander, und verursachen beträchtlichen Schaden; man ist aber nicht gewohnt, sie, wie in Ostindien, zahm zu machen, und in nutzbare Hausthiere zu verwandeln. Löwen, Panther, Tieger, Wölfe, Füchse und Affen sind außerordentlich häufig, und machen die Reisen in einem nur sparsam bewohnten Lande äußerst gefährlich. Die Flüsse und Seen enthalten sehr viele und sehr schöne Fische, aber auch Krokodille, und den Hippopotamus, oder das Flußpferd, ein auch in andern Gegenden von Afrika nicht seltenes Ungeheuer, das sich im Wasser und auf dem Lande aufhalten kann, in seiner Gestalt etwas Aehnliches vom Ochsen und vom Pferde hat, und zuweilen an Größe dem Elephanten gleichkommen soll. Die Jagd dieses Thieres, das im Wasser, wo es die Barken mit der größten Leichtigkeit untertaucht, gefährlicher ist, als auf dem Lande, ist eine Beschäftigung der Herzhaften, die, wenn sie etliche dieser Thiere erlegt haben, durch die Zähne, welche weißer sind, als Elfenbein, die Haut, aus welcher man dauerhafte Schilde verfertiget, und das Fleisch, welches gegessen wird, für ihre Kühnheit belohnt sind. Endlich giebt es auch eine Menge Ungeziefer, als Schlangen, Skorpionen, Heuschrecken, große scharfstechende Mücken, aber auch Seidenwürmer und Bienen, die einen sehr köstlichen Honig bereiten.

An Mineralien leidet Habesch ebenfalls keinen Mangel. Gold wird theils in Körnern aus den kleinen Flüssen und Bächen gesammelt, theils in etlichen reichen Bergwerken gewonnen, aber überhaupt nur nachläßig gesucht. Silber sieht man wenig, Eisen aber

aber findet man gediegen fast auf der Oberfläche der Erde. Steinsalz giebt es allenthalben, wo Berge sind, in Menge, und dieses wird, wenn es in Tafeln einen Fuß lang und drey Zoll breit geformt ist, als Scheidemünze gebrauchet.

Dieß ist ohngefähr die physische Beschaffenheit von Habesch. Man sieht wenigstens, daß es die Natur nicht stiefmütterlich bedacht, und daß sie die Uebel, die sie ihm beygeleget, wieder durch sehr reiche und glänzende Geschenke ersetzt hat.

Einwohner.

In Verhältniß seiner Größe ist Habesch nur sparsam bevölkert, und ohngeachtet manche Nachrichten von den Habeschianern in einem Tone sprechen, als ob sie einen sehr hohen Grad von Kultur hätten, so beweisen doch dieselben Nachrichten durch die Erzählungen von der Armseligkeit und groben Unwissenheit dieser Leute, daß sie sich nur wenig über die Negern erheben, und in aller Betrachtung unter den Bewohnern der barbarischen Freystaaten stehen. Sie sind nicht schwarz, wie man lange Zeit in Europa geglaubt hat, sondern schwarzbraun und olivenfarben; sie sind wohlgewachsen, und haben ausdrucksvolle angenehme Gesichtszüge, die durch zwey Reihen der schönsten Zähne erhoben werden, so daß man sie überhaupt für die schönsten und wohlgebauetsten Afrikaner halten kann, daher auch Habeschianische Sklaven und Sklavinnen weit theurer bezahlt werden, als die aus andern afrikanischen Ländern.

Ihre Geisteseigenschaften und ihr moralischer Karakter werden in vielen Betrachtungen gerühmet. Man lobt ihre Lebhaftigkeit, ihr Ausharren bey Mühseligkeiten, ihre Einsicht, Beurtheilungskraft, und die Güte des Herzens, die sie von allen Bewohnern dieses Erdtheils unterscheidet. An Höflichkeit stehen sie keinem

keinem Europäer nach, wenn diesem gleich ihre Art, höflich zu seyn, sonderbar vorkommen möchte. Sie geben sich nämlich wechselweise die Hände, und legen diese dann auf den Mund. Hernach nimmt man demjenigen, den man grüßet, die Scherpe ab, und bindet sie sich um den Leib, so daß dieser, wenn er keine Weste an hat, nackend da stehet. Dabey tragen sie fast allemal ein Stückchen Salz in einem am Gürtel befestigten Sacke bey sich, und wenn zwey Freunde sich begegnen, geben sie einander von diesem Salze zu kosten, und es würde die größte Unhöflichkeit seyn, wenn einer sich weigern wollte, dieses Salz anzunehmen. Da sie keine Wirthshäuser im Lande haben, und überhaupt wenig reisen, so ist ihre Gastfreyheit so groß, daß ein Fremder, so wie er in einen Wohnort kommt, freye Wohnung und Kost hat, und alles, was er brauchet, von den Einwohnern geliefert erhält; eine Gewohnheit, die so weit geht, daß man ohne Umstände in das erste beste Haus hineingehen, und sich da, als ob man in seinem Eigenthum wäre, bedienen lassen kann.

Die Kleidung des gemeinen Volks besteht, so wie sie das Klima erfodert, in einer Scherpe und in Beinkleidern von grober Leinwand, mit dem Oberleibe aber und den Beinen gehet es bloß. Vornehmere Leute tragen seidene Röcke, die bis auf die halben Beine gehen, und Beinkleider, welche bis zu den Fersen herabhängen. Ihre Haare flechten sie künstlich, und reiben sie mit Butter ein, daß sie glänzend werden. Man sagt, daß sie (wahrscheinlich aber nur die süßen Herren unter den Habeschianern) sich den Kopf bey Tage niemals bedecken, und ihn des Nachts auf eine Gabel stützen, die ihnen zum Kopfküssen dienet. Der Kopfputz der Weiber, deren Kleidung sich sonst wenig von der männlichen unterscheidet, ist verschiedenen Moden unterwor-

fen

sen; Ohrringe und Halsbänder machen aber ihre größte Zierrath aus.

Regelmäßige Städte findet man gar nicht in Habesch, und die Dörfer sind nichts als ein unordentlicher Haufen elender Hütten und Zelter. Der Neguz nebst allen Großen des Landes, leben unter dergleichen Zelten, welche sie bald da, bald dort aufschlagen lassen. Das Hausgeräthe ist nicht zierlicher als die Häuser; indem es aus weiter nichts als aus einigen Matten und irdenen Geschirren bestehet. Wenn sie essen, werden die Tische mit einem dünnen Kuchen bedeckt, der zugleich statt des Brodes und zum Abwischen der Finger da ist, welche eben nicht reinlich seyn müssen, da man den Gebrauch der Messer und Gabeln gar nicht kennet. Es ist Hofetikette, die Speisen nicht selbst zum Munde zu bringen, sondern die Hofbedienten müssen dieselben klein machen, und die aus Brod, Fleisch und Gemüse bestehenden Kugeln ihrem Herrn in den Mund stopfen. Sie essen kein Wildpret, und würzen die Speisen so sehr, daß sie kein Europäer hinunter bringen kann. Rohes Rindfleisch wird selbst auf der kaiserlichen Tafel serviret, wenn es in Stücken geschnitten und mit Rindsgalle und Gewürze bestreut worden ist. Man hat noch eine ekelhaftere Art, die Speisen zu würzen, indem man das halbverdaute Gras aus den Eingeweiden nimmt, und, mit Senf vermischt, an das Fleisch thut. Gewöhnliche Getränke sind eine Art Bier und Meth, Wein aber wird gar nicht gekeltert, so treflich auch die Trauben sind.

Die Beschäftigungen erben von dem Vater auf den Sohn, so daß dieser gerade dieselbe Handthierung treibt, mit welcher sich jener beschäftigt hat. Einige Handwerker verabscheuen sie, wie z. B. das Schmiedehandwerk, daher sich allein die Juden mit Verfertigung der eisernen Werkzeuge beschäftigen. Ihre

übrigen

übrigen Handwerker wissen nichts Ordentliches zu verfertigen, und die Landesmanufakturen schränken sich auf nichts, als etwas Leinwand und baumwollene Zeuge, ein. Daher ist auch der Handel von gar keiner Bedeutung. Der auswärtige geschieht durch die Araber und Türken, der innerliche wird von den Armeniern und Juden getrieben. Der erste ist für das Land äußerst nachtheilig, weil die Einwohner alle die ausländischen Waaren, welche zu ihnen gebracht werden, mit gutem Gold bezahlen müssen, und die Ausfuhr an Wachs, Häuten und Elfenbein nicht zur Hälfte zum Umtauschen zureichend ist. Im Lande wird mit Vieh, Getreide, Leinwand u. dergl. ein nicht unbedeutender Handel getrieben.

Ehemals suchten die Portugiesen den Handel allein in ihre Hände zu bekommen, allein die Revolution, von welcher wir in der Geschichte von Habesch sprechen werden, zernichtete alle ihre Entwürfe. Auch die Holländer haben zu verschiedenen malen Versuche gemacht, Antheil am habeschianischen Handel zu erlangen, allein so wohl Religionsvorurtheile als Eifersucht wegen der übergroßen Macht der Holländer in Ostindien hielten die Habeschianer von einer Verbindung mit ihnen zurück.

Künste und Wissenschaften sind hier noch in den kläglichsten Umständen. Sie sind so schlechte Astronomen, daß sie sich einbilden, die Sonne komme durch ein Loch auf die Erde, und gehe durch ein andres Loch wieder weg. Ihre Philosophie ist ein Gewebe der abgeschmacktesten Thorheiten, und ihre ganze Arzneykunst besteht in der Kenntniß etlicher einfachen Kräuter. Mit den Künsten ist es nicht besser; der Ruinen der Stadt Axuma nach zu urtheilen, muß die Baukunst ehedem gute Meister aufzuweisen gehabt haben; allein gegenwärtig sind selbst die königlichen Wohnungen

nungen nur klägliche Hütten, die bloß für Wind und Wetter zu schützen im Stande sind. Ihre Gemälde sind unter aller Kritik, die Musik so jämmerlich, als bey dem ungeschlachtetsten Volke, und alles, was sie in Dingen des Geschmacks unternehmen, verräth, daß sie auch nicht die entferntesten Begriffe von dem Wesen des guten Geschmacks haben. Und wie sollte das auch eine Nation, die in Filzzelten wohnt, die sich kaum mit einigem Anstand zu bekleiden weiß, und eine so unreinliche Lebensart führt, als diese, von der aber gleichwohl manche Missionäre in Ausdrücken sprachen, als ob sie nicht weit von der europäischen Verfeinerung entfernt wäre.

Religion.

Was man in dieser Gegend nicht erwarten sollte, ist, daß die christliche Religion hier die herrschende ist, und sich wirklich mit einem, diesen rohen Menschen sonst fremden, äußern Pompe zeiget. Der heilige Frumentius soll im vierten Jahrhundert das Christenthum hier ausgebreitet haben; man sagt aber, daß das hiesige Christenthum durch viele jüdische und heidnische Gebräuche verunstaltet sey. Die Glaubenslehren sind ohngefähr von eben der Beschaffenheit, wie in der griechischen Kirche. Das Abendmahl wird unter beyden Gestalten ausgetheilet, und die körperliche Gegenwart in demselben gelehret. Sie erkennen das Ansehen der heil. Bücher, zu denen bey ihnen noch eine den Aposteln zugeschriebene Sammlung kirchlicher Verordnungen gerechnet wird. Die Taufe geschieht hier durch das Eintauchen, welches zu dreyenmalen wiederholet wird. Ein Knabe wird den vierzigsten, ein Mädchen den achtzigsten Tag nach der Geburt getaufet, und ihnen zugleich das Abendmahl gereichet. Ueberdem haben sie noch eine jährliche Taufe, welche man die Taufe der Erscheinung Christi nennet, weil sie jährlich an diesem Festtage angestellt wird.

wird. Die Beschneidung haben sie von den Juden, und verrichten sie am siebenden Tage nach der Geburt, halten sie aber für kein Sakrament, sondern bloß für einen löblichen Gebrauch und eine Gewohnheit, welche sehr wohlthätige Einflüsse auf Gesundheit und Bevölkerung habe. Auch feyern sie den Sonnabend neben dem Sonntag, und enthalten sich von den durch das mosaische Gesetz verbotenen Speisen. Sie verehren die Heiligen, und die Jungfrau Maria muß in der That auf eine beynahe mehr als abgöttische Weise verehret werden, wenn es anders wahr ist, daß sie die portugiesischen Jesuiten, denen man doch eben keine Laulichkeit im Dienste der Maria Schuld geben kann, für Feinde derselben angesehen haben. Man feyert ihr zu Ehren jährlich zwey und dreyßig Feste, und der ein und zwanzigste Tag jedes Monats ist ihr noch besonders gewidmet. Sie bitten auch für die Verstorbenen, glauben aber dennoch nicht an das Fegefeuer, sondern erkennen nur zwey Orte nach dem Tode, das Paradies und die Hölle. Sie haben auch die Ohrenbeichte, allein sie ist nicht allein etwas von der in der katholischen Kirche üblichen unterschieden, sondern auch nicht einmal im ganzen Lande eingeführet. Die Habeschianer gehen nicht leicht vor dem fünf und zwanzigsten Jahre zur Beichte, weil man bis zu diesem Alter eine völlige Schuldlosigkeit voraussetzt. Fasten haben sie mehrere, und alle werden mit großer Strenge beobachtet: da sind erstlich vier große Fasten im Jahre, die funfzig, dreyßig, ein und zwanzig und vierzehn Tage lang währen; dann sind auch alle Mittwochen und Freytage Fasttage, und an keinem derselben darf man eher, als nach Sonnenuntergang, auch weder Fleisch noch Eyer, noch Butter noch Käse essen. Niemand ist von dieser strengen Fasten befreyet, selbst Kranke, Alte und Reisende, müssen sich derselben unterwerfen.

Die

Die Kirchen im Lande sind niedrig, dunkel, von Erde und Kieselsteinen erbauet, mit Stroh oder Rohr gedeckt, und im Ganzen äußerst armselig. Sonst sind sie inwendig sehr reinlich, und an den Wänden hängen viele Gemälde, aber gegoßne oder geschnitzte Figuren erblickt man nirgends. Die großen Kirchen bestehen aus drey Theilen; aus dem Eingang oder Vorhof, wo die Kranken und Preßhaften stehen bleiben müssen; dem Schiff, wo die Laien sich aufhalten, und dem Chor, in welchem allein die Priester den Zutritt haben. Die Ehrerbietung, welche sie für ihre Kirchen hegen, ist äußerst groß: sie gehen nicht anders als mit bloßen Füßen hinein, wagen es kaum Athem zu holen, und wer nicht stehen kann, hat aufs höchste die Erlaubniß, sich auf ein paar Krücken zu lehnen, welche an den Kirchthüren stehen. Sie gehen selten in die Kirche ohne Brod, Oel, Meth, Früchte, Räucherwerk, Honig u. dergl. mit zu nehmen, welches sie als ein Opfer vor den Altar legen. Die Priester behalten einen Theil dieser Opfer für sich, das übrige theilen sie unter die Armen aus, die, wenn der Gottesdienst vorbey ist, mitten in der Kirche ein kleines Gastmahl halten. Auch behaupten sie, die wahre Bundeslade des jüdischen Tempels zu besitzen; was sie aber dafür ausgeben, ist ein Altar, der beständig im Gefolge des Hofes nachgetragen wird. Vier Prälaten begleiten ihn, und andre gehen vorne und hinten, welche unaufhörlich geistliche Gesänge singen. Einer davon gehet rücklings und räuchert, bis sie in dem großen Zelte, wo des Kaisers Kapelle ist, niedergesetzt wird.

Die Geistlichkeit ist äußerst zahlreich, so daß sie wenigstens das Fünftheil der Einwohner ausmacht. Ihr Oberhaupt ist ein Bischof, Abuna genannt, welcher den Kirchengesetzen nach ein Fremder seyn, und von

dem Patriarchen zu Alexandria die Weihe erhalten haben muß. Seine Unterwürfigkeit gegen diesen Patriarchen ist sehr knechtisch: dieser darf ihn ohne weitere Umstände, nach eignem Gutdünken, absetzen, dahingegen sein Ansehen in Habesch sehr eingeschränkt ist. Dieser Abuna kennt zuweilen nicht einmal die Sprache des Landes, dessen Oberhirte er ist; ja es geschieht wohl, daß ein Abuna hergeschickt wird, der noch nicht einmal in einen Orden aufgenommen worden ist. Man erzählt von einem dieser Leute, daß er, seiner äußersten Unwissenheit wegen, seiner Würde entsetzt und genöthigt worden, als Knecht in einer Mühle zu dienen. Uebrigens hat er den Genuß ansehnlicher Güter, und jährlich wird eine Beysteuer von Salz und Leinwand für ihn eingesammelt.

Nach dem Abuna folgt der **Komos**, welcher die weltlichen Angelegenheiten zu besorgen hat. Die übrigen Geistlichen sind Priester, Diakonen und Unterdiakonen. Große Freyheiten hat die ganze Geistlichkeit nicht; sie ist nicht allein in Civil- und Kriminalsachen der weltlichen Obrigkeit unterworfen, sondern sogar in geistlichen Dingen müssen sie sich verschiedene Einschränkungen gefallen lassen, da der Neguz das Recht hat, ihre Versammlungen festzusetzen, und die Glaubenslehre zu bestimmen. Es ist den Geistlichen erlaubt, sich zu verheyrathen, aber nur einmal, und ihre Pfründen sind erblich, so daß der Sohn allezeit dem Vater im Amte nachfolget. Da sie mehrentheils mit vielen Kindern gesegnet sind, welche zu erhalten, ihre Einkünfte nicht hinreichend sind, so müssen sie auf eine andre Weise etwas zu verdienen suchen, da sie denn Land pachten, oder sich mit Wartung der Viehheerden ernähren. In der Kleidung sind sie durch nichts von dem Laien unterschieden, ein kleines Kreutz ausgenommen, welches sie auf der

Brust

Brust tragen und das von dem Volke mit großer Andacht geküßt wird.

Die Anzahl der Klöster ist ungeheuer, und die Mönche sollen sich über hunderttausend belaufen. Sie leben meist im trägen Müssiggange, und misbrauchen nicht selten die Gewalt, welche sie über das gemeine Volk haben, dazu, es zu Empörungen zu verleiten, so daß auch einmal ein König siebentausend Mönche von der Spitze eines steilen Felsen herabstürzen lassen mußte, um einen gefährlichen Aufstand zu ersticken, den sie wider ihn angezettelt hatten. In jedem Betracht sind diese Mönche überhaupt eine Last des Staats, indem sie keine Abgaben bezahlen, und sich überhaupt aller bürgerlichen Lasten zu entschütten wissen. Die Klöster, in denen sie leben, sind nicht, wie in Europa, große Gebäude, in denen sich eine Anzahl Mönche gemeinschaftlich aufhält, sondern sie bestehen aus einer Menge Hütten, von denen jede in einer großen Entfernung von der andern liegt, so daß sie mehr auf Art der Einsiedler, als der Mönche, leben. An Festtagen versammeln sie sich in einer Kirche, und täglich sagt jeder für sich eine gewisse vorgeschriebene Anzahl Gebete her. Sonst dürfen sie ohne Urlaub ausgehen und wieder kommen, wie es ihnen gefällig ist. Unter diesen Klöstern giebt es einige, wo verheyrathete Mannspersonen aufgenommen, und sogar die Kinder zum Mönchsstande auferzogen werden; wer aber einmal das Gelübde der Ehelosigkeit abgelegt, und dem Orden nachher wieder, um zu heyrathen, entsagt hat, wird als ehelos angesehen. Uebrigens können die Mönche auch weltliche Aemter verwalten.

Außer den Mönchen findet man auch noch viele eigentliche Einsiedler, die auf schrecklichen Felsen leben, wohin man ohne die äußerste Lebengefahr gar nicht gelangen kann, und die in so hohem Ansehen stehen, daß

sie sogar häufige Besuche von dem Monarchen erhalten.

Außer den Christen giebt es noch viele Heiden im Lande, vorzüglich an den Gränzen; auch haben Juden und Mohämedaner freye Religionsübung, die letztern aber werden auf eine ausgezeichnete Weise verachtet: kein Christ würde mit ihnen essen, oder ein Stück Fleisch von einem Vieh, das sie geschlachtet haben, anrühren, oder aus einem von einem Mohämedaner gebrauchten Becher trinken; ja selbst den Gruß erhält ein Mohämedaner nur mit der linken Hand, welches für einen hohen Grad von Verachtung gehalten wird.

Regierung. Habesch besteht wohl aus dreyßig verschiedenen Königreichen, deren Beherrscher aber alle Vasallen des Neguz sind, den man auch sonst mit dem Titel eines Kaisers von Abyssinien beehret hat. Dieser Neguz ist einer der mächtigsten Monarchen in Afrika, und seine Unterthanen verehren ihn auf eine Weise, die der Vergötterung nahe kömmt. Die Thronfolge gründet sich nicht bestimmt auf das Recht der Erstgeburt, sondern die Könige lassen oftmals demjenigen von ihren Kindern die Krone, für den sie eine besondre Vorliebe haben; die Großen des Reichs glauben ebenfalls zuweilen ein Recht zu haben, den Thron nach Gutdünken zu besetzen, wenn es nur mit einem Prinzen aus dem regierenden Hause ist, und zuweilen ist sogar schon der Fall eingetreten, daß natürliche Kinder, die durch die Reichsgrundgesetze eigentlich vom Throne ausgeschlossen sind, denselben durch List und andere heimliche Ränke bestiegen haben.

Ehedem geschah die Salbung und Krönung in der jetzt zerstörten Stadt Axuma. Zum Anfang der Ceremonie wird dem neuen Kaiser eine Art von

Unter-

Unterricht vorgelesen, worinnen alle Umstände des Ceremoniels enthalten sind. Die Armee setzt sich in Bewegung; hierauf erscheint der Neguz auf einem kostbaren Pferde, und mit ihm alle Großen des Hofes. Der Bischof, der von dem ganzen Haufen der Priester und Mönche begleitet wird, führt den Kaiser in die Kirche, salbet ihn da mit dem heiligen Oele, und setzt ihm am Fuße des Altars die Krone auf. Diese Krone ist ein von gestreiftem Nesseltuche, das mit Goldfäden durchzogen und einigen kostbaren Steinen besetzt ist. Es wird um den Kopf gewunden, so daß es ohngefähr die Gestalt eines Diadems hat, wie die Könige zu den Zeiten der Griechen und Römer trugen. Der Pöbel glaubt, daß dieses Nesseltuch durch einen Engel vom Himmel gebracht worden sey, und hegt daher eine sehr abergläubische Ehrfurcht dafür. Der Neguz bekommt dann auch, neben seinem Taufnahmen, noch andre Namen, als: der ehrwürdige Monarch, der von Gott geliebte Monarch, die Glaubensstütze, der kostbare Edelgestein, u. s. w. Seine gewöhnliche Kleidung ist eine seidene Weste, mit Gold besetzt, mit langen Aermeln. Zuweilen trägt er auch einen langen, bis zur Erde reichenden, mit goldnen Blumen durchwirkten Rock von blauem Sammte.

Sein Hoflager ist gewöhnlich in der Provinz Dembea, und hat einen sehr großen Umfang, welcher in vier Quartiere getheilt wird. Die Zelte des Monarchen stehen in der Mitte auf einem großen leeren Platze; der übrige Theil des Lagers, wird von den Officiers und Bedienten, der Leibwache den Kaufleuten und Handwerkern eingenommen. Einige wohnen in Zelten, andre in kleinen Hütten von Rohr, mit Stroh gedeckt. Ein solches Hoflager sieht von weitem einer großen Stadt ähnlich, und doch hat

man nur etliche Stunden Zeit nöthig, das Lager aufzuschlagen. Man wählt dazu das Ufer eines Flusses, oder Sees in einer Gegend, wo Holz und Weide im Ueberfluß ist. Hier wird die Fahne des Neguz aufgesteckt, und von dieser an ziehen die Officiers ihre Linien, um die Gassen abzustecken, und jedermann seinen bestimmten Platz anzuweisen.

Die Vielweiberey ist zwar eigentlich durch die Gesetze verboten, allein schon der gemeine Mann glaubt dieses Gesetz umgehen zu dürfen, und der Neguz hat bey mehrern Gemahlinnen auch noch so viel Kebsweiber, als er halten will. Die Prinzessinnen führen eine äußerst freye Lebensart, und machen sich kein Bedenken, ihre Liebeshändel mit Gift und Dolch zu endigen, wenn sie der Liebhaber satt sind.

Man kann aus den bishergesagten schon erwarten, daß die Regierungsform in Habesch das Gepräge des äußersten Despotismus träget. Der Neguz übt eine völlig unumschränkte Macht über Leben und Güter seiner Unterthanen aus, und das Volk ist so sehr an den Druck, unter welchem es schmachtet, gewöhnt, daß es die härtesten Drangsale nicht im geringsten zu fühlen scheint. Die Unterthanen sehen sich für nichts als Pachter an, denen jeden Augenblick das inhabende Land genommen werden kann; sie vernachläßigen deswegen aber auch den Landbau, der nur so schläfrig als möglich getrieben wird. Doch werden, wenn ein Gutsbesitzer stirbt, seinen Erben gewöhnlich zwey Drittheil der Ländereyen gelassen; mit dem übrigen Drittheil aber schaltet der Neguz nach Gutdünken, und giebt es, wem er will, als ein Lehen. Dem zu Belehnenden sendet der Neguz eine seidene Binde, auf welcher die Worte mit goldenen Buchstaben stehen: ich bin der König von Habesch, aus dem Stamm Juda, welcher allezeit seinen Feinden obgesiegt hat.

Diese

Diese Binde wird dem neuen Lehnsmann an der Stirne befestigt, und er mit Musik in den Besitz der verliehenen Güter gesetzt. Dafür ist er im Gegentheile gehalten Kriegsdienste zu thun, auch nach Verhältniß seiner Einkünfte mehrere Leute zu stellen.

So sind denn alle Habeschianer nichts weiter, als Sklaven, die von dem Winke des Despoten abhangen, in dessen Macht es steht, sie reicher zu machen, oder ihnen alles zu nehmen, was sie besitzen. Auch ist die äußerliche Unterwürfigkeit, welche sie dem Neguz beweisen durchaus sklavisch, und dies so sehr, daß sie bald bis zur Vergötterung gehet. Keiner darf sich unterstehen, vor dem Zelte des Monarchen vorüber zu reiten, sondern man muß in einer ziemlichen Entfernung von demselben absteigen, und, als ob es ein Heiligthum oder der Wohnsitz einer sichtbaren Gottheit wäre, sich ihm nähern. Wer etwas von dem Neguz zu bitten hat, geht mit Anbruch des Tages vor das Zelt, und rufet, so laut er kann: mein König, mein Augapfel, Vater der Waisen! bis der Monarch, aufmerksam gemacht auf das Geschrey des Bittenden, entweder selbst oder durch seine Räthe ihn befraget, und ihm Recht zu verschaffen sucht. Auch zeigen sich diese Idole nur selten ihren Unterthanen, und selbst der erste Minister erhält nur dann den Zutritt zu ihnen, wenn er, zur Erde geworfen, dreymal vor der Thür des Gezeltes gerufen hat: er sey der letzte Sklave des Königs der Könige, der Staub, der bereit sey, alle seine Befehle auf das geschwindeste zu vollstrecken. Zeigt er sich einmal öffentlich, so geschieht es nicht anders, als mit dem größten Gepränge, in der Mitte eines großen Haufens Reuterey auf einem prächtigen Pferde reutend, so daß auch hier ihn niemand ohne die größte Beschwerlichkeit zu sehen bekommen kann.

Der Despotismus, der diesen Fürsten umgiebt, wird doppelt durch die Plackereyen der Statthalter und Richter, die alle ihre Stellen kaufen, und die ihnen untergeordneten wieder verkaufen, so daß das arme unglückliche Volk, es mag sich auch hinwenden, wo es nur will, nichts als Unterdrückung und die gröbste Tyranney zu erwarten hat. Dennoch sagt man, daß die Gerechtigkeit streng und billig ausgeübt, und niemand eher zum Tode verurtheilt werde, bis die Strafwürdigkeit desselben in das klärste Licht gesetzt sey. Gewöhnliche Todesstrafen sind, die Erdrosselung, das Köpfen und das Steinigen. Auch werden die Güter gewisser Verbrecher eingezogen, und jedermann verboten, ihnen bey schwerer Strafe zu essen oder zu trinken zu reichen, so daß sie eines schmählichen Hungertodes sterben müssen, wenn ihnen der Negus nicht bald Gnade wiederfahren läßt. Stockprügel und Geißelung ist die gewöhnliche Strafe solcher Verbrecher, welche sich nicht des Todes schuldig gemacht haben. Staatsverbrecher werden auf wüste Inseln in dem großen See, Dembra, oder auf unersteigliche Felsen geschickt, wo sie ihr Leben im äußersten Elende zubringen müssen. Todtschläger werden den Anverwandten des Entleibten ausgeliefert, die entweder die Blutrache an ihm nehmen, oder ihm die Schuld gegen Erlegung einer Summe Geldes erlassen. Geschieht dieß nicht, und beschließen sie im Gegentheil, Blut mit Blut zu rächen, so giebt jeder von den Verwandten des Ermordeten dem Mörder einen Lanzenstich, oder taucht wenigstens seine Lanze in das Blut desselben, um doch wenigstens dadurch einigen Antheil an der Rache zu haben. Geschieht aber ein Mord, von welchem der Thäter nicht bekannt ist, so werden die Bewohner der ganzen Gegend, in welcher der Mord vorfiel, zu einer ansehnlichen Geldbuße verurtheilt, daher denn auch die Obrigkeiten

keiten alle mögliche Mühe anwenden, Mordthaten, so viel als nur immer möglich, zuvorzukommen.

Die Prozesse werden mit der möglichsten Kürze abgethan. Entsteht eine Streitsache, so wählen die streitenden Partheyen Schiedsrichter, oder der Statthalter des Orts ernennt einen Richter, der auf der Stelle den ganzen Handel ausmachet. Jeder hat seine Zeugen bey sich, und da man in diesem Lande für Geld alles haben kann, so ist nicht immer der Unschuldige, sondern vielmehr der Reiche gewiß, seinen Prozeß zu gewinnen, um so mehr, da man, wenn auch die Ungerechtigkeit sonnenklar ist, dennoch immer ansteht, sich an den Kaiser zu wenden, theils weil man die Beschwerlichkeiten der Reise scheuet, theils weil man den Statthaltern nicht mißfallen will. Von Polizey hat man natürlicherweise in einem noch so rohen Lande gar keine Begriffe: daher allenthalben Räuberbanden herumstreifen, und die Menge der Bettler ungeheuer ist. Man hat nicht einmal Gefängnisse in Habesch, sondern die Verbrecher werden an eine Kette gelegt, von der das eine Ende einem Soldaten in die Hand gegeben wird, der den Kerl bewachen, und mit seinem eignen Leben für ihn stehen muß.

Kriegsmacht.

Die Kriegsmacht, wenn man anders einen Haufen zusammengelaufenen, halbnackten und schlechtbewaffneten Gesindels mit dieser Benennung beehren darf, ist so elend, als möglich. Man spricht zwar von zwey starken stehenden Armeen an den Gränzen des Reichs, von denen jede dreyßigtausend Mann stark seyn soll, allein diese Armeen mögen wohl nur wenig zu bedeuten haben, indem sie mit nichts als Lanzen, Säbeln, Schilden und hölzernen Keulen bewaffnet sind, den Gebrauch der Pfeile aber gar nicht kennen, und mit Feuergewehr nur sehr schlecht umzugehen wissen. Im Treffen greifen die vordersten Glieder mit großer Wuth

an; finden sie aber Widerstand, und werden zurückgeschlagen, so entsteht auch sogleich eine allgemeine Unordnung, welche durch nichts wieder zu verbessern ist. Diese schlechte Beschaffenheit des Kriegswesens ist auch Ursache, daß nicht nur die Türken und Araber viele Provinzen weggenommen haben, wodurch die Gränzen des Reichs sehr verengt worden sind, sondern daß sich der Neguz nicht einmal der wilden Gränznachbarn gegen Süden und Westen erwehren kann.

Geschichte. Die älteste Geschichte von Habesch ist völlig unbekannt, doch glaubt man sichere Gründe zu haben, wenn man die Habeschianer für eine arabische Kolonie hält, die schon im grauen Alterthume in dieses Land gekommen ist. Weiter weiß man nichts von den Staatsbegebenheiten dieses Reichs, bis zu den Zeiten, da Salomon König der Juden war, wo hier eine Königin, Namens Maqueda, geherrscht haben soll. Diese Königinn, heißt es, denn alles beruht auf einer unerwiesenen und sogar auch unwahrscheinlichen Sage, war die Königinn von Saba, welche, wie die jüdischen Geschichtschreiber angeben, zum Salomo kam, dessen Macht und Weisheit zu bewundern. Sie kam, so lautet die Sage ferner, schwanger von ihm zurück, und ward Mutter eines Sohnes, welcher nach seinem Großvater David genennet wurde. Von diesem David nun, sollen die nachherigen Souveräns des Landes abgestammt haben, und daher soll es kommen, daß sich der Neguz noch einen Fürsten aus dem Stamm Juda nennt. Uebrigens sind die Nachfolger dieses Davids wieder unbekannt bis zum vierten Jahrhundert, das ist, bis zu dem Zeitpunkte, da die christliche Religion in Habesch eingeführt wurde, welches, wie man sagt, unter der Regierung zweyer Fürsten geschah, welche Brüder waren, und gemeinschaftlich Habesch beherrschten.

Um

Um das Jahr neunhundert und sechszig gelangte eine andre Familie, die der Zageh, zum Besitz des Thrones, welche auch denselben dreyhundert und vierzig Jahre behauptete. Der Berühmteste von den Fürsten aus dieser Familie war Calibala, von welchem auch die Gebäude erbauet seyn sollen, deren Trümmer noch hie und da im Reiche gefunden werden. Mit dem Nakveto Laab erlosch diese Familie, worauf die Großen des Reichs einen Prinzen des Salomonischen Stammes wieder zum König ernannten. Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts ward Habesch durch wiederholte Einfälle der Türken und Araber beunruhigt, daher der damals regierende Neguz sich an den König von Spanien und an den Pabst wendete, und um Hülfe wider diese gefährlichen Feinde flehete. Statt der Truppen aber, um die er gebeten hatte, erhielt er nichts, als einen Haufen Jesuiten, welche damit anfiengen, daß sie Habesch der Gewalt des Pabstes unterwürfig zu machen suchten, woraus nach und nach eine Reihe der blutigsten Auftritte entstand, und die Jesuiten als Störer der öffentlichen Ruhe aus dem Reiche vertrieben wurden. Seitdem weiß man nichts mehr von der Geschichte von Habesch, und es ist auch nicht zu vermuthen, daß sie so reichhaltig an wichtigen Thatsachen wäre, daß man etwas bey der Unbekanntschaft mit derselben verlieren sollte.

II. Nubien.

Das Königreich Nubien oder Sennaar lieget zwischen Aegypten, Habesch, dem rothen Meer, der Wüsten Zarah, und Nigritien, oder dem innern meist unbekannten Afrika mitten inne. Es hat ohngefähr hundert und funfzig geographische Quadratmeilen in der Länge, und eben so viel in der Breite, und wird von dem Nil bewässert, an dessen Ufern es auch allein fruchtLand.

fruchtbar und angebauet ist, da das übrige Land nichts, als Sandwüsten und Einöden, darbeut.

Nubien liegt zwar unter einem heißen Himmelsstriche, hat aber doch ein ziemlich gemäßigtes Klima; wenigstens sind doch die Nächte erquickend, wenn auch am Tage öfters die Hitze brennend heiß ist. Die größte Hitze fängt mit dem Jenner an, und dauert ununterbrochen bis zu Ende des Aprils. Die drey folgenden Monate halten dann wieder steten Regen, durch welchen unter Menschen und Vieh häufige Krankheiten veranlaßt werden, die dann freylich vielleicht nicht entstehen, oder wenigstens nicht so bösartig seyn würden, wenn die Einwohner mehr darauf bedacht wären, dem Wasser Ablauf zu verschaffen, welches nun stehen bleibt, stinkend wird, und häßliche Ausdünstungen von sich giebt. Noch gefährlicher, als die hieraus entstehenden Krankheiten, sind die Blattern, welche, wenn sie zu wüten anfangen, ganze Gegenden entvölkern, und der Pest an Wut nichts nachgeben.

Da der Boden dürr und sandig ist, und die am Nil liegenden Gegenden ihre Fruchtbarkeit bloß diesem Flusse zu verdanken haben, so kann man leicht erachten, daß der größte Theil des Landes nur wenig Erzeugnisse hervorbringen muß, Die Einwohner graben zwar viele Kanäle, in welche sie das Nilwasser leiten, allein sie sind doch nicht im Stande, diese Kanäle in dem sandigen Boden sehr weit fortzuführen, und alles Land, das daher auf etliche Meilen von dem Nilufer und dem Gestade der übrigen wenigen Flüsse entfernt ist, zeigt dem Auge nichts, als den traurigen Anblick einer ungeheuern Sandfläche, wo weder Nahrung noch Schatten zu finden ist. Nur die bewässerten Gegenden also sind fruchtbar, und diese bringen Getraide, besonders eine Art, Tof genannt, die kleine runde Körner trägt, Flachs, Taback, Reis u. s. w. hervor. Das

Zu-

Zuckerrohr wächst in Menge und von vorzüglicher Güte; auch fehlt es nicht an Melonen, Gurken, Weintrauben, Tamarinden, und andern Baum- und Gartenfrüchten, und die Wälder, welche man hie und da antrifft, enthalten Eben- und Sandelholz, Bambusrohr und mehrere schöne Baumarten. Das Gras wächst fett und hoch, und giebt Ochsen, Schafen und Pferden überflüßige Nahrung, daher auch die Lebensmittel so wohlfeil sind, daß in der Stadt Sennar ein Ochse nach unserer Währung nicht mehr als einen Gulden, ein Schöps vier Groschen, und ein Huhn nur vier Pfennige kostet, — eine Wohlfeilheit, die übrigens mit der Seltenheit des Geldes und den geringen Erwerbsmitteln der Einwohner wieder im Verhältnisse steht. Die Zibetkatze wird hier als ein Hausthier erzogen, und es giebt Leute, bey denen man drey bis vierhundert Stück davon findet. Wenn man die wohlriechende Materie, oder den Zibet, der den Werth der Katze ausmacht, haben will, schabt man ein Oel, das mit dem Schweiße aus ihrem Leibe kommt, sorgfältig ab, und verwahrt es in Ochsenhörnern, die wohl verstopft werden müssen. Ist die Materie noch frisch, so hat sie eine weiße Farbe, und ist geronnen wie Honig; je älter sie aber wird, je mehr fällt sie ins Gelbe, bis sie zuletzt völlig braun wird. Man zieht auch viele Kameele, welche weit mehr zu tragen im Stande sind, als die gewöhnlichen, und an Dromedarien ist gleichfalls kein Mangel. Wildpret giebt es hie und da von verschiedenen Arten, in den Wüsteneyen aber auch Löwen, Tieger, Panther, Hyänen, und alle die reißenden Thiere, welche in Afrika vorzüglich gleichsam zu Hause gehören. Besonders sind die Löwen so gemein, daß man sie des Nachts in Haufen um die Wohnungen her brüllen hört, und so dreust, daß sie sich an große Kierwanen wagen, und oft ein Kameel oder auch einen Menschen davon wegschleppen. Gegen

Aegyp-

Aegypten zu, wo Nubien noch am besten bekannt ist, sind die Waldungen voll Papageien und andrer schön gefiederter Vögel; die Naturgeschichte des Landes ist aber überhaupt noch so wenig, oder vielmehr noch gar nicht untersucht, so wie die Naturgeschichte der meisten andern afrikanischen Länder, die an den Küsten etwan ausgenommen, daß sich äußerst sparsame und unvollständige Nachrichten von den Erzeugnissen geben lassen. Man weiß endlich auch, daß der Nil Krokodille und Flußpferde hegt, wie in Aegypten und Habesch, und daß nicht allein etliche Flüsse Goldsand bey sich führen, sondern auch hie und da Goldbergwerke im Gange sind.

Einwohner. Wahrscheinlicherweise stammen die Nubier von den Aethiopiern, den alten Einwohnern von Habesch, ab, und ihr Land ist eher bevölkert gewesen, als Aegypten, das zum Theil noch bey Menschengedenken sich aus dem Schlamme gebildet hat. Die Einwohner Nubiens sind schwärzer, als die Habeschianer, auch kleiner, wie diese, aber doch ziemlich wohl gebildet und von starkem Körperbaue. Reisende, die von Aegypten aus wenigstens etwas in Nubien eingedrungen sind, machen eine Schilderung von ihrem Karakter, die eben keine Lobrede auf denselben ist. Sie loben zwar die Herzhaftigkeit, welche sie selbst bey den größten Gefahren an den Tag legen, aber sie sagen auch, daß sie diese Herzhaftigkeit meist nur bey ungerechten Unternehmungen, bey Anfällen auf friedliche Reisende, oder dem Nil hinauf und hinunter segelnde Schiffe äußern; sie versichern, daß sie in allen Dingen von äußerst eingeschränktem Verstande sind, außer dann, wenn es darauf ankömmt, zu betrügen, und daß ihre Wildheit sie zu den größten Grausamkeiten hinreiße. Diese Leute gehen mit dem Oberleibe völlig nackend, den Unterleib aber tragen sie mit einer Art Hosen bedeckt, die

bey

bey Vornehmen von Seide, bey Gemeinen aber von Kattun gemacht, und mit einem Gürtel von derselben Materie befestiget sind. Ganz Arme hüllen sich auch in ein großes Stück schlichte Leinwand, das denn auf verschiedene Art um den Leib gewickelt wird. Unbewaffnet wird man selten einen Nubier sehen, sondern er trägt entweder eine Lanze, oder hat ein Schwerdt über dem linken Arm hängen, oder führet zugleich Schwerdt und Lanze. Weiber, die von einigem Stande sind, tragen Kleider von Seide und Baumwolle, mit weiten, bis auf die Erde herabhangenden Aermeln. Augenbraunen und Augenlieder werden schwarz gefärbt, die Haare aber in Zöpfe geflochten, und mit goldenen, silbernen, kupfernen, elfenbeinenen oder auch gläsernen Ringen geschmücket. Eben dergleichen Ringe tragen sie auch an den Armen, den Beinen, in den Ohren, und in der Scheidewand der Nase. Schuhe haben beyde Geschlechter nicht, sondern bloß eine Sohle, welche an die Füße fest geschnürt wird. Die Weiber und Töchter gemeiner Leute sind mit nichts bedeckt, als mit einer kurzen kattunenen Schürze, welche von den Hüften bis zu den Knien herabhängt.

In Absicht der Wohnungen ist wenig oder gar kein Unterschied zwischen dem Vornehmsten und dem Geringsten, sondern bey einem wie bey dem andern ist Form und Materie einerley, bey allen Wohnung und Hausgeräthe bloß dazu eingerichtet, daß man ein Schirmdach wider die Witterung und die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens habe. Die Häuser in ihren Städten haben nicht das mindeste Ansehen: sie sind nur von einem Stockwerke, ohne alle Regelmäßigkeit, aus Leimen und Erde erbauet, und mit Rohr oder Blättern gedeckt; die Häuser auf den Dörfern aber sind noch schlechter, und in diesen, wie in jenen, findet man außer eini-

einigen irdenen Geschirren und einigen Matten weiter kein anderes Hausgeräthe.

So wenig Luxus und Ueberfluß ihre Wohnungen zeigen, mit eben der Sparsamkeit ist ihr Tisch bestellet. Ihr Brod ist aus Tof gebacken, völlig patriarchalisch in Gestalt eines Kuchens, und von der Dicke eines halben Zolles. Dazu essen sie die meisten Arten von Fleisch, Milchspeisen und verschiedene Gemüse; alles sehr einfach und zum Theil auch nicht sehr reinlich zubereitet. Aus dem Tof brauen sie auch eine Art von dickem Biere, das aber täglich frisch gemacht werden muß, weil es sich nicht länger als einen Tag hält. Die Bereitung desselben ist sehr kunstlos: man röstet die Körner über dem Feuer, und wirft sie in kaltes Wasser, und in vier und zwanzig Stunden ist das Bier fertig. Wer jenes Brod und eine Kürbisflasche voll dieses Getränkes, das bey uns sogar der Bettler verachten würde, hat, glaubt vollkommen glücklich zu seyn, und ist es gewissermaßen auch, da er sich gesünder dabey befindet, als wir bey unsern, von der Weichlichkeit erfundenen, Gerichten.

Daß ein Volk dieser Art große Fortschritte in den Künsten des bürgerlichen Lebens gemacht habe, läßt sich nicht erwarten. Die Nubier sind noch weiter darinnen zurück, als die Habeschianer, und, unbekannt mit allen möglichen Dingen, wozu einiges mechanisches Geschick oder Erfindsamkeit erforderlich ist, beschäftigen sie sich bloß mit einem ziemlich unvollkommenen Ackerbau, der Viehzucht und mit der Handlung. Die Waaren, welche sie ausführen, sind Zibet, Elfenbein, Pferde, Tamarinden, Taback, etwas Goldsand und viele Sklaven. Der letztere Artikel ist sehr beträchtlich, und in der Stadt Gondar ist ein eigner Markt, der bloß für den Sklavenhandel bestimmt ist. Diese Armen sitzen hier mit kreutzweise über einander geschlage-

nen

nen Beinen, die Männer und Knaben auf der einen, die Weiber und Mädchen auf der andern Seite des Marktes, und der Preis ist so geringe, daß für die stärkste Mannsperson und das wohlgebildetste Mädchen nicht mehr als der Werth von acht Thalern bezahlt wird, daher auch die ägyptischen Kierwanen sehr viele Sklaven aus Nubien mitnehmen. Noch ein Handlungsartikel ist ein starker Gift, welcher in dem nördlichen Theile Nubiens verfertiget wird, und der so heftig wirkt, daß, der Sage nach, ein einziger Gran hinreichend ist, in einem Augenblick den Tod zu bringen, und daß selbst zehn Personen, wenn dieser Gran unter sie vertheilt wird, nach Verlauf von vier Stunden davon sterben müssen. Es ist streng verboten, dieses Gift an Einheimische zu überlassen, und die Fremden, denen es verkauft wird, müssen schwören, daß sie im Lande keinen Gebrauch davon machen wollen. Für diese Waaren zusammen wird wieder eingeführt: Spezereyen, Papier, Messing, Eisen, Ringe, Glasperlen, Koffee und Farben. Der Haupthandel geht nach Kahira und auch nach Indien, besonders nach Surate, wo die nubischen Kaufleute die indischen Waaren, die sie nöthig haben, holen, und zu welcher Reise sie zwey Jahre Zeit brauchen. Das meiste ist Tauschhandel, doch giebt es auch Münzen in Nubien, von denen die geringste von Eisen ist, und die Gestalt eines T hat. Von fremden Münzen gelten die meisten türkischen, wie auch spanische Realen und Piasters.

Religion.

Ehedem herrschte das Christenthum in Nubien, das in geistlichen Sachen dem Patriarchen von Alexandria unterworfen war, und noch zeugen halb eingefallne Kirchen und Einsiedlerhütten von diesen Zeiten. Nach und nach erlosch das Christenthum immer mehr, und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts nahm der letzte koptische Bischof mit allen noch übrigen Christen

die mohämedanische Religion an, die also gegenwärtig in ganz Nubien bekannt wird, aber nicht rein, sondern mit einer Menge christlicher und heidnischer Gebräuche vermischt ist, und bey den meisten, die nie einen Koran gesehen haben, schränkt sich ihre ganze Religion auf die Hersagung des mohämedanischen Glaubensbekenntnisses ein.

So viel man weiß, besteht Nubien gegenwärtig aus dem Königreiche Sennar, welchem wieder etliche kleine Fürsten unterworfen sind, und dem Staate von Dongala, welcher mit Aegypten gränzt und eine republikanische Verfassung, deren Wesen aber weiter nicht bekannt ist, haben soll.

Der König von Sennar herrscht völlig unumschränkt, muß sich aber oftmals, um der Macht der Türken gewachsen zu seyn, in den Schutz des Negus von Habesch begeben. Seine Unterthanen verehren ihn sklavisch, und dürfen nicht anders als barfus vor ihm erscheinen, ja sogar Fremde müssen ihre Schuhe ausziehen, wenn sie die Gnade haben, Sr. nubischen Majestät vorgestellt zu werden. Er residirt in der Hauptstadt Sennar, in einem Pallaste der von schlechten Ziegeln sehr elend erbauet, aber zum Ersatz mit den kostbarsten türkischen Tapeten ausgeschlagen ist. Wenn er sich sehen läßt, ist sein Gesicht dennoch mit einem Flore bedecket. Zweymal in der Woche zieht er mit Pompe auf eine Art Landhaus, nicht weit von Sennar. Vor ihm reuten dann dreyhundert Mann auf kostbaren Pferden, und um ihn her ist ein zahlreicher Haufen Soldaten und Sklaven, der mit lauter Stimme Lobgesänge auf ihn absinget, und mit kleinen Trommeln einen abscheulichen Lärm machet. Unter diesen Haufen mengen sich dann sieben bis achthundert Weiber und Mädchen, welche große, mit Blumen angefüllte Körbe und Schüsseln mit den

Spei-

Speisen und Früchten, welche auf des Königs Tafel kommen sollen, auf den Köpfen tragen. Diese Tage sind die eigentlichen Erholungstage des Königs, der die übrige Zeit damit verbringt, als Richter zu sitzen, und die Streitigkeiten seiner Unterthanen in eigner Person zu entscheiden. Die Justiz, welche er ausüben läßt, ist auch sehr strenge, und jeder Prozeß ist in wenig Stunden völlig abgethan. Hat man sich eines Verbrechers bemächtigt, so wird er vor den König, oder wenn es nicht in der Residenz ist, vor einen andern Richter geführet, und, wenn ihn dieser des angeschuldigten Verbrechens überwiesen findet, eben so schnell zum Tode verurtheilt. Ist aber dieß Urtheil gesprochen, so wird auch die Hinrichtung nicht aufgeschoben, sondern in demselben Augenblicke werfen die Umstehenden den Missethäter zu Boden, und schlagen ihn so lange mit großen Prügeln auf die Brust, bis er seinen Geist aufgegeben hat. Daß bey diesen schnellen Entscheidungen freylich nicht selten ein Unschuldiger gestraft wird, ist leicht zu erachten; allein in einem Lande, wo das Leben der Menschen für nichts geschätzt wird, wenn es mit dem Willen des Monarchen in Kollision kömmt, haben dergleichen Ungerechtigkeiten auch wenig zu bedeuten.

Man sagt auch, daß der König von Sennar im Stande sey, nöthigenfalls eine Armee von hunderttausend Mann ins Feld zu stellen, denen es aber, wenn auch nicht an persönlicher Tapferkeit, doch an aller militärischen Disciplin sowohl, als an Waffen fehlt, und die also auch eine sehr wenig fürchterliche Figur machen.

Sennar.

Die vorzüglichsten Städte in Nubien sind: Sennar, die Hauptstadt des Königreichs gleiches Namens, ein großer Ort, der wohl anderthalb Stunden im Umfange und eine Bevölkerung von hunderttausend Men-

schen hat. Uebrigens ist Sennar äußerst unreinlich, ohne alle Polizey, und auf die elendeste Weise erbauet.

Massura. Ein andrer Ort ist **Massura**, eine Stadt, die den Türken unterwürfig, sonst aber nicht von Bedeutung

Beylour ist; ferner **Beylour**, das einen starken Salzhandel

Dongala. treibt; und **Dongala**, die Hauptstadt der Republik. Sie liegt am Nilflusse, an dessen östlichem Ufer auf der Anhöhe eines dürren und sandigen Hügels. Die Häuser sind schlecht gebauet, die Gassen voll Sand, den die Regengüsse von den Bergen herabschwemmen. Das Schloß mitten in der Stadt, ist groß und von weitem Umfange, aber schlecht befestigt, doch aber immer genug, um die Araber im Zaum zu halten, die an dem Gestade des Flusses wohnen, und die der Republik einen Tribut erlegen müssen.

V.

Nigritien und Senegambien.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0287
DFG

I. Nigritien.

Unter diesem Namen verstehen wir hier das ganze innre Afrika, welches an die Wüste Zarah, Nubien, Habesch, Senegambien, oder das westliche Nigritien, Guinea, die Küste Ajan und Zanguebar und an das Land der Kaffern gränzet. Dieses große Land nimmt bey weitem den größten Theil von Afrika ein, ist aber meistens den Europäern unbekannt, da es durch dürre Wüsten und steile Berge von der übrigen Welt abgesondert, und bisher nur von sehr wenig Reisenden besucht worden ist. Der östliche Theil von Nigritien ist in jeder Betrachtung der unfruchtbarste, voll grauser Wüsteneyen und großer Gebirge, unter denen die Mondsgebirge die beträchtlichsten sind. In dem westlichen Theile aber nach Senegambien zu, sind die Gegenden äußerst fruchtbar, und bringen Getraide, Reis, Baumwolle, Indigo, Gewürze, Zuckerrohr und schöne Holzarten. Auch haben die Gebirge viel Gold, Silber und Kupfer, und die Einwohner, welche Negern sind, führen eine wilde und unstete Lebensart, werden auch zum Theil für Menschenfresser gehalten. Land.

Ehe wir weiter gehen und eine nähere Nachricht von den Völkern geben, welche Nigritien bewohnen, in so weit wir nämlich diese Nachricht zu geben im Stande sind, dünkt es uns nicht überflüßig zu seyn, wenn wir von den Negern im allgemeinen etwas sagen.

Die Neger haben alle einen länglichten Kopf, eine breite Stumpfnase, dicke vorstehende Lippen, und ein Haar, das gerade so kraus, wie Schafwolle, ist. Sie Von den Negern überhaupt.

werden weiß geboren, und haben anfänglich nichts Braunes an sich, als die Nägel und einen Ring um die Augen. Acht Tage nach ihrer Geburt fangen sie an, ihre Farbe zu verändern; ihre Haut wird bräuner, bis sie endlich eine glänzende Ebenholzschwärze erhält. Indessen haben Fleisch, Knochen, Eingeweide und alle innre Theile dieselbe Farbe, wie bey den Weißen. Der ganze Unterschied zwischen den Schwarzen und Weißen besteht darinnen, daß die Haut bey den ersten gleichsam öligt, das Blut schwärzer, der Puls lebhafter ist, und der Schweis einen starken unangenehmen Geruch hat. Diese Farbe kömmt von dem fettigen Wesen her, welches sich zwischen der obern und untern Haut befindet, und welche bey den Europäern weiß, bey den olivenfarbenen Völkern braun, bey den kupferfarbenen mit rothen Flecken bestreut, und bey den Negern schwärzlich ist.

Die Begierde, die Ursache dieser Farbe zu entdecken, hat Gelegenheit zu mehrern Systemen gegeben, deren Erfinder alle, einander wie gewöhnlich, des Irrthums und der Uebereilung beschuldigt haben, ohne daß einer im Stande gewesen wäre, seine Meinung mit unumstößlichen Gründen darzuthun. Einige und mit unter nicht ganz unwissende Leute haben im vollen Ernste behauptet, daß die Negern vom Ham abstammen, und daß die schwarze Farbe eine Strafe sey, mit welcher Gott, der den Kindern nicht zurechnen will, die Missethat der Väter, die ganze Nachkommenschaft dieses Spötters gebrandmarkt habe. Andre erklären die schwarze Farbe aus einem vitriolartigem Wesen, welches in der Lymphe der Negern enthalten und zu grob seyn soll, als daß es durch die Schweislöcher der Haut verfliegen könnte. Anatomiker wieder, haben die Ursache in den Keimen der Erzeugung zu finden geglaubt; Philosophen haben versichert, daß

es

es weder der gesunden Vernunft widerspreche, noch die heiligen Bücher der Juden ein Anstoß wären, zu glauben, daß die Negern ein besondrer Menschenstamm wären, der vom Anfange an keine andre, als die schwarze Farbe, gehabt habe; und wieder andre Philosophen endlich versichern, daß man nicht weiter zu gehen habe, als auf das Klima, und daß die brennende Sonne des dasigen Himmelsstrichs schon hinreichend sey, sich die Schwärze dieser Völker zu erklären. Es ist schwer, sich für eines der beyden letztern Systeme, die denn ohnstreitig die wahrscheinlichsten sind, zu bestimmen, denn beyde lösen nicht alle Schwierigkeiten, beyde sind noch vielen Widersprüchen unterworfen, und wir werden wohl nie dahin kommen, mit Bestimmtheit sagen zu können, ob der Schöpfer die Neger für ihr Klima so geschaffen hat, oder ob sie durch das Klima so geworden sind, wie sie sind.

Zunächst an Habesch im östlichen Nigritien wohnen die Gallas oder Galanen, ein Volk, das nach Einigen von entlaufenen Sklaven abstammen soll, und seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts sich durch seine Räubereyen und Anfälle auf Habesch bekannt gemacht hat. Noch ist der Krieg ihre einzige Beschäftigung, und Beutemachen ihre Nahrung. Sie essen das Fleisch roh, und trinken nichts als Wasser und Milch. Bey Gastereyen wird das beste Essen in die Mitten gesetzt, niemand aber darf es anrühren, wer sich nicht eidlich zu irgend einer gefahrvollen Unternehmung anheischig macht. Feldarbeit treiben sie gar nicht, wohl aber einige Viehzucht. Ihre Waffen sind Schilde von Büffelshaut, Wurfspiesse und große, im Feuer gehärtete Keulen. Eine gewisse Religion sollen diese wilden Leute gar nicht haben, ob sie gleich einige schwache Begriffe von einem höchsten Wesen haben. 1) Die Gallas.

Man theilt sie in zwey verschiedene Stämme, welche zwo Hauptnationen ausmachen, die aber doch unter einem König stehen, der alle acht Jahre gewählt wird, und dessen ganze Obliegenheiten darinnen bestehen, daß er die Krieger versammelt und wider die Feinde anführet. Wenn es wahr ist, was die Missionarien erzählen, so hat man bey den Gallas einen sonderbaren Gebrauch, wenn ein Fremder dem Könige vorgestellt wird. Er befindet sich nämlich in einer großen Hütte, die den Pallast vorstellet, und ringsherum stehen die Hofbedienten mit derben Stöcken versehen. So wie nun der Fremde heran kömmt, schlagen sie alle aus Leibeskräften auf ihn zu, bis er überlaut zu schreyen anfängt, worauf sie ihn unter tiefen Verbeugungen zum König führen.

2) Anzikos. Das Land der **Anzikos** liegt ostwärts vom Königreich Kongo, von welchem es durch einen Fluß geschieden wird, dessen Inseln zum Theil noch von Anzikos bewohnt werden. Kupfer und Sandelholz sind die bekanntesten Erzeugnisse dieses Landes, dessen übrige physische Beschaffenheit wenig bekannt ist.

Die Anzikos werden wegen ihrer Herzhaftigkeit und Redlichkeit gerühmet, zugleich aber beschuldigt, daß sie Menschenfleisch essen, und zwar nicht etwan bloß das Fleisch der Unglücklichen, die durch das Schicksal des Kriegs in ihre Hände gerathen wären, sondern auch andrer Sklaven, die getödtet, und deren Fleisch wie bey uns andres Fleisch verkauft werde; eine Beschuldigung, die wenigstens nicht den Anschein der Wahrheit hat, wenn sie wider Vermuthen auch wahr seyn sollte. Die gemeinen Leute haben keine andre Kleidung als einen Schurz um die Lenden, die Vornehmern aber kleiden sich in seidne Zeuge, feine Leinwand, die aus Palmenfasern gemacht wird, und tragen blaue, rothe oder schwarze Hüte von portugiesischem

fischem Sammet dazu. Ihre Weiber sind vom Kopf bis auf die Füsse mit vielem Anstande bekleidet, ganz arme jedoch ausgenommen, welche nur einen Pagne oder einen von den Hüften bis über die Knie herabhangenden Schurz tragen.

Sie treiben Handel nach Kongo, wohin sie Sklaven, Leinwand und Elephantenzähne bringen, und Salz, kleine Muscheln, die ihnen statt Scheidemünze dienen, seidne Zeuge, Gläser und andre portugiesische Waaren wieder mit zurücknehmen. Meistens kommen sie bewaffnet, und da haben sie denn kleine kurze hölzerne Bogen, die dadurch noch dauerhafter gemacht werden, daß sie dieselben mit Schlangenhaut umwinden. Die Senne ist von beugsamen Baumzweigen, die viele Aehnlichkeit mit den Weidenruthen haben, und die Pfeile sind kurz und dünne, aber von einem sehr harten Holze. Auch führen sie kurze Dolche, so wie auch Aexte und Beile, bey denen das Eisen noch einmal so lang als der Griff ist. Mit diesen Aexten sind sie im Stande, die feindlichen Pfeile aufzufangen, worauf sie solche auf die Schulter hängen, und selbst damit zu schießen anfangen.

Von ihrer Religion weiß man nichts, als daß sie Heiden sind, und dabey auch die Beschneidung haben; was sie aber für Götter verehren, ist unbekannt. Ihr Fürst oder König wird **Makoko** genannt, und diesen Namen führt auch das Reich. Die Hauptstadt desselben heißt **Monsol**, welche gerade unter der Linie liegt, und einen schönen Pallast für den Fürsten haben soll.

Ein drittes Volk, welches sich in dem innern Afrika von Habesch an bis zu den Kaffern, und westwärts bis nahe an Senegambien ausgebreitet hat. Die **Jaggas** sind groß von Statur, nicht gut gebildet, und schreck- 3) Jaggas.

lich

lich von Gesichtsbildung. Sie machen sich mit glühenden Eisen mancherley Figuren auf die Wangen und über die Lippen, wodurch sie ein noch weit mehr fürchterliches Ansehen bekommen. Von Karakter sind sie wild, beherzt, grausam, und auf Menschenfleisch begierig, das sie jedem andern Fleische vorziehen sollen, ob ihr Land gleich Rindvieh, Ziegen und andere Thierarten im Ueberfluß hat. Sie haben nicht die geringste Bekleidung; die Weiber aber salben sich mit Zibet, und tragen die Haare hoch aufgewickelt und mit Muscheln geschmückt. Von ihren Zähnen reißen sie zween oben und zween unten aus, welches für eine so besondere Schönheit bey ihnen gelten soll, daß sie nicht einmal mit denen äßen und tränken, welche sich dieser barbarischen Operation nicht unterworfen hätten.

Ihre Lebensart ist nicht sehr von der Lebensart der wilden Thiere entfernt: denn sie wohnen in den Wäldern und in Felsenhöhlen, und halten sich nicht länger an einem Orte auf, als sie Nahrung daselbst finden. Mangelt es ihnen daran, so fallen sie in das Gebiet eines friedlichern Volks ein, treiben seine Viehheerden weg, und ärndten sein Getraide, denn sie selbst geben sich nicht die Mühe, zu säen oder Vieh zu halten. Vorzüglich halten sie sich gern da auf, wo es viele Palmbäume giebt, weil sie sowohl die Früchte derselben gern essen, als auch große Liebhaber von dem Palmweine sind. Diesen Wein zu bekommen, hauen sie die Bäume nahe bey der Wurzel nieder, und lassen sie zehn bis zwölf Tage liegen. Dann machen sie viereckte Einschnitte, aus deren jedem täglich zweymal der Saft gezapft wird, so daß der Baum nach drey Wochen gewöhnlich zu vertrocknen anfängt. So verwüsten sie das Land, wo sie hinkommen, und hauen alle Bäume um die ihnen vorkommen, bis alles verödet ist.

Ihre

Ihre Waffen sind Dolche, Wurfspieße und lederne Schilde, die den ganzen Leib bedecken, und welche sie manchmal, wenn sie sich lagern, statt einer Verschanzung in die Erde stecken. Bey ihrem Angriff machen sie ein grausames Geschrey, um den Feind zu erschrecken. Kommen sie in eine Gegend, wo sie Widerstand vermuthen, so verschanzen sie sich, und leben etliche Monate ganz ruhig, um die Einwohner in beständiger Wachsamkeit zu erhalten. Greift man sie an, so gehen sie nur vertheidigungsweise. Dann machen sie Hinterhalte, und wenn nun der Feind den Angriff erneuert, wird er natürlich geschlagen und sein Land verwüstet. Sie verschanzen sich auf eine Weise, welche wirklich einige Kenntnisse der Kriegskunst voraussetzet; denn ihre Verschanzung besteht aus einer zirkelrunden Verzäunung mit zwölf Thoren, deren jedes von einem Hauptmann bewacht wird, und in der Mitte ist das Haus des Heerführers mit einer besondern Verschanzung und starken Wache. Ihre Hütten stehen dicht neben einander, und die Waffen lehnen an den Thüren, damit sie auf den ersten Lärm fertig sind.

Von ihrer Religion hat man keine genaue Nachricht. Sie sind Heiden, und ihr Fürst unternimmt nichts von Wichtigkeit, ohne seine Götter zu befragen, denen er, wie man sagt, Menschenopfer bringt. Er opfert des Morgens vor Aufgang der Sonne, sitzt dabey in großer Pracht auf einem Stuhle mit einer Kappe, welche mit Pfaufedern geschmückt ist, und hat auf jeder Seite einen Zauberer, rings um sich her aber vierzig bis funfzig Weiber, von denen jede ihm mit dem Schwanz eines Zebras frische Luft zuwehet. Hinter ihm befinden sich Leute mit Trommeln, und mitten auf dem Platz ein Feuer, auf welchem ein irdener Topf mit einem weißen Pulver stehet, mit welchem

chem die Zauberer den Fürsten an der Stirne, den Schläfe, der Brust und auf dem Leibe unter langweiligen Ceremonien bestreichen. Darauf geben sie ihm seine Art, und befehlen ihm, tapfer gegen seine Feinde zu seyn. Nun stellt man einen Knaben vor ihn, den er mit der Art niederhauet; an vier Männern macht er dasselbe Experiment, und sterben sie nicht von dem Schlage, so werden sie vor dem Lager vollends niedergehauen. Dann werden auch zehn Kühe und eben so viele Ziegen und Hunde geschlachtet, deren Blut aufs Feuer gesprengt, das Fleisch aber sowohl, als die Leichname, verzehrt werden. Ihre Leichenbegängnisse sind eben so grausam, als ihre Opfer. Sie machen eine Grube in die Erde, und in derselben einen Sitz für den Todten. Diesem werden die Haare aufgeputzt, der Leichnam gewaschen, und mit wohlriechenden Kräutern bestreuet. Dann wird er in das Grab gesetzt, und dieses zugefüllt, wenn vorher zwey seiner Weiber, denen die Arme zerbrochen werden, neben ihm gelegt worden sind.

Die bekannten Reiche der Jaggas sind **Bokka**, **Mela**, **Maramba** und **Kassanji**. Man hat aber keinen nähere Nachrichten von der innern Einrichtung dieser Staaten.

4) Staat von Tombut.

Der Staat von **Tombut** soll ebenfalls reich und mächtig seyn, ja man versichert, daß er vor allen diesen afrikanischen Staaten den Titel eines Königreichs besonders verdiene. Die Europäer, Portugiesen, Engländer, und Franzosen haben sich auch alle Mühe gegeben, in dieses Land einzudringen, aber noch zur Zeit ist es keiner dieser Nationen gelungen, und alles, was man von Tombut weiß, beruht daher auch nur auf Sagen, die zum Theil ungewiß genug seyn mögen. Zufolge dieser Sagen hat dieses Reich an allen Nothwendigkeiten des Lebens den größten Ueberfluß; es

bringt

bringt die köstlichsten Früchte und eine Menge Getraide hervor, seine fetten Weiden sind mit zahlreichen Viehheerden bedeckt, und die wilden reißenden Thiere, welche die natürlichen Bewohner des innern Afrika zu seyn scheinen, haben hier der Wirksamkeit des Menschen Raum machen müssen. Salz ist beynahe das einzige, was diesem Lande fehlet, dafür aber soll es desto reicher an Golde seyn. Die meisten Flüsse sollen dieses Metall in Menge bey sich führen, und im Lande überhaupt soll es so gemein seyn, daß man, wenn die Erde nur etwas aufgegraben ist, es sogleich in ziemlich großen Körnern findet.

Von Tripolis und andern Gegenden von Nordafrika kommen Kierwanen nach Tombut, welche Gold und Sklaven gegen wollene Zeuge, Korallen, Papier und arabische Bücher eintauschen, aus welchem letztern Artikel sich schließen läßt, daß die Bewohner von Tombut nicht ganz unwissend sind, und daß sie wahrscheinlicherweise sich zur mohämedanischen Religion bekennen. Auch in andern Künsten mögen die Tombuter den andern Negern weit zuvor stehen, denn es sollen sehr viele Handwerker und Fabrikanten in Baumwolle unter ihnen leben.

Zu Nigritien rechnen wir auch Monomotapa, ein großes Reich, das sich sogar bis an den indischen Ocean erstrecket, dennoch aber nur wenig bekannt ist. Was man von demselben weiß, beruht meist auf ältern portugiesischen Nachrichten, die wir auch hier anführen wollen, ohne weiter für die völlige Richtigkeit derselben zu stehen. 5) Monomotapa.

Nach den Portugiesen also ist Monomotapa ein zwar gebirgigtes, dabey aber sehr fruchtbares Land, das Getraide, Baumwolle, Zuckerrohr, Früchte und schöne Holzarten hervorbringt, dessen Gefilde mit Viehheerden

heerden bedeckt sind, und in dessen Holzungen wilde Thiere in Menge sich aufhalten. Ueberhaupt ist das innere Afrika der Aufenthalt vieler, gewiß zum Theil noch unbekannter, Thiere. Die Alten bevölkerten es schon mit Satyrs und schrecklichen Ungeheuern, und wenn auch diese Geschöpfe selbst bloß in ihrer Einbildungskraft existirten, so ist doch so viel gewiß, daß einiger Grund zu den fürchterlichen Vorstellungen da war, die man sich von den Ungeheuern in den Wüsteneyen Afrika's machte. Wenn auch weder Drachen, noch Greifen, noch Centauren hier gehen, so giebt es die grimmigsten Löwen und Tieger, Schakals, Wölfe, Leoparden, Elephanten, Nashörner, Paviane und andere Affen, Giraffen, Strauße und Schlangen, die durch ihre Größe und Raubgierde äußerst gefährlich sind. Der größte Reichthum von Monomotapa besteht im Golde, welches nicht allein in den Flüssen, sondern auch in ergiebigen Bergwerken gefunden wird, wenn es auch übertrieben ist, daß man einmal einen Goldklumpen, viermalhunderttausend Dukaten am Werthe, gefunden habe, und ferner, was wirklich wie eine Erzählung aus Tausend und einer Nacht klingt, daß das Gold in den Stämmen gewisser Bäume bis zum Gipfel mit in die Höhe wachse.

Die Volksmenge des Landes soll sehr beträchtlich seyn, und aus verschiedenen Völkerschaften bestehen. Einige derselben werden als sanfte friedliche Leute, andere aber als häßlich von Gestalt, und äußerst wild von Karakter beschrieben. Diese letztern, sagt man, essen Ungeziefer und Menschenfleisch, haben auch keine bleibenden Wohnungen, sondern irren ohne Anzeige von Gottesdienst und bürgerlicher Verfassung in öden Wüsteneyen umher. Jene hingegen sollen eine ziemlich vernünftige Religion haben, wenigstens keine Götzen verehren, sondern einen Gott anbeten, sich vor einem

böſen

bösen Wesen fürchten, und ihre verstorbenen Könige als eine Art von Heiligen anrufen. Alle Laster sollen sie hassen, und in ihrer ganzen Lebensart viele Spuren einer nicht kleinen Kultur des Verstandes an den Tag legen.

Der König des Landes ist ein mächtiger Fürst, wenn er mit den elenden Negerfürsten auf den Küsten verglichen wird, allein völlig übertrieben ist es, was einige ältere Reisende von der Pracht seines Hofes erzählt haben. Glaubt man diesen Herren, so sind alle Balken, alles Tafelwerk des Pallastes von der feinsten Bildschnitzerey, und mit goldenen Platten belegt; Leuchter und Tafelgeschirre sind von gediegenem Golde; der König verbraucht täglich für tausend Thaler Räucherwerk; sein Kleid ist ein im Lande gewirkter langer Rock von goldenem Stoffe mit Blumen; er hat tausend Weiber, fünfhundert Hofnarren, und was dergleichen Fabeln mehr sind, deren Ungrund nunmehr sattsam bewiesen ist. Man weiß nun, daß die gepriesene Hauptstadt Zimbaor nichts als hölzerne Hütten enthält, daß der Pallast mit hölzernen Pallisaden eingefaßt, und mit Rohr gedeckt ist, daß der Monarch in zwey elende Stücken Zeug gekleidet ist, und statt der goldenen Geschirre nur irdene vorhanden sind. Dabey läßt er sich aber doch nicht anders, als kniend bedienen, und wenn er hustet, niest, oder gähnet, wird dieß sogleich durch ein Händeklatschen der ihn umgebenden Sklaven, welches jeder, der es hört, nachmacht, in der ganzen Stadt bekannt gemacht. Er hat eine große Anzahl Weiber, neune aber, welche seine Schwestern und Anverwandtinnen sind, führen allein den königlichen Titel. Die Vornehmsten seiner Hofbedienten sind der Ningamoscha, ohngefähr eine Art von erstem Minister, der Anführer der Truppen, der Obermusikant, der Oberzauberer, der Oberthorwärter und der Oberküchenmeister.

Man hat in Monomotapa viele Feste, von denen das größte den ersten Tag des Monats Chuavo, welches unser Mai ist, einfällt. Alle Großen versammeln sich an diesem Tage bey dem Könige, und laufen mit Wurfspießen in den Händen herum, als ob sie einen verborgenen Feind aufsuchten. Der König läßt sich dann eine Woche lang von niemand sehen, und diese ganze Zeit über hört man nicht auf zu trommeln; am letzten Tage der Woche läßt er die Großen, denen er nicht günstig ist, umbringen, und dieß wird für eine Art Opfer, welches man den Seelen der abgeschiedenen Könige bringt, gehalten.

Der König hat auch ein beträchtliches Kriegsheer, das mit Dolchen, Wurfspießen, Pfeil und Bogen und Keulen bewaffnet ist. Der Kern seiner Armee aber soll in einem Korps Weiber bestehen, welche in gewissen ihnen angewiesenen Bezirken für sich allein wohnen, und nur dann und wann Männer zu sich lassen.

Der Ruf von dem Reichthum dieses Landes, den das Gerücht unstreitig größer gemacht hat, als er wirklich ist, bewog auch die Portugiesen, einen Versuch zu machen, in dasselbe einzudringen. Sie schickten daher im Jahre 1569 den Franz Barreto mit tausend Mann hieher, welcher auch von dem König die Erlaubniß erhielt, nach den Bergwerken von Manchika zu gehen. Allein Barreto mußte wieder umkehren, weil in Mozambik ein Aufruhr ausgebrochen war. Vasko Homem unternahm denselben Zug, allein die Einwohner führten ihn irre, so daß er mit Verlust des größten Theils seiner Leute sich auf den Rückweg machen mußte. Seitdem unternahmen die Portugiesen nichts Aehnliches weiter, doch sind sie noch die einzigen Europäer, welche einige Handlung mit diesem Reiche treiben. Auch besitzen sie ein Kastell, Namens Tete, am Fluß Zambeze, und den Flecken Massapa, wo sich ein portugiesischer Beamter aufhält.

Nach

Noch weit weniger bekannt ist Monoemugi, und man weiß nur, daß es über Monomotapa zwischen Kongo und Zanguebar gelegen ist. Von der letztern Küste her sind Portugiesen nach Monoemugi gekommen, allein sie haben sich nicht gar tief ins Land gewaget, theils wegen der undurchdringlichen Wildnisse, welche ein Aufenthalt reißender Thiere sind, theils wegen der Einwohner selbst, die den Löwen und Tiegern an Wildheit nicht nachstehen sollen. 6) Monoemugi.

An manchen Orten soll das Land sehr fruchtbar seyn, und besonders viele Palmbäume hervorbringen. Die Einwohner, sagt man, sind große ansehnliche Leute, die sich in seidene und baumwollene Zeuge kleiden, und Halsbänder von Agtstein traen. Nähere Nachrichten von ihren Sitten, ihrer Religion und dergl. weiß man nicht.

Eben so wenig, oder noch weniger vielleicht kennt man ein sogenanntes Königreich Kasson, oder Kassu, welches von einigen noch zu Senegambien gerechnet wird, weil überhaupt in diesem Theile der Erde die Gränzbestimmungen sehr willkührlich sind. Man sagt, dieses Land enthalte viele Gold- Silber- und Kupferbergwerke, oder vielmehr, diese Metalle würden kaum einen Fuß unter der Oberfläche der Erde gefunden. Der Beherrscher dieses Landes, den man Sagedova nennt, soll sich auf einer Halbinsel auf der Nordseite des Senegalflusses aufhalten, und ein reicher mächtiger Fürst seyn, dem auch der König von Galam in Senegambien Tribut gebe. 7) Kasson.

Dieß ist ohngefähr alles, was sich von den innern Ländern Afrikas mit Mühe aus unvollständigen und widersprechenden Nachrichten sagen läßt. Welch ein ungeheures Feld liegt hier der menschlichen Wißbegierde offen! Wie viel Stoff für den Naturforscher in so mannigfachen noch unbekannten Erzeugnissen! Wie viel Stoff für den Philosophen in so verschiedenen Völ-

kern, die gewiß manche interessante Gemälde darbieten würden! Aber noch kam kein Naturforscher und kein Philosoph hieher, und schwerlich möchten wir sobald noch vollständigere Kenntnisse von diesem Erdtheile erhalten, wenn es nicht einst ein andrer Anquetil wagt, als Araber verkleidet mit den Kierwanen zu reisen, die, wie man sagt, aus der Barbarey und Aegypten mit unsäglichen Beschwerden durch brennende Sandwüsten und schreckliche Einöden das ganze innere Afrika durchreisen.

II. Senegambien.

Wir kommen nun zu einem Lande, das den Europäern weit mehr bekannt ist, als die bisher beschriebenen Staaten des innern Afrika, die man meist nur aus einem verworrenen Gerüchte kennt, da dieses im Gegentheil beständig von Europäern, die hier feste Wohnplätze haben, besucht wird, und also auch einer weit mehr umständlichen und interessanten Beschreibung fähig ist.

Senegambien, das seinen Namen von seinen zwey Hauptflüssen, dem Senegal und dem Gambia hat, ist ein großes, von der Wüste Zarah bis an Guinea reichendes, Land, das gegen Westen an das atlantische Meer, und gegen Osten, auch einigermaßen gegen Süden, an Nigritien gränzet, von einigen auch das westliche Nigritien genannt wird. Genau läßt sich die Länge desselben von Abend gegen Morgen nicht bestimmen, doch mag sie leicht auf vierhundert Meilen betragen, die größte Breite aber, von Mittag gegen Mitternacht, oder von den Gränzen von Guinea bis an die Wüste Zarah, wird auf zweyhundert und funfzig Meilen geschätzet.

Da dieses Land unter dem heißesten Erdstriche liegt, und die Sonne zu gewissen Zeiten ihre Strahlen senkrecht auf die Häupter seiner Bewohner wirft, so kann man leicht denken, wie unsäglich groß die Hitze seyn muß.

muß. Es ist nichts Seltenes, daß im November, in welchem Monat die größte Hitze einfällt, das Schiffspech und der Theer in den Fahrzeugen schmilzt, und durch die Fugen durchdringt, und wenn man einen Topf mit Wasser in einen Sandhaufen steckt, fängt dieses in kurzer Zeit zu kochen an. Eine so gewaltige Hitze, die auch durch keinen frischen Regen unterbrochen wird, sondern beynahe acht Monate des Jahres ununterbrochen fortdauert, muß endlich den Horizont mit Dünsten bedecken, die sich in heftige Regengüsse auflösen. Diese Regenzeit, die dabey immer noch heißer ist, als der heißeste hiesige Sommer, ist der Senegambische Winter, wenn man anders diesen Namen auf eine Witterung anwenden darf, die weder Eis, noch Schnee, noch Hagel bey sich führet, daher es auch nicht möglich ist, den Einwohnern des Landes einen Begriff davon zu machen, man mag sich auch einer Vergleichung bedienen, welcher man immer will. Diese Regenzeit wird zu Anfang und Ende von dem schrecklichsten Ungewitter begleitet. Dann fallen Regengüsse, die so heftig sind, daß die Flüsse schon in zwölf Stunden austreten; die Winde wüten mit der ganzen Heftigkeit eines Orkans, und nichts ist vor der Gewalt derselben sicher; der Himmel scheint im Feuer zu stehen, und den rothen schrecklichen Blitzen folgt ein lauter brüllender Donner, der gleich einem Erdbeben den Boden erschüttert, auf welchem man stehet.

Ohngeachtet auch diese Ungewitter die Luft reinigen, so ist doch die Luft, an der Küste hin wenigstens, und besonders an den Flüssen, in morastigen Gegenden und in Waldungen äußerst ungesund, und man beschreibt die Feuchtigkeit derselben so groß, daß dadurch die Schlüssel, welche man in der Tasche trägt, rostig werden. Dadurch entstehen denn auch eine Men-

ge schädlicher Krankheiten, besonders bey Europäern, die das ungesunde Klima nicht gewohnt sind, und dabey keine strenge Diät beobachten. Diese werden beständig vom Schnupfen und Husten geplagt, von bösartigen Fiebern befallen, die nicht selten nach vier und zwanzig Stunden den Tod bringen, mit Geschwüren in den dicken Beinen, und mit Konvulsionen, auf welche Schlagflüsse und der Tod folgen, heimgesucht. Auch die Landeseinwohner selbst entgehen nicht den Wirkungen des schädlichen Klima, indem in ihrem Fleische Würmer wachsen, von denen etliche vier bis fünf Fuß lang seyn sollen. Je größer diese Würmer wachsen, desto mehr schwillt das Bein auf, und diese Geschwulst ist von den heftigsten Schmerzen begleitet, bis sie endlich aufbricht. Kommt nun der Wurm nach Aufbruch der Geschwulst zum Vorschein, so windet man ihn ganz gelinde um ein Stück Holz, und bindet einen Faden daran, daß er nicht zurückkriechen kann. Reißt aber der Wurm, ehe er ganz herausgewunden ist, unglücklicherweise entzwey, und es bleibet nur ein Stückchen desselben in dem Fleische zurück, so nehmen die Schmerzen aufs neue gewaltig zu, und es entsteht endlich der Krebs und der Brand.

Senegambien ist indessen bey aller üblen Beschaffenheit des Klima ein größtentheils fruchtbares Land. Längst der Küste ist der Boden zwar meist überall sandig und trocken, und selbst an den Flüssen wird er, weil fast acht Monate lang kein Regen fällt, so hart, daß man gar nicht arbeiten kann, sondern die Regenzeit erwarten muß, da denn innerhalb drey Monaten gesäet und geerndtet wird. Wir werden noch in der Folge Gelegenheit haben, von der Art und Weise der Negern, ihre Felder zu bauen, weitläuftiger zu sprechen; jetzt wollen wir bey Aufzählung der Senegambischen

bischen Erzeugnisse nur eins und das andere davon anführen.

Zu diesen Erzeugnissen gehört aus dem Pflanzenreiche vorzüglich Reis, der an den Ufern der Flüsse in Menge gebaut wird, und so gut geräth, daß ein Viertel Aussaat auf vierzig Scheffel Erndte giebt. Ferner Hirse, sowohl die gewöhnliche, als die große Art, (Holcus bicolor. Linn.) welche die Negern Guiarnatt nennen. Diese Frucht treibt einen starken Halm, welcher eine Höhe von acht Fuß erreicht. Wenn man die Rinde abschält, findet man ein sehr süßes Mark, so daß auch einige Reisende glauben, es werde, wenn mit diesem Hirsenrohre wie mit dem Zuckerrohre verfahren würde, ein Saft daraus gezogen werden können, aus welchem sich sehr gut Zucker bereiten lasse. Ferner bauen die Negern eine Menge verschiedener Arten von Bohnen, Taback, zuckersüße Kürbisse, guineischen Sauerampfer, Melonen und Wassermelonen, unter denen es welche giebt, die sechszig Pfund schwer sind, Baumwolle, Ananas, Ingwer, Pfeffer, Indigo, Pataten, Maniok und Ignamewurzeln. Der hiesige Pfeffer ist nicht von einerley Gattung mit dem, welcher in dem östlichen Indien wächst. Es ist eine runde Beere, von der Größe eines Hanfkorns, die, wenn sie reif wird, eine rothe Farbe und einen süßlichen Geschmack bekömmt. In dieser Beere ist ein Saamenkorn enthalten, das an Gestalt und Größe dem Kohlsaamen gleicht, ziemlich hart ist, und einen angenehmbeißenden Geschmack auf der Zunge zurücklässt. Diese Frucht wächst in kleinen Trauben auf einer drey bis vier Fuß hohen Staude, mit weichen biegsamen Aesten und ovalen, oben und unten spitzig zulaufenden, Blättern.

Von der Ananas haben wir schon bey Beschreibung Ostindiens gesprochen; von den Pataten, dem

Indigo und der Ignamewurzel werden wir in dem künftigen Bande einige Nachricht geben; es bleibt uns hier also nur der Maniok übrig, von welchem wir unsern Lesern eine kurze Beschreibung liefern müssen. Dieses Gewächs erreicht die Höhe von beynahe vier Ellen. Sein Stamm, der ohngefähr die Dicke eines Armes hat, ist von einem leichten schwammigten Holze; die Blätter bekleiden nur gegen den Gipfel zu, und an den Spitzen der Zweige wachsen Büschel von Blüten. An dem ganzen Gewächs ist nichts Nutzbares, als die Wurzel, welche zwiebelartig ist, und, nach Verlauf von acht Monaten, die Größe eines grossen Rettigs bekommt. Man hat verschiedene Arten dieser Wurzel, welche durch Größe, Farbe und die Zeit, binnen welcher sie reifen, unterschieden sind. Wenn die Wurzeln die gehörige Größe und Reife erhalten haben, werden sie ausgegraben, und einer sorgfältigen Zubereitung unterworfen, damit sie fähig werden, menschliche Nahrung abzugeben, weil sie außerdem äußerst schädlich seyn würden. Die erste Schale muß herunter; sie müssen gewaschen, und ausgepreßt werden, damit der Saft herauskömmt, den man als ein sehr wirksames Gift betrachtet. Man macht eine Art groben Mehls aus dieser Wurzel, man bäckt sie auch auf eisernen Platten, und dann heißt dies Kassave, und beyde Arten geben eine zwar nicht sehr schmackhafte, aber doch nahrhafte Speise.

Die Europäer, welche in Senegambien wohnen, bauen auch sehr viele europäische Gartengewächse, die alle sehr gut fortkommen, nebst einigen Obst- und Citronen- Orangen- Feigen- und andern Bäumen, die theils dem Lande eigenthümlich und nur durch Kultur verbessert, theils erst aus andern Gegenden dahin gebracht worden sind.

Unter

Unter den Gewächsen aber, welche Senegambien eigenthümlich gehören, verdienen eine besondere Erwähnung: der Palmbaum, von dem es verschiedene Arten giebt. Eine davon, Ronn genannt, treibt einen sehr starken geraden Stamm, welcher die Höhe von funfzig bis sechszig Fuß erreicht, und bloß an der Spitze eine Krone von Blättern hat. Jedes Blatt sieht einem Fächer ähnlich, der fünf bis sechs Fuß breit offen ist, und an einem Stiele von gleicher Länge stehet. Die Früchte sind rund, und haben die Größe einer gemeinen Melone. Ihre Schale ist wie Leder, von der Dicke eines starken Pergaments, und unter derselben liegt ein gelbliches, mit zarten Fasern durchwebtes Fleisch, welches, wenn es in heißer Asche gebraten, ist, einen angenehmen Quittengeschmack hat. Der Kronkomm, oder Sor-sor ist eine andre Palme, deren Höhe selten über zwanzig bis dreyßig Fuß beträgt; ihr Stamm ist gerade, kastanienbraun von Farbe, und aufs höchste sechs Zoll dicke. An seiner Spitze sitzt ein Büschel Blätter, die sich wie ein Sonnenschirm in der Runde herum ausbreiten, und von denen jedes acht bis neun Fuß breit ist. Am Fuße dieses Stammes wächst eine zahlreiche Menge kleinerer Stämme, die selten die Höhe von vier bis fünf Fuß überwachsen, dem Baume aber einen so großen Umfang geben, daß man Mühe hat, wo viele dergleichen Palmen beysammen stehen, einen Weg durch die Stacheln zu finden, mit denen die Spitzen der Blätter besetzt sind. Die Früchte sind kleiner, aber fleischigter, als an angebauten Dattelbäumen, und dabey von einem zuckersüßen Geschmacke. Die höchste der Palmen ist der Kokos, der sechszig bis achtzig Fuß hoch wird, ohne einen einzigen Ast zu haben. Die äußere Farbe des Stammes ist schwarz, und der hat eine durchaus gleiche Dicke, welche nicht mehr als ein bis zwey Fuß beträgt. Seine Blätter sind wie die am Dattelbau-

me, die Frucht aber ist rund, so groß wie eine kleine Nuß, und mit einem gelben Fleische umgeben, aus welchem das Palmenöl gemacht wird.

Aus diesen beyden Bäumen zapft man den Palmenwein, ein Getränk, das in Ansehung der Farbe mit den Molken die größte Aehnlichkeit hat. Man zieht dieses Getränke auf verschiedene Arten von dem Baume ab; die erste, bey den Negern gebräuchliche, Art ist, daß ein Stamm etliche Zoll unter der Krone, von welcher nur wenige Blätter stehen bleiben, abgestutzt wird; diese Blätter werden dann über den Schnitt gelegt, und mit einem in den Baum gesteckten Pflock befestigt, ihre Spitzen aber umgebogen, und in eine Kürbisflasche oder ein irdenes Gefäß, das einen engen Hals hat, hineingesteckt, so daß der Saft an den Blättern herunter in das Gefäß rinnt, und sich darinnen sammelt. Auch macht man nur ein rundes Loch unterhalb der Krone in den Baum, und steckt einige Blätter darein, auf welchen der Saft wie über eine Rinne in den daran befestigten Topf läuft. Beyde Arten sind leicht, wenn der Baum nicht hoch ist, soll aber der Wein aus dem Kokosbaume abgezapft werden, so erfordert es schon weit mehrere Mühe. Indessen wissen die Negern dennoch auf diese hohen astlosen Bäume mit einer Leichtigkeit zu kommen, welche in Erstaunen setzt. Sie machen nämlich einen Gurt von trocknen Palmblättern, welche sie klopfen und drey Finger breit zusammenflechten. Dieser Gurt macht eine Art Reif dritthalb Fuß im Durchschnitt, wird aber über den Leib des Negern und den Baum so ausgedehnt, daß zwischen beyden ohngefähr anderthalb Fuß Platz bleibt. Mit diesem Gurte nun binden sie sich gleichsam an den Baum an, und steigen mit grosser Geschwindigkeit in demselben daran hinauf. So gelangen sie bald an die Spitze des Baumes, schnei-

den

den die Früchte ab, binden solche, nebst den Kürbisflaschen voll Wein, an ein Seil, und lassen sie damit herunter. Die Negern trinken diesen Wein nicht eher, als bis er vier und zwanzig Stunden alt ist, das ist, bis er genugsam gegohren, und einen angenehm säuerlichen Geschmack erhalten hat.

Ferner sind merkwürdig der **Kürbis-** oder **Affenbrodbaum**, der unter allen bekannten Bäumen der Erde die größte Stärke bekommt. Es giebt dergleichen Bäume, welche sieben und siebzig Fuß im Umfange, und also fünf und zwanzig Fuß im Durchmesser haben. Die Höhe ist dabey nicht ausserordentlich, denn sie beträgt selten über sechszig bis siebzig Fuß. Aus diesem Stamme wachsen viele Aeste, davon einige mit den Spitzen wieder bis zur Erde herabhangen, und gegen fünf und funfzig Fuß in der Länge haben. Ein französischer Reisender sahe eingeschnittene Namen in diesen Bäumen, welche aus dem funfzehnten Jahrhundert waren, und, wie die Tiefe der Buchstaben bewies, zu einer Zeit eingeschnitten seyn mußten, da die Bäume nicht ganz jung mehr gewesen waren. An den Aesten dieser Bäume hängen hie und da Nester, welche wegen ihrer Größe eben so merkwürdig, als die Bäume selbst sind. Sie haben wenigstens drey Fuß in der Länge, und sind aus ziemlich großen Baumästen sehr unordentlich durch einander geflochten. Der Sage der Einwohner nach sollen die Vögel eine Art Adler seyn, und wenn man sie nach ihren Nestern beurtheilt, müssen sie dem Strauße an Größe wenig nachgeben.

Was der Affenbrodbaum in der Dicke, ist der **Benten** oder **Käsbaum** in der Länge, denn es giebt Bäume dieser Art, welche hundert und zehn bis hundert und zwanzig Fuß hoch sind. Aus diesem Baume machen die Negern ihre Piroguen oder Fahrzeuge, wobey

wobey sie weiter nichts thun, als daß sie den Stamm aushöhlen, dessen Holz sehr weich und leicht ist. Ein andrer großer Baum ist der Farobier, dessen Frucht bey den Negern sehr beliebt ist. Es ist eine Schote wie an den Bohnen, aber über einen Fuß lang, worinnen schwarze Saamenkörner in einem gelben mehligten Fleische liegen. Dieses Fleisch, das beynahe wie Pfefferkuchen schmeckt, dient den Negern, besonders wenn sie auf Reisen sind, sehr oft statt aller andern Nahrungsmittel. Der Tamarindenbaum hat die Gestalt und Größe eines welschen Nußbaums, und seine Frucht wächst gleich einer Gartenbohne, ohngefähr vier Zoll lang und zwey breit. Inwendig steckt ein markiges, dunkelbraunes, zähes Fleisch, in welchem sich etliche Saamenkörner befinden. Der Kalabaschbaum liefert den Negern ihre Gefäße. Er hat drey bis vier Fuß im Umfange, und sehr viele Aeste und Blätter. Die Kalabaschen wachsen wie Kürbisse aus dem Stamme selbst hervor. Sie haben eine feste Rinde, ohngefähr wie Pergament. Die Negern nehmen das Fleisch heraus, reinigen die Schale mit Wasser und Sand, und haben nun ein Gefäß, in welchem sich alles gut hält, ohne einen übeln Geschmack zu bekommen.

Da die Ebenen Senegambiens mit einem Ueberfluß des schönsten Grases und der nahrhaftesten Kräuter bedeckt sind, so sind auch die Viehheerden die trefflichsten die man nur sehen kann. Die hiesigen Ochsen sind höher und größer als die unsrigen, besonders aber durch einen Höcker merkwürdig, der sich zwischen beyden Schultern über einen Fuß erhebet und aus blossem Fleische bestehet. Ein dergleichen Ochse wird für etwan zwey Thaler Werth europäischer Waaren verkauft, und eine Kuh gilt die Hälfte. Die Schafe sind von zweyerley Art: die eine hat ordentliche Wolle, aber breite Fettschwänze; die andre Art

ist

ist größer und stärker, und hat Ziegenhaare. An den Ufern des Senegal werden auch viele Ziegen gehalten, und die Mohren zwischen diesem Fluß und dem Gambia ziehen Pferde, die den barbarischen an Schönheit wenig nachstehen. Kameele gehen in grossen Heerden, auch haben die Negern viele Esel, welche so schön seyn sollen, daß sie mit dem europäischen Esel gar keine Aehnlichkeit haben.

Von Wildpret giebt es in Senegambien große Büffel mit langen schwarzen, an den Spitzen krumm zulaufenden, Hörnern, welche, besonders wenn sie beleidigt sind, eine außerordentliche Wuth äußern, und denjenigen, der sie beleidigt hat, mit Füssen zertreten. Ferner sehr große wilde Schweine, Antelopen, von denen wir bey dem Lande der Kaffern weitläuftiger sprechen werden, Hirsche, Rehe, worunter eine Art, die nicht größer als Hasen, und Kaninichen. Die Elephanten ziehen heerdenweise zu vierzieg und sechszig mit einander, die Löwen kommen bis an die Hütten der Neger, und holen die zum Trocknen auf das Dach gelegten Fische. Eben dieß thun auch die Tyger, Leoparden und Wölfe, welche gewöhnlich mit dem Löwen auf den Raub ausgehen. Ein Senegambien eignes Thier ist der **Bomba**, welcher der Größe eines jährigen Schweins hat, am Kopfe dem Bären ähnlich sieht, und auch durch Hülfe seiner scharfen Klauen gleich dem Bären die Bäume herauf klettert, von welchen er die ihm zur Nahrung dienenden Früchte herabholet. Er lebt, wie die Fischotter, auf dem Lande und im Wasser, und die Negern essen sein Fleisch mit Begierde.

Affen und Meerkatzen giebt es hier in unbeschreiblicher Menge und von beynahe allen Farben. Der Sage nach, halten sie sich in Gesellschaften zu drey- bis viertausend beysammen, jede Art aber besonders;

sonders; sie machen sich Hütten von geflochtenen Aesten; sie reisen gliederweise unter ordentlichen Anführern, und ihre Unternehmungen werden nach einem ordentlichen Plane vollführet. Während daß z. B. ein Haufen ein Hirsenfeld plündert, steht einer auf einem hohen Baum Schildwache, und sobald er jemand merkt, giebt er durch ein Geschrey ein Signal, worauf die Plündrer sich über Hals und Kopf davon machen. So viel Anschein von Ueberlegsamkeit bringt auch die Neger zu der Behauptung, daß die Affen, vorzüglich die großen Arten, recht wohl reden könnten, wenn sie nur wollten, und daß sie bloß deshalb ein so hartnäckiges Stillschweigen beobachteten, weil sie zur Arbeit gezwungen zu werden fürchteten.

Die Menge des Gevögels in Senegambien ist fast zahllos zu nennen. Man findet hier: sehr viele Hühner, Gänse, Enten, Truthühner, Rebhüner die aber ein hartes, kaum eßbares, Fleisch haben, wilde Tauben, Wachteln, Perlhühner, Lerchen, Schnepfen, Papagoien, himmelblaue Mandelkrähen, Wasserraben, Reiher, Adler, u. s. w. Eine besondere Bemerkung verdienen: der Strauß, der so gemein in einigen Gegenden des Landes ist, daß man öfters ganze Schaaren an den Flüssen erblicket. Der Strauß ist mehrentheils acht Fuß hoch, hat hohe Beine, einen langen Hals und einen ungemein kleinen Kopf. Seine Augen gleichen den Menschenaugen, der Schnabel ist kurz und spitzig, und die Flügel, zum Fluge zwar zu klein, dienen ihm doch wenigstens zu einer Art Segel, vermittelst welcher er so geschwind laufen kann, daß ihm das schnellste Pferd, wenn das Ziel anders nicht zu weit wäre, nicht gleich laufen würde. Seine Federn sind weich, geschmeidig, und weißgrau von Farbe. Der Schwanz ist dicht, rund und wie ein Busch, weiß bey dem Mann und braun bey dem Weibe. Er

ver-

verschlingt alles, Leder, Haare, Steine und Metall. Da der Strauß jährlich mehr als einmal brütet, und jedesmal funfzehn bis sechszehn Eyer legt, so vermehrt er sich außerordentlich. Es giebt Eyer, die bis funfzehn Pfund wiegen, und woran sich sieben bis acht Personen satt essen können. Die Strauße legen diese Eyer in den Sand, und man hat sogar lange Zeit geglaubt, daß sie dieselben von der Sonnenwärme ausbrüten ließen, bis man durch neuere Beobachtungen belehrt worden ist, daß sie ihre Eyer selbst, jedoch nur bey Nachtzet ausbrüten, die Sonne im Gegentheil aber, diese Wirkung hervorzubringen, gar nicht im Stande ist. Die Negern achten den Strauß sehr hoch, nicht allein wegen seiner Federn, welche eine sehr gesuchte Waare sind, besonders seit unsre Damen ihre Köpfe damit verunstalten, sondern auch wegen seines Fleisches, das bey aller Härte ihnen dennoch ein köstliches Essen zu seyn dünkt.

Nach dem Strauße ist der **Pelikan** ohnstreitig der größte Vogel in Senegambien, denn es giebt deren, die von der Spitze des einen Flügels bis zur Spitze des andern zehn Fuß messen. Der Schnabel ist anderthalb Fuß lang, und der Sack, welcher daran hängt, kann beynahe zwey und zwanzig Maaß Wasser fassen. Dieser Sack ist eine Art Hamen, mit welchem der Pelikan die Fische, von denen er lebt, auf eine sehr geschickte Art zu fangen weiß. Es schwimmen gewöhnlich mehrere Pelikane in Gesellschaft auf den Untiefen, machen einen Kreis, und treiben, indem sie diesen Kreis verengen, die Fische immer näher zusammen. Spüren sie, daß die Fische enge genug beysammen sind, so tauchen sie mit dem offenen Schnabel unter das Wasser, und machen ihn mit großer Geschwindigkeit wieder zu. Um das Wasser, das zugleich mit in den Sack tritt, los zu werden, beugen sie den Schnabel ein wenig

nig auf die Seite, und gehen mit ihrer Beute ans Land, wo sie dieselbe in Ruhe verzehren. Ein andrer Feind der Fische ist der Aguiarkol, welchen die Franzosen Manette nennen. Dieser Vogel ist so groß als eine Gans, seine Federn sind braun, am Kopf, Hals, der Brust und dem Schwanze ausgenommen, wo sie eine glänzend weiße Farbe haben. Er hat einen starken gekrümmten Schnabel und spitzige, eben so gekrümmte, Krallen, deren er sich zum Fischfange bedienet. Sein Aufenthalt ist gewöhnlich auf den am Wasser stehenden Bäumen, und so wie sich ein Fisch sehen läßt, stößt er auf ihn herab, und führt ihn in seinen Fängen mit sich fort. Die Negern halten diesen Vogel sehr in Ehren, so daß er sogar zu den Marabu oder Priester gerechnet wird, welche sie als geheiligte Personen ansehen.

Nicht minder heilig ist ihnen der Guinar oder Marchan, ein schwarzer Vogel, der an Federn und Größe eine sehr nahe Aehnlichkeit mit den Truthühnern hat. Männchen und Weibchen haben eine Art Helm auf dem Kopfe, und an dem Halse einen Streif wie Pergament, welcher roth bey dem erstern und blau bey dem letzten ist. Die Verehrung, welche diesem Vogel wiederfährt, rührt daher, weil er meist von einer gewissen Art sehr schädlicher Schlangen lebt.

Großugen nennt man eine Art Vögel, welche viele Aehnlichkeit mit dem europäischen Trappen haben, aber nicht größer als Hühner, und aschgrau mit weiß gesprengt von Farbe sind. Ihr Fleisch ist sehr zart, und giebt eine angenehme Speise. Die Uett-Uett oder Schreyer haben den letztern Namen daher, weil sie, sobald sie einen Menschen erblicken, mit unaufhörlichem Geschrey um ihn herum fliegen. Sie haben die Größe einer großen Taube, aber sehr hohe Beine, ihre Farbe ist weiß mit schwarz, und auf den

Achseln

Achseln haben sie ein schwarzes ziemlich langes Horn, welches ihnen zu Angriffs- sowohl, als Vertheidigungswaffen zu dienen scheint. Die Pintado, oder das guineische Huhn, ist einem Rebhuhn ähnlich, aber größer als dieses. Seine Federn sind dunkel aschfarben mit weiß gefleckt. Sie gehen zu zwey bis dreyhundert mit einander, und werden von den Negern mit Hunden gejagt. Wenn man sie jung fängt, werden sie so zahm als Hühner. Ein ganz schöner Vogel ist der senegambische Pfau. Er ist von der Größe eines Truthahns, sein Gefieder ist aus weißen aschfarbnen und grünen Federn zusammengesetzt, und auf dem Kopfe hat er eine glänzend schwarze Krone.

Die senegambischen Gewässer haben eine große Mannigfaltigkeit von Fischen. Wir nennen zuerst den Hay, den gefräßigsten und auf Menschenfleisch begierigsten der Fische. Dieser Fisch hat ohngefähr fünf und zwanzig Fuß in der Länge und vier Fuß im Durchschnitt. Sein Rachen ist bis an die Hälfte des Halses geöfnet, und die Kinnladen sind mit drey Reihen Zähnen besetzt, welche so dicht neben einander stehen und so fest sind, daß ihnen nichts zu hart ist. Es ist leicht, ein so gefräßiges Thier zu fangen, und man braucht nur ein Stück Speck oder Fleisch an einen Angelhaken zu stecken, und diesen an eine Kette, welche an einen Strik gebunden wird, zu befestigen. Ist er auch nicht hungrig, und scheint er auch anfangs gleichgültig gegen den ausgeworfenen Köder zu seyn, so darf man doch nur Miene machen, als wollte man diesen zurückziehen, und sogleich wird er den Angelhaken verschlingen. Kein Thier ist indessen schwerer zu tödten als der Hay, denn wenn er auch in Stücken gehauen ist, so bewegen sich doch alle Theile desselben; und wenn er gefangen ist, sind seine Schläge mit dem Schwanze so heftig, daß er denen, welche getroffen

werden, Aerme und Beine kostet. Das Fleisch des Hay ist mager, thranigt und von übelm Geschmacke, dennoch aber halten es die Negern, wenn es in Fäulniß überzugehen anfängt, für eine köstliche Speise, mit der sie sogar nach Guinea einen ansehnlichen Handel treiben. Aus seinem Fett wird Oel gesotten, und die Haut zum Ueberziehen verschiedner Dingen gebrauchet. Ihn begleitet gewöhnlich der Loots, ein kleiner Fisch mit schmalem Kopfe, und einem länglichen runden und kleinen Rachen. Seine Zähne sind klein, die Augen rund, der Rücken blau, der Bauch weiß und mit sieben schwarzen Linien umgeben. Dieser kleine Fisch nährt sich von dem, was der Hay übrig läßt.

Ferner verdient erwähnt zu werden, der Lamentin: dieser ist 20 Fuß lang, und hat keine andre Floßfedern als den Schwanz und zwey Tatzen. Er hat warm Blut, eine schwarze harte Haut, und hin und wieder Haare stehen. Sein Fleisch schmeckt wie das beste Kalbfleisch. Auch giebt es Wallfische an den Küsten, die von beträchtlicher Größe sind, Meerschweine, welche heerdenweise schwimmen, und gleich den Schweinen grunzen, Seekühe, Roggen, Schollen, Sardellen, fliegende und andre Fische mehr. Unter diesen Seefischen verdienen noch bemerkt zu werden, der Bonite, eine Makreele von mittler Größe, welche sehr dick und fleischigt ist. Dieser Fisch sieht dunkelbraun aus, der Bauch ist perlfarben, und vom Kopf an gehen zu beyden Seiten vier gelbe Streifen herunter. Er lebt bloß von fliegenden Fischen, so wie auch der Dorado, welcher wegen seiner blauen, ins höchste Gold übergehenden, Schattirung der schönste Seefisch genannt zu werden verdient. Sauger oder Remora nennt man einen Fisch, der etwan anderthalb Ellen lang ist. Er hat seinen Namen von einer knorpligten Haut auf dem Kopfe, mit der er sich

an

an größre Seethiere und auch an Felsen, Bäume und Schiffe anhängt. **Altes Weib** (Balistes vetula. L.), heißt ein Fisch, von der Größe eines großen Karpfens, aschgrau von Farbe; er grunzt, wenn er gefangen wird, und nährt sich von Austern und Schnecken. Ein besondres Seethier ist die **Galeere**, welche mit nichts kann verglichen werden, als mit einer schön rothen Blase. Mann kann kaum etwas mehr daran unterscheiden, als eine Art Franze auf dem Rücken, und acht von dem Bauche herabhangende Fäden, welche der Blase gleichsam zum Ballaste dienen. Dieses kaum Leben verrathende Thier besitzt indessen eine solche Kraft zu brennen, daß eine leichte Berührung desselben den heftigsten Schmerz verursachet. Endlich führen wir unter den hiesigen Fischen noch den **Zitteraal** an, dessen der Elektricität ähnliche Wirksamkeit ihn wohl einer kurzen Beschreibung werth macht. Dieser Fisch hat einen runden dicken Körper, und seine Haut ist völlig so glatt und schlüpfrig als bey dem Aale. Wenn man diesen Fisch mit der Hand, dem Fuße, oder auch nur mit dem Stocke berührt, so werden die Glieder von einem solchen Krampfe befallen, daß man sie kaum bewegen kann. Frisch gefangen, sind die Wirkungen dieses Fisches weit empfindlicher, als wenn er einige Stunden gefangen worden ist. Todt aber kann er nicht nur sicher berührt, sondern auch ohne Gefahr gegessen werden.

Das Flußpferd ist sehr häufig in den senegambischen Flüssen; eben so auch die Krokodille, welche wie große Baumstämme auf den Ufern liegen, und sechszehn bis achtzehn Fuß lang sind. Grüne Seeschildkröten sind nicht selten, und Austern und Muscheln giebt es in unbeschreiblicher Menge. An kriechenden Thieren, Insekten u. dergl. ist kein Mangel. Schlangen, Ottern, Chamäleons, Eidechsen, Heu-

schrecken sieht man allenthalben. Die Riesenschlange erreicht eine Länge von zwey bis vier und vierzig Fuß. Sie hält sich gern in morastigen Gegenden auf, wo sie zusammen gerollt, so daß der Kopf, nebst einem Theile des Leibes empor stehet, auf ihren Fraß lauert. Wird sie ein Thier gewahr, so wirft sie sich mit außerordentlicher Schnellkraft über dasselbe her; ist es zu groß, so giebt sie ihm zuerst etliche Hiebe mit den Hauzähnen, zerbricht ihm hernach, indem sie dasselbe etlichemal umschlinget, oder auch mit Geschwindigkeit darüber hingleitet, die Knochen, und überzieht es denn mit einem Geifer, um es desto leichter ungekaut verschlingen zu können. Bey aller Furchtbarkeit dieses Ungeheuers richtet es indessen doch wenig Schaden an, sondern es frißt kleinere Schlangen, Eidechsen, Kröten und Heuschrecken; die Negern aber essen es wieder selbst mit großem Behagen, so wie auch andre Schlangenarten, von denen auch etliche für heilig gehalten werden.

Weit schädlicher sind die Heuschrecken, diese Geißel des heißen Erdstrichs, welche den Himmel zuweilen auf etliche Meilen weit gleich einem Gewölke bedecken, und wie ein Wolkenbruch auf die Erde herabfallen. Dieses Ungeziefer verwüstet alles, wo es nur hinkömmt, und selbst das Rohr, mit welchem die Hütten gedeckt sind, ist nicht sicher für ihrer Gefräßigkeit. Indessen vergelten ihnen die Neger gleiches mit gleichem, und verzehren sie entweder auf Kohlen gebraten, oder gestoßen in Milche gekocht, ohne irgend einen Ekel.

Eine der größten Plagen des Landes sind die verschiedenen Arten von Mücken, Ameisen u. s. w. für denen man sich kaum zu schützen im Stande ist. Die Maringoins, eine Mückenart, sind so häufig, daß sie die Luft verdunkeln, und ihr Stachel ist so hart, daß er

durch

durch die dichtesten Zeuge hindurch gehet. Die Kakerlaken zernagen Wäsche, Bücher, Papier, kurz alles, was ihnen vorkömmt, sie sind in allen Zimmern, und vermehren sich so außerordentlich, daß man sich bloß dadurch wider sie schützen kann, wenn man den Spinnen und einer Art Eidechsen, oder einem Igel, denselben Aufenthalt zugestehet. Der Sandfloh hält sich ebenfalls in bewohnten Hütten auf, und verursacht durch seinen Stich ein unerträgliches Brennen in der Haut. Noch eine Plage sind die weißen Ameisen oder Vagvaguen, welche statt, gleich den unsrigen, Aufwürfe zu machen, in der Erde verborgen bleiben, und in bedeckten Gängen von der Dicke einer Federspule fortarbeiten. Diese Thiere zernagen, gleich den Kakerlaken, alles, was sie finden, und ihr Biß verursacht Blasen, die mit dem heftigsten Schmerze begleitet sind. Andre Ameisen bauen runde Pyramiden, acht bis zehn Fuß hoch, und in der Grundfläche fast eben so breit, welche von außen glatt und von einer thonartigen, sehr festen Erde aufgeführt sind, inwendig aber ein Labyrinth von engen Wegen sind. Auf den Gebüschen endlich halten sich rothe Ameisen auf, welche sich von den Blättern eine Art Nester machen, und auf die Vorübergehenden springen. Ihr Stich ist so giftig, daß allenthalben, wo er getroffen hat, sehr schmerzhafte Entzündungen entstehen.

An Mineralien soll Senegambien sehr reich seyn. An den Küsten findet man zwar, außer Kalch und Salz, nichts weiter, aber tiefer ins Land hinein giebt es reichhaltige Gold- Silber- und Kupferbergwerke, ja das Gold soll in Galam z. B. fast auf der Oberfläche des Erdbodens liegen. Doch beruht das meiste davon auf Muthmaßungen, denn der Goldhandel ist in den Händen der Mauren, welche in Kierwanen

von der barbarischen Küste nach Senegambien kommen, und die Europäer haben sich bis jetzt noch vergebliche Mühe gemacht in das Innre eines Landes einzudringen, das ihrer Goldgier so eine schöne Erndte zu versprechen scheint. Worauf sich ihr Handel einschränkt, und in welchen Verhältnissen sie mit Senegambien stehen, werden wir nun, da wir zu Beschreibung der Einwohner übergehen, zu sagen Gelegenheit haben.

Einwohner. Die Einwohner Senegambiens sind Negern und Mohren, die ersten aber sind die eigentlichen Ureinwohner des Landes. Von diesen ihren Sitten, Lebensart und politischer Verfassung, müssen wir eine vollständige Beschreibung liefern; der Mohren aber wollen wir nur mit einigen Worten gedenken.

Die Mohren sind nicht viel kleiner als die Negern, unterscheiden sich aber von diesen durch die rothbraune Farbe, die längern und dickern Haare, und eine größere Magerkeit im Gesichte. Die Weiber sehen gelblicher aus, haben regelmäßige Gesichtszüge, große feurige Augen und lang herabgehende Haare. Beyde Geschlechter tragen ein langes Hemde von schwarzer Leinwand, und eine Art Oberkleid (Pagne), mit welchem die Weiber Kopf und Schultern bedecken, und das von den Männern bald wie ein Gürtel um den Leib, bald als ein Turban um den Kopf gewunden wird. Dieser Pagne ist entweder von schwarz gefärbter Baumwolle oder von weißem wollenen Zeuge, welchts rothe Einfassung hat. In ihrer Lebensart sind sie äußerst sparsam, so daß sie auch fast allein von der Milch ihrer Heerden und Hirsebrey leben. Sie wohnen auf arabische Weise in Zeltern, welche kegelförmig gebauet und mit einem groben, aus Ziegen- und Kameelhaar verfertigten, Zeug überzogen sind. Jedes wird durch eine in der Mitten aufgerichtete Stange aufrecht erhalten,

und

und ist rund herum mit Riemen von Ochsenhaut befestigt. Inwendig liegen Matten, und die sämtlichen Geräthschaften bestehen bloß in einigen Schläuchen, worinnen sie Kleidungsstücke, Milch, Butter und andern Mundvorrath verwahren, und in etlichen halben Kürbisflaschen, welche ihnen statt Töpfen und Geschirren dienen. Diese guten friedlichen Leute leben überall in Senegambien zerstreut, nähren sich vom Ackerbau, den sie weit besser treiben als die Negern, der Viehzucht und Handlung, und bekennen sich zur mohämedanischen Religion. Sie sind arabischer Abkunft, und im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert auf diese Küste gekommen.

Die Negern theilen sich in mehrere Völkerschaften, von denen die auf der Küste wohnenden doch größtentheils, die im Innern des Landes aber ungleich weniger bekannt sind. Namen dieser Völker sind: **Qualofen, Fulier, Mandingoer, Sereren,** u. s. w. Wir werden, so weit die vorhandenen Nachrichten zureichen, die Eigenheiten dieser verschiedenen Völker und ihr Land nachher besonders schildern; jetzt aber wollen wir eine so viel als möglich genaue Beschreibung der allen gemeinen Sitten, Gebräuche u. dergl. zu liefern suchen.

Diese Völker, so entfernt sie auch von einander wohnen, haben doch eine Menge Gebräuche, welche dem Bewohner der Küste so eigen sind, als dem, der tief in den innern Gegenden lebet, und in ihrem Aeussern sind sie so wenig von einander verschieden, als man es bey Leuten erwarten kann, die seit undenklichen Zeiten immer denselben Grad der Kultur gehabt, und sich noch nie von den einfachen Sitten ihrer gemeinschaftlichen Ahnen entfernt haben. Ihre Kleidung ist äußerst einfach: die Armen haben nichts als ein Stück baumwollen Zeug, das sie um die Hüften bin-

den; vornehmere und reichere aber tragen eine baumwollne Kutte von allerley Farben, mit langen weiten Aermeln, mit einem einzigen Schliß, wo sie den Kopf durchstecken. Die Beinkleider sind von eben dem Zeuge, und gehen vom Gürtel bis auf die Knie. Die Füße haben bloß lederne Sohlen, welche um dem Fuß festgeschnürt werden. Beyde Geschlechter schnüren sich die Füße mit goldenen, silbernen oder kupfernen Perlen, und ihr wolligtes Haar schmücken sie mit Stückchen Silber, Kupfer, Korallen u. s. w. Ohrringe von Silber und Kupfer sind ebenfalls beyden Geschlechtern gemein; und wenn die Weiber nicht bis auf den Gürtel nackt wären, würde es schwer halten, sie von den Männern zu unterscheiden. Die Mannspersonen tragen überdem aber auch Degen, welche von der rechten Schulter herabhängen, oder sind mit Wurfspießen, Bogen und Pfeilen oder doch grossen Messern bewaffnet.

Die Negern an der Küste, welche den Europäern genau bekannt sind, haben keine Städte, sondern bloße Flecken und Dörfer, im Innern des Landes aber sollen, der Sage nach, große Städte seyn. Ihre Dörfer sind in der Runde gebauet, und die Hütten haben gleichfalls eine runde Form. Im Umkreise sind sie vierzehen bis funfzehn Ellen, aus Thon oder Erde aufgeführt und mit Palmblättern gedecket. Fenster und Thüren haben sie gar nicht, sondern eine Oeffnung, durch welche man auf allen vieren hindurch kriechen muß, dient ihnen statt beyder. Jeder Neger hat mehrere solcher Hütten, und nach Beschaffenheit seines Vermögens und Standes wohl dreyßig bis funfzig, von denen jede wieder zu einem besondern Gebrauch bestimmt ist. Zuweilen sind sowohl die Häuser als die Dörfer mit einer Verzäunung von Rohr, Pfahlwerk und Dornhecken umgeben. So sind die Wohnungen der

mei-

meisten Negern beschaffen, einige indessen, welche reich sind, bauen auf einigermaßen europäische Art viereckte lange Häuser, vor denen sich allezeit ein offnes Vorhaus befindet, in welchem sie Besuche annehmen, essen und andere Geschäfte verrichten. Die Wände dieser Häuser sind sieben bis acht Fuß hoch, aus Rohr oder Leim aufgeführt und von außen so wohl als innen mit einer fetten, mit Stroh vermischten, Erde überkleidet und weiß angestrichen. So einfach die Wohnungen sind, so einfach ist auch das Hausgeräthe, welches bloß in etlichen Küsten zu Aufbewahrung der Kleider, etlichen Töpfen und Kalabaschen, ein paar hölzernen Mörsern, das Getraide zu stoßen, einem Korbe, es zu sieben, und einigen Schüsseln, die Speisen darinnen aufzutragen, bestehet. Die Betten aber sind Matratzen, welche auf einen Haufen dicker Pfähle gelegt werden.

Speisen und Getränke sind nicht besser, als sie das schlichte Naturbedürfniß erheischet. Fleisch wird nur selten gegessen, Hirse aber, in Milch, Wasser oder Fleischbrühe gekocht, oder gestampft, in Kuchen geformt, und diese, wenn sie hart sind, mit Palmöl bestrichen, ist die gewöhnlichste Nahrung der Negern. Den Reis kochen sie zu einer Art Pillau, Mais aber wird noch grün auf Kohlen geröstet und gegessen. Uebrigens sind sie nicht so ekel, wie der polirte Europäer, dessen Ekel aber nicht selten auf bloßen Hirngespinnsten beruhet. Sie scheuen sich nicht, das Fleisch der Elephanten, Löwen, Krokodille, der Schlangen, und selbst die Heuschrecken zu essen, und haben also auch einen größern Ueberfluß von Fleischspeisen, als wir, denen ein von Jugend auf eingesognes Vorurtheil manche Thiere als unrein schildert. Die Unreinlichkeit, mit welcher sie essen, ist so groß, als der Ekel gegen das, was sie essen, klein ist. Die Speisen werden nur in

großen hölzernen Schüsseln auf eine auf der Erde ausgebreitete Matte gesetzt; keiner braucht Teller, Messer und Gabel, sondern er nimmt das Essen mit der Hand heraus, und reißt das Fleisch mit den Fingern entzwey. Ehedem tranken sie auch nur Wasser und Palmwein, aber nun sind sie durch die Europäer mit dem Branntewein bekannt, und so begierig auf denselben worden, daß sie ihre Kleider und ihre Kinder für denselben verkaufen.

Ohngeachtet der Landbau die vornehmste Beschäftigung für die Negern ist, so wird er doch nur äußerst nachläßig von ihnen getrieben, und sie haben wohl eher die Sämereyen, welche ihnen von den Europäern geschenkt wurden, verderben lassen, weil es ihnen zu weitläuftig war, daß sie dieselben erst säen sollten; eine Trägheit, die ihnen auch dadurch vergolten wird, daß sie, wenn die Erndte nur einigermaßen mißräth, beynahe verhungern müssen. Neben dem Landbau treiben diejenigen, welche an den Küsten oder Flußufern wohnen, auch das Fischerhandwerk. Sie haben Kähne von ausgehöhlten Bäumen, von denen die größten zehn bis zwölf Mann halten, und wohl dreyßig Fuß lang, aber kaum anderthalb Fuß breit sind. Sie fischen mit der Angel, oder schießen die Fische mit Pfeilen und Harpunen. Auch haben sie Netze, welche sowohl, als die Leinen, von einer haarigen, zu Faden gesponnenen Baumrinde gemacht werden. Die Fische werden getrocknet, aber nicht eingesalzen, daher auch die meisten stinkend werden, ehe sie noch zur gehörigen Trockenheit kommen. Die meisten sind dabey geübte Schützen, ob sie gleich zu ihrer Jagd nur Bogen und Pfeile gebrauchen.

Handwerke werden nur wenig getrieben, und die wenigen, welche sich damit abgeben, sind nicht im Stande, etwas Geschicktes zu verfertigen. Die

Schmie

Schmiede schlagen, gleich denen in Hindostan, ihre Werkstatt unter freyem Himmel auf. Ihre Werkzeuge sind ein kleiner Ambos, eine Zange, etliche Hämmer, eine Feile und eine Ziegenhaut, die ihnen statt Blasebalgs dienet. Das Eisen tauschen sie von den Europäern, und verfertigen ihre Pflugschaaren, Messer, Degen, die Spitzen zu den Assagaien, Pfeilen und Wurfspießen, nebst den Ketten für die Sklaven daraus. Diejenigen, welche die ledernen Säckchen verfertigen, in welche die Amulete gethan werden, machen auch Sättel, Zäume, Schilde und Köcher. Die dritte Art Professionisten sind die, welche die Wände zu ihren Häusern, die Töpfe und die Tabackspfeifen verfertigen. Weiber und Mädchen spinnen Baumwolle, und weben Zeuge daraus, die aber nur zwey bis vier Ellen lang, und fünf bis sechs Zoll breit sind. Doch weben die Oualofen baumwollne Tücher sieben und zwanzig Ellen lang und neun Zoll breit, welche entweder weiß bleiben, oder mit Indigo und andern Farben gefärbt werden.

Gelehrsamkeit darf man bey diesen rohen Söhnen der Natur nicht suchen; bey denen, welche Mohämedaner sind, ist indessen doch noch einiger Schulunterricht zu finden, indem sich da die Priester oder Marbuts mit demselben beschäftigen. Diese Negern haben ordentliche Schulgebäude, in welchen die Knaben Stücke aus dem Koran lesen lernen. Der Koran selbst ist selten: wer ihn ganz gelesen hat, erlangt den Rang eines Lehrers, und die Priester verkaufen die Abschriften davon um sehr hohe Preise. Unter den mohämedanischen Negern sind die Mandingos noch die am besten unterrichteten, alle aber hegen noch sehr viel heidnischen Aberglauben. Auch haben sie keine ordentlichen Metscheds, sie beten nur dreymal des Tages, und verunstalten sonst das Gesetz des Korans auf man-

mancherley Weise. Den Ramadan, oder die große Fasten, beobachten sie mit sehr vieler Strenge, so daß derjenige, welcher der Uebertretung überwiesen wird, eine derbe Tracht Stockschläge zu erwarten hat. Nach geendigter Fasten rufen sie das Tabaske aus; ein Fest, von welchem wir nachher mehr sagen werden. Wenn eine Mondfinsterniß ist, glauben sie, daß eine große Katze ihre Pfote zwischen den Mond und die Erde stecke, und hoffen auf die Ankunft des Propheten, den sie mit Gesang und Tanz erwarten. Die meisten Todesfälle halten sie für Hexenwerk, und Amulete sind bey ihnen sehr stark im Gebrauche. Diese Amulete, welche sie Grisgris nennen, bestehen in Papieren, auf welchen arabische Karaktere stehen, und welche in mancherley Formen zusammengelegt, und in rothes Tuch oder Leder eingenäht sind. Jedes dieser Grisgris hat seine besondere Wirksamkeit, das eine wider das Ersaufen, das andere wider den Schlangenbiß u. s. w. Einige helfen beym Schwimmen, beym Fischfang, mit einem Wort, sie dienen wider alles, und helfen zu allem, was sie fürchten und verlangen. Schlägt ihre Hoffnung fehl, so reden sich die Priester damit aus, daß sie vorgeben, der Grisgristräger habe ein ruchloses Leben geführt, und durch diesen Kunstgriff, dessen sich die Pfaffen von jeher mit dem glücklichsten Erfolge bedient haben, gelingt es ihnen, die Negern arm, sich selbst aber gar bald reich, zu machen, indem sie manchen Grisgris für vier bis fünf Ochsen verkaufen, und Abergläubige sich den ganzen Körper damit behängen. Diese Marbuts unterscheiden sich auch von den Laien, zwar nicht durch ihre Kleidung, aber doch durch verschiedene andere Dinge. Sie wohnen in einem eigenen Bezirke, sie verheurathen sich nur in ihrem Stamme, undenthalten sich von allen starken Getränken.

Bey

Bey den mohämedanischen sowohl, als den heidnischen Negern, (von der Religion der letztern weiß man fast gar nichts,) bedarf die Ehe keines heiligen Siegels, um gültig zu seyn. Hat ein Neger die Einwilligung von den Eltern seiner Geliebten, die er durch ein Geschenk an Vieh, Eisen, Glaskorallen und vorzüglich Branntewein gar leicht erhält, so darf er sie sogleich in sein Haus holen, und wenn er ihr nun gleich nach dem Empfang etliche Hausgeschäfte anbefohlen, so steht der völligen Vollziehung der Ehe weiter kein Hinderniß im Wege. Die Zahl der Weiber, welche einer haben kann, ist nicht vorgeschrieben, und reiche Neger haben deren oft hundert, von welchen aber nur eine den Namen der Ehefrau hat, ob sie gleich übrigens nicht einmal in Gegenwart des Mannes essen darf.

Wenn bey den Mohämedanern einer stirbt, so wird der Todesfall den Nachbarn durch ein lautes Geschrey bekannt gemacht, und diese kommen dann alle in die Hütte, um das Geschrey vermehren zu helfen. Nachher wäscht ein Marbut den Leichnam, und wickelt ihn in die beste Leinwand, welche der Verstorbene gehabt hat; die Verwandten treten um ihn herum, und thun tausend lächerliche Fragen an ihn, und die Sänger singen ein Klagelied. Der Körper wird gewöhnlich sogleich in der Hütte begraben, und dabey ein Pfahl aufgerichtet, an welchem die Waffen des Todten hängen. Neben den Pfahl setzen sie einen Topf mit Hirsebrey und einen mit Wasser, das Grab aber schließen sie mit einer Dornhecke ein. Ein wildes Fest macht den Beschluß der Leichenfeyerlichkeiten.

Ueberhaupt sind die Neger immer fröliche Geschöpfe, die Musik, Tanz und alle Arten von Vergnügungen lieben. Sie haben eine Menge musikalische Instru-

strumente, die zwar nur einen sehr geringen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, für Neger aber doch immer noch gut genug sind. Ihre Trompeten sind ausgehöhlte Elephantenzähne; ihre Trommeln hohle Baumstämme, die auf der einen Seite mit einem straffen Felle überzogen werden. Sie haben Flöten von Rohr, Lauten, die aus einem großen Kürbis gemacht, und mit sechs Saiten überzogen sind, ihr vorzüglichstes Instrument aber heiß Balafo, und wird folgendermaßen beschrieben: es steht einen Fuß hoch über der Erde, ist unten hohl und hat oben siebzehn hölzerne Wirbel. An diesen sind eben so viel Saiten von Drath befestigt, welche einen Fuß lang, und so dick als eine Federspule sind. Unten hängen zwey hohle Kürbisse, den Schall zu fangen, und zu verstärken. Der Spieler sitzt auf der Erde, und rührt die Saiten mit zwey Stöcken. An den Armen hat er eiserne Ringe mit Schellen, welche während des Spielens einen Klang geben. Dieses Instrument spielen die eigentlichen Dichter und Sänger, welche Gurioten heißen, und theils zu Ehren der Vorfahren verfertigte Nationalgesänge theils aus dem Stegreife singen. Wo der Balafo erschallt, läuft alles zum Tanze zusammen, der hier, wie überall bey Naturvölkern, unverstellter Ausdruck der Leidenschaften ist.

Einzelne Staaten.

So viel von den Negern in Senegambien überhaupt: eine Beschreibung der einzelnen Nationen, welche dieses Land bewohnen, wird uns noch mit mancher Sitte bekannt machen, oder uns von diesem und jenem umständlicher belehren, was wir bis jetzt nicht anführen, oder nur ganz kurz berühren konnten. Wir wollen die innern Gegenden des Landes zuerst beschreiben, und von da zu den Küstenländern, welche ungleich bekannter sind, fortgehen.

Das

Das Land Galam liegt auf beyden Seiten des Senegal, ohngefähr auf fünf und vierzig Stunden in der Länge, und ist an mehrern Erzeugnissen nicht unfruchtbar. Vorzüglich rühmt man das dasige Flügelwerk, dem an Güte in ganz Afrika keines vorzuziehen seyn soll. Die Einwohner werden als ein sehr unruhiges Volk geschildert, sind aber wenig bekannt, weil sie ihr Land äußerst selten verlassen. Sie haben einen König, Tonka genannt, seine Macht aber ist sehr eingeschränkt, weil jeder reiche Neger gern den König spielet. Die Mandingos haben wichtige Niederlassungen in Galam, und machen sogar eine Art Freystaat aus, der dem König nur in so weit gehorcht, als es ihm gut dünkt. Sie treiben starken Handel, und suchen dabey den Mohämedismus so sehr auszubreiten, als möglich. 1) Galam.

Der König von Galam wohnt in einer Art Stadt, Tuabo genannt, in deren Nachbarschaft sich schöne Marmorbrüche befinden. Eine andre Stadt ist Dramanet, am Senegal, wo die Franzosen ehedem ein Fort angelegt hatten. Die Einwohner dieser Stadt, deren Anzahl man auf viertausend schätzt, sind meist Kaufleute, deren Handlung sich bis nach Tombut in Nigritien, fünfhundert Stunden ins Land hinein, erstrecket. Sie ziehen Gold und Sklaven daher.

Bambuk ist ein Land von ziemlichem Umfange, gegen Süden von Galam, an dem Flusse Falema, welcher in den Senegal fällt, gelegen. Es ist fast durchgängig ein dürres unfruchtbares Land, hat aber ungeheuern Reichthum an Gold, Silber und Kupfer. Das Gold soll so gemein in diesem Reiche seyn, daß man es beynahe überall kaum etliche Zoll unter der Oberfläche der Erde findet. Auch gräbet man nicht tiefer, als einige Fuß, ob man gleich gefunden hat, daß die Adern immer ergiebiger werden, je tiefer sie gehen. 2) Bambuk.

gehen. Diese Leute sind so faul, daß, wenn sie das Gold von der Erde reinigen, sie nur die größten Stücken zurückbehalten, die kleinern aber mit dem Wasser zugleich weggießen. Auch halten sie das Gold für eine Art von boshaftem Wesen, das sich zuweilen eine Freude daraus mache, denen, die darnach suchen, einen Possen zu spielen, und, von dem einen Ort weg, an einen andern fortrücke. Wenn sie daher in ein paar Gefäßen voll Erde nichts von diesem Metalle finden, so sagen sie ganz gleichgültig: es ist davon gegangen, und gehen gelassen fort, ihr Heil in einer andern Gegend zu versuchen.

Bey seinem Golde hat Bambuk auch einige wundersame Gewächse und Thiere, wenn anders die Erzählungen davon die strenge Wahrheit enthalten. Dahin gehört eine Art von Erbsen, deren Stengel fünf bis sechs Fuß lang auf der Erde fortkriecht, und Schoten bringt, welche eben so viel Zoll lang sind, und graue marmorirte Erbsen von der Größe einer Flintenkugel enthalten. Ferner das Muskuskorn, oder Ambrette genannt, der Saamen einer Pflanze, die sich an einem Baum hält, und bis sechs Fuß hoch wächset. Die Blätter sind ein treffliches Mittel wider die Geschwulst, Quetschungen und Verrenkungen, und haben einen Ambrageruch. Ferner der Baum, welcher die Bambukbutter giebt. Dieser ziemlich grosse Baum hat eine Frucht, welche der Wallnuß gleicht, und einen ölichten wohlriechenden Kern in sich faßt. Dieser Kern wird dann zerstoßen, und in warmes Wasser gelegt, auf welchem sich dann ein Fett setzt, das den Geschmack von Speck hat. Zu den eigenen Thieren des Landes gehören die weißen Affen, die grünen Tauben und der Monoceros. Dieser Vogel hat die Größe eines Hahns, bunte Federn, einen krummen Schnabel, Adlersklauen, und zwo Federn

auf

auf dem Kopfe, welche in eine Spitze zusammengehen, daher sie auch, weil sie über vier Zoll lang sind, für ein wirkliches Horn gehalten worden sind.

Die Einwohner des Landes sind Mohämedaner, und von dem Stamme der Mandingos. Sie haben keinen König, sondern eine aristokratische Verfassung, indem jedes Dorf ein eignes Oberhaupt hat, welches sie Farim nennen, und welche alle zusammen dahin mit einander verbunden sind, daß sie, wenn dem Lande Gefahr droht, einer für alle, und alle für einen der Gefahr sich widersetzen müssen.

Nicht das Verlangen, die Welt- und Menschenkenntniß zu erweitern, sondern der Durst nach Golde war es, welcher die Europäer schon längst begierig machte, in das Innre dieses goldreichen Landes zu dringen. Sie waren lange nicht so glücklich, diesen Endzweck zu erreichen, sondern alle, denen es gelungen war, die Grenzen von Bambuk zu betreten, mußten sich, ohne etwas ausgerichtet zu haben, wieder davon entfernen. Der Chef der Franzosen in Senegal, Namens David, kam endlich 1740 auf den höllischen Einfall, die Gestade des Flusses Feleme, von welchem die Einwohner Bambuks ihre Nahrungsmittel zogen, durch einen Haufen Fulier verwüsten zu lassen. Ein so schreckliches Unternehmen setzte jenes unglückliche Land in das äußerste Elend; sein Gold schützte es nicht vor der Plage des Hungers, und die Einwohner mußten befürchten, umzukommen, als der Urheber ihrer Leiden ihnen den Vorschlag thun ließ, daß er ihnen Lebensmittel zu geben bereit sey, wenn sie ihm die Vergünstigung ertheilten, ihre Bergwerke zu erforschen. Das Gefühl des Hungers machte, daß die Einwohner von Bambuk mit Vergnügen in diesen Vorschlag willigten; aber dennoch blieb der ganze Entwurf ohne die gehofften Früchte, und es wurden den Franzosen

so viele Hindernisse in den Weg gelegt, daß sie ihren ganzen Plan fahren, und Bambuk ferner seiner Ruhe genießen ließen.

3) Oualo. Das Königreich Oualo oder Yolo liegt zwischen dem Senegal und Gambia, und tiefer ins Land hinein. Die Oualofen sind unstreitig die schönsten Leute in ganz Senegambien. Sie sind groß, regelmäßig gebauet, und ihr Wuchs ist ohne Fehler. Es ist etwas Unerhörtes, Lahme, Bucklichte, oder sonst Krüppel unter ihnen zu finden. Sie sind stark, und geschickt, die härtesten Beschwerden zu ertragen. Sie haben außerordentlich feine wolligte Haare, große lebhafte Augen, eine angenehme Gesichtsbildung, und eine glatte, sehr schwarze Haut, welche bey den Weibern eine Zartheit hat, von der in unsern Gegenden nichts Aehnliches zu finden ist. Weiber und Mädchen sind schön gebauet, und es giebt viele, welche selbst der ekelste Kenner für schön würde gelten lassen müssen, wenn ihm die schwarze Farbe nicht ein Hinderniß in seinem Urtheile machte. Die Männer tragen gewöhnlich nichts, als ein Stück Leinwand, welches sie zwischen den Beinen durchziehen, und mit einer Schnur befestigen: zuweilen haben sie auch wohl eine Pagne, d. i. ein Stück baumwollen Zeug, welches sie wie eine Art Mantel um sich werfen. Die Weiber tragen zwey solche Stücke Zeug, das eine mitten um den Leib bis an die Knie, das ander über den Kopf und die Schultern. Beyde Geschlechter sind von einer sanften, äußerst gutmüthigen Gemüthsart, allein so faul und träge, daß sie weit eher rauben und morden, als sich zu einer anstrengenden Arbeit bequemen. Manche verkaufen ihre eignen Eltern, Kinder, Weiber und Verwandte, und wenn durch ihre träge Art das Land zu bestellen, Hungersnoth einreißt, gehen sie selbst in die europäischen Faktoreyen, sich als Sklaven zu verkaufen.

kaufen. Dabey sind sie wollüstig im äußersten Grade, betrüglich im Handel, und so unmäßig, daß sie Branntewein wie Wasser saufen. Im Stehlen sind sie Meister, und kein europäischer Dieb, so ausgelernt er auch seyn mag, vermag es ihnen an Geschicklichkeit gleich zu thun. Sie treten im Nothfall mit den Füßen gegen die Sache, zu welcher sie Belieben tragen, und heben sie mit den Zehen bis an den Gürtel. Die Neigung zum Diebstahl, welche man unter ihnen entdecket, läßt sich mit ihrer Armuth, denn der Reichste hat nicht über vierzig Stück Vieh, drey Pferde und eben so viel Sklaven, und mit der Bereitwilligkeit, alles wegzugeben, was sie besitzen, entschuldigen. Ihre Lebensart ist ohngefähr so, wie wir sie schon vorhin im Allgemeinen beschrieben haben, die Wohnungen ausgenommen, welche eine etwas andere Einrichtung haben. Die Wände derselben bestehen aus genau zusammengefügtem Rohre, und werden durch in der Erde befestigte Pfähle unterstützt. Diese Pfähle, welche fünf bis sechs Fuß hoch sind, tragen eine eben so hohe runde Strohdecke, die oben spitzig zuläuft. Die Hütte hat keinen andern Fußboden, als die Erde, und zehn bis funfzehn Fuß im Durchmesser. Die einzige Oeffnung ist eine viereckte Thüre, welche aber sehr niedrig ist, und noch unten auf der Erde öfters eine über einen Fuß hohe Schwelle hat. Man muß sich also beym Hineingehen bücken, und den Fuß zugleich überaus hoch heben. An den Küsten, wo die Negern durch die Europäer schon etwas mehr Kultur erhalten haben, haben sie sich gewöhnt, ihre Hütten mit größerer Regelmäßigkeit anzulegen, so daß sie eine kleine Stadt mit vielen schnurgeraden Gassen ausmachen.

Die Oualofen sind zum Theil Mohämedaner, größtentheils aber Heiden, welche Bäume, Steine, Thiere u. s. w. göttlich verehren, also die Religion ha-

ben, welche man den Fetischendienst nennet, und welche überhaupt auf der Westküste von Afrika gebräuchlich ist. Sie haben mehrere Könige, unter denen die von Hoval, Kagor und Baol die bekanntesten sind. Diese Könige, wenn man anders diesen Titel an Wesen verschwenden darf, welche sich nicht scheuen, bey einem Matrosen um ein altes Hemd zu betteln, und wenn sie ein Faß Branntwein zum Geschenk erhalten haben, so lange saufen, bis sie gänzlich von Sinnen gekommen sind: so armselig indessen diese Negerfürsten sind, so herrschen sie doch unumschränkt über ihre Unterthanen, und werden so sklavisch von denselben verehret, als vielleicht kein Fürst, dessen Thron der größte Pomp umgiebt. Auch bestrafen sie die geringste Uebertretung ihrer Befehle mit dem Tode des Schuldigen und der Sklaverey seiner ganzen Familie. Um des geringsten Vergehens willen verkaufen sie ihre Unterthanen, und legen ihnen so viele Abgaben auf, daß keiner etwas für sich bringen kann. Der Stolz dieser Bettelfürsten ist ungeheuer, und wer sich ihnen nähert, muß es mit einer Ehrfurcht thun, als wenn er dem Kaiser von Sina den Hof machen wollte. Dafür aber putzen sich diese Majestäten auch stattlich heraus, vorzüglich wenn sie Europäern Audienz ertheilen, da sie einen blauen oder rothen Tuchmantel umhangen, sich mit Elephantenschwänzen, Glasperlen und Schellen behängen, eine Mütze mit Ziegen- oder Gemshörnern auf dem Kopfe, und die Tobackspfeife im Munde haben. Bey dem allen haben sie doch verschiedene Staatsbediente, wenigstens nennen uns Reisende den Kondi, oder Oberbefehlshaber der Truppen, den Jerafo, oder Oberrichter, und den Alzari, oder Schatzmeister. Die Justiz geht hier sehr geschwind: wer des Diebstahls überführt wird, wird zum Sklaven verkauft, und wer eines Verbrechens beschuldigt ist, dessen

dessen man ihn nicht überweisen kann, muß dreymal an ein glühendes Eisen lecken.

Im Lande der Qualofen verdient einige Beschreibung fürs erste die Insel Senegal, im Reiche von Hoval. Diese Insel liegt drey französische Meilen von der Mündung des Flusses Senegal, und ist im Grunde nichts, als eine große Sandbank, deren Oberfläche fast mit dem Wasser des Flusses gleich ist. Die Hitze ist auf diesem brennenden Sande so außerordentlich heftig, daß die Negern gleich den Hunden die Zunge hervorstrecken müssen, wenn sie bequem Odem holen wollen. Diese erstaunliche Hitze aber ist auch die Ursache, daß die Kunst des Menschen dem dürren Sande Fruchtbarkeit hat abzwingen können, wenigstens ist es den Franzosen gelungen, mehrere sehr einträgliche Gärten hier anzulegen, in welchen, außer den einheimischen Landesfrüchten, auch noch in der Regenzeit die meisten europäischen Garten- und Küchengewächse gezogen werden. Der Feigen- und Granatbaum, ja selbst der Weinstock, tragen die vortrefflichsten Früchte, und der Boden, so sandigt er auch ist, bringt dennoch alles so leicht hervor, daß viele Gewächse etlichemal in einem Jahre Früchte tragen. Außerdem aber bringt die Insel nichts von Gewächsen hervor, als ein sehr sparsames Gestrüppe, einen stachlichten Baum, den die Negern Niotoutt nennen, und der das unter dem Namen, Bdellium, bekannte Gummi erzeuget, und den Manglebaum, dessen Zweige wieder in der Erde Wurzel schlagen, so daß ein einziger dieser Bäume eine Laube von ziemlichem Umfange bildet. Federvieh ist hier außerordentlich häufig, die Schweine vermehren sich stark, der Fluß ist so fischreich, daß zuweilen die Fische mit der Hand gefangen werden können, und wer ein Liebhaber der Jagd ist, kann kleine Wasserhühner, Schnepfen, Insel Senegal.

Lerchen, Krammetsvögel und Ortolane in Menge schießen.

Die Anzahl der freyen Negern, welche diese Insel bewohnen, mag sich auf dreytausend belaufen. Die Franzosen ließen sich 1638 auf dieser Insel nieder, und erbauten ein Fort, das ihnen in dem vorletzten Kriege von den Engländern weggenommen, und diesen letztern in dem Frieden von 1762 abgetreten wurde, in dem Pariser Frieden 1784 aber wieder an Frankreich zurück gegeben wurde. Dieses Fort liegt in der Mitte der Insel, und ist meist durch seine vortheilhafte Lage befestigt. Der Statthalter der andern französischen Besitzungen in Senegambien hat hier seinen Sitz.

Insel Sor. Gegenüber dieser Insel, am östlichen Ufer des Flusses, liegt die Insel Sor. Auch sie hat einen sehr sandigen Boden, dessen Fruchtbarkeit aber außerordentlich ist. In der Mitte der Insel sind einige sanfte Anhöhen befindlich, welche mit Gummibäumen und andern stachlichen Bäumen bewachsen sind. Sie ist rundum mit Gehölze umgeben, durch welches ein Weg gehet, der oft so elend ist, daß man sich mit Händen und Füßen durcharbeiten muß. Wenn die Ackerarbeit bey den Einwohnern des Dorfs Sor ihren Anfang nimmt, ziehen sie mit ihrem Oberhaupte unter Gesang und Tanz auf das Feld. Einige tragen Trommeln und Flöten, andere haben ein kleines Grabscheit in Gestalt eines halben Mondes, mit einem in der Mitte gebogenen Stiele, in der Hand, welcher so lang ist, daß sie sich nicht bücken dürfen. Nach einem kurzen Tanze von einigen Augenblicken fangen diese an, ohne aus dem Takte zu kommen, mit ihren Grabscheiten das Unkraut aus der Erde herauszuwerfen. Während dieser Arbeit richten sie ihre Bewegungen so genau nach dem Takte der Instrumente ein, daß man sie für nichts,

als

als Sänger und Tänzer ansehen sollte. Zween Tage darauf wird das Feld zum zweytenmale bearbeitet, welches darinnen besteht, daß sie mit eben diesem Grabscheit einige Löcher machen, in welche sie so viel Hirsekörner, als sie mit den Fingerspitzen fassen können, werfen, welche sie dann sogleich wieder zudecken, indem sie die Erde mit dem Fuße darüber scharrren. Ist dieß vorbey, so überlassen sie das Uebrige dem Regen, und nehmen bis zur Erndte von ihren Feldern Abschied.

Die Insel Griel ist mit Mangle- und Affenbrodbäumen bedeckt, und besteht meist aus einer flachen Ebene, die in der Regenzeit unter Wasser steht. Es sind verschiedene Dörfer darauf, deren Einwohner genöthigt sind, unter freyem Himmel auf ziemlich hohen Betten zu schlafen, um vor den Muskiten und andern Mückenarten sicher zu seyn, die auf dieser Insel sehr gemein sind. Ihre Betten bestehen aus einer doppelten sehr dicken Flechte, welche auf vier Pfählen acht bis neun Fuß über der Erde ruhet, und auf Sprossen bestiegen wird, die wie eine Leiter zwischen zwey von den vier Pfählen angebracht sind. Sobald die Sonne untergegangen ist, und die Mücken also zum Vorschein kommen, begeben sich die Negern auf diese Altane. Hier essen sie dann zu Abend, und halten ihre Unterredungen mit einander bis in einen guten Theil der Nacht hinein. Insel Griel.

Der König von Hoval führt den Titel Brak, und wohnt tiefer im Lande an einem Orte, welcher Jngherbel genannt wird. Seine übrigen Staaten sind so unbekannt, als er selbst und seine Regierung.

Der Staat von Kagor ist ein andres Reich der Dualofen. Man weiß, daß es fruchtbar an Hornvieh, Hühnern, Wildpret und Fischen ist. Merkwür-

dig darinnen ist das grüne Vorgebirge, welches im funfzehnten Jahrhundert von den Portugiesen entdeckt ward, und seinen Namen von den darauf befindlichen immer grünenden Bäumen erhalten hat. Es geht ziemlich tief ins Meer hinein, und der doppelte Berg, der es ausmacht, wird auf eine halbe Stunde in der Breite geschätzet. Das Land da herum ist allenthalben sandig, und es wächst nicht das geringste Grüne darauf, als eine Strauchart und kleines Gras. Doch giebt es auch einige Waldungen von Palmenbäumen, in welchen viele guineische Aloe wächst, von der die Negern gute Seile verfertigen. Nicht weit von diesem Vorgebirge liegt die Insel Goree, die ein Sechstheil einer Meile lang ist, und aus einer niedrigen Erdzunge und einem kleinen steilen Berge bestehet. Da die Luft hier beständig vom Winde abgekühlt wird, so genießt man bey aller Hitze des Klimats einer frischen gemäßigten Luft. Sie steht eigentlich unter der Botmäßigkeit des Königs von Kagor; die Holländer hatten ehedem zwey Forts darauf, wurden aber von den Franzosen herausgejagt, die im vorletzten Kriege den Engländern weichen mußten, im Pariser Frieden aber wieder zum Besitz ihrer Niederlassung kamen. Einer der französischen Direktoren hat die Insel nicht nur zu einer wichtigen Festung gemacht, sondern sie auch mit verschiedenen schönen Gebäuden gezieret. Er hat Wasserquellen erdeckt, die Gärten mit Obstbäumen besetzt, und Goree aus einer dürren Sandinsel in einen angenehmen Ort verwandelt. Die Festung liegt auf dem Berge, und ist mit vieler Kunst erbauet. Sie hat hundert und vierzig Kanonen, und kann nicht leicht anders, als durch Ueberschwemmung oder Hunger erobert werden. Die Statthalterschaft von Goree erstreckt sich über Kagor und andere Staaten bis an Guinea hinunter, in einer Strecke von mehr als dreyhundert

J. Goree.

Stun-

Stunden. Die davon abhängenden Faktoreyen werden von den Negerfürsten, in deren Gebieten sie liegen, vertheidigt. Sie sind in den besten Gegenden so nahe am Ufer des Meeres, als möglich, angelegt, und die Einwohner der Gegend bringen, was sie haben, zu verkaufen dahin.

Auf dem festen Lande liegt **Rufisko**, ein schönes großes Dorf in einer sehr reizenden Lage. Die Häuser, obgleich nach Art der Schwarzen erbaut, d. i. von Rohr und Palmblättern, sind groß und bequem. Die Franzosen haben hier eine wichtige Faktorey, und das Dorf ist einer der vornehmsten Orte im Königreich Kagor, wo sich viele königliche Beamte aufhalten. Die Gegend hat einen Ueberfluß von Vieh, Geflügel und Fischen. **Makaya**, ein andres Dorf, ist eine der Residenzen des Königs von Kagor, welcher Damel genennet wird. Dieser Fürst wohnt hier in einer Hütte, an welcher die erste zum Vorhof führende Thüre so niedrig und enge ist, daß man sich bücken und schmiegen muß, um durchzukommen. Seine Armee besteht aus zwölfhundert Mann, die mit Säbeln, Bogen und Pfeilen bewaffnet sind, und Panzerhemden tragen, welche aus zwey Stücken Zeug bestehen, auf welche arabische Talismane gewirkt sind.

4) Serären.

In und an den Grenzen von Kagor wohnen die Serären, die aber dem König von Kagor nicht unterworfen sind, sondern eine republikanische Verfassung haben. Man rühmt ihre Ehrlichkeit, Gastfreyheit, Höflichkeit und Freygebigkeit, fürchtet sich aber auch vor ihrem Hasse, der unauslöschlich ist, und von Geschlecht zu Geschlechte forterbt. Bey den übrigen Negern werden sie verachtet, und es ist ein Schimpfwort, einen Serär zu nennen. Indessen bauen sie

doch das Land mit weit größerm Fleiße, als die übrigen Negern, und scheinen von vielen Lastern frey zu seyn, welche unter diesen herrschen.

5) Mandingos.

Am Gambiaflusse wohnen die Mandingos, die zahlreichste von den an demselben ansäßigen Nationen, und zugleich auch die polizirteste in ganz Senegambien. Das Land, welches sie bewohnen, ist schöner als eins in dieser Gegend; und bringt vorzüglich am Gestade des Stromes fast alle Erzeugnisse ohne alle Bearbeitung von selbst hervor. An trocknen Orten wachsen hier die herrlichsten Früchte, mit Maniok, Pataten und Ignamewurzeln vermengt, und in feuchtem Boden stehen Wälder von Bananasbäumen, deren Wurzeln mit Pfeffer und Ingwer umgeben sind.

Die Mandingos benutzen indessen dies Land nicht auf die beste Weise, sondern der allgemeine Fehler aller Negern, die Faulheit, ist auch ihnen gemein. Wenn sie nicht der Trieb der Selbsterhaltung dazu nöthigte, würden sie ihre Felder unbestellt liegen lassen; denn ihr ganzer Landbau ist ein lebendiges Gemälde der Trägheit. Sie ziehen auch Vieh auf, als Rinder, Ziegen und Schafe, Fischerey und Jagd aber würde sie zu sehr in ihrer Bequemlichkeit stören. Sonst sind es muntre lustige Leute, die alle Arten von Vergnügungen lieben, und nicht selten bis zum Uebermaaß darinnen ausschweifen. Lebensart und Kleidung ist nicht von den übrigen Negern verschieden, ihre Hütten aber sind weit besser gebauet, welches auch wohl daher rühren mag, daß sie etwas von den Portugiesen angenommen haben, die ehemals Kolonien hier hatten. Die Wände an diesen Hütten sind aus wohldurchgearbeitetem Leimen gemacht, das Dach ist von Stroh, rund, und geht bis auf eine zweyte kleine Wand herunter,

unter, die so hoch ist, daß man sich darauf lehnen kann. Die Weiber fühlen hier das Joch der drückendsten Sklaverey, müssen ihren Männern auf den Knien zu trinken reichen, und, während diese der Ruhe pflegen, die Fliegen von ihnen verscheuchen. Diese tiefe Unterwürfigkeit der Weiber scheint sich nicht gut zu vertragen mit dem unter den Mandingos herrschenden Brauche, daß der Neger seine künftige Frau entführet, und durch alle mögliche Liebkosungen sie zu besänftigen suchet, wohl aber damit, daß sich es Väter und Ehemänner zur Ehre anrechnen, wenn Weiße mit ihren Töchtern und Weibern das Bett theilen.

Die Mandingos bekennen sich, wie schon gesagt worden, zur mohämedanischen Religion, die aber durch Einmischung heidnischer Zusätze sehr verunstaltet worden ist. Die noch Götzendiener sind, sollen, wie erzählt wird, eine Art Gottheit, **Mumbo Jambo** genannt, verehren, welche mehr eine Geburt der Politik, denn des Aberglaubens wäre, weil es ein Schreckbild ist, durch welches sie ihre Weiber in Furcht erhalten. Man überredet diese nämlich, daß Mumbo Jambo Acht habe auf alle ihre Handlungen, die verborgensten ihrer Vergehungen sehr, und früher oder späte keine davon ungestraft lasse. Der Götze erscheint sichtbar bey Nacht bekleidet mit einem langen weiten Rocke und einer hohen spitzigen Mütze, und in seinem Bauche ist ein Neger verborgen, der die Rolle des Gottes spielet Nicht alle Mandingos wissen dieß Geheimniß, und diejenigen, die davon unterrichtet sind, haben einen theuern Eid auf sich, es nie zu entdecken.

Sie stehen unter verschiedenen Königen oder Oberhäuptern, die im Aeußerlichen durch nichts von dem gemein-

gemeinsten Neger unterschieden sind, als durch die last Talismane oder Gris-gris, mit denen sie sich behängen. Die Verehrung des Volks gegen diese Könige ist so groß als bey andern Negernationen. Selbst die Bäume des Landes sind ein Eigenthum des Königs, und niemand darf sich unterstehen, zu erndten, oder die Palmbäume anzuzapfen, ohne vorher Erlaubniß vom König erhalten zu haben. Wollen die Europäer Sklaven, so dürfen sie sich nur an diese Fürsten werden, die sogleich Bewaffnete in die Dörfer schicken, und alle Einwohner, welche sie überraschen können, wegfangen lassen. Sind aber diese Kerls zu schwach, und werden sie selbst, von den Einwohnern gefangen, vor den König gebracht, so leugnet nicht allein dieser das ganze Vorhaben, sondern er läßt nun, um doch seinen Gewinn nicht einzubüßen, die Angeklagten selbst als Sklaven verkaufen. Der Sklavenhandel macht auch einen der wichtigsten Artikel bey den Mandingos, nebst dem Wachs, welches in erstaunlicher Menge von einer kleinern Art Bienen, als die unsrigen, an den Ufern der Gambia bereitet wird.

Unter den Mandingos leben viele schwarze Portugiesen, deren Urväter wirkliche Portugiesen waren, sich aber mit Negerinnen verheyratheten, und so endlich eine schwarze Nachkommenschaft hervorbrachten. Sie möchten gern sowohl für Weiße als Christen angesehen seyn, weil sie sich durch einen portugiesischen Priester taufen und trauen lassen, der zu dem Ende jährlich einmal von einer Insel des grünen Vorgebirgs herüberkömmt, wiewohl sie übrigens auf beyde Benennungen keine Ansprüche haben, denn erstlich stehen sie den Negern an Schwärze nur wenig nach, und dann läuft ihr ganzes Christenthum dahin aus, daß sie einen großen Rosenkranz um den Hals, und, wo

mög-

möglich, Degen, Mantel, Hut und Dolch tragen. Uebrigens sind sie unwissend, rachgierig und betrüglich, daher sie von den Christen so sehr als von den Mohämedanern gehaßt werden. Ein nimmer rastender Handelsgeist ist der einzige ihrer Vorzüge; auch treiben sie starken Handel mit den Waaren des Landes, als besonders mit Sklaven, und dienen den Engländern und Franzosen als Faktore.

6) Fulier.

Auch wohnet unter den Mandingos ein Stamm der Fulier, welche mohrischen Ursprungs und ein gutes, arbeitsames, gastfreyes Volk sind. Diese Güte des Karakters, die sich auch gegen die Negern an den Tag legt, macht auch, daß ihnen die Negerfürsten gern Land zum Anbau überlassen. Sie bauen viel Reis, türkischen Weizen, Hirse, Tabak und Baumwolle. Ihre Heerden sind zahlreich, und sie sind die einzigen Einwohner Senegambiens, welche Butter machen, und gutes Vieh zum Verkauf haben. Der gewöhnliche Preis für eine Kuh ist eine bis zwey Stangen Eisen. Gewöhnlich erbauen die Fulier ihre Dörfer nahe bey den Dörfern der Mandingos, und in einem weit bessern Geschmack als die Negerdörfer. Die Häuser darin sind rund, regelmäßig gebauet, und machen ordentliche Gassen. An der einen Seite des Dorfs ist eine Umpfählung, in welche das Vieh des Nachts getrieben wird. Jedes Dorf hat seine besondre Obrigkeit, welche mit einer, in diesen Gegenden beyspiellosen Gelindigkeit zu regieren pflegt. An der Gambia liegt auch Albreda, ein französisches Komtoir, welches mit Gräben und neun bis zehn Schuh hohen Pallisaden umgeben ist, für den Sklavenhandel aber eine sehr vortheilhafte Lage hat. Gegenüber auf einer Insel des Gambia liegt St. James, den Engländern gehörig, ein regelmäßig befe-

befestigter Ort mit dreyhundert Mann Besatzung. Jilfray, Bintam, Jereja, Joar sind englische Komtoirs in dieser Gegend.

Ein eignes Volk der Fulier wohnt am Senegal, in einem großen Lande, das von Morgen gegen Abend sich fast auf zweyhundert Stunden erstrecket, und sehr stark bevölkert ist. Auch hat es meist überall einen sehr ergiebigen Boden, und wenn die Fulier nur einigermaßen arbeitsam wären, so würden sie einen sehr einträglichen Handel mit den Produkten ihres Landes treiben können. Indessen sind sie doch fleißiger als ihre Nachbarn die Oualofen; sie bauen Hirse, Taback und Baumwolle, ziehen Ochsen, Kühe und Schafe auf, und ihre Lebensart ist schon gewissermaßen etwas verfeinert. Die Jagd ist ihre Lieblingsbeschäftigung, und für Tanz und Musik sind beyde Geschlechter leidenschaftlich eingenommen. Der Fürst, welcher sie beherrscht, führt den Titel Siratik, und ist immer der mächtigste in diesen Gegenden, wenn sein schönster Pallast gleich nur in einer Menge Hütten bestehet, die mit einer Verzäunung von geflochtnen Rohrstäben umgeben, und mit einer schlechten Hecke umzäunet sind. Glaubt man den französischen Berichten, so herrscht an dem Hofe des Siratiks eine Pracht, die man in Senegambien eben nicht erwarten sollte. Er kann auch eine zahlreiche Armee ins Feld stellen, die zum Theil mit Feuergewehr bewaffnet, und mit mehr disciplinirter Tapferkeit fechten soll, als irgend ein Heer auf der ganzen Westküste von Afrika.

7) Flüps.

Flüps nennen einige Reisende eine Negernation, die innerhalb des Landes zwischen den Flüssen, Gambia und Kachao, wohnet. Diese Leute werden als kühn, wild und grausam geschildert, so daß sie, wenn ihnen ein

ein Weißer in die Hände fällt, denselben ohne Verschonen auffressen sollen. Auch sagt man, daß sie Todfeinde der Mandingos und so fest mit einander vereinigt sind, daß diese sie nicht überwältigen können, wenn sie gleich weit zahlreicher sind. Ihr Land sollen sie ziemlich gut benutzen, und besonders viel Hirse und Reis erbauen. Eine ordentliche Regierungsform soll nicht unter ihnen eingeführt, sondern der Reichste und mächtigste ihr Beherrscher seyn.

Ein besondres Königreich machen die Inseln Bissao, welches sich zugleich auch über ein Stück der Küste des festen Landes erstrecket. Die größte der Insel giebt dem ganzen Staate den Namen, und hat ohngefähr dreyßig bis vierzig Stunden im Umfange. Die Aussicht derselben ist unvergleichlich; das Land erhebt sich in der Mitte der Insel, und diese selbst ist gewissermaßen nichts als eine große Wiese, auf welcher hie und da kleine Gehölze von Palmen-Citronen- und andern Bäumen zerstreut sind. Die Häuser stehen nirgends so nahe beysammen, daß man sie ein Dorf nennen könnte, sondern liegen zerstreuet, und sind mit den Pflanzungen des Eigenthümers umgeben. Das fette Erdreich bringt alle Bedürfnisse des Lebens in reichem Maaße hervor, und das Vieh gedeiht ausnehmend, doch halten die Einwohner keine Schafe, Pferde und Schweine, die Kühe aber brauchen sie statt Reitpferden. 8) Königr. Bissao.

Diese Insel ist in neun Provinzen abgetheilt, deren Statthalter sich Könige nennen, der König von Bissao aber giebt sich den Titel, Kaiser. Er hat eine unumschränkte Gewalt über seine Unterthanen, die sich auch auf die Europäer erstreckt, welche in seinen Staaten wohnen. Sein Pallast liegt nicht weit von dem Ha-

fen

sen der Insel, und besteht aus einem unordentlichen Haufen von Hütten. Der Thron von Bissao ist nicht erblich, sondern einer aus den Statthaltern der Insel wird zum Nachfolger des Verstorbenen gewählet. Diese Wahl geschieht auf folgende sonderbare Weise: die Kronprätendenten versammeln sich in einem Kreis um den Sarg des Verblichenen, welcher aus leichtem Rohre bestehet; etliche Sklaven werfen ihn in die Höhe, und derjenige, auf welchen er fällt, besteigt nunmehr ohne Umstände den Thron. Die Einwohner von Bissao sind fast immer in Kriege mit andern Negern verwickelt, die aber meist nur in Streifereyen von fünf bis sechs Tagen bestehen. Wenn der Monarch zum Kriege entschlossen ist, wird ein Signal durch den Schlag eines Hammers auf ein Stück leichten Holzes gegeben, davon man den Schall sehr weit hören kann. Nach diesem gegebenen Zeichen versammeln sich die Krieger an einem bestimmten Orte, und wer nicht erscheint, wird zur Sklaverey verurtheilet. Es geschieht selten, daß der König in eigner Person die Armee anführt, sondern er läßt die Fetischen durch seine Priester um Rath fragen; und wenn die Antwort nach seinem Gefallen ausfällt, so schiffen sich die Truppen ein, und der Marsch wird so eingerichtet, daß sie während der Nacht auf des Feindes Grund und Boden ankommen. So wie sie den geringsten Vortheil erhalten, schreiben sie sich den Sieg zu, und jeder, der dabey gewesen ist, prahlt dann lange von den Thaten, die er nicht gethan hat.

Kachao Port.

Auf der Nordseite der Bissaoinseln liegt die Stadt **Kachao**, welche den Portugiesen gehört. Die Häuser dieser Stadt, in welcher eine kleine Besatzung meist aus portugiesischen Uebelthätern bestehend lieget, haben nur ein Stockwerk, und sind in der Regenzeit

genzeit mit Blättern vom Baumwollbaume, bey trockner Witterung aber nur mit Leinwand bedecket. Die Einwohner sind meist vermischten Herkommens und viele so schwarz, daß man sie von den wirklichen Negern nicht unterscheiden kann. Ihre Farbe aber schützt sie nicht für den Beleidigungen der Neger, denn sogar dann, wenn sie außerhalb der Festung Wasser holen wollen, sehen sie sich genöthigt, eine Soldatenwache mitzunehmen. Doch wohnen einige heidnische Neger in der Stadt, welche ihre Sitten meist von den Portugiesen entlehnt haben. Selbst in der Festung ist es äußerst gefährlich, bey Nachtzeit auszugehen, denn da giebt es eine Art von Banditen, welche sehr gefährlich sind. Diese Art Leute tragen über den Kleidern einen kleinen ledernen Schurz, der einen Küras bedeckt. Dieser Schurz ist voll Löcher, worinnen Pistolen und Dolche stecken; den linken Arm haben sie mit einem kleinen Schilde bedeckt, unter welchem ein langer Degen hängt. Zu allen diesen Waffen nehmen sie noch einen kurzen Karabiner, mit zwanzig bis dreyßig kleinen Kugeln geladen, nebst einer Gabel, das Gewehr beym Schießen aufzulegen. Bleibt der den sie ermorden wollen, nicht auf der Stelle, so geht der Mörder zu ihm, ermahnt ihn ein Ave Maria zu beten, und giebt ihm mit dem Degen oder Dolche vollends den Rest. Die Patrouillen helfen diesen Unordnungen nur wenig ab, denn da die Soldaten selbst aus dem Spitzbubenhandwerke abstammen, so ist man nicht sehr durch sie gesichert. Auch die Häuser sogar sind nicht sehr sicher, und das einzige Mittel wider nächtliche Ueberfälle besteht darinnen die ganze Nacht Laternen zu brennen, europäische Hunde zu haben, denn die hiesigen bellen nicht, und die Bedienten wachen, und auf jedermann, der verdächtig ist, Feuer geben zu lassen. Portugall zieht übrigens

wenig Vortheil von dieser Niederlassung, die beynahe gar keinen Handel treibt, und bey allen benachbarten Negernationen verhaßt ist.

Dieß ist das Merkwürdigste, was sich von Senegambien sagen läßt; die weite Küste des Kaffernlandes, zu deren Beschreibung wir nun übergehen, beut uns noch weit mehr interessante Gemälde dar.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0348
DFG

VI.

Kaffernland nebst der Küste Zanguebar und Ajan.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0349
DFG

Wahrscheinlich würden die Küsten, wie das Innere dieses Landes, noch lange Zeit in Dunkel und Fabeln geblieben seyn, wenn wir es nicht dem kühnen Eroberer von Indien Bartholomäus Diaz, zu verdanken hätten, der unter allen europäischen Nationen der erste war, welcher Entdeckungsreisen unternahm, um die Reichthümer und die Macht der Portugiesen unter einem fremden Himmel zu vergrößern. Unbekannt mit dem Gewässer, das sie zu durchschiffen hatten, wo Gefahren an Gefahren ihnen den Tod mehr als einmal zu verkündigen schienen, gelang es ihnen endlich, an einem Vorgebirge zu landen, welches ihnen die Hoffnung, nach Indien zu kommen, aufs neue bestätigte, und dem sie in der Folge, da sie die Vortheile für ihre Schiffahrt einsahen, den Namen des Caps der guten Hoffnung gaben. Aber immer noch bildete man sich ein, das Land wäre von Menschen bewohnt, die Menschen gleich den wilden Thieren anfielen und aufzehrten, und getrauete sich nicht, aus dieser Furcht, auszusteigen, und das Innere des Landes in Augenschein zu nehmen. Nur den Holländern war der Besitz dieses Landes und der Nutzen von dessen Produkten vorbehalten, wie wir weiter unten umständlicher zeigen werden.

Allgemeine Landesbeschaffenheit.

Da es uns hier um eine allgemeine Beschaffenheit des Landes zu thun ist, und hierunter nicht bloß das Vorgebirge der guten Hoffnung, sondern alle die Gegenden darunter verstehen, welche sich um die Spitze von Afrika wie in einen halben Mond, lenken; so versparen wir auch die kleinen Abweichungen bis an den Ort, wo sie vorkommen, und sprechen jetzt von dem Lande der Kaffern überhaupt.

Gegen Abend gränzet es an die Küste von Kongo, gegen Morgen an die Küste Zanguebar, gegen Mitternacht an Aethiopien, und gegen Mittag an den indischen Ocean, in einer Länge von dreyhundert und in der Breite von achtzig Meilen. Der gemeinen Eintheilung zu Folge, versteht man darunter eine dreyfache Abtheilung, nemlich in die östliche, südliche und westliche Kaffernküste; unter welcher letztern man das Land der Hottentotten verstehet. Bey einer so verschiedenen Lage und Abtheilung kann nothwendig auch das Klima nicht überall dasselbe seyn, ob gleich diese Abweichung nicht genau bestimmt werden kann, weil es dem Lande an den Mitteln fehlt, Nachrichten zu sammlen, oder noch mehr, die Bekanntschaft mit dem Lande selbst, lange noch nicht zu der Höhe gekommen ist, wo man wissen kann, wie es an jedem Ort dieses Landes aussieht, und wer die Bewohner sind, die unter diesem Himmelsstrich leben. Ueberhaupt genommen ist die Luft mäßig, und, wie die Erfahrung lehret, für die Europäer erträglich. Hegt das Land in seinem Innern auch Wüsten und öde Gegenden, so sind es doch nicht jene brennende Sandwüsten, die wir bey Sara und Biledulgerid gefunden haben, so sind es doch immer nur menschenleere Plätze, die manche nützliche Produkte und manche Güter des Genusses verborgen halten, wenn sie nur unter günstigen Umständen aufgesucht und benutzt werden könnten. Es ist also hier in dem Lande der Kaffern ein gemäßigtes Klima; von der Mitte des Monat May bis zur Mitte des Augusts ist die einzige unangenehme Zeit; nicht wegen vorzüglicher Kälte, wiewohl Hagel bisweilen fällt, Schnee aber niemals; wohl aber macht der anhaltende Regen die Luft empfindlich unangenehm, nebst den Winden, welche auch die Ursache sind, daß die holländischen Schiffe zu der Zeit nicht in die Tafelbey auf dem Vorgebir-

ge

ge einlaufen können, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, von der Gewalt der Wellen und der Macht der Stürme zertrümmert zu werden. Dagegen ist es weiter hin nach dem Lande der Hottentotten, ganz anders mit der Witterung beschaffen. Der Winter geht vom März bis in den Herbstmonat, und in dieser Zeit ist das Land fast immer in Nebel gehüllt; die Nordwestwinde herrschen, es fällt starker Regen, das Wetter ist alsdann kalt, rauh und unangenehm jedoch nie strenger als etwa in Deutschland im Herbste. Das Wasser gefriert, aber sehr wenig, und der erste Sonnenblick löset es sogleich wieder auf. Im Sommer ist die Hitze freylich empfindlich, und die Europäer auf dem Cap empfinden diesen Uebelstand nur zu sehr. Donner und Blitz sind sehr selten, ausgenommen um dem Wechsel der Jahreszeiten, allein die schädlichen Wirkungen desselben sind hier fast ganz unbekannt,

Unter die seltsamen Lufterscheinungen, und die hier einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Witterung und auf den Zustand des Meeres hat, gehört die **Wolke**, welche ordentlich die Tafel und Teufelberge verdeckt, und die ihren Grund in den heftigen Südostwinden hat. Sie erhebt sich ganz allmählig in die Höhe, und wächst gleichsam so lange, bis sie dem Auge diese genannten Berge völlig entziehet. Ob sie schon keinen Regen in sich fasset, manchmal aber entdeckt sie eine große Nässe, da sie dunkler von Farbe ist, und einen ununterbrochenen Wind unterhält, der in kurzen Absätzen wüthet. In ihrem ordentlichen Zustande aber behält der Wind seine erste Wuth einige Tage, ja wohl einen Monat lang, ungeschwächt fort; bis sie sich endlich eben so langsam wieder erhellet, durchsichtig wird, und also auch der Wind völlig wieder aufhöret. Es ist leicht zu erachten, daß diese

Erscheinung allemal ein neues Schrecken verursachet, weil die Heftigkeit seines Erfolges den Matrosen nur zu öftere und zu traurige Beyspiele gegeben hat.

Dieser Berg ist nebst dem Löwen-Wind, Tyger-Piquetberge, wenigstens durch diese seltsame Erscheinung, vorzüglich berühmt; allein er ist nicht der einzige in diesem Lande, wie wir oben gezeigt haben und gewiß sind ihrer noch weit mehrere, auf die noch kein menschliches Auge gefallen ist. Selbst die sogenannten Schneeberge auf der Nordseite von Kamdebo, daher so genannt, weil sie zur Winterzeit und, auf den höchsten, sogar einen Theil des Sommers mit Schnee bedeckt bleiben, sind nur wenig bekannt, und nur die niedrigen werden das Jahr hindurch bewohnt, aus die höhern aber ist man theils noch gar nicht gekommen, theils herrscht auf manchen eine so starke Kälte, daß die Kolonisten genöthiget sind, sich in die Ebenen zu begeben. Die oben genannten drey Berge, liegen in der Gegend vom Kap, nahe an der Tafelbay, und umringen das Tafelthal, wo sich die Kapstadt befindet. Tafelberg nennt man ihn, weil sein Gipfel von weitem flach scheint, und bald das Ansehen einer Tafel hat; dabey ist er gegen dreytausend Fuß hoch, seine Spitze zwar ein kahler und nackter Felsen, allein in seinen untern Regionen ist er nicht ganz unfruchtbar, es finden sich einige, wiewohl niedrige, Gehölze, und weiter unten Gärten mit untermischten Grasstellen. Ohnerachtet dieser Berg sehr steil ist, und keinesweges befremden darf, daß ihn der obige genannte erste Weltentdecker in seinem großen Heldengedichte, der Lusiade, unter dem Bilde eines Riesen erscheinen läßt; so ist er doch auch noch dabey leicht zu ersteigen, und zwar durch Hülfe einer großen Spalte, die sehr tief und funfzig bis sechszig Schritte breit wird, ob sie gleich gegen den Gipfel zu immer mehr abnimmt.

abnimmt. Daher die Gewächse, die in diesen Klüften Schutz für den Winden haben, und von dem herabfliessenden Regenwasser gewässert werden, hier stärker wachsen, als an andern Stellen, haben jedoch aber niemals die angenehme Lebhaftigkeit, wie die unterhalb gepflanzten Gegenden. Am Fuße dieses Berges wird man die oben beschriebene Wolke gewahr, und man sieht sie, wenn sie sich endlich zertheilet hat, längst dem Berge, gerade herunter fallen.

Der zweyte, oder Löwenberg, ist von dem vorigen nur durch einen hohlen Weg abgesondert, und hat seinen Namen, nach der Meinung der einen, von der Menge Löwen, die sich hier ehedem aufgehalten haben, oder vielleicht, wie die andern sagen, von seiner Gestalt, die von der Seeseite einem liegenden Löwen gleicht, der den Kopf in die Höhe hält, als ob er auf Beute laure, also genannt worden. Der Kopf desselben ist so steil, und, man könnte sagen, unersteiglich, daß er nur durch Hülfe von Strickleitern und mit Lebensgefahr erstiegen werden kann. Allein die Aussicht auf zwölf Stunden weit in die See hinein, wo man das kleinste Schiff erkennen kann, ersetzt einigermaßen dieses gefährliche Unternehmen. In der Kluft zwischen diesem und dem Tafelberge stehet eine Hütte, wo stets zwey Menschen Wache halten, um jedes Schiff, das sie gewahr werden, durch einen Kanonenschuß der Kapstadt anzukündigen, und dasselbe thut man auch auf der Insel Robin, die etliche Stunden von der Kapstadt am Eingange des Hafens liegt.

Der folgende Wind- oder wie ihn die Seeleute auch den Teufelsberg nennen, hat seinen Namen vermuthlich von der Heftigkeit der Südostwinde erhalten, welche daher kommen. Er ist von keinem so großen Umfange und weniger hoch, als die vorhinge-

nannten Berge, macht aber mit ihnen einen halben Zirkel, den ein angenehmes Thal umgiebt. Endlich der Tygerberg, hat seine Benennung wahrscheinlich von der Mannigfaltigkeit der Farben, welche der Haut dieses Thieres gleichen, und wird auch zugleich als die allerfruchtbarste Gegend in diesem Bezirke angesehen, weil man auch mehr als zwanzig vollkommen angebauete Pflanzorte, oder Landgüter auf ihm findet.

Von den Flüssen dieses Landes kann ebenfalls nur so viel gesagt werden, als wie weit die Nachrichten von ihnen bekannt sind. Ganz gewiß ist das Land überall bewässert, nur sind wenig Namen von ihren Flüssen bekannt, und wir führen hier nur die erheblichsten von diesen wenigen an. Als erstens, der Ohnende, der große Salzfluß, der Seekuhfluß, der Schwarzkopffluß, der kleine und große Sonntagfluß, der Buschmannfluß, und vorzüglich im Lande der Hottentotten, sind der t'Kamsi-t'Kay, der t'Nu-t'Kay, der kleine Zomo und der große Zomo, die vorzüglichsten. Diese fließen von Norden nach Süden, und ergießen sich endlich ins Meer. Vom großen Fischflusse bis zu dem weißen Fischflusse rechnet man sieben Tagereisen, jede zu acht Meilen, oder, wie man hier rechnet, zu acht Stunden, und von da zum schwarzen Fluß eine Tagereise; von da bis zum kleinen Zomo zwey Tagereisen, und weiter bis zum großen eine halbe Tagereise. In dem letzten, welcher einer der größten im Lande ist, befinden sich, nebst vielen Fischen, auch eine große Menge grüner Steine, deren Werth aber noch niemand beobachtet hat. Die Landwasser um das Vorgebirge haben meist ihre Quellen auf dem Gipfel der höchsten Berge, und fallen sehr schnell über Kiesel und Feuersteine herab. Das Wasser sieht sehr weiß und helle, ist ungemein gesund;

aber

aber die Ströme, die einen andern Ursprung und einen andern Lauf haben, sind dunkelroth, oder gleichen den Eisensteinen; oder haben die Farbe der Erde und des Schlammes, dadurch sie fließen. Um das Vorgebirge herum ist das Wasser von sehr mannigfaltigem Geschmack. Alles Flußwasser ist, durch den ganzen Fluß durch, süß und angenehm; anderes verliert seine Farbe und seine Süßigkeit, die es bey seinem Quell hat, und wird im Fortgange salzig; manches läßt, wo es steht, das schönste Salz zurück; wie überhaupt einige von diesen salzigen Wassern der Gesundheit sehr zuträglich sind. Man findet auch, daß diejenigen Wasser, so mit Ungestüm von den Bergen fallen, und durch Gegenden fließen, wo sie mit Bäumen, Büschen, und Sträuchern stark beschattet werden, außerordentlich kalt sind, daß sie auch, in Gefäßen aufbewahrt, diese Eigenschaft behalten, und man einen Schauer empfindet, wenn man sie trinket. Noch sind einige Wasser warm, andre völlig heiß, und würden ihre verborgne Heilkraft weit mehr an den Tag legen, wenn man sie mehr kennte, denn außer einigen wenigen, ohnweit dem Vorgebirge, kennt man sie kaum den Namen nach.

Bey einer so glücklichen Bewässerung ist leicht auf die Vortheile eines günstigen Bodens zu schließen, der, vorzüglich um das Vorgebirge, reich an Fruchtbarkeit ist, so reich, daß Holland nicht nur seine vaterländischen Produkte hier verpflegt und vermehret, sondern auch von der Tragbarkeit und Güte der hiesigen Erde ungemeine Vortheile erhält, die man freylich ohne diese Zuthuung nicht antreffen würde. Da wir von der Fruchtbarkeit dieses Landes weiter unten, bey seinen einzelnen Abtheilungen, umständlicher seyn müssen, so merken wir hier nur im ganz Allgemeinen an, daß

daß dieses Land an natürlichen Erzeugnissen aller Art reich ist, und seinen größten Schatz darunter verbirgt, daß er Einwohner ernährt, die von der Unterstützung anderer nicht im geringsten abhängen, selbst in Sachen nicht, die nicht absolut zum Leben nothwendig, sondern Bedürfnisse der Weichlichkeit sind. Da, wo die Kolonisten freye Hand haben, leidet dieses zwar einige Einschränkung, die andern Gegenden aber bekümmern sich nicht darum, ob sie ihren Nachbarn an irgend einem Gute zuvorkommen, oder denselben nachstehen. Wie gesagt, ist der Boden ergiebig und gut, er besteht in den Thälern meist aus Thon oder sandigtem Erdreiche, das wenig Düngung bedarf; nur muß man, wenn von der Benutzung des Erdbodens die Rede ist, allemal die Kolonisten, niemals aber die Hottentotten, darunter verstehen, weil sich diese nie darum bemühen. Was also die Kolonisten hervorbringen, ist von vorzüglicher Güte, und hinreichend zu den Bedürfnissen; als z. B. Weizen und alles europäische Korn, kommt hier vortrefflich fort, Hafer ausgenommen. Ein Scheffel Weizen giebt dreyßig bis vierzig, und Gerste funfzig bis siebenzig wieder. Erbsen von dreyßig bis sechszig, Bohnen von zwanzig bis fünf und zwanzig, nur aller mühsamen Versuche ungeachtet, den Hafer aufzubringen, hat es noch nicht dahin gebracht werden können. Die Heftigkeit der Südostwinde zerstreuet ihn entweder, ehe er zur Reife kommt, oder er verwandelt sich von der Natur des Bodens in wilden Hafer. Zwar leiden ihre Kornfelder zuweilen großen Schaden von den wilden Thieren, und manche Jahre von dem Mehlthaue, allein ihre reichen Erndten ersetzen diesen Verlust bald wieder. Die Kolonien nennen einige Gegenden sauer, andere süße; die erstern führen diesen Namen alsdann, wenn sie etwas höher und kühler, als das Ufer des Meeres liegen, und daher auch mehr

Regen

Regen haben, als die andern Gegenden. So sind z. B. die Felder in Karro durchgängig erstaunlich dürre, denn des Sommers fällt kein Tropfen Regen; die Flur vertrocknet, und die Büsche werden dürre, rundum ist alles mit kahlen hohen Felsen umgeben, welche die Hitze in den Thälern bis zum Unerträglichen vermehren. Hingegen im Winter fällt hier wieder viel Regen, es donnert täglich, und auf diese Weise erholt sich die Natur in kurzem wieder, und liefert die schönsten Blumen und Sträuche; daher man diese Felder für die besten zur Schafzucht, und die sauern hingegen für unbrauchbar achtet.

Schwer und sauer ist die Arbeit der Zubereitung des Bodens am Vorgebirge, weil das fette und harte Erdreich bisweilen im Sommer zwanzig Ochsen erfordert, einen Pflug zu ziehen. Die Zeit der Saat fängt im Heumonat an, und die Erndte ist am Ende des Christmonats am stärksten. Auch wird das Korn alsdann nicht gedroschen, sondern mit Ochsen oder Pferden ausgetreten, und zwar auf einer Ebene, die von Kuhmist, mit Wasser vermengt, gemacht ist; und diese Art zu dreschen ist so vortheilhaft, daß ganz sichtbarlich ein paar Stücken Vieh in einem Tage mehr verrichten, als wohl zwölf Menschen in vier oder fünf Tagen zu leisten im Stande wären. Jene oben genannten Arten von Getraide und diese noch folgende Menge von Gewächsen sind redende Beweise von der Mannigfaltigkeit der Produkte aus dem Pflanzenreiche.

Die Gärten am Vorgebirge bringen nicht nur die meisten europäischen Pflanzen hervor, sondern sie reifen auch hier zu einer seltenen Größe und Vollkommenheit. Das Haupt von einer Kohlpflanze am Kap wiegt wohl gegen vierzig Pfund; eben so vortreflich sind die Melonen. Alle unsere Obstbäume, als

Aepfel-

Aepfel- Birnen- Pfirschen- Aprikosenbäume kommen fort, und in dem schönen Garten der Gesellschaft auf dem Kap übertreffen die japanischen Aepfel alle Orangen, Zitronen, Mandeln, nebst vielen asiatischen und amerikanischen Gewächsen, die Früchte selbst, von denen sie sind gezeugt worden, und erscheinen hier als ausgeartete, aber ihrer Schönheit wegen als kostbare Früchte. Ihre Feigen sind sehr angenehm, besonders die unter dem Namen Pisang von Java gebracht werden, und die Mannigfaltigkeit der inländischen Früchte würde bey einiger Kultur zu ungleich größerm Nutzen angewendet werden können. Dahin gehört zuerst die in unsern Gärten als die erste Zierath erscheinende Aloe, die hier so wenig in Betrachtung kommt, daß man sie ohne Wartung auf den Feldern antreffen kann. Eine andre Wurzel heißt Kanna, die viel Aehnliches mit dem Jiseng der Chineser hat, und welche von den Hottentotten sehr hochgeachtet wird; eben so wie der Dakha, eine Art Hanf, dessen sie sich statt des Tobacks bedienen, und wovon die erstere, wenn sie gekauet wird, eben dieselbe Wirkung, als das Opium der Türken, hervorbringt. Der Silberbaum bestehet aus einem zwey bis vier Fuß hohen Strauche oder Busch, der bisweilen ungetheilt, und wie ein Zepter gerade in die Höhe wächst, bisweilen zwey oder drey wirtelförmige Aeste hat, die sich mit silberfarbenen Blumentrauben endigen. Das Besondere an diesem Baume sind seine so sehr verschiedenen Blätter, da nämlich die am obern Theil des Stammes oder Stengels drey Zoll groß, keilförmig und ungetheilt sind, die Länge der untern beträgt einige Zoll, und sind in Gestalt von kleinen Zweigen vielfach getheilt oder gespalten. Die Aloe, oder wie man sie hier nennt, die Gorrestaude. Man findet gleichsam kleine Wälder von diesen Stauden. Die Stämme sind oft acht bis dreyßig Fuß hoch und einen Schuh dick, und endigen

sich

sich in einer hellgrünen Krone von frischen Blättern. Den Kolonisten ist dieses Gewächs, sowohl seines Nutzens als seines rechten Namens, Aloe, wegen, lange Zeit unbekannt geblieben, und dahero der Bau desselben verabsäumet worden. Der Nutzen war ziemlich lange nur den Sklaven bekannt, und diese hielten es sehr geheim, bis einer von ihnen, Namens Gorea, ihn einem Kolonisten entdeckte. Von den Blättern, die in kleiner Entfernung von dem Stamme abgeschnitten werden, legt man so viel, als ihrer Platz haben, zehn oder zwölfe, unter einen spitzen Winkel auf die eingebogene oder hohle Seite eines andern untergelegten Aloeblattes, so daß der Saft aus den geschnittenen Blättern dahin triefen und sich sammeln kann. Dieser Saft aus mehreren solchen Behältern wird hernach gekocht, worauf man ihn in flache hölzerne Schüsseln gießt, worin er erkaltet. Der **Wachsbaum** gehört ebenfalls unter die nützlichsten Gewächse, die grünliche wachs- oder talgartige Materie, welche zu einer gewissen Zeit im Jahre die Beeren desselben umgiebt, und vermuthlich von Insekten zubereitet wird, gebrauchen die Einwohner dazu, Lichter daraus zu verfertigen, die fast besser als Talglichter seyn sollen. Ingleichen der **Brodbaum**, aus dessen kleinem Stamme wird das ziemlich häufig vorhandene Mark gesammlet, welches hernach entweder in gegerbte Kalb- oder Schaffelle gepackt, zugebunden, und einige Wochen lang in der Erde vergraben liegt, bis es so mürbe und locker wird, daß es mit Wasser zu einem Teig geknetet wird, woraus sie kleine runde flache Brode oder Fladen backen; oder von andern Hottentotten, welche sich diese Mühe nicht geben mögen, bloß abgedörrt, gekocht, und zu einer Art von gebranntem Brey zubereitet wird. Eine andere Pflanze, welche zugleich auch einen wichtigen Theil ihres Putzes ausmacht, und deßhalb sehr hochgeachtet wird,

ist

ist die Spiräa. Gegen das Ende des Winters, wo die Blätter zu welken anfangen, tragen sie die Hottentotten sorgfältig in großen Haufen zusammen, und trocknen sie so lange, bis sie zu Pulver gerieben werden können. Dieses Pulver, welches hellgelb ist, heißt dann Bukhu, und wird gebraucht, um ihre Haare, oft auch den ganzen Leib damit zu bestreichen.

Diese und alle Arten ausländischer Gewächse, welche sowohl aus Europa als aus Indien hierher versetzt worden sind, machen vorzüglich das Kap zu einem angenehmen Aufenthalt für kultivirte Nationen. Tannen- Eichen- Kampher- Cypressen- Fichten, Nuß- Zimmt- und andere Bäume und Blumen ersetzen die hie und da öden und traurigen Stellen, und man sollte glauben, es müsse diese Gegend selbst für die wilde Nation der innern Gegend des Kaffernlandes eine überraschende Scene seyn, wenn sie aus den öden und menschenleeren Wüsten in diese bevölkerte und schattige Gegenden kämen. Endlich verdient noch ein vortreffliches Produkt, nämlich der Wein, einer Anzeige. Sey er auch aus Persien, vom Rhein oder von woher man ihn will hierher gebracht haben, so ist er doch seiner Natur nach süß, stark und von angenehmem Geschmack, wohl zu merken, wenn er am Kap genossen wird, wovon er seinen Namen erhalten hat; da man aber in Europa die Geschicklichkeit besitzt, aus schlechtem Weine noch schlechtern zu machen, und unter fremdem Namen theuerzu verkaufen, so können wir eigentlich von der Güte dieses Produktes selbst dann nicht richtig urtheilen, wenn wir ihn als Kapwein trinken.

So unvollständig die Naturgeschichte dieses Landes ist, so gewiß würde man bey der ersten Uebersicht auch das bereits Gesagte noch nicht erwarten, und wir könnten doch noch manches Produkt des Pflanzenreiches

ches anführen, wenn wir nicht überzeugt wären, daß unsre Leser nur das Merkwürdigste erwarten. Mit einiger Einschränkung können wir das auch von den Produkten des Mineralreiches sagen, welches noch weit weniger von den Einwohnern beobachtet worden ist, da es ihnen nie in den Sinn kommt, Schätze aus der Erde zu graben, wohl aber noch öfterer einen Schatz der Erde anzuvertrauen; wie sie denn wirklich zuweilen eine Menge Elephantenzähne vergraben, die ihrem Werthe nach einen kleinen Schatz ausmachen. Die hiesigen Mineralien bestehen in Erde, Steinen und Erzen, die Kolonisten aber haben auch noch den Thon zu Töpfergeschirr benutzt, und Lehm zu Ziegeln, woraus sie ihre Häuser verfertigen. Man hat auch rothen und weißen Kalk, mit dem erstern bemalen sich die Hottentotten das Gesichte, des letztern bedürfen die Kolonisten zum bauen. Dagegen findet man in den Felsenhöhlen, unweit der drakensteinischen warmen Bäder, verschiedene Arten von erdharzigen Wesen, von grüner, weißer und gelber Farbe. Unter den übrigen ist eine Art natürliches Erdharz, Steinpech oder Steinöl, das aus den Felsen tröpfelt, und für die Hottentotten ein heilsamer Balsam ist. Man hat aber auch auf dem Tafelberge, in Hottentotten-Holland, in den Provinzen Stellenbosch, Drakenstein, und vorzüglich tief im Innern des Kaffernlandes, reiche Silbererze gefunden, und besonders haben die Kaffern reiches Kupfererz, Gold und Goldsand nach dem Vorgebirge gebracht; woher sich eigentlich der Wahrheit nach die Fabel gebildet haben mag als wären ihre Berge so reichhaltig an Kupfer, daß es, von der Sonnenhitze geschmelzt, wie Wasser den Berg herab laufe. Eisenberge müssen aber hier zu finden seyn, weil die Hottentotten dieses Metall seit undenklicher Zeit gekannt, und, wie die Erfahrung lehret, zu ihren Waffen gebraucht haben. Ingleichen findet

man um das Vorgebirge herum verschiedene Steinbrüche von Kalk und Mühlsteinen, etwas Marmor, Probiersteine, feine graue Wetzsteine, Krystalle, nebst einer Menge weniger erheblicher Steinarten, wohin z. B. der hier sehr hochgeachtete Herzstein gehört, welcher von Farbe braunroth und sehr hart ist; dabey ist er blau gefleckt, hat weiße Adern, und hat, wenn er polirt ist, viel Aehnliches mit dem Marmor. Noch erheblicher ist ein anderes Mineral, nämlich das Salz, welches weder aus der Erde gegraben, noch durch Menschenhände zubereitet, sondern von der Sonne zubereitet wird. Nach dem Winter bleibt nämlich in den Höhlen der Thäler viel Wasser stehen, und ob es schon anfänglich eine schmutzige Farbe hat, und unbrauchbar ist, so wird es doch nach und nach trinkbar, bis es endlich in einen Salzgeschmack übergehet. Zur Zeit des heissen Sommers wird dieser Salzgeschmack immer stärker, das Salz schießt an den Rändern der Gräben an, und wächset, bis statt alles Wassers ein feines Salz entstanden ist. So ist z. B. beym Schwarzkopffluſſe die größte und beste Salzpfanne, denn dieser Stelle hat man deshalb den Namen gegeben, weil sich dieses Mineral hier am häufigsten erzeuget. Es ist eine zusammenhängende Rinde, worauf hie und da etwas Wasser stehet, die Ebene ist groß, und scheint ein zugefrorner Landsee zu seyn. Gegen den Rand dieses Sees ist die Rinde dünn, tiefer hinein aber findet sie sich über zwey Fuß tief. Der Umkreis beträgt eine halbe schwedische Meile, und ist der Gestalt nach ovalrund. Wenn viel warme Tage gewesen sind, so bildet sich auf der Rinde hin und wieder etwas, das wie Reif aussieht, eigentlich aber das feinste und stärkste Salz ist. Doch ist auch das in der Rinde befindliche Salz gut und rein, und, wie man sagt, das beste in Afrika, ob es gleich dem europäischen weit nachstehet.

Noch

Noch weit mannigfaltiger ist das Thierreich, sowohl an zahmen, als wilden Thieren. Die Pflanzstädte am Vorgebirge sind mit großem und kleinem Vieh wohl versehen, und wer die kluge Oekonomie dieser Nation kennt, wird leicht auf ihre Vermehrung schließen können. Ihre Ochsen sind groß, und wiegen nicht selten fünf- bis sechshundert Pfund. Gut und zahlreich sind ihre Schafe, mit dicken, oft zwanzig Pfund schweren Schwänzen. Die Anzahl derselben ist so groß, und der Nutzen ist den Hottentotten so wenig bekannt, daß sie dieselben nicht nur in sehr großer Menge den Kolonisten zuführen, sondern öfters für eine Kleinigkeit überlassen. Ein Pfund Toback hat bey ihnen den Werth eines fetten Ochsens, und ein halbes Pfund gilt so viel, als ein gutes Schaf. Die Pferde sind eigentlich aus Persien hieher gebracht worden, sind aber meistentheils klein, und ihrer so viel, daß manche zwey- bis dreyhundert derselben besitzen.

Eine größere Mannigfaltigkeit an wilden Thieren findet man vielleicht nirgends, unter denen einige einer etwas genauern Beschreibung verdienen. Nicht bloß ein günstiges Klima, nicht der reiche Vorrath von Speise allein; sondern vielmehr der Mangel an Menschen sind die Ursache, weshalb diese Thiere hier ihre Wohnungen wählen. Nur dann, wenn sie die Uebermacht der Menschen kennen lernen, fliehen sie die Stäte, und richten nur so lange Verwüstungen an, so lange sie durch nichts gehindert werden. Der Größe nach steht der Elephant unter ihnen obenan, nicht wegen seiner bekannten Grausamkeit, als vielmehr wegen seines wunderbaren Baues, und wegen der Dienste, die er in der Gewalt der Menschen verrichtet. Man jagt zwar die Elephanten, wie jedes andere Wild, und zwar mit Pferden und durch Schießgewehr, allein eine gemeine Kugel, ohne etwas mit

Zinn versetzt, ist wegen der Härte seiner Haut meist fruchtlos, und dennoch wagt es zuweilen ein einziger Jäger, dieses fürchterliche Thier anzufallen. Man hat bemerkt, daß bey einem solchen Angriffe die Jungen zuerst entfliehen; einer oder mehrere von den Alten aber, und welche die größten Zähne haben, auch gerade diejenigen sind, welche der Jäger am liebsten zu haben wünscht, wenden sich bisweilen gegen ihn; weil sie aber bald ermüden, und umkehren, so setzt dieser nach, und weiß allemal einen davon zu erlegen. Je größere Zähne sie haben, und also je älter sie sind, desto schwerfälliger sind sie auch. Ja bey heißem Sonnenschein hat man ihrer so kraftlos angetroffen, daß man die Dreustigkeit gehabt hat, sich ihnen zu Fuße zu nähern, und nach ihnen zu schießen. Wenn der Elephant heftig verwundet ist, macht er, wie man sagt, keinen Versuch, sich gegen seinen Feind zu vertheidigen, bisweilen sogar nicht einmal zu entfliehen, sondern steht still, um sich mit dem Wasser, welches er zu Zeiten in seinem Rüssel aufbewahret, zu besprützen und abzukühlen. Kommt er alsdann zu einem Flusse, oder wo er sonst Wasser findet, und ist es warm, so saugt er, so viel er kann, davon ein, oder schwimmt durch. Denn ob er gleich, in Betracht seiner Füße und seiner ganzen Stellung, zum Schwimmen nicht geschaffen zu seyn scheint, und, wie man behauptet, mit dem Kopfe und dem ganzen übrigen Leibe beynahe völlig unter die Oberfläche des Wassers niedersinkt, so kömmt er doch nie in die Gefahr zu ertrinken, weil er seinen langen Rüssel hoch über das Wasser empor reckt, um Luft zu holen, und vermittelst dieses Gliedes, das zugleich seine Nase ausmacht und die Werkzeuge des Geruches enthält, seine Fahrt lenken kann. Die Zähne sind es allein, weswegen die Koloniſten auf die Jagd gehen, ausgenommen, wenn sie das Fleisch für die Sklaven, Dienstbothen und Hottentotten brauchen

chen können. Die großen dieser Zähne wiegen hundert, bis hundert und funfzig Pfund, die man für eben so viel Gulden an die Regierung verkauft, mithin durch einen einzigen Schuß bisweilen hundert Thaler oder dreyhundert Gulden gewinnen kann. Am gefährlichsten ist der Angriff eines Elephanten in buschigten Gegenden, denn alsdann geht er grade auf den Jäger zu, und dessen Leben ist auch allemal in Gefahr. Auch hat man gefunden, daß sich diese Thiere außerhalb ihres Landes nicht fortpflanzen; und da ihre Erhaltung bey uns zu kostbar fällt, hat man sie jetzt seltener zu uns gebracht. Der Erfahrung nach bedarf jeder Elephant täglich in der Wildheit an Gras und Wurzeln hundert und funfzig Pfund, und dabey erreichen sie ein Alter von etlichen hundert Jahren. Bey seiner bekannten Gelehrigkeit und seinem willigen Gehorsam, besitzt er auch ansehnliche Stärke; denn mit dem Rüssel hebt er eine Last von etliche hundert Pfunden, ohne was für Lasten von Waaren sein Rücken zu tragen vermag. Er kann mit seinen langen Zähnen Bäume aus der Wurzel heben, Zweige herab brechen, ja sogar auf eine geschickte Weise Knoten auflösen, Schlösser aufschließen, und das kleinste Stück Geld vom Boden aufheben. Seitdem die Elephanten in diesen Gegenden vorsichtiger als vordem sind, und sich mehr nach Sizikamma und andern waldigen Districten zurückgezogen haben, ist auch die Jagd hier weniger als in den vorigen Zeiten, zumal da man alles Elfenbein an die Kompagnie verkaufen muß, welche für kleine Zähne Pfundweise nur halb so viel als für große bezahlt, und da durch die Jäger weniger aufmuntert, ihr Leben zu wagen. Ehedem hat man Heerden von hunderten, ja von tausenden beysammen gehen sehen, und vielleicht halten sie sich nicht noch eben so an den unbekannten Flüssen und in den entlegenen Gegenden auf, wo sie allem Ansehen nach in Ruhe leben, und von den

Nachstellungen der Menschen weniger zu befürchten haben. Man bemächtiget sich ihrer zwar auch noch auf eine andre Weise, als z. B. man fängt sie in Gruben, welche vorher künstlich zugedeckt und an den Stellen angebracht werden, wo man weiß, daß sie ihren Gang nehmen. Oder man wirft ihnen giftige Harpunen in den Leib, und dann muß man ihnen so lange nach gehen, bis das Gift seine Wirkung gethan hat. Man sagt, die Neger gäben allemal so viel Gold für einen Elephantenschwanz, als er schwer sey; die Hottentotten hingegen geben nicht mehr als für jeden andern z. B. Büffelschwanz, weil sie ihn, oft als ein Zeichen ihrer glücklichen Jagd, am Gürtel tragen. Man hat eine zahllose Menge Erzählungen von der Klugheit, Wildheit, Dankbarkeit und dem Ehrgefühle dieser Thiere, die wir hier nicht wiederholen können, und daher nur ein einziges davon anführen. Man bedient sich der Elephanten, in Indien unter andern auch, um die Schiffe vom Lande ins Wasser zu stossen. Als nun einer von ihnen zu schwach dazu war, ein großes Fahrzeug allein ins Wasser zu schieben, sagte der Herr desselben mit einem höhnischen Ton, man sollte das faule Thier wegbringen, und ein anderes an seine Stelle nehmen. Dieß verdros den Elephant so sehr, daß er sogleich einen neuen und weit stärkern Versuch machte, der ihm, weil die Last wirklich zu groß war, das Stirnbein zersprengte, so daß er todt zur Erde stürzte. Uebrigens ist die Bildung dieses Thieres zu bekannt, als daß wir uns länger bey ihm aufhalten sollten.

Den zweeten Rang verdient der Löwe, den man in den Kapländern sehr häufig findet. Die Einwohner schützen sich vor ihm durch Anzündung eines Feuers, oder durch Wurfspieße und Schießgewehr. Das Brüllen des Löwen, sollte man denken, müsse den Thie-

ren ein Zeichen seyn, wohin sie zu fliehen haben; allein da er beym Brüllen das Maul gegen die Erde hält, so, daß sein Geschrey durch die ganze Gegend umher schallt, ohne daß man hören kann, von woher es kommt, so werden die bangen Thiere so sehr in Schrecken gesetzt, daß sie im Dunkeln nach allen Seiten hin und her laufen, um sich durch die Flucht zu retten, und eben dadurch nur desto leichter in seinen Rachen gerathen. Es ist falsch, wenn man behauptet, es gäbe in Afrika ganze Heerden von Löwen, denn hierzu wäre nach Verhältniß eine zu geringe Anzahl Wild zur Nahrung vorhanden. Die Art und Weise, wie der Löwe sich seines Raubes bemächtiget, ist fast immer die, daß er vermittelst eines Sprunges von der Stelle, wo er auflauert, auf seinen Raub zufährt, und sich darüber herwirft. Trägt es sich aber zu, daß er fehl springt, so verfolgt er die entflohene Beute nicht weiter, sondern kehrt gleichsam beschämt nach den Hinterhalt, aus dem er hervorkam; und wie man beobachtet hat, so mißt er langsam, so zu sagen, Schritt vor Schritt die rechte Länge ab, um zu sehen, in wie weit der mißlungene Sprung zu kurz war. So viel man übrigens Beyspiele von seiner Kühnheit hat, so feig ist er, wenn er sieht, daß ihm die Menschen überlegener sind, und es ist nichts seltenes, das er vor ihnen fliehet, oder ihn ein Kind das geraubte Schaf abjagen kann. Auch ist es sonderbar, daß der Löwe, welcher seinen Raub sogleich zu tödten pflegt, dennoch wenn er gleich gereißt worden, oft sich damit begnüget, die Menschen nur zu verwunden, oder wenigstens eine Weile zu martern, ehe er ihnen den tödtlichen Streich versetzt.

Häufiger findet man hier den **Büffel**, der von dem europäischen an Größe und Farbe sehr unterschieden ist. Seine Gestalt ist die Gestalt des Ochsens, nur

hat er in Verhältniß zu seiner Höhe und Länge, viel gröbere Knochen. Die Hörner haben ebenfalls etwas Besonderes. Ihre Wurzeln sind dreyzehn Zoll breit, und stehen einen Zoll weit aus einander. Hierdurch bildet sich zwischen ihnen eine schmale, größtentheils nackte Rinne; von dieser an zur Rechten, sind die Hörner rund ausgewachsen, und haben eine Erhöhung von höchstens drey Zoll. Auf diese Weise bedecken sie einen großen Theil des Kopfes, von da beugen sie sich zu beyden Seiten des Halses niederwärts, werden nach und nach walzenförmiger, und jedes bildet einen Bogen, dessen Spitze in die Höhe stehet. Die Ohren sind einen Fuß lang, etwas herabhangend, und zum Theil vor dem hintern Rande der Hörner nicht zu sehen. Der Rand der Ohren ist auf mancherley Weise ausgeschnitten und ganz kraus. Die Haare des Büffels selbst sind schwarzbraun, einen Zoll lang, sträff, und bey den Alten sehr dünn, besonders auf den Seiten des Bauches, daher es scheint, als hätte er helle Streifen. Die Augen liegen etwas tief eingesunken, und sind von einem hohen Ringe umgeben, sein Ansehen aber ist tückisch und grimmig. Er versteckt sich daher auch gern zwischen die Bäume, und lauert, bis man ihm ganz nahe kommt, da er dann auf einmal hervorspringt, mit seinen Klauen zertritt, mit den Knien zerquetscht, mit den Hörnern und dem Maule zerfleischt und von einander reißt, auch mit der Zunge die Haut zerleckt. Gewöhnlich jagt man diese Thiere, allein bisweilen kehrt sich die Jagd um, und sie verfolgen den Jäger, den nichts als Geschwindigkeit retten kann, oder wenn er eine Anhöhe antrifft. Sein Fleisch ist grob, nicht sehr fett und von wildem Geschmack. Er wälzt sich oft im Koth, oder wirft sich ins Wasser, und seine Haut ist dick, aber nützlich zu Riemen und andern festen Sachen.

Auf

Auch das afrikanische oder Kap Elenn ist viel größer, als das europäische und amerikanische, und ordentlich fünf Fuß hoch. Die Hörner sind etwa einen Fuß lang, und erheben sich gewunden, die Enden aber sind gerade und spitzig. Kopf und Hals sind schön, der obere Kinnbacken ist größer als der untere; die Füße sind lang und schlank, der Schwanz hat etwan eines Fußes Länge, und das Haar ist weich, gelinde und aschfarben. Das Fleisch gleicht dem Rindfleische, wird aber nicht häufig genossen. Sie klettern auf den höchsten Felsen, und gehen durch die schwersten Wege; ihr Tritt ist eng und schnell, wiegen gegen vierhundert Pfund, und werden meistentheils in Schlingen gefangen.

Das Rhinoceros ist eigentlich, der Größe nach, von dem Elephanten das dritte Thier Es ist mehr als zwölf Schuhe lang, sieben hoch und zwölfe dicke. Man sagt zwar, sein ganzes Fell habe dicke Falten, es muß aber Ausnahmen geben, oder es ist gar nicht in der That. Die Haut ist anderthalb Zoll dick, doch auf den Seiten noch dicker, und von Farbe aschgrau. Das Maul läuft nicht nur von oben und unten, sondern auch sehr merklich auf den Seiten, spitzig zusammen, und die Oberlefze ist etwas länger, als die untere. Die Augen sind klein, und liegen tief im Kopfe. Beyde Geschlechter haben einerley Hörner, und das vordere, ist allezeit das größte. Das Horn auf seiner Nase ist dunkelgrün, und wie ein Pflugschar gebildet und zwey Fuß lang. Das andere Horn auf der Stirne, ist sechs Zoll hoch, ist hohl und sieht wie eine Kuppel auf seinem Kopfe. Man kann fast sagen, dieses Thier sey nackend, denn nur an den Ohren finden sich einige wenige dunkele, einen Zoll lange, borstenartige Haare; so auch zwischen den Hörnern und am äußersten Ende des Schwanzes, welcher einen Zoll dick

und von oben bis unten allmählig dünner wird. Die Füße haben drey Hufe, wovon der mittelste der größte und rundeste ist. Was ihn übrigens an der Schärfe des Gesichtes abgehet, das ersetzt sein feines Gehör und Geruch. Das geringste Geräusch macht ihn aufmerksam und erreicht das Thier in einer großen Weite, dann geht es grade darauf zu, und reißt Bäume und Büsche, die ihm im Wege sind nieder. Dabey ist es den Menschen weniger gefährlicher, als man dafür hält, und fällt niemanden an, außer wenn es gereißt wird. Gras, Gesträuche, Dornen und Diesteln sind seine Speise, besonders ein gewisser Strauch, welcher dem Wachholderbeerstrauche sehr gleicht, und daher auch, der Naßhornbusch genannt wird.

Die wilden Hunde ziehen hier in Heerden mit einander, und machen den Ort wo sie hinkommen, gemeiniglich von allen wilden Thieren oder Heerden Viehe leer. Sie tragen ihren Raub auf einen Sammelplatz, und die Hottentotten, welche schon wissen, daß sie ihn gleichsam für sie bereiten, folgen ihnen von weitem nach, und nehmen das erlegte Vieh, sobald sich die Hunde wieder wegbegeben haben. Auch giebt es zweyerley Wölfe; die eine Art gleicht den europäischen vollkommen, die andre heißt der Tygerwolf. Diese letzte Art ist von der Größe eines Schafhundes, und gleicht den englischen Bullenbeißern. Sein Haar ist lockigt und tiegerfleckigt, an den Klauen gleicht er der Katze, und sein Schwanz ist kurz. Des Tages über verbirgt er sich in die Höhlen und Klüfte, und raubt nur bey Nachte. Eben findet man hier zwey Arten Esel, wavon die eine ebenfalls den unsrigen gleicht, die andere wilde Esel genannt werden; eigentlich aber wohl nichts anders, als das Zebra sind. Es sind die schönsten, wohlgestaltesten und lebhaftesten Thiere, die durch und durch den Pferden, und nur

an

an den Ohren den Eseln gleichen. Ihre Füße sind schlank und wohlgestaltet, das Haar ist gelinde und glatt, und längst den Rücken streckt sich von seiner Mähne bis zum Schwanze ein schwarzer Streif, von welchem nach den Seiten zu blaue und kastanienfarbene Aeste laufen, die in Kreisen unter dem Bauche zusammen kommen. Eine andere Art ist der Springbock; dieses Thier hat seinen Namen von den Springen, die es sehr öfters unternimmt. Es ist das schönste von allen Gazellen, und zeichnet sich besonders durch seine schönen und feuerigen Augen aus, woher auch die Vergleichung der Morgenländer, mit der Schönheit eines weiblichen Auges, ihren Ursprung hergenommen zu haben scheinet. Die Höhe beträgt zwey und einen halben Schuh. Die Hauptfarbe ist mehr oder weniger hellbraun, eigentlich aber ein Gemisch von licht- und dunkelbraun. Unter die afrikanischen Landthiere gehört auch die Giraffe, ist bey der Länge von zwanzig Fuß, bis sechszehn Fuß hoch, und also das höchste Thier des uns bekannten Erdbodens. Die vordern Füße sind noch einmal so hoch als die hintern, der Hals ist sehr lang und grade in die Höhe, doch muß es seine Knie beugen, und die vordern Beine auseinander sperren, wenn es gegen die Erde hin sich bücken will. Es ist ohne Waffen, aber auch für den Menschen von keinem Gebrauch; doch empfiehlt es sich durch seine Sanftmuth, es lässet sich von einem Kinde mit einem Strick leiten, und nimmt die Nahrung aus den Händen des Gebers. Der Kopf ist wie ein Hirschkopf mit kleinen Hörnern. Die Ohren sind wie an einer Kuh, und am Halse hat es eine feine Mähne. Es geht anders als alle andre Thiere, indem es immer die zwey Schenkel an einer Seite zugleich hebt, daher seine Bewegung sehr wackelnd, nichts weniger denn schnell ist. Auch findet man hier das Schakal häufig, ein Thier, das dem europäischen

schen Fuchse nahe kömmt, nur unterscheidet man sie in graue und Zwiebelschakal, weil das letztere sich unter der Erde aufhält, und von Zwiebeln lebt. Ihre Farbe ist meistens gelb, die Beine goldgelb, die Schnauze und Ohren sind röthlich, der Kopf grau, über den Rücken hat es einen großen schwarzgrauen Fleck, und der Schwanz ist schwarz und grau.

Ferner giebt es vier Arten von Schweinen. Die beyden ersten kamen aus Europa und Java, sie sind zahm, und bedürfen keiner weitern Beschreibung. Die beyden letztern sind wild, und werden daher wilde und Erdschweine genannt. Diese letztern haben vorzüglich ihre Wohnungen unter der Erde, deren Eingänge sehr enge sind. Sie gehen, wie man wahrgenommen hat, rückwärts in diese Gruben, und stellen sich darin, der Länge nach, hinter einander in eine Reihe. Niemand wagt es, sie in ihren unterirdischen Wohnungen zu stören, weil sie, wie man gesehen hat, schnell hervorkommen und mit Wuth anfallen. Dieses Thier ist übrigens, verhältnißmäßig zu seinem Kopfe, klein, wodurch ihm das Graben der Gänge und Behausungen so wohl, als der Aufenthalt unter der Erde erleichtert wird. Der beste Jäger darf sich ihm nie zu nahe mit dem Pferde wagen, sie fallen es an und tödten beyde. Wenn sie jedoch verfolgt werden, so nehmen sie ihre Jungen mit einer seltenen Geschicklichkeit zwischen die Zähne, ohne ihnen zu schaden. Auch ist das Stachelschwein am Vorgebirge nicht selten. Es hat gegen zwey Fuß Höhe, und drey Fuß Länge. Seine längsten Stacheln sind hinterwärts gekehrt und etwa sechs Zoll lang. Es schießt solche auf seinen Verfolger, wenn er ihm nahe genug ist, und verursachen große Schmerzen und Entzündungen, wenn sie im Fleische stecken bleiben. Am Kopf und an den Füßen gleicht dieses Thier einem Hasen; sein

Fleisch

Fleisch ist wohlschmeckend, wird aber von den Einwohnern meistens geräuchert genossen. Unter die besondern Thiere am Kap gehört das von den Holländern Stinckhosen genannte, welches von der Größe eines mittelmäßigen Hundes ist. Es führt seinen Namen von dem abscheulichen Gestank, den es, wenn es verfolgt wird, von sich giebt, welchen Menschen und Vieh nicht zu vertragen vermag. Affen und Paviane sind hier ebenfalls in großer Menge, doch wenig von einander unterschieden. Ob sie schon den Menschen nicht schädlich sind, so sind sie es doch den Gärten und Weinbergen desto mehr. Fast immer rauben sie in großen Gesellschaften und mit so viel Vorsicht, daß man ihren Schaden selten verhüten kann. Sie stellen z. B. in einer Entfernung Wachen aus, während daß die andern plündern. Einer wirft den andern, in einer kleinen Weite, die geraubten Früchte zu, bis sie, unter der tiefsten Stille, von der Stelle fortgeschafft sind. Bey Gefahren giebt die Wache ein Zeichen durch einen starken Laut, und sogleich entfliehen alle. Ja man will gesehen haben, daß sie die Wache getödtet haben, wenn sie die Gefahr nicht zeitig angezeigt hat. Die allerschädlichsten Thiere sind die Wölfe, die wilden Hunde und Füchse. Wenn ein Wolf in Schafhorten zu kommen Gelegenheit findet, so dringen sich die Schafe aus Furcht in eine Ecke, und steigen über einander, dergestalt daß der Wolf, anstatt ein Schaf zu holen, dreyßig und vierzig erwürgen kann. Das gewöhnlichste Wildpret sind Hirsche, verschiedene Gattungen Haasen, ja man ißt auch Murmelthiere, derer die Gebirge voll sind.

Unter den Vögeln ist der Hagedasch ein hier einheimischer Vogel. Seine Nahrung besteht in Wurzeln und allerhand Zwiebeln, die er mit seinem krummen Schnabel auf den ebenen Gefilden sehr behende aufgraben

graben kann. Er ist scheu und daher nicht leicht zu erhaschen. Sein Schnabel ist fünf Zoll lang und die Spitze desselben, nebst den untern Kinnladen, ist schwarz von Farbe, der obere hingegen ist roth, der Hals aschgrau, eben so der Rücken, zugleich grün und gelb, die Flügel von unten dunkel, oben schwarzblau mit vielfarbenen Deckfedern. Der Schwanz ist keilförmig und zweymal so lang als der Schnabel, der Rumpf aber ist größer als ein Huhn, und gehört er ganz in das Geschlecht der Brachvögel. Ein anderer Vogel führt den Namen der Bienenverrätherkukuk (Cuculus Indicator). Der Größe und Farbe wegen ist er zwar nicht merkwürdig, denn beym flüchtigen Anblicke gleicht er nur einem gemeinen Sperlinge, ob er wohl etwas größer und falber ist, und einen gelben Flecken auf jeder Schulter hat. Honig und Bienen sind seine liebsten Speisen, daher sowohl der Rattel, als er, die Bienennester den Menschen anzeigt, weil er weiß, daß auch für ihn allezeit etwas übrig bleibt. Seine Verrätherey ist übrigens in ihrer Art sehr klug, und setzt eine große Ueberlegung voraus. Der Morgen und Abend scheint seine liebste Eßzeit zu seyn, wenigstens bezeigt er da den meisten Eifer mit seinem schnarrenden Cherr-cherr-cherr, die Aufmerksamkeit des Rattels und des Hottentotten rege zu machen. Man nähert sich alsdann dem Vogel, der unter fortgesetztem Rufen dem Striche, in welchem sich der nächste Bienenscharm aufhält, allmählig nachfliegt. Man geht ihm nach, und nimmt sich dabey in Acht, ihn scheu zu machen, sondern antwortet ihm lieber durch schwaches Pfeiffen und Locken, zum Zeichen, daß man ihm folget. Ist das Nest noch weit, so macht der Vogel auf dem Wege halte, und erwartet den Bienenjäger unter fortwährendem Geschrey; je näher er aber dem Neste kommt, je öfterer ruht er, und je stärker wird sein Zuruf. Ist er dem Neste ganz nahe,

oder

oder wohl gar dabey, so schwebt er einige Augenblicke über demselben, es sey nun in der Kluft eines Berges, in einem hohlen Baume, oder in sonst einem unterirdischen Gange. Dann setzt er sich auf einen Baum, so daß er nicht gesehen werden kann, und ist nun ganz stille, und erwartet, was für ihm übrig bleiben wird. Die Hottentotten begehen dabey die Vorsicht, ihm nur sehr wenig liegen zu lassen, weil, wenn er zu satt ist, er kein neues Nest anzeiget, daher niemand diesem Vogel etwas zu Leide thut, noch weniger jemand ihn tödtet. Auch der Bau seines Nestes ist wunderbar. Es gleicht dem Nest der Finken, und ist aus feinen Fasern von Baumrinde, in Gestalt einer Bouteille, zusammengeflochten. Der Hals, oder die Oeffnung desselben hängt unterwärts herab, und unter der Oeffnung hängt in die Queere, in Gestalt eines Bogens, ein aus eben solchen Rindenfasern, als das Nest, geflochtene Schnur, die mit beyden Enden, am Rande der Oeffnung des Halses, gegen einander über befestiget und vielleicht zu nichts andern bestimmt ist, als daß die Vögel darauf sitzen, oder sich hin und her wiegen können.

Ein anderer merkwürdiger Vogel ist der Secretärvogel. Von Natur ist er zwar nicht schön, und hat mit dem Adler viel Aehnlichkeit; weil er auch viel Schlangen verzehrt, so heißt er zugleich der Schlangenfresser. Seine Beine sind ungefähr zwey und einen halben Fuß lang, und der Leib verhältnißmäßig kleiner, als bey dem Krannich. Der Schnabel, die Klauen und die mit langen Federn bedeckten Schenkel nebst dem kurzen Halse, geben ihm die Aehnlichkeit, mit dem Adler. Kopf, Hals, Schnabel, die ckenfedern der Flügel, wie der größte Theil des Schwanzes, sind der Hauptfarbe nach grau, oder arben, die Beine fleischfarben, die Augen groß und hervorstehend, der Stern gelb, und der Kopf hat

einen

einen Busch von zwölf Federn, der meist über den Hals nach hinten zu in zwey Reihen herabliegt, und ihm zu großer Zierde gereichet. Die Art, wie er die Schlangen angreift, ist sonderbar. Er nähert sich ihnen allezeit mit der Vorsicht, daß er die Spitze des einen Flügels vor sich hält, um dadurch ihrem giftigen Bisse auszuweichen. Bisweilen nimmt er die Gelegenheit in Acht, sie mit den Füßen zu zertreten und fortzuschleudern, daß sie hoch in die Luft fliegen, und wenn sie endlich dadurch müde werden, so verschluckt er sie. Unter die übrigen Vögel, sowohl am Kap, als auch in dem ganzen Kaffernlande, gehören zuförderst drey Arten von Adlern, derer aber keine von den europäischen sehr unterschieden ist. Ferner der Flamingo, dreyerley Arten von wilden Gänsen; nur die Knorrhenne und der Knorrhahn ist dem Vorgebirge eigen. Sie sind gleichsam für die übrigen Vögel die Schildwache, weil sie bey dem Anblick eines Menschen ein lautes Geschrey erregen, welches fast wie das Wort Crack klingt, und solches sehr heftig wiederholen. Er hat die Größe einer Henne, mit kurzem und schwarzem Schnabel und schwarzen Federn auf dem Wirbel. Leib und Flügel sind roth, weiß und aschfarben gefleckt, die Füße gelb, die Flügel so klein, daß er nicht weit fliegen kann. Sie wohnen in einsamen Orten, werden aber nicht sehr geachtet. Strauße, Pfaue, grüne, schwarze und blaue Seemeven, sieht man hier überall und am Vorgebirge sehr häufig. Ingleichen Falken, Fasane, nebst einer Menge Vögel, die in andern Welttheilen gar nicht angetroffen werden, und an Pracht der Federn die unsrigen weit übertreffen, obgleich ihr Gesang wieder sehr weit unter den unsrigen ist.

Unter den kriechenden Thieren giebt es erstlich mancherley Arten von Schlangen, als z. B. die Natter, welche

welche aschfarben, roth und gelb gefleckt ist, einen breiten Kopf und Nacken hat. In dem Auge, das flach ist und tief im Kopfe liegt, ist ein fleischigtes Gewächse, von der Größe einer Haselnuß, und sie selbst findet man etliche Ellen lang. Ferner die **Baumschlange**, die **Blindschleiche**, die **Durstschlange**, welche letztere dreyviertheil Elle lang, mit schwarzem Rücken, breitem Halse und schnell in ihrem Angriffe ist. Ihr Biß ist gefährlich, und verursachet einen quälenden Durst. Die **Haarschlange**, etwa eine Elle lang, nebst vielen andern, deren Biß mehr oder weniger schädlich ist. Unter die furchtbarsten aber gehört ohnstreitig die giftige **Eidechse**, deren Biß einen unheilsamen Aussatz verursachet, der erst nach einem halben, oder wohl erst nach einem ganzen Jahre, mit dem Tode aufhört, nachdem allmählig ein Stück nach dem andern am Leibe verfault und abfällt. Die **Insecten** sind ebenfalls in großer Menge, und man kann sie in See- Fluß- und Landinsecten eintheilen. Der ersten Art giebt es sehr viele, der letzten nicht weniger; unter welchen die **Bienen** sehr zahlreich sind, ob sie gleich von niemanden gewartet werden, sondern, wie schon oben gesagt worden ist, in den Wüsten, Felsen, hohlen Bäumen u. dergl. ihrem Honig bereiten, welchen die Einwohner durch die Vögel entdecken. Eben so dienen die **Heuschrecken** manchmal den wenigen dem Stande der Wildheit entrissenen und entfernten Hottentotten zur herrlichen Mahlzeit. Sie zeigen sich alle acht, zehn, funfzehn oder zwanzig Jahre in diesen Gegenden in unglaublicher Menge. Ihr Zug geht von Norden nach Süden, sogar ins Meer, und ersaufen daselbst. Die Weibchen von derjenigen Gattung, die am meisten auswandert, und auch am meisten gegessen wird, können nicht fliegen, und dieses kommt theils von ihren kurzen Flügeln, theils weil sie voll von Eyern sind, und daher nicht fliegen können; sobald

sie aber die Eyer ab, und in den Sand gelegt haben, sterben sie. Die Hottentotten kochen von diesen Eyern braune koffeeähnliche Suppen, welche davon zugleich ein fettes und schäumendes Ansehen bekommen. Die Hottentotten freuen sich allemal über die Heerzüge, ob sie schon alles, was grün ist, abfressen, für welchem Verlust sie sich an den Thieren selbst schadlos halten. Mehrere Arten von Insecten sind auch Europa bekannt, und zu mannigfaltig, um sie alle zu nennen, da wir noch etwas über Wasserthiere sagen müssen.

Ob man zwar behauptet, es gäbe kaum drey oder vier Arten Fische, die man essen könne; so mögen wir dieses weiter nicht untersuchen, weil es uns hier mehr um ihre Bekanntschaft zu thun ist. Unter denselben findet sich erstlich der **Krampffisch**, dessen seltsame Eigenschaft einer besondern Aufmerksamkeit verdienet. Bey jedem Berühren, es sey mit der Hand oder einem Stocke, oder einer langen Stange, fühlt man einen Schlag, als von dem elektrischen Drathe, und wenn der Fisch zornig wird, ist der Schlag sehr schmerzhaft und schädlich. Hält einer denjenigen, der den Fisch berührt an der Hand, und giebt die Hand einem dritten, dieser einem vierten u. s. w. so fühlen alle, die sich die Hände geben, den Schlag mit gleicher Heftigkeit. Die Wilden fürchten diesen Fisch, ja sogar andere Fische scheuen ihn, doch benimmt ihm ein Magnet, der an den Fisch gehalten wird, alle seine Kraft, und man hat auch welche gefunden, die gar keine krämpfige Kraft geäußert haben; und eben so auch Menschen, die diese Kraft nicht empfunden haben. In dem großen Fischfluße hält sich auch das **Flußpferd** auf, welches von den Einwohnern am Kap auch die Seekuh genannt wird, ob es schon beyde Benennungen sehr uneigentlich führet, und von beyden keine Aehnlichkeit hat. Es ist überaus dick,

wiehert

wiehert wie ein Pferd, und beweget die Ohren, seine Beine sind kurz, so daß die Fleischmasse nicht schnell laufen kann. Seine größten Zähne wiegen zehn Pfund, sind fast durchsichtig und zum Feuerschlagen geschickt. Es spritzt aus der Nase, gleich dem Wallfische, Wasser in die Höhe, seine Haut ist eines Daumens dick und fast nicht zu durchbohren, und man hat ihrer erlegt, die über viertausend Pfund gewogen haben. Ihre Nahrung bestehet aus Kräutern und Grase, aber nicht, wie man sagt, auch aus Fischen. Sie kommen oft an das Land, und suchen ihre Nahrung, und man fängt sie entweder so, daß man nach ihnen schießt, oder daß man Acht giebt, wo sie ihren Weg hin nehmen, wenn sie an das Land gehen, wo man alsdann Gruben gräbt, in denen sie sich lebendig fangen. Unter die übrigen Gattungen von Fischen gehört der Bennet, der so lang und dick, als ein Mannsarm, und von sechs zu acht Pfund wiegt. Es ist ein schöner Fisch, mit großen, hellen, purpurfarbenen Schuppen und Goldstreifen. Augen und Schwanz sind roth, die Finnen gelb. Wenn die Schuppen weg sind, so sieht die Haut hell purpurfärbig aus. Das Fleisch ist karmesinfarben, und bleibt auch gekocht so. Es wird durch Häute in verschiedene Klumpen getheilt, ist trocken, aber sehr wohl vom Geschmack. Vom Kabeljau giebt es mancherley Arten am Vorgebirge, die meisten sind aschgrau mit großen Schuppen, und Feinde der fliegenden Fische. Eben so giebt es auch mancherley Arten Delphine, die wegen ihres scharfen Geruches und der Geschwindigkeit, womit sie ihren Raub verfolgen, die Könige der Fische können genannt werden. In der Tafelbey fängt man einen Fisch, den die Holländer Elft nennen, etwa dreyviertel Elle lang ist, nach Art eines Herings geschuppt, nur daß die Schuppen gelb sind. Der Rücken ist

schwärzlich, der Bauch weiß und schwarz gesprenkelt, und die Länge hinunter mit einem schwarzen Streifen getheilt; er selbst ist wenig geachtet, aber seine Eyer hält man an verschiedenen Orten sehr hoch. Der Goldfisch hat seinen Namen von einem goldfarbigten Kreiße um jedes Auge, und einem Goldstreifen vom Kopfe bis auf den Schwanz. Er ist ordentlich anderthalb Fuß lang, und wiegt ungefähr ein Pfund. Sein Fleisch hat eine aus weiß und roth vermengte Farbe, und schmeckt sehr angenehm. Man sieht diese Goldfische nur am Vorgebirge und vom May bis zum August, wo sie aber oft in großen Haufen erscheinen. Auch Heringe sind hier sehr häufig, und doch ist es wunderbar, daß die Kapeuropäer die Kunst nicht verstehen, sie einzusalzen, welches ihnen doch zu nicht geringen Vortheil dienen würde. Auch findet man zwey Arten von den Fischen, die bey den Europäern Hayen genannt werden. Die erste Art ist zwölf bis sechszehn Fuß lang und hat drey Reihen Zähne. Die andre Art hat einen viel breitern Kopf und Rücken, nebst sechs Reihen Zähne. Die Haut ist so rauh wie eine Feile, und der Schwanz endiget sich in Gestalt eines halben Mondes. Der Rothsteinbrassem ist ein schöner Fisch; Haut und Schuppen sind roth und blau gefleckt, und in der Mitte goldfarben; der Bauch ist blaßroth, die Augen groß und roth, und jedes mit einem silberfarbigten Kreiße. Man hält sie am Kap für eine gute und gesunde Speise. Der Silberfisch ist von der Gestalt und Größe eines pfündigen Karpfen, dem er auch am Geschmacke gleicht. Er ist sehr weiß, mit einem silberfarbenen Schwanze und dergleichen Streifen längst den Seiten hinunter. Sie leben meist in der See. Karpfen, Schollen, Barben, Schildkröten u. a. dergl. Thiere sind am häufigsten am Vorgebirge anzutreffen, im Innern

nern des Landes achtet man ihrer entweder weniger, oder sie sind auch nicht in so großer Menge vorhanden.

Einwohner und ihre Kultur.

Ein Land, das so viel natürliche Reichthümer hat, bedarf wohl nichts mehr, um vollkommen zu werden, als Menschenhände, welche Gebrauch davon zu machen wissen. Demohngeachtet finden wir hier dieses Mittel nicht, denn der kleine Theil, so unter europäischen Pflanzern blühend und vortheilhaft geworden ist, hat zwar, so viel man weiß, grade den schönsten Theil des Landes gewählet; allein diese glückliche Umschaffung würde auch an andern Orten keine großen Hindernisse finden. So wie man nun nicht leicht die Gränzen des Landes festsetzen kann, so wenig kann man die Anzahl der Einwohner, und ihre verschiedene Abstuffungen beschreiben. Man sagt zwar im Allgemeinen, **Europäer, Hottentotten** und **Kaffern** sind die Bewohner des unter dem Namen der Kaffernküste, verstandenen Landes; allein nur der Hottentotten Nation, die innerhalb dem Bezirke von Afrika bekannt sind, sollen siebzehn Arten gezählt werden, von denen einige zwar den europäischen Kolonisten haben weichen müssen, die sich ihrer Güter bemächtigten, oder andere sind durch ansteckende Krankheiten ausgerottet worden, und seit dem hat keine Nation der Hottentotten, in dem ganzen Umfange der Kolonie, ein eignes Volk wieder ausgemacht. Die, welche man daselbst findet, sind in der Europäer Diensten, bis auf etliche wenige Familien, denen man erlaubet hat, auf ihrem Grund und Boden zu bleiben. Weil aber die Nation der Hottentotten doch die Hauptklasse ausmacht, und die Nachrichten von ihnen zum Theil manches Märchen mit einweben, so wird es hier unsre Pflicht seyn, so viel als möglich, ein leicht zu übersehendes und treues Bild zu entwerfen.

Der Name, den man ihnen in Europa beylegt, kommt von den Wiederholungsworten eines Liedes her, welches sich allemal endiget: Hottentottum brokana (bezahlt den Hottentotten). Man sagt, sie verfertigten dieses Lied, um sich an einem holländischen Prediger zu rächen, der sich geweigert hatte, einem Bedienten von ihrer Nation Brod und Taback zu geben, das er ihm statt seines Lohnes versprochen hatte. Was aber ihren eigentlichen Ursprung anbelangt, so ist derselbe völlig unbekannt; und fragt man sie selbst darüber, so wissen sie denselben mit so viel fabelhaften Erzählungen auszuschmücken, daß man der ganzen Nachricht keinen Glauben beymessen kann. Als z. B. nur eine anzuführen, sagen sie, das höchste Wesen ihrer ersten Eltern, Noh und Hing, habe sie in diesen Theil von Afrika gesetzt, und sie wären durch ein Dachfenster hineingekrochen. Dieses höchste Wesen habe ihnen auch, die Kunst Vieh aufzuziehen, nebst einer Menge anderer Kenntnisse gelehrt, die sie auf ihre Nachkommen fortgepflanzt hätten. Wer siehet hier nicht die schwachen Begriffe ihres Verstandes, aber bey alledem auch das Bestreben demjenigen Wesen, das sie für das höchste achten, Ehrfurcht zu bezeigen. Die Natur und die Sitten ihrer Lebensart haben ihnen dafür einen gesunden, obgleich nicht schönen Körper gegeben, der sich für ihr Klima und für ihre Nahrungsmittel recht wohl schickt. Ihre Gestalt ist groß und stark, und was wir ungestaltet nennen, ist bloß ein anderer Bau ihres Gesichtes. Sie haben große Augen, eine platte Nasel, dicke Lippen, kurzes und wolliges Haar, große breite Füsse; sind aber sehr selten bucklicht, oder sonst durch Erziehung vernächläßiget; und sind dabey im Laufen so geübt und leicht, daß ein wohlberittener Reuter schwerlich einem Hottentotten im Laufe gleich kommen kann. Ihr Gesicht, so wie ihre ganze Haut, hat

eine

eine gelbbraune Farbe, welche der Farbe solcher Europäer, welche die Gelbsucht im hohen Grade haben, gleich kömmt; doch ohne daß sie in dem Weißen des Auges nur im mindesten bemerkt wird. Die Lippen sind bey ihnen doch nicht so groß als bey ihren Nachbarn, den Negern, Kaffern und Mozambikern. Der Mund ist übrigens mittelmäßig und fast durchgängig mit den schönsten Zähnen besetzt. Ihre ganze übrige Gesichtsbildung, ihre Mienen, Geberden und Bewegungen zusammengenommen, verrathen Gesundheit und Zufriedenheit, wenigstens ein gewisses sorgenfreyes Wesen, das jedoch allerdings Munterkeit und rasche Thätigkeit, Eigenschaften, welche die Hottentotten bey vorkommenden Gelegenheiten wirklich blicken lassen, zu erkennen geben.

Wenig Völker sind von den Schriftstellern so verschiedentlich, als die Hottentotten, abgeschildert worden; man hat ihnen entweder einen ganz andern Körper, mit ganz andern Gliedern, als die unsrigen, angedichtet, oder man hat an ihnen so viel Abscheuliches zu entdecken geglaubt, was eigentlich nichts als angenommene Sitte, oder wohl gar für sie eine Nothwendigkeit ist. Das Schminken, wenn man es so nennen will, besteht bey ihnen darin, daß sie, mit einer Art von Wollust, sich den ganzen Körper mit Fett beschmieren, und darauf etwas Ruß einreiben. Dieß waschen sie nie ab; auch hat man nicht gesehen, daß sie, um ihre Haut zu reinigen, etwas anders thun, als daß sie z. B. wenn beym Schmieren des Wagens Theer oder Pech sich an den Händen festsetzte, solches mit Kuhmüst ohne Mühe abrieben, und oben drein noch wohl mit diesen Reiben, den ganzen Arm hinauf, bis an den Ellenbogen fortfuhren. Da also Staub und anderer Schmutz an der mit Ruß vermischten Schmiere, und sogar an ihrem Schweiße,

beständig festkleben muß, wenn gleich vieles durch Arbeit, oder sonst wieder abgehet; so wird doch dadurch ihre natürliche Farbe ganz unbekannt, und verwandelt sich aus einem glänzenen Nußbraun in ein schmutziges, dunkeles Braungelb. Demohngeachtet lassen sich einige zärtliche Bauerfrauen, ihre hottentottischen Mägde zuvor rein scheuren, damit sie nicht zu unsauber seyn möchten, ihre Kinder zu warten, oder andere Reinlichkeit betreffende Geschäfte zu verrichten. Inzwischen behaupten die Kolonisten, daß dergleichen Waschen das Ansehen der Hottentotten nicht im geringsten bessere; sie halten dafür, die gelbbraune Farbe sey wohl so leidlich als die hellgelbe; denn ein eingeschmierter Hottentotte sehe nicht so nackt und dabey völliger aus, aber ein ungeschmierter Hottentotte schien, wie ungeputzte Schuhe, einen Mangel an Putz, oder eine Nachläßigkeit zu verrathen. Außerdem daß der Hottentotte bey dem Einschmieren der Haut sich gütlich zu thun sucht, so ist er auch zuweilen auf Wohlgeruch bedacht, seinen Körper und Kopf, vermittelst eines von Kräutern bereiteten Pulvers, über und über zu bepudern, oder dasselbe in die Salbe einzureiben, allein auch dieser Geruch ist für uns sehr stinkend und gewürzartig. Hat er sich nun auf solche Weise mit Fett, Ruß und Pulver eingeschmiert, so ist er gehörig gegen mancherley nachtheilige Wirkungen der Luft verwahret, und kann sich gewissermaßen als geputzt ansehen. Dieß ist auch fast ihr einziger Schmuck, denn so wohl Männer als Weiber gehen fast nackend, indem die geringe Bedeckung ihres Unterleibes kaum den Namen einer Kleidung verdienet.

Die Kleidung der Hottentotten bestehet in einem Pelz oder kleinen Mantel vom Schaffell, den sie Krossen nennen, dessen rauche Seite einwärts gekehrt ist, und den sie vorn auf der Brust zusammenknüpfen. Ist

es

es nicht kalt, so hängt er nachläßig über die Schultern und reicht bis auf die Waden, läßt aber den ganzen Vorderleib unbedeckt. Mehrentheils dient er ihnen bloß zum Nachtlager, denn der Hottentotte wechselt wenig damit ab, und kann seiner oft ganz entbehren. Derjenige, den die Weiber tragen, hat bloß am Halse einen Kragen, dessen rauhe Seite einwärts gekehrt ist, und in diesem tragen sie ihre kleinen Kinder, denen sie, wie ehedem die Irrländer im vorigen Jahrhundert, bisweilen über die Schultern die Brust reichen. Auf dem Kopfe haben sie selten eine Bedeckung, es sey denn eine eingeschmierte lederne Mütze, oder, die den Kolonisten nahe sind, einen runden Hut; und ist es eine Mütze ihrer Art, so hat sie eine kegelförmige Gestalt. Die Ohren pflegen sie nicht zu zieren, die Nase auch nicht, wie andre Wilden, um der Pracht willen aber ist die Nase indessen bey einigen mit einem von Ruß gemachten dunkeln Rande, oder seltener, mit einem Flecken von Röthel bezeichnet, oder eben so ein Theil des Gesichtes und der Kinnladen. Der Hals ist bey den Männern nicht geziert, wohl aber bey den Weibern. Um den Hals der erstern hängt ein beschmutzter Beutel, der ihr Messer, (und wenn sie reich sind) ihre Pfeife, ihren Taback, nebst einem kleinen schwarzgebrannten Stäbchen, als ein Verwahrungsmittel gegen die Zauberey, enthält. Die Weiber hingegen putzen sich mit einer Schnur Schneckenhäuser, die ohngefähr die Größe einer Bohne haben, und zuweilen sehr bunt von Farben sind. Den Unterleib putzen sie am meisten, und zwar mit europäischen Glaskorallen, welche in ihren Augen sehr viel Werth haben. So auch tragen beyde Geschlechter Ringe am Arm und Beinen. Die meisten dieser Ringe werden aus dickem Leder gemacht und gewöhnlich rund ausgeschnitten. Diese Ringe hat die Meinung veranlaßt, als wenn die Hottentotten Därmer von Schafen und andern Thie-

ren um die Füße trügen; allein sie bestehen bey den jungen Mädchen bis ins zwölfte Jahr aus Binsen, und, wenn sie älter werden, aus Lederriemen, auch aus Eisen und Kupfer, welches für sehr vornehm gehalten wird. Manche haben über hundert dergleichen Ringe am Arm und Füssen, und dienen ihnen, da sie dieselben nie ablegen, theils zur Zierrath, theils die Füße zu verwahren, das sie im Felde von Dornen und Hecken zerrissen werden. Auch ihre Schuhe bestehen aus Leder, werden aber von wenigen getragen, und sind von der Art, wie bey den Finnen, Esthländern uud Liefländern, daß Leder ist roh, die Haarseite wird auswärts gekehret und, vermittelst einiger Riemen, fest an den Fuß gebunden. Uebrigens behalten die Hottentotten, welche in der Holländer Diensten stehen, die Kleidung ihres Landes nur in sofern, als man ihnen keine andere giebt. Ihnen ist es lieber, wenn sie auch nur Lappen von Leinwand, anstatt ihres Schaffelles, anziehen können, und kann eine Frau ein Tuch bekommen, das sie nach Art der Sklavinnen um den Kopf bindet, so ist sie stolz auf diese Zierrath. Sie suchen ihre Reize eben so gut zu erhöhen, als in andern Ländern, ob sie gleich etwas eignes darin haben. Sie machen z. B. ihr Gesicht, die Brust und alle bloße Theile des Leibes mit dem Fette eines Schöpsschwanzes glänzend, und eine Hottentotten glaubt alsdann, alle Geheimnisse in der Kunst zu gefallen erschöpft zu haben.

Diese Völker wohnen in Hütten, welche wegen ihrer eyförmigen und niedrigen Gestalt mehr den Backöfen als Häusern gleichen, und eben so, wie ihre Kleidung, Beweise der Einfalt, aber auch eben so sehr der genauen Uebereinstimmung mit der Lebensart der herumziehenden Hirten sind; denn grade diese Lebensart trifft man bey allen diesen Völkern an. Ihre

Bedürf-

Bedürfnisse sind hinreichend, ihre Wünsche zu befriedigen, und diese Neigung zur Einförmigkeit scheint Ursache zu seyn, daß in einem Dorfe alle Hütten auf einerley Art gebauet sind. Einige sind zirkelrund, andere länglicht, fast wie ein Gewölbe oder Bienenkorb. In der Mitte kann selten eine große Person aufrecht stehen, auch ist die Thüre viel niedriger, und man muß bloß hineinkriechen und darin liegen. In der Mitte ist der Feuerheerd, oder die Küche, um welchen sie sich sämmtlich herlagern. Die niedrige Thüre ist zugleich auch das Fenster, die Hütte zu erhellen, und dabey der einzige Ausgang des Rauches. Jedoch kann ihn der, gegen den Rauch von Kindheit an abgehärtete, Hottentotte ohne daß er seinen Augen schadet, vertragen und recht gut umher sehen, wenn er auf der mit Staubbedeckten Erde, dem Fußboden seiner Hütte, wie ein Igel zusammengekrochen, und auf seinem Schafpelze liegt, oder dann und wann aufstehen muß, das Feuer zu unterhalten, oder seine Pfeife anzuzünden, oder auch zu Zeiten das Stück Fleisch, welches er auf den glühenden Kohlen für sich zubereitet, umzuwenden. Die Materialien zu diesen Wohnungen sind sehr leicht zu bekommen. Dünne Sprossen oder Stäbe machen die Sparren einer solchen gewölbten niedrigen Hütte aus; sie haben eine ihrer Bestimmung gemäße Beugung, bestehen entweder aus einem Stück, oder werden zusammen gebunden und entweder auf einander, oder kreutzweise aufgesteckt, hernach mit andern Ruthen festgebunden und befestiget. Ueber diese Sparren werden große Matten, so gut als möglich, gelegt, und diese machen eine vollkommene Bedeckung aus. Die zur Thür gelassene Oeffnung wird, im erforderlichen Fall, mit einem dazu eingerichteten Fell, oder einem Stück von einer Matte, das davor gehängt wird, verschlossen. Dergleichen Matten verfertigen sie von einer Art Rohr oder Schilf,

so

so daß die Halme neben einander gelegt, und auf Sehnen oder Darmschnüren gereihet werden. Wenn der Hottentotte seine Wohnung abgebrochen hat, und anders wohin versetzen will, erleichtert er sich die Mühe dadurch, daß er Matten, Pelz und Sprossen auf seine Kuh packt, welches einen seltenen Anblick giebt. In diesen großen und kleinen Hütten hält sich nur eine Familie auf einmal auf, die aus zehn oft aus mehreren Alten und Jungen bestehet. Die Ordnung der Hütten ist in einem Dorfe oder Kraale gemeiniglich so, daß sie in einem Kreiße beysammen stehen, nach welchem die Thüren sämmtlich einwärts gekehrt sind. Hierdurch wird ein eingeschlossener Platz gebildet, wo sie des Nachts ihr Vieh versammlen.

Bey Veränderung ihrer Wohnplätze, oder bey jedem merkwürdigen Vorfall ihres Lebens und ihres Glückes, stellen sie Opfer und Feste an, manche gehen nur einzelne Familien an, andere geschehen öffentlich. Diese Feyerlichkeiten, und überhaupt alle Ceremonien und Gebräuche auszudrücken, haben sie ein holländisches Wort angenommen, Anderemaken, d. h. andersmachen oder zu ändern. Um die öffentlichen Feste desto besser verrichten zu können, bauen sie in der Mitte des freyen Platzes ihrer Dörfer eine Hütte auf, in welcher alle Männer Platz haben: das Bauzeug dazu muß alles neu seyn, und die Weiber schmücken alsdann diese Hütte mit grünen Aesten und Blumen. Hierauf tödten sie den größten Ochsen, von dem ein Theil gekocht, das andere gebraten wird; dieses verzehren die Männer in der Hütte, und die Weiber bekommen die Brühe; Tanz und Musik endiget alsdann diese Feyerlichkeit. Ihre Tänze geschehen meistens im Mondenschein und unter freyem Himmel, es lassen sich aber die Ausdrücke und Stellungen in ihren Tänzen weder erklären noch beschreiben.

ben. Zuweilen haben sie eine Art Trommel, d. h. ein Fell über einen Topf gespannt, dabey, worauf eine Frau mit dem Finger trommelt. Sie ahmen, so viel man glaubt, die Sprünge gewisser Thiere nach, als z. B. der Baviane, welcher Tanz auch den Namen davon führet; ein anderer heißt, der Bienentanz, weil sie das Schwärmen der Bienen darin nachahmen und jeder Tänzer eine Art summenden Gesang dabey unterhält. Diese Art der Vergnügung, nebst der Jagd, sind auch die einzigen, die diesen Namen verdienen, die übrigen sind bloß Ceremonien, deren Ursprung sie oft selbst nicht anzugeben wissen, oder auf unnatürliche Empfindungen hinauslaufen. Sie haben zwar gewisse Spiele unter sich, aber man kann nicht eigentlich sagen, was sie sind. Der Feuerheerd der Hottentotten ist ihr liebster Platz in der Hütte, ist auch hier der Ort, den sie zu ihren sogenannten Spielen einnehmen, und der Aschenhaufen vertritt die Stelle des Spieltisches, indem sie in ihrem Eifer beym Spiel nicht selten mit der Hand hineinschlagen, daß die Asche umherfliegt. Ihre Spiele bestehen in einer unaufhörlichen Bewegung der Armen, theils nach oben und unten, theils kreuzweise, ohne daß sich diese berühren. Jeder nimmt zu gewissen Zeiten einen kleinen Pflock zwischen den Daumen und zwischen den Zeigefinger, wobey sie in ein lautes Gelächter ausbrechen, und, wie man glaubt, so abwechselnd gewinnen, oder verlieren.

Nur die Jagd ist eine ihrer Hauptbelustigungen, in der sie erstaunliche Geschicklichkeit, so wohl im Gebrauch der Waffen, als im schnellen Laufen, zeigen. Wenn der Hottentotte in Gesellschaft von zwey oder dreyen jagen geht, so thut er es bloß um Wildpret für seine Familie zu fangen; allein das heißt alsdann eine große Jagd, wenn alle Männer eines Fleckens zusammen kommen, und aus-

ausgehen, ein wildes Thier, das ihre Heerden beunruhiget, zu erlegen. Ist es ein Elephant, Nashorn, Elenn, oder wilder Esel, so umringen sie es, und greifen es mit ihren Wurfspießen an, und in dieser Geschicklichkeit haben sie es so weit gebracht, daß es ihnen wohl schwerlich jemand in Europa nachthun würde. Sie treffen gewiß allemal den Fleck und keinen andern, sey er auch noch so klein, oder das Ziel nur nicht gar zu weit, so wohl durch Werfen eines Steines oder durch Bogen und Pfeile. Diese Geschicklichkeit im Erlegen, und die Umstände, so mit diesen Gefahren fast allemal verbunden sind, hat auch, wie man sagt, die Veranlassung zu einer Art von Orden, oder vielmehr zu einer feyerlichen Ceremonie Anlaß gegeben, wo den kühnsten Jäger theils Lobeserhebungen gesagt, theils seine That ehrenvoll gemacht wird. So schmutzig sie für uns ist, und so ekelhaft sie für die Person des Hottentotten selbst seyn sollte, so wenig fühlen sie diese Unreinlichkeit, die in allen ihren Theilen dieselbe ist, die wir, um sie nicht zweymal zu wiederholen, auch weiter unten, bey der Art ihrer Heurathsceremonien, wieder finden werden. Nächst der Geschicklichkeit zu jagen, besitzen sie auch noch andere, als Fischen, und Schwimmen: denn alle ihre Beschäftigungen sind durch keine Verträge eingeschränkt, sondern sind die einzigen Verrichtungen, ihren Unterhalt zu erhalten, oder sich zu belustigen.

Aus gleichen Ursachen werden ihre Heurathen ohne allem Zwang, bloß nach natürlichen Gefühlen, unternommen. Unedle Absichten, die bey uns die meisten Ehen vergiften, sind ihnen ganz unbekannt. Ihre Mitgaben sind äußerst geringe, ihre künftigen Verhältnisse werden um keinen Grad besser, und ihre Verbindungen können ihnen also nicht im geringsten den Weg zu irgend einem Wunsche bahnen.

Bloß

Bloß natürliche Zuneigung, ist die Triebfeder beyder Geschlechter, ehrwürdig durch die Einwilligung der Eltern, und heilig durch die Ceremonie, deren wir oben gedacht haben. Am Tage der Heurath begleiten die Verwandten beyderley Geschlechtes das neue Ehepaar, treiben einen Ochsen vor sich her, und führen ihn nach der Wohnung der Braut. Wenn der Ochse geschlachtet ist, beschmieren sie sich über und über mit Fett, und pudern sich alsdann über dem ganzen Leib mit Buckhu; die Weiber aber bemalen sich die Wangen, Stirn und Kinn mit Röthel. Alsdenn fängt die Trauungsceremonie an, und die Weiber sowohl als die Männer hucken auf einen Kreis zusammen, in dessen Mitte die einen die Braut, die andern den Bräutigam einschließen. Der die Ceremonie der Zusammengebung verrichtet, (denn Priester haben sie nicht,) geht alsdann in den Kreis der Männer und pisset auf den Bräutigam, hernach auf die Braut, und endlich auf jedem im Kreise, wobey er allerhand Glückwünsche saget. Alsdann wird eine Mahlzeit von den Ochsen zugerichtet, und Männer und Weiber in besondere Kreise gestellt. Der Bräutigam sitzt bey den Weibern, ißt aber nicht von ihrer, sondern von der Männer Speise. Die Gerichte werden in Töpfen aufgetragen, und wer Messer hat, bedient sich ihrer, die andern zerreissen die Speise mit den Fingern; anstatt der Teller nehmen sie den Zipfel ihres Pelzes; ihre Löffel sind Perlenmuscheln, ihr Getränke ist Wasser und Milch, starke Getränke aber, werden bey solchen Festen niemals genossen. Nach dem Essen raucht jedes Taback, und so bringen sie den größten Theil der Nacht zu. Dieses Fest wird etliche Tage hinter einander gefeyert, bis ihre Lebensmittel verzehrt sind; und so grosse Liebhaber sie von Musik und Tanz sind, so ist es doch seltsam, daß sie bey diesen Festen keines von beyden lieben. Das Heurathsgut des Bräutigams besteht

steht selten in mehr als ein Paar Kühen und eben so viel Schafen; so auch die Braut; und weil sie nie auf dergleichen Geschenke sehen, so geschieht es, daß die Tochter des Aermsten das Oberhaupt eines Kraals heurathet. Der Ehebruch wird mit dem Tode bestraft; und obgleich die Vielweiberey erlaubt ist, so haben doch die Reichsten selten mehr, als drey Weiber. Ein besonderer Gebrauch ist es, daß eine Wittwe, die wieder heurathet, sich ein Glied vom Finger für jeden Ehemann abschneidet, und von dem kleinen Finger anfängt; wahrscheinlich soll dieser Gebrauch die zwoten Ehen verhindern, als daß es, wie man sagt, ein Opfer für ihren neuen Mann seyn sollte. Der ganze Kraal rückt fort, sobald ein Kind männlichen Geschlechtes gebohren wird; und sind es gar Zwillinge, so geschehen von den Eltern die größten Freudensbezeugungen; sind es aber zwey Mädchen, so wird das, was am wenigsten schön gebildet ist, hingerichtet, oder wohl gar lebendig begraben. Wenn das Kind gebohren ist, so wird es mit frischem Kuhmist über und über gerieben; wenn er trocken ist, wird es wieder abgewaschen und mit Saft aus den Stengeln der Hottentottenfeige beschmiert. Ist auch dieses vertrocknet, so wird es mit anderm Fett beschmiert und mit Bukhu gepudert. Alsdann erhält es seinen Namen, und zwar nach dem Namen der Mutter, oder nach dem Thiere, das sie am meisten liebet. Bey der Geburt des ersten Kindes sind die Freudensbezeugungen am größten, und der älteste Sohn hat auf gewisse Weise eine uneingeschränkte Gewalt über seine Geschwister. Gleich nach der Geburt, giebt ihnen die Mutter die Form des Gesichtes, das heißt, sie drückt ihm die Scheidewand der Nase ein, weil sie ein uneingedrücktes Gesicht für einen großen Uebelstand ansehen. Auch erhalten die Jünglinge ihre erste Erziehung bloß von der Mutter, und folgen ihr bey allen Gelegenheiten

heiten bis in das achtzehnte Jahr, wo ihnen alsdann erst erlaubt wird, nach der bekannten Ceremonie, in die Gesellschaft der Männer zu kommen. Die Besorgung des Hauswesens ist gleichfalls den Weibern überlassen, und ihre täglichen Verrichtungen bestehen in folgenden. Des Morgens geht die Frau in Begleitung ihrer Kinder aus dem Dorfe, die kleinern trägt sie auf dem Rücken, und durchstreicht die Hölzer, oder sucht am Ufer des Flusses Küchengewächse, Wurzeln, oder Obst zusammen. Dann kehrt sie zu Hause, und macht vermittelst eines Stockes, worin ein Loch ist, und wo sie dürres Gras hinein legt, Feuer. In diesem Loche dreht sie ein Stück Holz mit beyden Händen so geschwind herum, daß sich das Gras im Augenblick entzündet. Dann wird die Speise zubereitet, und wenn sie fertig ist, versammelt sie ihre Familie und weckt ihren Mann, der indessen in der Hütte, oder sonst wo schlafen liegt. Unter die Laster, die man bey den Hottentotten anzutreffen vorgiebt, gehören vorzüglich, die Verachtung ihrer Mutter, sobald sie nicht mehr unter ihrer Aufsicht stehen, ingleichen, das Verstossen der Alten und Schwachen, die sich nicht mehr selbst ernähren können, und endlich das Lebendigbegraben der Kinder, wenn die Mutter bey der Geburt stirbt, oder die Zwillinge zwey Mädchen sind; doch ist es nicht ausgemacht, ob diese Beschuldigungen das ganze Volk angehen, und vielleicht hat man, da der Fall nur sehr selten vorkommt, von einzelnen auf alle geschlossen, oder es haben auch wohl andere Ursachen mit gewirkt, die den Beobachtern fremd waren, weil man in ihren übrigen Sitten und Charakter zwar alle Spuren der rohen Natur, aber doch nicht Spuren von Unmenschlichkeit findet.

Glaubwürdige Zeugen sagen, sie haben unter diesen Völkern, die wir mit so viel Verachtung ansehen, eine allgemeine gute Denkart, in Betrachtung der

Gastfreyheit, des Mitleidens gegen Unglückliche, des Beystandes bey Krankheiten, und eine unabläßige Beobachtung aller Grundregeln des natürlichen Rechtes gefunden. Sie sagen ferner, diese in ihrer Einfalt und Unwissenheit ehrwürdigen Leute sind nicht anders geneigt, den Europäern übel zu begegnen, als wenn diese Anstalten machen, sie ihres Eigenthums zu berauben, ein Umstand, der in der Gegend vom Kap sehr oft vorfällt. Natürlicher Weise weichen sie zwar der Gewalt, allein ihre Rache hat dann auch keine Gränzen, wenn sie ihre Feinde im einzeln und ohne Waffen bekommen können. Die Völker im Innern von Afrika, wo sie ihrer Besitzungen wegen nichts zu befürchten haben, bleiben unverändert bey der Regel des natürlichen Rechts, das gegen andere zu thun, was man von ihnen gethan haben will. Es ist freylich auch eben so gewiß, daß sie alle Eigenschaften der andern unkultivirten Völker an sich haben, als z. B. sie sind dem Trunke sehr ergeben, und trinken so lange, bis sie ihre Sinne dabey verlieren. Männer und Weiber treiben es in der Unmäßigkeit des Trinkens und Tabackrauchens in gleichem Grade aufs höchste, und in dem Taumel der Betrunkenheit treiben sie alle Thorheiten aufs äußerste. Diesem ähnliche und andere Fehler sind eine natürliche Folge ihrer Erziehung und dem Lichte ihrer Erkenntnisse angemessen, so wie die uns verhaßte Unreinlichkeit ihnen eine Nothwendigkeit worden ist. Dem Laster des Trunkes kann ein andres beygesellt werden, und zwar Faulheit, die ihren Leib und Seele beherrscht. Selbst das Nachdenken macht ihnen schon zu viel Mühe, und die Arbeit ist ihre größte Plage. Ob sie schon die Vortheile und Ergötzungen, die aus der Arbeit entstehen, beständig vor Augen haben, so kann sie doch nichts, als die äusserste Noth zum Arbeiten bringen. Diese Liebe zur Nachläßigkeit und Freyheit ist ihr höchstes Gut, und

Zwang

Zwang ist ihr Tod. Treibt sie ja die Noth zur Arbeit, so bezeigen sie dabey alle Merkmale der Treue und des Gehorsams; haben sie aber wieder so viel, als sie bedürfen, dann sind sie für alle fernere Vorschläge taub. Wenn man also die Tugenden und Laster dieses Volks auf unpartheyische Waagschalen legt, so ist es wohl schwer zu sagen, wohin der Ausschlag fallen soll; und was will man dazu sagen, wenn sich viele deshalb nicht zum Christenthume wenden mochten, weil sie, wie sie sagten, an den Bekennern desselben so oft Neid, Geitz, Ungerechtigkeit und Wollüste sahen. Ob sie schon von diesem letzten Vorwurfe ebenfalls nicht ganz frey zu sprechen sind, so ist er doch nur ein Vorwurf für Wenige, und wirklich leben die Meisten bey ihren einfachen Speisen sehr mäßig, und erreichen ein sehr hohes Alter. Viele Arten der Krankheiten sind unter ihnen sehr wenig bekannt, und die meisten entstehen nur daher, wenn sie zu viel Umgang mit Europäern haben, und fremde Getränke trinken. Es ist unglaublich, wie groß die Kenntniß ihrer Kräuter und der Nutzen derselben ist, ja sie verrichten, ohne künstliche Instrumente nöthig zu haben, Kuren, die ihnen niemand nachthun würde. Ein Stückgen Horn, ein Messer, ein scharfes Vogelbein und dergl., sind ihre einzigen chirurgischen Instrumente, deren sie sich mit einer klugen Art zu bedienen wissen.

So wie sie, in Absicht der Behandlung ihrer Alten und Schwachen, als fühllos erscheinen, so theilnehmend sind sie im Gegentheil, wenn jemand aus ihrer Familie krank wird, oder stirbt. Sie wenden alle, ihnen nur mögliche Mittel zu seiner Genesung an; ist er aber alsdann todt, so erheben sie ein Geschrey und Klagen, daß man es sehr weit hören kann. Bald nach dem Absterben, oft in etlichen Stunden wird er

begraben, vorher in seinen Pelz zusammen gerollt, und dann in die Höhle eines Thieres, oder im andern Fall in die Erde vergraben. Die Gesellschaft, welche den Verstorbenen begleitet, kehrt alsdann zu seiner verlassenen Hütte zurück, Männer und Weiber kauern in besondere Kreise nieder, und man giebt das Zeichen zum Stillschweigen, wo denn zwey alte Männer, die des Verstorbenen Freunde oder Verwandte sind, im Kreise herum gehen, und die gewöhnliche Ceremonie der Befeuchtung verrichten; je nach dem der Verstorbene ein Reicher gewesen ist, nachdem wird dieses Fest viele Tage lang wiederholet. Wieviel sich übrigens religiöse Empfindungen bey ihnen finden, da sie wenig oder gar keinen Begriff von einem künftigen Zustand zu haben scheinen, läßt sich keines Weges fest setzen; wahrscheinlich kehren sie mit demselben sorglosen Gefühl, das sie auf diese Erde brachten, auch wieder eben so sorglos in die Erde zurück, ohne den mindesten Begriff von einer Fortdauer zu ahnden.

Es scheint überhaupt, nach den meisten Berichten derer, welche diese Völker genau beobachtet haben, ausgemacht zu seyn, daß sie gar keine Begriffe von Gott, oder einem göttlichen Wesen haben, noch glauben, also auch keine Art vom Dienste dieses Gottes kennen. So viel ist gewiß, daß bey ihnen keine Spur äußerlicher Ehrenbezeugungen zu finden ist, weder Gebete, noch Opfer, noch Zusammenkünfte, noch Priester, oder irgend etwas, was Beziehung auf göttliche Verehrung hatte. Dennoch haben auch wieder einige gefunden, daß sie sich vor einigen Schaden bringenden Mächten fürchteten, von welchen sie glaubten, sie hätten ein Verständniß mit den Zauberern, und schreiben ihnen alles Unglück, so ihnen begegnet, zu. Wahrscheinlich ist ihre beyspiellose Faulheit die Ursache, daß die mündlichen Nachrichten ihrer Vorältern-

ver

vergessen worden sind, daß also auch die wenigen Kenntnisse von Gott und dem Dienste desselben mit in Vergessenheit gerathen, und die Verehrung ihnen schon zu viel Mühe gemacht habe. Einige behaupten zwar, sie beteten den Mond an, weil sie zu gewissen Zeiten im Mondscheine Tänze halten; allein es ist falsch, und sie thun dieses ebenfalls bey solchen Feyerlichkeiten, die bloß ihre Familie angehen. Sie haben entweder schwache Begriffe von Gott, die sie sich selbst nicht entziffern können, und, diese zu erweitern, zu träge sind, weil sie sich allemal da sehr geheimnißvoll betragen, wenn sie um ihre Religion befragt werden; oder sie sind vorsätzlich dahin bedacht, die christliche Religion nicht aufkommen zu lassen, und lieber gar keine Begriffe von Gott verrathen wollen, als gegen solche zu vertauschen, von denen sie sich nichts Gutes für ihre Freyheit versprechen. Gewiß kann man weder das eine noch das andre sagen, man sieht nur, daß sie das Andenken derjenigen Männer, welche durch Tugend und gute Handlungen Ruhm erworben haben, verehren, ihnen zwar keine Tempel, Altäre oder Bildsäulen errichten, wohl aber ihrem Andenken den und jenen Wald, Berg, Fluß, und so weiter, widmen, denen sich keine Hottentotte nahen, oder bey ihm vorübergehen wird, ohne mit Ehrfurcht stehen zu bleiben, und seine Hochachtung durch ein tiefes Stillschweigen, durch Tanz oder Händeklatschen auszudrücken. Priester haben sie, wie schon gesagt, nicht, es sind nichts als Ceremonienmeister, welche auch den Namen Suri, d. i. Meister, führen. Sie werden zwar gewählt, aber ihre Verrichtung besteht in nichts, als in der Veranstaltung der Opfer, Heurathen und Begräbnisse zu besorgen; deßhalb wird er als der vierte, oder letzte Beamte im Kraal angesehen, hat aber weiter keine Einkünfte dafür, als daß er jedem Feste

beywohnt, und was man ihm aus freyen Willen schenket.

Regierungsform.

Es sind dahero diese Völker nicht ganz ohne Regierungsform, und haben ebenfalls, ihrer Art nach, ihre Justiz-Einrichtung. Sie wählen sich ein Oberhaupt, der sie im Kriege anführt, in ihren Versammlungen den Vorsitz hat, und ehedem bessere Kleider trugen, jetzt aber weiter nichts Auszeichendes an sich haben, als eine Krone von Metall, welche ihnen die Holländer geschenkt haben, und die sie aus Dankbarkeit oder aus Eitelkeit aufsetzen. Obschon die Aussprüche dieses Oberhauptes allein gültig sind, so geht seine Gewalt doch nicht weiter, als die Gränzen seines Kraals, das er bewohnt, darf auch nichts auf die geringsten Abgaben Rechnung machen, sondern hat bloß nur allein die Ehre. Seine Einsetzung geschieht ebenfalls mit Ceremonienund Feyerlichkeiten. Bey seinem Antritt muß er versprechen, nichts wider die Vorrechte der Hauptleute des Kraals zu thun, noch die Freyheiten des Volkes zu schwächen. Alsdann schlachtet man einen Ochsen und etliche Schafe; den ersten Tag warten die Weiber bey der Mahlzeit auf, und bekommen nur die Brühe vom Fleische, den andern Tag speisen die Weiber das Fleisch, und die Männer warten auf bey derselben Erwiederung. Nächst diesem Oberhaupte ist in jedem Dorfe auch ein Hauptmann, welcher bey öffentlichen Zusammenkünften neben dem Obersten stehet, und das Amt hat, Ordnung zu unterhalten, und die Gerechtigkeit zu handhaben. Seine Würde ist erblich, seine Einsetzung ebenfalls mit Ceremonien begleitet, und auch er muß vorher versprechen, nichts abzuändern, was in den alten Gebräuchen des Kraals befindlich ist. Seine Verrichtung ist, er führt im Kriege die Leute aus seinem Flecken an, mit Beystande der Männer aus seinem

Kraal

Kraal hört und entscheidet er alle Streitigkeiten über Recht und Eigenthum, bestraft Mord, Diebstahl, Ehebruch u. dergl. und diese Aussprüche werden allemal erst durch die Mehrheit der Stimmen zum Gesetze. Der Hauptmann hat ebenfalls nichts als die Ehre zur Belohnung, und zum Unterscheidungszeichen einen Stock, mit einem metallenen Knopfe, nebst einem Mantel von Tiegerfellen. Bey einem peinlichen Processe sind es die Richter selbst, welche das Urtheil vollziehen. Der Hauptmann bringt ihn den ersten tödtlichen Schlag bey, und alsdann eilt ein jeder, ihn zu tödten. Ihre Klagen und Verantwortungen werden alle mündlich und persönlich dargelegt; hier hat weder Versäumniß, noch Bestechung, noch das Ansehen der Person statt, sondern der Aermste hat, wie der Reichste, dieselbe Gerechtigkeit zu erwarten. Eben so, wenn zwischen zween Dörfern, von einerley Nation, ein Streit entsteht, so wird er dem Nationalgerichte vorgelegt, das seine Entscheidung so standhaft, und mit so vielem Muthe ausspricht, als irgend ein europäischer Staat zu thun vermag. Unter den Verträgen, die sie unter sich selbst fest gesetzt haben, hat unter andern der älteste Sohn das ausschließende Recht der Herrschaft über seine Geschwister, und auf das Vermögen des Vaters. Hingegen sind die Weiber gänzlich davon ausgeschlossen, und selbst ein Vermächtniß des Vaters kann nicht anders, als durch die Einwilligung des ältesten Sohnes, gültig seyn. Doch kann der älteste Sohn auch den jüngern seine Freyheit geben.

So einträchtig die Einwohner eines Dorfes beysammen wohnen, so geschieht es doch zuweilen, daß sie mit ihren Nachbarn in Kriege verwickelt werden. Freylich kann man diese Kriege weder mit den Kriegen europäischer Völker vergleichen, noch dieselbe Art

der Gefechte erwarten, da sie weder Mittel in den Händen haben, Kriege zu unterhalten, noch Kriege zu führen. Die Ursachen zu diesen Kriegen sind oft nicht mehr als ein weggekommenes oder gestohlnes Thier, oder daß ein Theil zu nahe an den Gränzen des andern, auch wohl auf dem Gebiete des andern, sein Vieh hat weiden lassen. In solchen Fällen versammlet sich der ganze Kraal; ist es aber eine Beschimpfung für die Nation, dann geht es die ganze Völkerschaft an, und man berathschlagt, ob man zu den Waffen greifen, oder Verträge machen wolle. Kömmt es zum Kriege, so streiten sie zwar nicht nach Ordnung und Regeln, aber doch so lange ihre Kräfte aushalten, und so lange sie nicht der Uebermacht weichen müssen. Die Waffen dieser Völker sind einerley, als z. B. die Kaffern führen Schilde von ausgespanntem Sohlenleder, und Spieße, die aus einem breiten, etwas dicken Eisen, und aus einem leichten hölzernen Schafte bestehen. Ein Kaffer führt gemeiniglich drey oder vier Wurfspieße bey sich, und weiß sie mit vieler Geschicklichkeit auf zwanzig Schritte weit zu werfen, daß sie selten das Ziel verfehlen; auch ist ihr Schild groß genug, den ganzen Körper zu bedecken. Hingegen fechten die Hottentotten mit Bogen und Pfeilen, mit verschiedenen Arten Stücke, die sie Rakkumstöcke nennen. Diese Stöcke werfen sie auf den Feind, oder auch, bey der Jagd, dreyßig Ellen weit und so geschickt, daß der Stock nicht selten in den Leib des Feindes fährt. Kirristöcke aber sind solche, deren sie sich bedienen, jene Stöcke abzuwehren, besonders wenn sie sich verschossen haben. Ist auch dieses Mittel vergebens, so greifen sie nach Steinen, derer sie zu dem Ende schon in Bereitschaft gelegt haben, und endlich im letzten Nothfall, fechten sie Mann auf Mann, bis die eine Parthey zu Weichen gezwungen ist. Ihr erster Angriff wird mit einem erstaunlichen Geschrey begleitet,

und

und der Sieg kömmt meistentheils auf die Geschicklichkeit des Obersten an, wenn er die Schwäche des Feindes zu entdecken versteht, damit er mit seinen Streitochsen einbrechen, und ihn auf diese Weise leicht niederwerfen kann. In einigen Dörfern ist es der Gebrauch, daß der Hauptmann das Zeichen des Angriffes, vermittelst einer Pfeife, giebt. So lange dieser fortfährt zu blasen, so lange ficht seine Truppe mit ausgezeichnetem Muth, und würde sich eher niederhauen lassen, als eher vom Platze weichen, ehe der Bläser aufhörte. Dann aber zieht sich der Trupp zurück, und giebt dieser nochmals ein neues Zeichen, so gehn sie ebenfalls wieder so herhaft auf den Feind los. Bey kleinen Kriegen hat man zwar gefunden, daß sie den gefangenen Obersten eines andern Dorfes nichts zu Leide gethan, sondern ihn bloß mit der Erinnerung, künftig Ruhe zu halten, von sich gelassen haben; indessen bey großen Kriegen ist diese Nachsicht nicht zu erwarten, und die Zahl der Erschlagenen ist oft ziemlich groß, doch nehmen sie nicht das Geringste von ihren überwundenen Feinden.

In den Zeiten des Friedens und der Ruhe lebt und ernährt sich der Hottentotte, wie der Kaffer, bloß vom Hirtenstande: seine vornehmste und fast einzige Beschäftigung besteht in der Wartung seiner Ochsen und Schafe. Ein ganzes Dorf hat nur eine gemeinschaftliche Heerde, worüber jeder Einwohner nach der Reihe die Aufsicht hat. Diese Hut erfordert allerdings viel Mühe und Gefahr, da die wilden Thiere hier sehr zahlreich sind. Um dergleichen Uebel vorzubeugen, schickt der Hottentotte, der Hirte der Heerde, alle Tage Kundschafter aus, um zu erfahren, ob etwa ein schädliches Thier in der Nähe sey. Sobald die Nachricht kommt, man habe ihrer gefunden, so wird den sämmtlichen Einwohnern diese Nachricht bekannt.

kannt gemacht, und sie suchen so lange, bis sie es ausfindig gemacht haben. Selbst dann, wenn sich das Thier in die Höhle versteckt hat, ist es nicht mehr sicher. Es versammlen sich die stärksten Männer von der Völkerschaft, und bewaffnen sich mit spitzigen Knitteln, die in Feuer hart gemacht und vergiftet sind. Der Hirte, der die Wache hat, zeigt die Höhle an, und alle treten in zween Reihen. Der Hirte geht allein in die Höhle, reitzt das Thier an, ihn zu verfolgen, und sobald es heraus kommt, so schlägt man es todt. Da ihr Reichthum bloß in der Menge ihres Viehes bestehet, so kann ihnen kein Unglück empfindlicher seyn, als dessen Abnahme und Verlust, besonders wenn es von Raubthieren gefressen wird. Finden sie, daß ihre Heerden stark zunehmen, so daß es ihnen an Weide fehlen sollte; so verkaufen sie alsdann den Ueberfluß entweder an den holländischen Statthalter am Kap, oder heimlich an die Holländer, oder auch nur an ihre Nachbarn, und nehmen dafür Taback und andre ihnen nöthige Dinge. Weil aber nicht alle Hottentotten ihr Eigenthum haben können, so vermiethen sie sich bey einem reichern oder Europäer für einen gewissen Lohn an Vieh oder Taback; hat er sich aber auf diese Weise selbst eine kleine Heerde gesammlet, so kehrt er wieder zu seiner Familie, und errichtet seine eigene Wirthschaft. Wird ihr Vieh mit einer Krankheit befallen, so thun sie Versöhnungsopfer, und schmausen etliche Tage, um den Gounja (wahrscheinlich der Name Gottes) zu versöhnen. Hilft es nichts, so halten sie dafür, daß die Luft oder der Boden unrein sey, und rücken mit dem Kraale fort.

Von Handwerkern und den dazu gehörigen Werkzeugen haben sie keine Begriffe, wohl aber geben sie sehr deutlich zu erkennen, daß sie keinesweges zu ungeschickt dazu sind. Sie sind z. B. Gerber, und können

nen ihre Thierfelle ausarbeiten; obgleich die Art derselben nur im Beschmieren mit Fett und im Trocknen in freyer Luft bestehet, so können sie doch Gebrauch davon machen. Sie sind Schneider; obgleich ihre Nadel nur ein spitziger Vogelknochen, und die Sehne, die längst dem Rückgrade der Thiere hinunter gehet, ihr Zwirn ist, so verfertigen sie sich doch ihre Krosse damit. Sie arbeiten in Elfenbein, obgleich ihr einziges Instrument ein Messer ist, womit sie die Ringe auf eine seltene Weise glatt und rund machen. Die Weiber verfertigen Matten aus Binsen und Schilf, den sie an der Sonne trocknen, mit den Fingern künstlich weben, und auf gleiche Weise auch Stricke, die so gut wie die unsrigen sind. Sie sind Töpfer, denn jede Familie verfertiget sich ihr irdenes Geschirr, bloß aus der Erde der Ameisenhaufen, worunter sie Ameisen kneten. Sie sind Schmiede, und diese mühsame Arbeit verdient alle mögliche Bewunderung, da sie ihr Eisen erst aus den Eisensteinen schmelzen müssen. Zu dem Ende machen sie in einem erhabenen Erdreich ein großes Loch, um das Erz zu schmelzen, und etwas tiefer ein kleineres, um das Metall aufzufangen. Alsdann machen sie rund um die große Grube ein Feuer, werfen die Steine hinein, und machen gleichfalls ein Feuer darüber, welches so lange verstärkt wird, bis das Eisen schmelzt und in die kleinere Grube fließt. Alsdann wird es bloß durch Hülfe der Steine von einander gebrochen, wieder erhitzt, mit Steinen in die Form geschlagen, wie sie sie zu ihren Waffen nutzen können. Kaum sollte man glauben, daß diese unbeschreibliche Mühe bey einem so trägen Volke anzutreffen sey, und leicht würde ihre Geschicklichkeit zu erweitern seyn, wenn sie nicht für allem, was Aufklärung verräth, Abscheu trügen.

Dieje-

Diejenigen, so Umgang mit Europäern haben, könnten desto leichter dazu gelangen für jenen, die im Innern des Landes wohnen, und ihr Handel selbst würde dabey ungemein gewinnen. So aber besteht der Hottentotten Handel gänzlich im Tausch, weil sie weder Münze unter sich gangbar haben, noch ihren Gebrauch oder Werth kennen. Vieh ist der einzige Gegenstand des Handels; dieses verlassen sie an die Europäer für Waaren, die sie entweder selbst benutzen, oder tiefer im Lande mit großem Vortheil gegen Vieh vertauschen. Am Kap verhandeln sie besonders Elephantenzähne, Straußfedern und Eyer, wilde Thierhäute gegen Wein, Branntewein, Glaskugeln, kleine Spiegel, Messer, Eisen, polirtes Metall, u. s. w. Seidene oder andere Zeuge zum Putz lieben sie nicht und es ist sonderbar genug, daß Zeit und Gelegenheit hier nicht das Mindeste vermag, sie ihren alten Grundsätzen untreu zu machen. Der Ueberfluß oder Mangel am Vieh setzt allemal den Preiß ihres Tausches fest, und so geben sie gemeiniglich einen Ochsen für ein Pfund Taback, ein fettes Lamm um ein Viertel, ein Schaf für ein halbes Pfund und so weiter. Selten machen sie sich in ihrem Handel der Treulosigkeit schuldig, und Reisende können sich ohne Gefahr den Führungen eines Hottentotten überlassen, wiewohl die Holländer zu mehrerer Sicherheit die Veranstaltung getroffen haben, wofern ein Europäer unter ihnen stirbt, sie allemal zulängliche Beweise bringen müssen, daß er eines natürlichen Todes gestorben sey. Diese Vorsicht ruht theils auf guten Gründen, theils aber ist sie auch mehr um der Straßenräuber willen gemacht, für denen die Hottentotten selbst den größten Abscheu hegen, und gleich den Raubthieren ausrotten.

Es giebt nämlich eine große Gattung Hottentotten, welche den Namen **Buschmänner**, oder **Waldmenschen** führen, weil sie ihren Aufenthalt in Büschen und waldigten Gegenden haben. Unter ihnen sind die, welche um Kamdebo und dem Schneegebirge wohnen, geschworne Feinde des Hirtenlebens. Jagd und Plündern ist ihre Beschäftigung, und deßhalb werden sie auch von den übrigen Hottentotten gehaßt, gefangen und zu Sklaven gemacht. Die Waffen dieser Buschmänner bestehen in vergifteten Pfeilen, die sie, durch Hülfe kleiner Bogen, einige hundert Schritte weit schießen können, und dadurch die größten Thiere erlegen. Ihre Wohnungen sind Klüfte und Büsche. Die meisten gehen ganz nackend, oder decken sich nur mit einem kleinen Fell. Sie essen rohe Wurzeln und Beeren, gleich den Affen, zuweilen auch mancherley Gattungen Gewürme, als Ameisen, Holzwürmer, Heuschrecken, Schlangen und einige Gattungen Spinnen. Sie anzugreifen, erfordert allemal viel Muth und vereinigte Kräfte; daher gehen gemeiniglich viele Hottentotten zusammen, gleichsam als auf die Jagd, überfallen sie des Nachts, und tödten, oder machen zu Sklaven, was ihnen möglich ist. Giebt es Menschen, die gar keine Begriffe eines höhern Wesens haben, so sind es diese, wenigstens sind sie durch nichts, als durch ihre Gestalt, von den wilden Thieren unterschieden.

Ehe wir diese sonderbare Nation verlassen, sollten wir zwar auch noch etwas über ihre **Sprache** sagen; allein hier sind die Nachrichten zu mangelhaft, und die Kenntniß so wohl, wie die Töne der Sprache selbst, kaum für eine andere, als für eine Hottentotten Zunge, auszusprechen. Sie ist verwirrt und rauh, ein Wort hat wohl zehn andere Bedeutungen, und die Aussprache erfordert so viel Anstoßen, Biegen und Hin- und Herschlagen der Zunge, daß wir sie ihenn ohnmöglich nach-

nachsagen können. Aus dieser Ursache ist sie fast unmöglich zu erlernen, und zum Glück lernen die Hottentotten etwas französisch, wodurch sie sich den Holländern verständlich zu machen suchen. Wir gehen dahero zu der nähern Beschreibung des Landes über, und glauben unser Lesern desto verständlicher zu seyn, wenn wir zuvor eine kurze Geschichte der Holländer in den Kapländern, vorausschicken und die wenigen Punkte der Hauptgeschichte dabey mit berühren.

Geschichte der Holländer in den Kapländern.

Das **Vorgebirge**, oder die südliche Spitze von Afrika, und jetzt der merkwürdigste Platz im Lande der Hottentotten, wurde zuerst von einem portugiesischen Admiral, Namens **Bartholomäus Diaz**, im Jahr 1493, unter der Regierung König Johann II, entdeckt oder, wie man eigentlich sagen sollte, geschehen, denn was übrigens dieses Vorgebirge enthalte, hatte man für jetzt nicht zu untersuchen gewagt. Dieser Schiffer hatte hier sein Grab zu finden gedacht, und war nur durch Zufall allemal glücklich entkommen, also gab er diesem Vorgebirge auch den Namen, (Cabo dos totos Tormentos) das **Vorgebirge aller Plagen**, welches aber König Johann II in den Namen, der **guten Hoffnung**, (Cabo da Buena Esperanza) verwandelte, und welchen Namen es noch gegenwärtig führet.

Weder Diaz, noch sein Nachfolger in der Anführung der portugiesischen Flotte nach Indien, Namens **Vasco de Gama**, wagten es auszusteigen, und das Land in Augenschein zu nehmen, und erst nach ihm **Rio del Infante**, ebenfalls ein portugiesischer Admiral, war der erste, der im Jahr 1498 ans Land stieg, der aber auch weiter nichts that, als seinen Landesleuten eine Fabel zu erzählen, als wären die Einwohner nichts als wilde Thiere, und ihnen ähnliche Menschen, an die man sich nicht anders als durch Kanonen

nonen wagen könnte, und das Land nicht eher sicher untersuchen würde, als bis eine Anzahl der Einwohner ermordet würden. Daß dieses der Inhalt seiner Beschreibung wirklich gewesen ist, zeigt die folgende Handlung, die sich durch nichts entschuldigen läßt, wie eine christliche Nation gegen ein Volk verfahren, das ihnen nicht das Mindeste zu Leide gethan hatte. Nämlich König Emanuel sandte auf seine Nachricht bald eine Flotte dahin, mit dem Befehl, sich nieder zu lassen; allein die Portugiesen hatten zu wenig Herz, und einen zu abscheulichen Begriff von diesen Menschenfressern, und thaten nichts, als am Robben Eylande Wasser einzunehmen, und eine Menge Vieh zu tödten.

Francisco de Almaida, Unterkönig von Brasilien, schickte auf seiner Rückreise einige Leute hier ans Land, um von den Einwohnern Vieh zu handeln; diese schlugen es ab, weil man sie erst kürzlich beraubt hatte, und den Almaida traf ein giftiger Pfeil, der ihm das Leben kostete, ohne daß man wußte, wer ihn abgeschossen hatte. Nach drey Jahren kamen die Portugiesen mit dem Vorsatz, diesen Unfall zu rächen, und weil sie gehört hatten, die Hottentotten wären grosse Freunde von Metall, so führten sie eine große Kanone ans Land, unter dem Vorwand, sie ihnen zu schenken. Voll Freuden stellten sich die Wilden in zwey lange Reihen, und zogen vermittelst der Stricke, die an die Mündung befestiget waren, ihr Geschenke fort; allein es war voll Kugeln geladen, es brannte plötzlich los, und richtete eine elende Niederlage an. Was Wunder also, wenn diese Handlung nicht die geringste Hoffnung übrig ließ, jemals in dem Lande Errichtungen zu machen.

Von dieser Zeit an findet man nicht, daß die Europäer wieder nach dem Vorgebirge gekommen wären, als

als seit dem Jahr 1600, wo die holländischen Schiffe, der ostindischen Gesellschaft, auf ihren Reisen, hier einzulaufen anfiengen. Anfänglich dachte die Gesellschaft nicht, daß die Anlegung eines Handelsplatzes so grosse Vortheile verschaffen könnte; allein im Jahr 1650 wurde ein gewisser van Riebeck, welcher auf einem der Schiffe der General-Staaten als Wundarzt diente, der Hauptstifter der holländischen Kompagnie auf dem Kap der guten Hoffnung. Seine Beschreibung, die er der Republik vorlegte, gab ein vielversprechendes Licht von der Güte des dasigen Bodens, und man beschloß, drey Schiffe auszurüsten, und ihm die Ausführung seines Planes zu übergeben. Van Riebeck erhielt sogleich die Würde eines Statthalters der neuen Kolonie, und wußte sich durch ein sanfteres Betragen die Gunst der Hottentotten zu erwerben. Nicht durch Feuer und Schwerdt, sondern durch billige Bedingungen, erhielt er von den Einwohnern einen ansehnlichen Strich Landes, legte zur Sicherheit ein Fort an, und gab den Eingebohrnen dafür eine Menge Waaren, die etliche tausend Gulden am Werthe betrugen. Auf diese Weise wurden die Hottentotten einigermaßen entschädiget, wurden zutrauend, und er durfte auf jede Gefälligkeit Rechnung machen, am wenigsten aber seiner Sicherheit wegen in Furcht leben.

So schön die Lage des Landes aber auch war, so ergiebig der Boden seyn konnte; so fehlte es doch immer noch an dem Erheblichsten, nämlich an Menschen, die seine Absicht ausführten und eigentlich die Früchte zur Reife bringen halfen, die er versprochen hatte. Deshalb gab er einer jeden Privatperson in der neuen Kolonie sechszig Acker Feld zum Eigenthum, wenn sie nur binnen drey Jahren in den Stand kamen, ohne fernern Beystand zu leben, und zur Erhaltung der Besatzungen etwas beytragen konnten. Auch

schickte

schickte man ihm zur Fortpflanzung Weiber aus den Waisen- nnd Armenhäusern, mit der Freyheit für jeden neuen Kolonisten, sich nach drey Jahren wieder wegbegeben zu dürfen, wenn die Liebe zum Vaterland wieder zurückkehren, oder ihnen das Klima nicht günstig seyn sollte. Diese Versprechungen wurden aufs pünktlichste gehalten, und es währte nicht lange, so strömte eine Menge Menschen nach dem Kap, die in wenig Jahren einen blühenden Zustand zu Wege brachten. Nach der Zeit, als sich die Statthalter auf den Fuß setzten, die Ländereyen zu verkaufen, wurde ausgemacht, daß, wer eine neue Wohnung haben wollte, der Kompagnie monatlich einen Thaler, oder, nach den Umständen, auch etwas mehr geben und dieses Geld auf die Wohnung selbst versichert werden sollte. Wer sein Haus oder ein Stück Landes verkaufte, gab auch etwas davon ab, und auf diese Weise gewann die Kolonie immer mehr an Ordnung und Fortdauer.

Bey der immer mehr zunehmenden Menge Menschen, und dem Anwachs der neuen Pflanzstädte am Kap, kaufte die Gesellschaft in der Folge die ganze Landschaft Tierre de Natal für einen ansehnlichen Werth an Waaren, und die Provinz dieser Kolonie wurde nun sehr weitläuftig, so wie auch das Ansehen eines Statthalters dabey sehr wichtig wurde. Gegenwärtig sind nun die Wohnungen des Kap in vier nach und nach entstandene Kreise eingetheilt. Der älteste und wichtigste Kreis, worinnen die Festung und die Hauptstadt liegt, und welche als der Mittelpunkt der holländischen Macht in Afrika anzusehen ist, führt den Namen des Kap selbst; die übrigen heissen Stellenbosch, Drakenstein und Wavern, die wir jede einzeln etwas genauer anzeigen werden, wenn wir zuvor noch eine kleine Nachricht von der Regierung der Holländer am Kap geliefert haben.

Regierung der Holländer am Kap.

Die erste Einrichtung und den Grund zu der gegenwärtigen Regierung legte van Riebeck, auf welchem nun gegenwärtig ein Gebäude zu Stande gekommen ist, das in allen seinen Theilen einen Beweis der unermüdeten Klugheit und Arbeitsamkeit der Holländer abzugeben im Stande ist. Sie besteht in acht Tribunalen, wovon jedes seine besondere Besorgung hat. Das erste, welches den Titel, der hohe Rath, führt, hat die allgemeine Aufsicht über die Handlung und Schiffahrt, es giebt Gesetze und hebt sie auf, kündiget Krieg an und schließt Frieden. Acht Mitglieder, unter denen der Statthalter der Präsident ist und allemal zwey Stimmen hat, machen dieses Tribunal aus. Das zweyte ist das Justiz-Kollegium, welches alle peinliche und civil Processe entscheidet; jedoch kann man wider diesen Ausspruch nach Batavia, oder nach Holland appelliren, welches aber sehr erschwert ist, weil zuvor hundert Gulden niedergelegt werden müssen und alsdann verlohren sind, wenn es beym ersten Urtheil verbleibet. Die Stellen werden mit eben den Personen bekleidet, die im hohen Rath sitzen, wozu noch drey Burgermeister der Kapstadt gehören. Unter diesen steht noch ein anderes Gericht, welches Schulden und Streitigkeiten richtet, und aus Bürgern der Kompagnie bestehet, die einen Beysitzer aus dem hohen Rathe haben. Dann folgt der Gerichtshof, welcher Ehesachen entscheidet, ferner die Waisen-Kammer, zum Nutzen elternloser Kinder. Der geistliche Rath, der die Verwaltung der Pfarrkirchen zu besorgen und zugleich auch das öffentliche Allmosen mit so viel Ehre besorgt, daß, wie man versichert, kein einziger Bettler im ganzen Lande angetroffen wird. Dann folgt der Rath des allgemeinen Wesens, dessen Besorgung die Einhebung der vom großen Rath vorgeschriebenen Abgaben ist. Endlich der Kriegsrath. Außer diesen obrigkeitlichen Per-

Personen, sind noch eine Menge Ober- und Unter-Bediente, die alle in sehr großem Gehalt stehen. Die Kolonie bestreitet ihre Abgaben, aus der Einnahme des Zehnden von allen liegenden Gründen, ferner von den Abgaben des Tabacks, Weins, Brandtweins ꝛc. Doch werden auch jetzt noch jedem neuen Kolonisten die alten Rechte und Freyheiten zugestanden, und ihm derselbe Vorschuß und Nachsicht zugelassen, wenn er sich unter ihnen niederlassen will. Aus kluger Politik und mehr nach können wir zur Ehre dieser Nation sagen; auf Menschenliebe ist das Betragen der Regierung gegen die Hottentotten gegründet, ist eben so gelinde und freundschaftlich, als es nur immer gegen ihre eigenen Brüder seyn kann. Gesetzt auch, sie sähen auf den Vortheil, den ihnen der Besitz dieses Landes erwirbt, so würden ihnen, doch auch eben so wohl bey weniger Rechtschaffenheit, Wege genug übrig bleiben, einen Besitz zu erhalten, und das durch Waffen zu sichern suchen, was ihnen jetzt die Eingebohrnen aus Liebe vergönnen.

Der Statthalter der Kolonie ist in den Augen der Hottentotten zugleich auch ihr Beschützer und König, und bey Vorfällen, wo sie sich nicht zu helfen vermögen, suchen sie nirgends, als bey ihm Hülfe, schicken auch alle Jahre Geschenke an denselben. Ob es nicht auch Mißvergnügte unter diesen Kolonien geben mag, ob in jeder Provinz dieselbe Freundschaft und Liebe gegen ihre unaufgeklärten Brüder herrscht, ob jeder einzelne Bürger die Größe der gelinden Regierung fühlet; können und wollen wir hier nicht entscheiden, genug Holland erhält von hier aus einen Vortheil, der einen erheblichen Einfluß in seine europäischen Provinzen hat.

Holländische Provinzen.

Man wird gewiß nicht erwarten, daß dieselbe Genauigkeit der Gränzen und Ausmessungen des Bodens in hiesigen Provinzen anzutreffen seyn sollte, wie wir es bey andern Ländern, so viel als möglich, gethan haben. Hier ist es genug, die Hauptlagen der Provinzen, ihre Benennung, ihre besten Orte und etwa einige Natur-Abweichungen anzugeben; denn noch sind die Nachrichten getheilt und die Gränzen ungewiß, so daß wir also nur bey dem Wahrscheinlichen stehen bleiben müssen.

1) Das Kap.

Zuförderst behalten wir die oben angeführte Eintheilung der holländischen Pflanzörter bey, nämlich erstlich **das Kap selbst** mit der Pflanzstadt gleiches Namens.

Kap-Stadt.

Diese auf dem Vorgebirge gelegene **Kap-Stadt** ist die einzige in der ganzen Kolonie, und führt auch den Namen Kap, obgleich dieser Name sehr oft, wiewohl unrichtig, dem ganzen holländischen Gebiet beygelegt wird. Sie liegt zwischen dem Strande und der nördlichen Seite des oben erwähnten Tafelberges und Löwenberges. Am Fuße dieser Berge ist ein großer Umfang, mit vielen unordentlich hingeworfenen Steinen, welche man für Stücken hält, die von dem nördlichen Theil des Berges herunter gestürzet sind. Auch ist es noch neuerlich geschehen, daß ein abscheuliches Stück Felsen von der Höhe herab rollte, und eine Menge Steine in das Thal der Stadt Kap warf. Die Stadt an und für sich ist klein, und, den Einschluß der großen Gärten mit gerechnet, etwa drey tausend Schritt lang und eben so breit, aber auf der einen Seite abschüssig. Im weitläuftigen Sinn begreift sie eine große Menge Häuser, Höfe, Gärten und verschiedene schöne Gassen. Die meisten Häuser sind schön, fast alle zwey Stockwerk hoch, die Dächer mit starkem Rohr belegt, über welchem öfters noch zwey Schichten Steine und Kalk liegen. Indeß herrscht eine gewisse Einförmigkeit hier, wie beynahe in allen holländ-

holländischen Städten, und weil das Gewühle der Menschen hier keine besondere Ausnahme macht, auch die Handlungsgeschäfte wenig Lärm verursachen, so ist sie, ob wohl die einzige große, aber doch auch eine traurige Stadt. Die Kirche ist zwar von Steinen gebauet, aber außer der Reinlichkeit hat sie weiter nichts besonders. Ihr gegen über steht das Hospital, und hat Raum genug für fünf bis sechshundert Kranke. Nicht weit von der Stadt liegt der große Garten der Kompagnie, und war ehedem mit weit mehreren seltenen Gewächsen und Zierrathen versehen, als jetzt, wo man mehr darauf gedacht hat, Nutzen aus ihm zu schöpfen. Es ist ein weitläufiger Küchengarten, welcher in vier und vierzig Quartiere eingetheilt und mit einer hohen Hecke eingefaßt ist. Man sieht jetzt fast nichts darin, als Obstbäume und Küchengewächse. Die Festung, welche die Stadt und das ganze Thal bestreicht, auch zugleich die Wohnung des Statthalters, und der Officiere der Kompagnie ist, heißt die gute Hoffnung, ist von großem Umfange, und liegt einige hundert Schritte nordwärts von der Stadt, von welcher sie durch eine mit Kanälen und Wegen durchschnittene grüne Ebene getrennt wird, und überdem sind zu beyden Seiten der Stadt, wie am Strande, Batterien angelegt. Auf der Südseite der Stadt, welche etwas höher als die andern liegt, sieht man die Gräber der zu Kap sich aufhaltenden Chineser und freyen Malayen, wie auch den mit einer Mauer umgebenen, eigenthümlichen Begräbnißplatz der Holländer.

Sandige Ebenen, Holz, hohe Berge, Thäler, Bäche und Flüsse wechseln in dieser Gegend mit einander ab, und der erste Ort, wo die Holländer angebaut haben, war im Tafelthale. Die ganze Pflanzstadt erstreckt sich also südwärts bis an die falsche

Bay, deshalb so genannt, weil die holländischen Schiffe, vom May bis zum August, wegen der Stürme nicht in die rechte Bay ein laufen können, sondern in dieser, welche vier und eine halbe Meile von der rechten entfernt ist, und dabey mit allem zur Schiffahrt nöthigen Dingen versehen ist. Von der äußersten Landspitze des Vorgebirges bis zur Stadt, erstreckt sich eine Kette von Bergen, die in der Gegend der Simonisbay dem Strande näher laufen, bis zur falschen Bay fortgehen, von da sich nördlich wenden, und endlich mit dem Tafelberge vereinigen. Das ganze flache Land, auf der Ostseite der Stadt, welches aus Sand und Haide bestehet ist wahrscheinlich nach und nach angesetzt, und das Vorgebirge ehedem eine Insel gewesen, die erst nachher mit dem Tiegergebirge und den Bergen im hottentottischen Holland verbunden sind. Der Weg zwischen dem Kap und der falschen Bay ist sehr beschwerlich und mehr noch äußerst gefährlich. Denn zu eben der Zeit, da der Südostwind stark wehet, pflegt in dieser Bucht so heftige Fluth zu seyn, daß die See, selbst bey der niedrigsten Ebbe, an einigen Stellen bis an den Fuß der nächsten Berge hinaufsteigt. Man muß dahero einen langen Weg dicht am Wasser hin nehmen, und schwere feste Wege nebst geübten Ochsen mit nehmen, und doch sind die Beyspiele des Unglückes sehr häufig. Die Art des Fuhrwerkes ist sonderbar, und verdient eine kleine Beschreibung. Es ziehen die Ochsen den Wagen mit den Knochen, wobey zwey und zwey neben einander, unter einem Joche gehen, das sich mit seinen hölzernen Schienen ihnen um den Hals legt, und Einschnitte hat, an welchen die Halsriemen leicht festgehackt werden können. Das Joch des hintersten Paares ist in der Mitte an der Deichsel, bey den übrigen aber an einem Stricke oder Riemen, der zu dem Ende zwischen den Ochsen hergezogen wird, befestiget.

Man

Man macht auf diese Art sehr weite und schnelle Reisen. Sechs Meilen vom Vorgebirge liegt das **Kuhgebirge**, welches zunächst nach den Tiegerbergen angebaut ward, ist aber wegen Wassermangel und ungünstige Boden nicht sehr angebaut. Acht Meilen vom Vorgebirge liegt das **blaue Gebirge**, ist ebenfalls schlecht mit Wasser versehen und nicht sehr bewohnt. Hin und wieder liegen noch manche Stücken Landes, etliche Tagereisen von einander, die ihren Namen von ihren ersten Besitzern führen, und allemal, gleich unsern Vorwerken, sehr gut eingerichtet sind.

Hier scheint es uns auch schicklich, noch etwas Weniges über die in jeder Provinz befindlichen **Flüsse** zu sagen. Hier ist der vornehmste, der **Salzfluß**, weil die Fluth sein Wasser gegen die Mündung zu salzig macht; er ist übrigens süß, hell und gesund. Sein Ursprung ist auf dem Gipfel des Tafelberges, und sein Ausfluß in die Tafelbay. Er nimmt in seinem Laufe verschiedene kleine Flüsse mit auf, und wässert viele schöne Landgüter, wie auch besonders der Gesellschaft großen Garten, und den, van Riebeck auf dem Buschberge gelegenen, und mit den meisten europäischen Früchten versehenen Garten. Ferner der **Muschelbankfluß** ist nur eine Sammlung Wasser, die sich zur Regenzeit von den Bergen sammlet und einen grossen Strom bildet, der in den Salzfluß fällt, im Sommer aber ist der Kanal meist trocken. Zwischen den beyden Pflanzstädten am Vorgebirge und Stellenbosch, liegt eine große Wüste nach dem Landgute, Saxenburg, zu, nach dem Namen seines Stifters also genannt; sie geht drey Tagereisen weit, und hat nur drey kleine fruchtbare Gegenden. Durch diese Wüste geht in die falsche Bay ein ziemlich fischreicher Fluß. Diese und einige noch weniger bedeutende

Flüsse machen die Bewässerung des Bodens um die Kapstadt aus.

2) Stellenbosch. Diese Provinz, wenn man sie so nennen will, hat ihre Stiftung den Statthalter Simon von der Stal zu verdanken, der ihr zugleich den Namen Stellenbosch, oder Stels Busch gab, von den Holländern auch der wilde Wald genennt wird, weil hier fast nichts als Gesträuche und Buschwerk anzutreffen war. Nachdem aber die Hottentotten diesen Ort verlassen und die rauhe Gegend in eine freundlichere war umgeschaffen worden, glich es in kurzen seiner Nachbarin, dem Kap, so wohl an schönen Häusern, Kornfeldern und Gärten, und machte ihm in manchem sogar den Vorzug streitig. Zwar trennen diese beyde Pflanzstädte einige sandige Landstriche, deren Urbarmachung die Natur verhindert, und man theilt diese Gegend gewöhnlich in vier Quartiere, welche die Namen Stellenbosch, Mottergate, Hottentotten-Holland und Bottelary führen. In dem ersten Quartiere ist der vornehmste Flecken Stellenbosch, welcher eine schöne Kirche und ein Versammlungshaus hatte, im Jahr 1710 aber abbrannten; und weil fast der ganze Ort dabey nieder brannte, so haben sich nur die Wohnungen der Privatpersonen wieder aus der Asche erhoben, jene Gebäude aber sind noch nicht wieder so schön erbauet worden. Die ganze Gegend hat vortreffliche Kornfelder, Weinberge und Gärten, auch hin und wieder sehr schöne Gebäude, und an den stellenboschischen Flüssen liegen ebenfalls verschiedene schöne Landgüter, die Schönheit und Ueberfluß verkündigen. Der Fluß, welcher die Fruchtbarkeit befördert, entspringt auf dem stellenboschischen Gebirge, wird durch die Mottergate-Ströme verstärkt, und ergießt sich endlich in die falsche Bay; dabey fehlt es auch dem Flusse nicht an guten Fischen.

Stellenbosch.

Das

Das Mottergaten- oder das moraſtige Quartier erhält ſeinen Namen von den Waſſern, die nach dem Regen noch ſehr lange in den Thälern ſtehen bleiben, und alſo die ganze Gegend ſehr unwegſam machen. Dieſe Abtheilung liegt nördlich von Hottentotten-Holland, und iſt von dieſer Kolonie, dem vorigen Quartier und dem Fluſſe ganz eingeſchloſſen. Die Anzahl der Häuſer, ſo wie ihre Schönheit, nebſt hie und da Ergiebigkeit des Bodens, giebt übrigens den andern Gegenden nichts nach, und empfängt von dem obigen Fluſſe, nebſt verſchiedenen andern, die er mit aufnimmt, ſeine Bewäſſerung.

Hottentotten-Holland iſt der beſte Platz um das Vorgebirge, ſowohl wegen der beſten Lage zur Viehzucht, als auch, weil er der fruchtbarſte und waſſerreichſte iſt. Es führen zween Wege vom Vorgebirge dahin, einer über die Sandhügel, im großen Tiegerthale und einem Theil von Stellenboſch; der andere, zwar beſchwerlicher, aber deſto angenehmer an Ausſichten, geht in das Land hinein. Etwa eine Stunde von der Seite der falſchen Bay, die ſich hier vortrefflich zeiget, liegt das Seekuhthal, und in demſelben befindet ſich ein Teich, der eine Meile im Umfang hat, und in welchem ſo hoher und dichter Schilf wächſt, daß man nicht darüber wegſehen kann, auch der Aufenthalt einer erſtaunlichen Menge Wild, Enten und anderer Vögel iſt. Den Anfang des Hottentotten-Hollands, welches in einer waldigen Gegend beſtehet, rechnet man oſtwärts vom großen ſalzigen Fluß an, und von da bis zum in die Algoabay fallenden Fluß. Gegen Norden wird dieſer Diſtrict durch eine lange Reihe ſehr hoher Berge vom langen Thale getrennt. Längſt dieſem Gebirge breitet ſich ein Wald aus, in welchem hohe und ſchlanke Bäume wachſen, deren

Holz zu Balken genommen wird. Auf der Westseite sind, an dem Wald und an der Küste, große grasreiche Ebenen und in den Thälern, unweit des Strandes, trifft man auch einige mit Waldung besetzte Bezirke und frische Wasserbäche an. Der Bezirk zwischen dem Kehrum und Keureboomflusse macht das Innere des Landes, aus und hat nirgend Mangel an Holzungen. Sonst war diese Gegend der Sammelplatz von wilden Thieren, die aber der anwachsenden Menge Menschen und ihren Feuergewehren haben weichen müssen, und ihre Zuflucht über den Keureboomsfluß in das waldigte und beynahe noch gar nicht untersuchte Sizikamma genommen haben. Unter den Bergen in dieser Landschaft ist die sogenannte Hanglippe einer der vornehmsten, und soll, der Sage nach, noch höher als der Tafelberg seyn. In der Mitte des Landes befinden sich auch noch andre, als z. B. der Schafberg, der, reich am Grase, die größten Heerden Schafe unterhält und noch einige andere. Zu Anfang der Besitznehmung von dieser Gegend, hatte man hier ein viereckigtes Fort von Erde, nicht weit von der Seite der falschen Bay, errichtet. Die Absicht war, sich gegen die Ueberfälle der Hottentotten zu sichern, und durch etliche Kanonen dem Kap Nachricht zu geben, jetzt aber ist diese Vorsicht unnöthig und also auch eingegangen.

Noch müssen wir der hier am Seekuhfluß wohnenden Nation mit ein paar Worten gedenken. Sie ist ein Gemische von Hottentotten und Kaffern, denn ihre Sprache ist mit den Sprachen dieser beyden Völker verwandt. Allein in Ansehung ihrer männlichen Aussprache, ihrer von Natur schwärzlichern Farbe und ihrer viel stärkern und gröbern Gliedmassen, wie auch ihres überhaupt ansehnlichern und schlankern

kern Wuchses, haben sie doch mit den Kaffern die meiste Aehnlichkeit.

Ihre Pelze bestehen aus breiten Kuhhäuten, die ungemein weich sind, weil sie solche auf der unrechten Seite mit Steinen sehr stark reiben und glätten, auch mit vielem Fett beschmieren. Mit messingenen Ringen an Armen und Beinen, ingleichen mit messingenen Plättchen von verschiedener Gestalt und Größe, die sie in den Haaren und Ohren befestigen, schmücken sich beyde Geschlechter, und die Weiber bedecken sich mit Schürzen, wie die Hottentotten, die Männer ebenfalls, doch gehen sie noch nackter. Hier sind sie gewissermaßen auch Ackerleute, denn sie bauen etwas Korn, Kaffernkorn genannt. Der Stengel oder Halm ist von der Höhe eines Mannes, hat die Dicke eines Schilfrohres, und endiget sich in einen, eins und einen halben Schuh langen, zweigartigen Büschel Aehren, welche die Körner, die etwan so groß als Reiskörner sind, enthalten. Ihre Saatzeit ist im Monat August, oft auch im Anfange des Novembers. Es wird zwischen Steinen zermalmet und in runden flachen Brodten gebacken, die sie unter der Asche verdecken.

Das warme Bad verdient auch noch einer Anzeige, ob es gleich in einer waldigen und unbewohnten Gegend liegt. Es hat seinen Namen von dem Districte, worin es liegt, manchmal heißt es auch das Bad jenseits oder hinter dem Berge, auch das Eisenbad, weil es sehr eisenhaltig ist. Es ist hier ein steinernes Gebäude angelegt, und stehet hundert Schritte davon. Das eigentliche Badehaus aber, oder vielmehr die Hütte, so eine Klafter lang und drey breit ist, macht dagegen einen sehr auffallenden Abstand. Das Wasser ist sehr heiß, und soll vorzüglich den Schweiß befördern. Auch sind in dieser Gegend nicht weit auseinander,

theils

theils warme, theils kalte Quellen, und fast eben so oft auch Bauerhöfe.

Das vierte Quartier ist endlich **Bottelary**, hat südlich auch Stellenbosch, Drakenstein ost- und westlich und den Muschelbankfluß nördlich. Man hält dafür, daß die übergroße Menge Heu, so hier geärndtet wird, und mehr als in den übrigen Gegenden zusammen genommen beträgt, den Namen der Landschaft zu Wege gebracht habe. An Bergen leidet diese Gegend für den übrigen Ausnahme, wenn die wenigen kleinen Hügel verdienen kaum diesen Namen, ob sie schon reich an guten Viehweiden sind. Hier wird das Wasser, welches während der Regenzeit in kleinen Gräben gesammelt wird, salzig, und dennoch bleibt den Einwohnern, aus Mangel bessern Wassers, kein anderes Mittel übrig, als dieses zu trinken. So auch ist das Brennholz sehr selten, weil fast nichts als Strauchwerk wächst, daher ist diese Gegend unter den übrigen die unerheblichste.

3) Drakenstein.

Drakenstein ist so groß, als die gesammten Niederlande in Europa, und gränzt südwärts an den Berg Kehrum, gegen Osten an eine lange Kette von Bergen, nordwärts an die Saldannabay, und westwärts an den Pferdeberg, der sie von den Bottellary absondert. Ueberhaupt hat diese Gegend viel Berge und meistens alle sehr rauh und hoch. Man theilt diese Pflanzstadt in zwey Bezirke ein, 1) der Theil zwischen dem Kehrumberge und der Kirche, 2) zwischen der Kirche und dem Wagnerthale; denn ob man gleich ehedem das Wagnerthal selbst mit hierher rechnete, so besteht es doch jetzt, für sich selbst, nebst Tierra de Natal in einer eigenen Landschaft; ein Theil, der alles in sich begreift, was innerhalb den Gränzen der Pflanzstadt liegt und den andern, der die dazu gehörigen Ländereyen außerhalb derselben in sich fasset.

Man

Man kann nicht zuverläßig sagen, woher diese Gegend ihren Namen erhalten habe; so viel aber weiß man, daß sie im Jahr 1675 von dem Statthalter Simon van der Stel, angelegt worden, und durch die protestantischen französischen Flüchtlinge, empor gekommen ist. Diese bekannten, fleißigen, geschickten und kultivirten Flüchtlinge legten allen Fleiß an, Mühlen, und andere erforderliche Dinge aufzurichten, und in kurzem wurde der ohnedem gute Erdboden noch tragbarer gemacht, und die ganze Gegend von der Aehnlichkeit ihres ersten Zustandes immer mehr entfernet. Die ganze Gegend ist etwas steinigt und bergigt, jedoch auch fruchtbar, die Luft rein und gesund, das Wasser in Menge und gut. Die hiesigen Berge sind hier, wie meist um das Vorgebirge, während des starken Winters, d. h. im Brach und Heumonat, mit Hagel und Schnee bedeckt, der bis mitten in den August, manchmal auch in den September dauert, alsdann aber aufgeht, und die Kanäle anfüllet. Auf dem Wege vom obigen Berge, nach der erwähnten Kirche geht hier ein Weg nach Stellenbosch, den sie wegen der Gefahren den Weg der Furcht nennen. Er ist oft wegen der wilden Thiere, die sich zuweilen hier sehen lassen, unsicher, dabey ist er tief, enge und steinigt, und führt auf Abstürze an Wassergraben; und man hat Beyspiele gefunden, daß, wenn Pferde zur Nachtzeit diesen Weg gegangen sind, und die Löwen oder Tyger wahrgenommen haben, sogleich nebst ihrem Reuter in den Abgrund gesprungen sind. So gefährlich er aber auch ist, so liegen doch verschiedene schöne Landgüter an und auf demselben.

4) Wavern.

Am weitesten gegen Osten von der Kapstadt liegt die Kolonie Wavern. Ehedem war sie unter dem Namen, der rothe Sand, bekannt, von einem Berge, welcher rothen

rothen Sand liefert, und zugleich die Gränze von Drakenstein ist. Im Jahre 1701 legte der Statthalter von der Stal diese Kolonie an, und nannte sie nach dem Namen eines berühmten Geschlechtes in Amsterdam, zu dem er gehörte, Waaren. Man muß von den neuen Kolonisten dasselbe sagen, was man von den vorigen rühmte. Es sind arbeitsame und geschickte Leute und verbessern ihre Ländereyen mit jedem Verlaufe der Zeit. Sie sind der drakensteinischen Kirche einverleibt, und werden in weltlichen Dingen von der stellenboschischen Obrigkeit gerichtet. Die Gegend ist vollkommen mit Wasser versehen und hat auch zwey warme Bäder, wie auch das Quartier, das von der Zahl seiner Ströme, die vier und zwanzig Flüsse heißt.

Tierra de Natal.

Tierra de Natal ist diejenige Gegend, welche, wie oben gesagt worden ist, die Holländer zu Erweiterung ihrer Bevölkerung ankaufen mußten. Es sollen sich hier einige Kolonien Kaffern aufhalten, welche in ihren Gebräuchen und selbst in ihrem Anzuge, ganz verschieden von den Hottentotten sind. Sie schmieren ihre Leiber nicht, wohnen in viereckigten leimernen Hütten, stammeln nicht so wie die Hottentotten, bestellen ihr Feld ganz anders, brauen auch und tragen Kreutze an einem Stricke, der ihnen über den Hals hängt. Sie handeln mit den Seeräubern auf dem rothen Meer, die ihnen seidene Zeuge für Elephantenzähne vertauschen, und sind in aller Rücksicht fast eine ganz andere Nation. So weit erstrecken sich die Besitzungen der Holländer auf dem sogenannten Vorgebirge der guten Hoffnung, die übrigen Gegenden sind von einzelnen Familien, oder auch von Kraalen bewohnt, die nach ihrer Lebensart keine bleibende Stelle behalten, und die wir unten noch kürzlich anzeigen werden. Hinterbruyntsieshöhe ist der nördlichste

ste Theil der Kolonien, aber auch der schönste, mehr als die andern reich an grünen Wiesen und Saatfeldern. Buschwerk und Blumen schmücken diese schönen Ebenen, der kleine Fischfluß schlängelt sich hindurch, an dessen Ufern man ebenfalls Ackerland, kleine Häuser, Heerden Schafe und Kühe, nebst Einwohnern, welche sehr gastfrey sind, erblicket. Diese Leute lieben ebenfalls sehr die Ruhe, und ihre einzige, liebste Arbeit ist Tabackrauchen. Der Reichste ist der Angesehenste, und ihr Reichthum bestehet in der Anzahl fetten Viehes. Ein Kleid, oder Jacke von dem gröbsten Tuch, lederne Beinkleider, wollene Strümpfe, ein gestreiftes Brusttuch, ein baumwollen Tuch um den Hals, ein grobes Hemde, ein grober Hut, sind die Zierrathen der Männer; eben so der Weiber, eine Mütze, die unten zugebunden wird, und schlechte grobe Kleidung von baumwollenem Zeuge, sind ihre ganze Zierrathen; kurz hier sind die Spuren eines unschuldigen und glücklichen Lebens anzutreffen.

Einzelne Oerter der Hottentotten.

Die Nation der Hottentotten, die innerhalb diesem Bezirke von Afrika bekannt sind, wird, den Nachrichten Herrn Kolbens zu Folge, in siebenzehn Stämme eingetheilet, welches aber nur eine angenommene Zahl ist, und diejenigen befaßt, die uns Europäern namentlich bekannt sind. Ohnstreitig sind ihrer tief im Lande noch mehrere, jedoch wir begnügen uns mit der Anzeige dieser wenigen. 1) Die Gunjemans sind die, so dem Vorgebirge am nächsten sind; sie verkaufen ihr Land an die Holländer, und halten sich beständig im freyen Felde unter ihnen auf, und haben nur einen kleinen Theil ihres alten Eigenthums. 2) Die Kohaquas, sie gränzen nördlich an die erstern, und bewohnen ein Land voll schöner Wiesen. 3) Nordwärts von diesen wohnen die Sassiquas, die Gegend

gend ist zwar sehr bergigt, doch ist sie mit guten Waiden besetzt. An diese stoßen 4) die Udiquas, und diese beyden Nationen leben in steter Feindschaft mit ihren folgenden Nachbarn, und helfen einander im Kriege. Diese sind 5) die Chriquas, längst der Bay St. Helena, und sind ein zahlreiches geschicktes Volk, die alle andere an Leibesstärke und an der Geschicklichkeit, die Wurfspiesse zu führen, übertreffen. Mitten durch ihr Land läuft der Elephantenfluß; und ob schon viel Berge darum liegen, so ist doch der Boden in den Thälern mit dem besten Gras und Blumen geschmückt. 6) Die Namaquas werden in die großen und kleinen eingetheilt, die letztern liegen an der Küste, und die erstern östlich von ihnen ab. Man sagt, sie wären ein munteres Volk und so zahlreich, daß sie gegen zwanzig tausend streitbare Männer ausmachen. Die Gegend ist voll steiniger und sandiger Gebirge, und bloß durch den Elephantenfluß erhalten die Thäler einige Bewässerung. An diese Nation gränzen nördlich 7) die Araquas und nördlich an diese 8) die Chorogauquas; beyde Nationen besitzen ein weitläuftiges Stück Land, nebst ungeheuern großen Wüsten. Ihr Land ist von mittelmäßiger Beschaffenheit, daher die Einwohner ziemlich weit von einander wohnen, haben auch meist nur so viel Vieh, als nebst dem Wilde, das sie fangen, grade zu ihrem Unterhalt zureicht. Sie sind ein zahlreiches, beherztes Volk, und eilen bey eindringenden Gefahren auf die Berge. Südwärts vom Vorgebirge wohnen 8) die Koopmans; dieser Land erstreckt sich ostwärts sehr weit, aber nicht lang an der Küste hin; weil sich die Europäer unter ihnen niedergelassen haben. An diese stossen 9) die Hassaquas, und sind die reichsten an Viehheerden. Die Kraalen sind größer, zahlreicher und besser bewohnt, als bey andern Hottentotten, weil diese Gegend alles liefert, was sie bedürfen. Nächst an den

Koop-

Koopmans, deren wir oben gedacht haben, wohnen 10) die Sonquas, ein kühnes Volk, das die Waffen sehr gut zu führen vermag. Ihr Land ist arm an natürlichen Erzeugnissen, daher sich die Einwohner oft in den Dienst anderer Nachbarn begeben. An diese gränzen 11) die Dunquas, in einem schönen und ebenen Lande, welches wohl bewässert ist. Ihre Nachbarn sind 12) die Damaquas, eben so glücklich durch guten Boden und Salzgruben. Nächst bey diesen liegen 13) die Gauriquas; ihr Boden ist vortrefflich; und obgleich der Bezirk klein ist, so sind doch die Einwohner sehr zahlreich. Nordostwärts von ihnen an der Küste, wohnen 14) die Houreniquas, in deren Lande sich große Wälder befinden. An diese gränzen 15) die Chamtourts, deren Land ganz den vorigen gleich ist. Nordostwärts wohnen 16) die Heykoms, in einem sehr bergigten Lande, das nur in den Thälern fruchtbar ist, sie sind aber reich am Vieh, das sich von dem salzigten Wasser ihrer Flüsse und dem Schilfe der Ufer nähret. Ueber diesem liegt 17) Tierra de Natal, deren wir schon gedacht haben.

Die östliche Kaffernküste.

Endlich folgt die östliche Kaffernküste, welche oben an die Küste Zanguebar gränzt und von dem vornehmsten Königreiche die Küste Sofala genannt wird. Das meiste derselben ist sehr niedrig, und daher Ueberschwemmungen unterworfen, auch voll unwegsamer, oft undurchdringlicher, Wälder, die sowohl die Luft sehr heiß und ungesund machen, als auch ein Aufenthalt reissender Thiere sind. Korn und Früchte werden hier wenig gebauet, weil die Nahrung der Einwohner bloß Fleisch der Thiere ist. In ihren Bergen soll sehr viel Gold verborgen seyn, denn auch die Flüsse führen Goldsand bey sich, auch findet man an der Küste viel Ambra. Diese Einwohner werden im eigentlichsten Verstande Kaffern genannt, welches

so viel als Ungläubige ausdrückt. Sie sind schwarz, groß, stark, aber nachläßig und faul, beherzt im Kriege, oft grausam, da jedoch die Einwohner von Sofala eine Ausnahme davon machen. Ihre Häuser sind von Holz, ihre Kleidung von Baumwolle, darunter die Vornehmen einige Goldfaden gewirkt haben. Sie nehmen so viel Weiber, als sie ernähren können, und stehen in großen Ehren. Auch glauben sie an einen Gott, den sie Mozimo nennen; und da sie Umgang mit den Portugiesen haben, so sind auch einige zum Christenthum übergetreten. Sie verehren keine Bilder, auch wird die Zauberey sehr hart bestraft, ingleichen der Diebstahl und Ehebruch. Der König von ihnen herrscht unumschränkt über seine Unterthanen, und hat gegen tausend Weiber, zweyhundert Hunde zu seiner Leibwache und eine große Armee im Felde. Ihre Waffen sind kleine Aexte, Pfeile, Dolche und Wurfspieße. Die übrigen Könige aber auf der Küste haben nicht viel zu sagen. Die Portugiesen haben sich hier niedergelassen, und besitzen ein Fort zu Sofala.

Die westliche Kaffernküste.

Der westliche Theil des Kaffernlandes begreift das große Königreich Maraman, von dem aber sehr wenig Nachrichten vorhanden sind. Die Küste ist ein bergigtes und waldigtes Land, das aber fruchtbar an allerley Lebensmitteln ist. So wohl an guten Fischen, als auch an wilden Thieren ist hier Ueberfluß; die Einwohner aber sind ein dummes und unwissendes Volk, welches den Götzen dienet und den Namen Simbebas führet. Sie haben zwar einen König, der aber, weil er keinen ordentlichen Wohnplatz hat, bald da, bald dort ist; und weil die Europäer gefunden haben, daß der Umgang mit ihnen nichts nützen würde, so sind sie bis jetzt ihrem unthätigen Zustande überlassen worden.

Die

Die Küste Zanguebar und Ajan.

Da die östliche und westliche Küste von Afrika den Europäern noch sehr wenig bekannt ist, weil sonst niemand als die Portugiesen, und auch diese nur an wenig Orten sich festgesetzt, oder eine gewisse Handlung angelegt haben; so können wir in der Beschreibung der längst selbiger gelegenen Länder nur wenig Nachrichten anführen; und seit dem die große Macht der Portugiesen hier aufgehört hat, seit dem sind selbst die wenigen Nachrichten ziemlich unzuverläßig worden.

Vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Tierra de Natal ist die Küste gefährlich, und wird wenig besucht; entweder, weil die Hottentotten, die sie bewohnen, ihrem Charakter zu Folge, unbesorgt um andere Wohnplätze sind, so lange ihnen der ihrige Unterhalt gewähret; oder auch, welches fast noch wahrscheinlicher ist, weil es keine Waaren giebt, welche einen erheblichen Handel unterhielten. Hingegen macht die Küste Zanguebar, von der wir hier eigentlich sprechen, eine Ausnahme: und ob auch die Menge ihrer kleinen Fürsten und Könige eigentlich nichts zu sagen hat, ob schon das Land selbst nur verhältnißmäßig mit Bewohnern und Naturprodukten begabt ist; so sind doch die Sitten und Gebräuche der erstern, um einen guten Schritt weiter von der rohen Natur entfernt, ihr Umgang mit Europäern hat ihnen auf alle Weise gnützt, und die Bewohner der Hauptstadt zeigen in sehr vielen Dingen, daß es ihnen weder an den Willen noch an der Geschicklichkeit, sich zu verfeinern, fehlet.

Die Gränzen und Größe dieser Küste sind, (wenn man die Küste Ajan und Adel, nordostwärts von Zanguebar, dazu rechnet,) erstlich gegen Nor-

den das arabische Meer, gegen Osten und Süden das indische Meer, und gegen Westen Aethiopien und Abyssinien, in einer Länge von vierhundert und in der Breite von dreyßig Meilen. Das Land ist größtentheils fruchtbar, und bringt vorzüglich Reis, verschiedene Arten Baumfrüchte und nutzbare Kräuter hervor. Dasselbe kann man von der Viehzucht sagen, die den ersten und einzigen Nahrungsstand in sich faßt. Die Gegenden sind grasreich, die Pferde vorzüglich schön, und an wilden Thieren ist sogar Ueberfluß, vorzüglich an Elephanten. Gold, Silber, Ebenholz, Ambra findet man, sowohl an der Küste, als auch auf den Inseln, von welchen wir hernach sprechen werden; nur ist das Klima, in Ansehung der Hitze, für die Europäer nicht günstig.

Im nördlichen Theile des Landes sind die Bewohner der Küste mehrentheils Araber oder Mohren, und im südlichen theils Mohren, theils Neger. Sie sind, wie schon gesagt, zum Theil gesitteter als andere afrikanische Nationen im Innern des Landes, und in vielen Dingen nicht ganz unwissend. Die Oberhäupter der verschiedenen Staaten und Königreiche regieren mit despotischer Gewalt und nur einigen ist es geglückt, eine republikanische Regierungsform aufzurichten. Doch wir wollen hier etwas länger verweilen, um die Kenntniß und Beschaffenheit dieses Landes etwas weiter zu bestimmen.

Diese Küste wurde von dem portugiesischen General Vasquez de Gama, auf seiner ersten Reise nach Indien, entdeckt. Die Portugiesen bemeisterten sich der Stadt Mozambique, setzten sich daselbst fest, nahmen im Jahr 1500 Mombaza ein, machten sich drey Jahr nachher Quiloa zinsbar, und erhielten den freyen Handel und ein Fort im Königreiche Melinda.

da. Sie fanden bey näherer Untersuchung ein Land, das fast durchgängig fruchtbarer und auf eine angenehme Weise mit Ebenen, Thälern und Bergen abwechselte, wo es weder an Getreide, noch an allen andern Arten von Hülsenfrüchten mangelte. An allerley Obst, besonders an Zitronen, Pomeranzen, Feigen, Kokosnüssen u. dergl. ist Ueberfluß. Alle Arten von Vieh sind im Menge, und die Zähne der Elephanten so sehr im Ueberfluß und so wenig geachtet, daß die Einwohner nicht selten ihre Gärten damit verzäunen. Eben so reichhaltig sind die zahmen und wilden Federthiere, unter denn besonders eine Henne seltsam ist, weil ihr Fleisch ganz und gar schwarz ist, dabey aber, einen angenehmen Geschmack hat. Das Innere der Berge ist zu vielen Mahlen durchsucht worden, nicht so wohl von den Eingebohrnen, als von den Portugiesen, und man hat ansehnliche Schätze aus dem Golde, Silber, Kupfer, Ambra und andern nutzbaren Steinen gezogen.

Die eigentlichen **Einwohner** dieses Landes sind Neger, mehrentheils olivenfarbig, groß und stark von Figur: und weil sie diese körperliche Eigenschaften haben, auch dabey nicht so faul sind, als die übrigen Neger; so nehmen die Portugiesen diese Leute viel lieber in Dienste, oder handeln sie als Sklaven ein, um in Indien noch größern Vortheil davon zu ziehen. Die Bewohner der Küste sind so gar angenehm im Umgange, gegen Fremde gefällig, und billig in ihren Handlungen; dahingegen die Einwohner im Innersten des Landes den Namen Menschenfresser führen, ob es eigentlich wohl nur ihre wilde Gemüths- und Lebensart anzeigen soll, ob schon Einige behaupten, sie verzehrten nicht nur ihre Kriegesgefangenen, sondern sogar auch ihre eigenen Landsleute, welche ihnen weit besser schmeckten, als Fremde; vielleicht

haben die Hirnschädel der Verstorbenen, die ihnen zu Trinkgefäßen dienen, Anlaß zu dieser Meinung gegeben; und übrigens sind sie vielleicht nicht grausamer, als jede andere Nation, die so wenig Mittel kennt, ihre Sitten zu verbessern.

Wegen der sehr großen Hitze gehen Männer und Weiber ganz nackend, denn das ganz kleine Tuch, womit sie die Scham zudecken, verdient doch keine Kleidung genannt zu werden. Ihr ganzer Schmuck besteht in einigen Reihen Glaskugeln und einigen Ringen von Kupfer oder Zinn, die sie nach Art der Hottentotten am Arm tragen. Ihre Nahrung ist einfach und nur aus den einfachsten Geschenken der Natur bereitet, weswegen man eigentlich sehr überflüßig die Mäßigkeit dieser Leute rühmet, die nichts anders kennen und genießen, als was im eigentlichsten Sinne unschädlich ist. Reis in Wasser und mit Honig gekocht, nebst etwas Fischen, sind ihre Speisen; reines Wasser, Palmwein, und ein gewisses Getränke, welches sie Arakka nennen, und worin sie sich sehr oft berauschen, sind ihre Getränke. Alles, was das Gepräge erkünstelter Sitten an sich trägt, und nicht grade zu dem Stande der Natur angemessen ist, hat weder Werth in ihren Augen, noch mögen sie darnach handeln. Ein Beyspiel hiervon sind ihre Verheurathungen, die ohne Weitläuftigkeiten und fast ohne alle Ceremonien vollzogen werden. Nur die Einwilligung der beiderseitigen Eltern entscheidet die Ehe, wenn anders zuvor das neue Paar sich gegenseitig zu lieben gedenkt. Da jedoch wohl kein Ort in der Welt ist, wo nicht etwas von Ceremonie bey irgend einer Handlung mit eingewebt seyn sollte; so verrichten auch hier die Verwandten derselben eigentlich nur das Ceremoniel mehr, als die Brautleute selbst. Sie gehen nämlich an dem gesetzten Tage unter Singen und

Tanzen

Tanzen vor die Thüre der Braut, und überreichen ihr die Geschenke, die bloß aus türkischem Korn bestehen. Hiervon nimmt jede Tänzerin zu ihrem Antheil eine Handvoll, von dem Mehl aber streuet man sich etwas auf das linke Auge und die Backe, und so endiget sich die ganze Feyerlichkeit zuletzt mit einem Schmause, der oft den übrigen ganzen Theil des Tages einnimmt, bis nach Sonnenuntergang jedes zu Hause kehrt, und der Bräutigam seine Braut zu sich nimmt. Es hat zwar in einigen Gegenden noch eine andere Gewohnheit statt, nämlich, daß die Madgen, ehe sie zu der Braut gehen, zuvor auf freyem Felde, eine Zeitlang unter Weinen und Geschrey, über den Verlust von ihrer Gespielin zubringen, und von da zu einer guten Mahlzeit kommen, die ganze Nacht hindurch tanzen, und erst gegen Morgen von der Braut Abschied nehmen.

Ganz anders betragen sie sich bey ihren Todten, und hier äußern sie so viel natürliche Gefühle und Ceremonien, als andere Völker. Lautes Klagen und Geschrey erfüllt die Wohnung und die Gruft des Verstorbenen. Man wickelt ihn in schwarzes Tuch, und begräbt, nebst seinen Waffen, sogar einige Lebensmittel mit ihm. Dieser Gebrauch verräth nur zu sehr, wie dunkel und unrichtig die Begriffe ihrer Religion sind, da sie für den Todten so besorgt sind, um ihn auf seiner Reise nicht hungern zu lassen. Wie man sagt, wird die Decke, worauf er geschlafen hat, sein Stuhl, seine Geräthschaften, sogar das Haus, worin er wohnte, verbrannt, und die davon erhaltene Asche in das Grab des Verstorbenen gestreuet. Bey der so groß scheinenden Liebe gegen ihre Todten, müssen sie jedoch auch die Handlung selbst für etwas Unreines ansehen, wenn nicht etwa Religionsbegrif-

se die Veranlassung dazu geben. Derjenige nämlich, der sich mit dem Verstorbenen im Tode beschäftiget, oder ihm nur angerühret hat, ist von aller Gesellschaft ausgeschlossen, und erst nach vielem Waschen und Reinigen darf er wieder in die Gemeinschaft der Uebrigen kommen. Gewöhnlich währt die Trauer acht Tage, und in dieser Zeit kommt man auch täglich zwey Stunden zusammen, um den Verlust des Verstorbenen durch Klagen und Seufzen zu erneuern, wobey man sich allemal das Gesicht mit Mehl bereibet.

Alle diese seltsame Gebräuche sind in ihrem Religionssystem gegründet, denn die eigentliche Religion des Landes ist die heidnische, die auch die meisten Neger angenommen haben. Doch giebt es auch unter diesen Völkern Secten, denn ob schon einige die Götzenbilder anbeten und ihnen Opfer bringen; so finden sich doch auch einige unter ihnen, die das nicht thun, sondern vielmehr Spuren, obgleich schwache, von einem einzigen höchsten Wesen haben, das sie sich als den Schöpfer und Regierer der Welt denken. Sie sind ihrer Unsterblichkeit gewiß, so wie sie überzeugt das Daseyn eines bösen Geistes glauben, und dessen Gewalt Schaden zu zu fügen, sie in ihrer Verehrung weit eifriger macht, als in der Verehrung des guten Wesens, von dem sie sich kein Uebels befürchten. Man kann also nicht sagen, diese Einwohner beteten den Teufel an, sondern, sie suchen ihn vielmehr nach ihren Begriffen von sich zu entfernen, damit sie ihn nie zum Zorn reitzen mögen. Man beschuldiget sie zwar eines andern, weit gräßlichern Fehlers, als stießen sie zuweilen Lästerungen gegen ihren Gott aus, und das vorzüglich alsdann, wenn ihnen etwas nicht nach ihren Absichten von statten gienge.

Allein

Allein auch diese Beschuldigung klingt bey dieser bloßen Erzählung zu hart, und ist in der That auch ganz anders. Sie setzen zwar ein uneingeschränktes Zutrauen der schnellen Erfüllung ihrer Wünsche und der Bitten, die sie an den guten Gott schicken, und werden alsdann unwillig, wenn der Erfolg ihren Absichten nicht entspricht. Doch ist es keine Lästerung, sondern vielmehr glauben sie, die Gottheit verlange noch weit mehr von ihnen, und dieß drücken sie zuweilen in unwilligen Geberden aus, und stellen auch wohl deshalb sehr lange Fasten an, um sie dadurch zum Mitleid oder zur Erhörung zu bewegen: können sie alsdann den Erfolg ihrer Wünsche nach ihrem Gefallen erklären, dann hören diese Fasten auf, und sie sind eben so geneigt, von den strengsten Fasten zum schwelgerigsten Gastmahlen überzugehen, bis sie wieder ein neuer Umstand auffordert, religiös zu handeln. Die Araber hingegen haben die mohämedanische Religion eingeführt, der ein großer Theil der Einwohner und ihrer Könige zugethan ist. Allein auch sie hat manche abergläubische Vorstellung mehr erhalten, und ist fast nichts mehr, als ein Gewebe von Zauberey, Wahrsagungen und verdorbener mohämedanischen Lehre. Auf den Inseln, als zum Beyspiel, in Mozambique, hat sogar die christliche Religion einigen Eingang gefunden. Man läßt die Kinder, sobald sie reden können, in der portugiesischen Sprache und Religion unterrichten. Nachdem sie getauft sind, hängt man ihnen ein kleines Krucifix an den Hals, für welches sie die tiefste Ehrfurcht hegen; ja es hat einige unter ihnen gegeben, die es in den Wissenschaften etwas weiter gebracht haben, daß man sie zu Priestern hat annehmen können. Dafür haben die Einwohner von Melinda wieder eine andere Art Sitte angenommen. Ihre Kinder tragen seit dem

siebenten Jahre ein Gewicht von Thon auf dem Kopfe, sieben bis acht Pfund schwer, und von dieser Last werden sie nicht eher befreyet, als bis sie auf irgend eine Weise ihren Muth geäußert, oder in einem Kriege Proben ihrer Herzhaftigkeit abgelegt haben. Alle diese Handlungen sind mit in ihre Religionsbegriffe verwebt, und haben irgend eine gute oder böse Folge bey ihrem guten oder bösen Gott zu erwarten. Sie werden wenig unternehmen, ja z. B. der König von Melinda wird sich nie eher entschließen auszugehen, bis der Erfolg des Ausganges durch Opfer untersucht und der Gottheit zuerst anempfohlen worden sey. So gehen unter andern allemal, wenn er sich öffentlich sehen läßt, seine Hofdamen in drey Haufen vor ihm her, deren einer das Lob des Königes besingt, der andere Gefäße mit Rauchwerk trägt und der dritte Musik macht, die aber nichts ist, als daß sie ununterbrochen mit Klöppeln von Elfenbein auf eherne Gefäße schlagen. Ingleichen darf er aus Ehrfurcht und Aberglauben nie die Erde berühren, sondern wird von seinen Bedienten auf den Schultern getragen, man fällt vor ihm nieder, ohne das man es wagen darf, ihm anzusehen. Weil man also zu besorgt ist, es möchte ihm unter Wegens etwas Übels wiederfahren, so opfert man sogleich, als er aus dem Schlosse kommt, ein Reh; das Eingeweide wird von den Priestern durchsucht, die Merkmale der Vorbedeutung genau beobachtet: alsdann, wenn nichts Böses zu befürchten ist, so geht der König dreymal über das geschlachtete Thier hinweg, und man setzt seinen Weg fort. Es ist leicht zu erachten, daß die Auslegung bloß das Werk der Priester ist, daß niemand, außer sie, diese Kunst verstehen, und daß sie diesen Quell der reichlichen Einnahme durch nichts zu verstopfen suchen. Bey alle dem haben sie es in der Art und

Weise

Weise ihres Betruges nicht sehr weit gebracht, und ihre Kunst würde weit weniger einträglich seyn, wenn sie dieselbe nicht Leuten vorspielten, die zu sehr von ihrem Ansehen geblendet werden. Ihre ganze Zauberkunst besteht in weiter nichts, als daß sie einen Tanz anstellen, der so lange anhält, bis jemand von ihnen ohnmächtig zur Erde fällt. Wenn er wieder zu sich gekommen ist, dann fragt man ihn, was man wissen will; und was er in diesem Zustande alsdann antwortet, wird für ein Orakel des bösen Geistes gehalten. Man kann sich leicht vorstellen, welche Gewalt diese Priester über die Handlungen und über die Güter ihrer Brüder haben müssen, da sie ohnedem den Zorn des bösen Gottes so sehr scheuen, und diese Leute doch sogar Umgang mit ihm haben, oder Befehle von ihm zu erhalten vorgeben. Hätten auch die Portugiesen in manchen andern Dingen der kranken Vernunft dieser Leute eben nicht das helleste Licht aufgesteckt; so haben sie ihnen doch in den Orten, die ihrer Herrschaft unterworfen sind, manche bessere Begriffe gelehrt, und einige zum Christenthume bekehret.

Dieselben Eingriffe haben die Portugiesen auch in ihre weltliche Regierung gethan, und so viel bedeutend es immer so klingt, daß auf dieser Küste sechs Königreiche anzutreffen sind; so müssen sich doch viele von ihnen unter die Obermacht der Portugiesen beugen, und die übrigen fühlen wieder zu sehr ihre Schwäche, als daß sie etwas Erhebliches dagegen unternehmen könnten. Wirklich sind auch die oben sechs angegebenen Königreiche hier anzutreffen, als namentlich, 1) Anchoe, 2) Mozambique, 3) Mongale, 4) Quiloa, 5) Mombaza und 6) Melinda, die zwar alle eine uneingeschränkte Macht gegen ihre Unterthanen äußern, auch von dem denselben

selben sklavisch verehret werden, dabey aber, wie gesagt, durch die Portugiesen sehr eingeschränkt sind. Der Mächtigste von ihnen ist der König von Melinda, außer daß die Portugiesen, nahe bey seiner Hauptstadt, eine Festung angelegt haben, die seiner Herrschaft das Uebergewichte hält, und von wo aus seine Residenz mit Kanonen bestrichen werden kann.

Der Mittelpunkt der portugiesischen Besitzungen auf dieser Küste ist Mozambique. Diese Insel, welche vom festen Lande nur durch einen kleinen Kanal getrennt ist, hat zwey Meilen im Umfange. Sie liefert im Ueberfluß Reis, Hirse, Feigen, Pomeranzen, Palmbaumfrüchte und verschiedene wohlschmeckende Gemüse und Obstarten. An Vieh ist derselbe Ueberfluß, und vorzüglich an Ochsen, Schafen, Ziegen ꝛc. von denen die Schafe besonders sehr große Schwänze haben, die zu dreyßig bis vierzig Pfund wiegen. Auch ist diese Insel ziemlich bevölkert, und ihre Bewohner sind Leute von einer guten, großen und starken Leibesbeschaffenheit, etwas schwarz von Farbe, und kleiden sich in baumwollene Zeuge, Calico genannt. Eigentlich bedeutet das diejenigen Zeuge, welche aus der Levante hierher kommen, schön von Ansehen und noch nicht bemahlt sind. Einige tragen die Kleider in Form langer Röcke, die vom Kinn, bis auf die Füße herab reichen, andere bedecken nur die Schultern damit, gleichwie mit einem Mantel, und auf dem Kopfe haben sie einen leinenen Turban, mit Seide und Gold durchwirkt. An der Seite tragen sie, gleich den Mohren, einen Dolch, den sie Sagbuts heissen. In Ansehung der Religion sind sie, wie zu Sofala, in die natürliche und verdorbene mohämedanische Religion getheilt, und leben mit ihren übri-

gen

gen Einwohnern, den Portugiesen, ziemlich friedlich.

Die Stadt **Mozambique** im funfzehnten Grad südlicher Breite, nahe am Ufer des festen Landes auf einer kleinen Insel, ist wohl befestiget, und hat einen vortreflichen, weiten und gesicherten Hafen. Der Handel von hier nach Sofala, nach dem rothen Meer und nach Indien macht diesen Ort für Portugal sehr erheblich, und es ist also kein Wunder, wenn sie den Besitz dieses Hafens auf alle Weise zu behaupten suchen. Auch residiret hier der portugiesische Statthalter, dessen Ansehen sich über alles auf der Küste erstreckt, was nur immer der Krone Portugals unterthan ist. Seine Geschäftsverwaltung ist eigentlich nur auf drey Jahr bestimmt, allein es leidet dieses zuweilen Ausnahme, und er darf dieses Amt auch länger behalten, welches mit großem Ansehen und mit reichen Einkünften verbunden ist. Die Schiffahrt der Eingebohrnen ist eigentlich nicht sehr erheblich, weil sie noch sehr wenig Kenntnisse von der Schiffsbaukunst haben, indessen vertreten sie doch die Stelle anderer, und sind zu ihrem Gebrauche geschickt. Sie sind groß, aber ohne Verdeck und ohne Eisenwerk, sogar ohne Nägel, indem das Holzwerk mit Cayro oder Seilen, die aus Cocosschaalen gemacht werden, verbunden wird. Ihre Seegel sind Matten, von Palmenblättern gemacht, und zu der Kenntniß ihrer Seereisen haben sie den Kompaß, der aus einer viereckigten Gestalt bestehet, auch dabey noch einige Karten. Allein sie irren sehr oft in ihren Berechnungen, und werden auf ihren Reisen nicht selten verschlagen. Was die Stadt und ihr Inneres betrifft, so hat sie weiter nichts Erhebliches. Die Häuser sind von schlechten geflochtenen Mozambique.

nen

nen Hürden, und sogar die Wohnung des Scheiks, nebst der Moschee, sind von leimernen Wänden erbaut.

Mombaß (oder Mombasa,) ist ebenfalls ein Eyland, unweit des festen Landes, welches durch einen Fluß gebildet wird, der mit zwo Mündungen in die See fällt, und etwa zwey hundert und fünf und zwanzig Meilen von Mozambique liegt. Hier hat die Natur an der Befestigung des Hafens mehr Antheil, als die Kunst. Es befindet sich hier auch ein großer Vorrath von Lebensmitteln, als Hirse, Reis, Federvieh, alles sehr wohlschmeckend, und als etwas Besonderes haben die Schafe hier gar keine Schwänze, anstatt die zu Mozambique sehr grosse haben. Das Eyland ist sehr angenehm, voll Baumgärten, die mit Granatäpfeln, Feigen, Orangebäumen, Limonen und Zitronen geziert sind, und vorzüglich befindet sich hier eine der Fruchtbarkeit zu statten kommende glückliche Bewässerung.

Mombassa. Die Stadt Mombassa, welche von einem König regiert wird, ist ziemlich groß, liegt an einer felsigten Höhe, woran die See schlägt, und also nie untergraben werden kann. An der Einfuhrt des Hafens und in der Barre ist eine kleine niedrige Schanze nahe am Wasser. Die meisten Häuser sind hier aus Steinen gebauet, inwendig sogar ausgeziert, die Decken von Gyps, und alle Gassen der Stadt sind reinlich und bequem. Die Einwohner bestehen aus Mohren und Weißen, und werden besonders für geschickte Reuter gehalten. Sie kleiden sich fast prächtig, besonders die Frauen, und man wird ohne die Armen wenige sehen, deren Kleider nicht, aus Seide, reich mit Gold und Juwelen besetzt, bestän-

den.

den. Der Handel, dem eine günstige Lage und ein vortrefflicher Hafen zu statten kömmt, verschafft ihnen diese Reichthümer, und man wird an wenig Orten so viel Produkte von Elfenbein, Wachs, Honig, u. dergl. beysammen antreffen. Seit dem Jahr 1729 sind die Portugiesen zum Besitz dieser Hauptstadt gelanget, und, ob sie gleich von einem Könige bewohnt wird, so bleibt ihm doch wenig von seiner Herrschaft übrig.

Achtzehn Meilen von Mombassa liegt **Melinda**. Der Hafen ist fast eine offene Rhede, allein es befinden sich daselbst eine Reihe Felsen, daran die See schlägt, und welches die Ursache ist, daß die Schiffe weit vom Ufer wegbleiben müssen. Die Stadt **Melinda** liegt auf der ebensten Seite einer felsigten Küste, mit Wäldern von Palmen und fruchtbaren Bäumen umgeben, die einen angenehmen Geschmack bey sich führen. Alle Lebensmittel sind hier im Ueberfluß, und die Stadt an und für sich ist groß, hat schöne Straßen, steinerne Häuser, welche verschiedene Stockwerke hoch sind, und oben flache Dächer von Leim und Erde haben. Die Eingebohrnen sind schwarz von Farbe, dabey wohlgestaltet, stark und mit wollichtem Haar. Die Fremden, welche sich niedergelassen haben, sind Mohren aus Arabien und Indien die sich hier äußerst wohl befinden, große Reichthümer häufen, und sich prächtig kleiden. Die Vornehmsten tragen seidene Kleider, andre aber kurze baumwollene Mäntel, und auf dem Kopf, eine Art Turban, der mit Seide und Gold durchwirkt ist. Ihre Schwerdter und Dolche sind sehr artig ausgeziert. Dabey besitzen sie eine große Fertigkeit, diese Waffen zu führen, ob sie sich gleich meistens nur der linken Hand bedienen. Die Schönheit des Putzes Melinda.

ihrer

ihrer Frauen und ihre natürliche gute Bildung hat längst der Küste zu einem Sprüchwort Anlaß gegeben, worin sie eine Vergleichung mit der Geschicklichkeit der Reguter von Mombassa und der Schönen von Melinda machen. Die meisten Kaufleute handeln mit Spezereyen, Kupfer, Queckſilber und Baumwolle, welches sie gegen Gold, Ambra, Elfenbein, Pech und Wachs vertauschen. Die Oberherrschaft liegt in der Person eines Königes von mohämedanischer Religion, doch haben auch hier die Portugiesen ein starkes Waarenlager.

Die Küste Ajan und Adel, nordostwärts von der Küste Zanguebar, erstreckt sich vom Aequator bis an das rothe Meer, und ist ohngefähr zweyhundert Meilen lang und hundert und zwanzig Meilen breit. Die Luft ist zwar heiß, aber doch gesünder als auf allen übrigen Küsten. Grund und Boden ist sehr fruchtbar an Gerste, hat die schönsten Viehweiden und sehr viel Obst. Die Gold- und Silberbergwerke geben reiche Ausbeute, und besonders ist in der Republik Brava Ueberfluß daran; auch fehlt es dem Lande nicht an Wasser, den drey sehr ansehnliche Flüsse durchlaufen dasselbe. Die Einwohner des Landes sind theils gelb, theils schwarz, groß vom Köper, und heftig von Leidenschaften, unter die sich oft ein Zug von Grausamkeit mischt, den sie hauptsächlich an ihren Feinden blicken lassen. Der Religion nach sind sie Mohämedaner, jedoch nicht alle.

Magadoxa. Die Stadt Magadoxa liegt hundert und dreyzehn Meilen von Melinda, ist die Haupt- und Residenzstadt des Königes, ist eine sehr große Stadt, drey Meilen von der See entfernt, und giebt von dieser Seite, mit ihren Moscheen und Thürmen, einen gefallen-

gefallenden Anblick. Schade, daß der Hafen nicht besser genutzt werden kann, theils, weil längst dem Ufer, etwa eine Meile von dem sandigen Strande, eine Reihe Klippen sind, und theils, weil die Schiffe nicht allemal für dem Seewind gesichert seyn können.

Quiloa ist ebenfalls eine Insel, hundert Meilen von Mozambique gelegen. Die Herrschaft dieses Fürsten erstreckt sich vom Kap Korientes, bis fast nach Mombassa, beynahe vierhundert Meilen längst der Küste, welche sehr volkreich und voll Städte ist. Ausser unzähligen Eylanden an derselben, die ihm alle Steuern geben, ist er doch weder mächtig, noch reich, und kann nur eine sehr geringe Kriegesmacht halten. Das Land ist sehr fruchtbar und mit kleinem Vieh wohl versehen. Das Wasser ist vortrefflich. Man treibt starken Handel mit Gold und deßhalb halten sich auch hier viel Kaufleute aus dem glücklichen Arabien auf. Auch hier kennet man keine andre Art, die Schiffe zu befestigen, als dieselben zusammen zu binden, und in Ermangelung des Peches, mit wildem Weihrauch auszugießen. F. Quiloa.

Noch müssen wir der auf der Küste von Ajan und nahe bey Mozambique liegenden kleinen Republik Brava gedenken, des kleinen Staates, wohin im Jahr 1508 Tristan d'Achunha die Waffen und den Stolz der Portugiesen gebracht hatte. Das Land ist im eigentlichsten Sinne eine Republik, und vielleicht die einzige in diesem ungeheuern Lande. Sieben Brüder, welche der Tyranney des Lacah, der einer von den kleinen Königen des glücklichen Arabiens war, entflohen, waren die Stifter derselben. Sie wird von zwölf Cheiks regieret. Die Portugiesen, denen sie nicht widerstehen konnten, plünderten und verwüsteten alles. Um nun ihre Republik wieder herzustellen,

stimmten diese Republikaner mit einander überein, sich ihren Zerstörern als Zinnsträger zu ergeben, und lieber den Schatten ihrer Freyheit zu erhalten zu suchen, als in Gefahr zu leben, ganz unterdrückt zu werden; und seit dieser Zeit haben die Portugiesen sie immer als Vasallen behandelt.

Brava. Die Hauptstadt der Republik ist Brava; sie liegt fünf und zwanzig Meilen von Magadoxa, und hat für die Seefahrer einen sehr guten Hafen.

J. Zocatara. Nordostwärts von der Küste Ajan, liegt endlich noch die Insel Zocatara. Sie liefert Weihrauch, Gummi, Taback, sehr guten Aloe, Ambra u. s. w. und steht unter der Herrschaft der Araber.

VII.

Guinea.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0445
DFG

Unter dem Namen Guinea begreift man den ganzen Theil der West-Küste von Afrika, welcher von den Gränzen Senegambiens bis an das Kaffernland hinabreicht, und außer diesen beyden Ländern noch an Nigritien gegen Osten und Norden gränzt, westwärts aber den Ocean hat, der auch hier das äthiopische Meer genannt wird. Seine Länge beträgt auf sechshundert, die Breite aber nicht mehr denn achtzig deutsche Meilen; es ist wohl gewässert, hat hie und da ziemlich beträchtliche Gebirge, und ist, im Ganzen genommen, kein unfruchtbarer Erdstrich. Der vornehmste Fluß fließt in Nieder-Guinea, und heißt Zaire; merkwürdige Vorgebirge aber sind das Vorgebirge der Palmen (Cabo de Palmas) das Vorgebirge der drey Spitzen (Cabo de tres Puntas), und das Vorgebirge des Lope Gonsalva. Die Witterung kann in einer so großen Ausdehnung nicht allenthalben gleich seyn, doch ist fast überall die Hitze äusserst heftig, und nur die Seewinde nebst dem zuweilen häufigen Regen mildern dieselbe. Von dem Lande überhaupt.

Die Eintheilung von Guinea, welche wir auch bey unsrer Beschreibung befolgen werden, ist, in Nord- oder Ober-Guinea und in Süd- oder Nieder-Guinea. Zu jenem gehört die Küste Malaguette oder die Pfefferküste; die Zahn- oder Elfenbeinküste, die Goldküste und die Sklavenküste. Nieder-Guinea besteht aus den Reichen Loango, Kakongo, Kongo, Angola, Benguela und Matamba.

Wir machen mit Nord-Guinea, und zwar mit der Pfefferküste den Anfang. Diese erstreckt sich von Senegambien bis an das Vorgebirge der Palmen, und hat A. Nord-Guinea. 1) Die Pfefferküste.

a) Land. hat ihren Namen von dem langen Pfeffer, der hier häufig wächst und einen ansehnlichen Handelszweig, ausmacht. Von dem Löwengebirge (Sierra Leona) herab geht das Land sehr flach, die ganze Küste ist nirgends mit Klippen eingefaßt, und das anspülende Meer ist beständig ruhig. Die Winde und der Strom der Flüsse, unter welchen der Sierra Leona oder Mitomba, der Rio de Palmas und der Rio de Galinhas die vorzüglichsten sind, haben sechs Monate lang, vom April bis zum November, dieselbe Richtung. Südwärts von der Linie oder dem Aequator, welcher unsre Erdkugel in die nördliche und südliche Halbkugel theilt, bläßt der Südostwind; auf der mitternächtlichen aber herrscht der Ostwind. In den sechs übrigen Monaten nehmen die Winde zuweilen eine andre Richtung; verlieren aber auch ihre Stärke, und werden, so zu sagen, weit schlaffer. Jahreszeiten sind hier nur zwey: vom April bis zum November regnet es nie, aber der Himmel ist mit einer Art Höhenrauch bedeckt, welcher die Heftigkeit der Sonnenstrahlen mindert, und alle Nächte fällt so viel Thau, daß der Wachsthum der Pflanzen nicht unterbrochen wird. Den übrigen Theil des Jahres ist die Hitze ziemlich groß, und würde, ohne die starken Regengüsse, unerträglich seyn. Da diese Regenströme weder natürlichen noch künstlichen Ablauf finden; so bilden sie Moräste und stehende Wasser, welche den Fremden durch ihre stinkenden Ausdünstungen besonders tödtlich werden.

Bey dem allem ist das Land sehr fruchtbar an Hirse und Reis, den beyden vorzüglichsten Nahrungsmitteln der Neger; an Maniok, Ignamen, Pataten, Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr, Obst, edlen Früchten, und verschiedenen Holzarten, wie dann ein grosser Theil des Landes einem ununterbrochenen Walde gleichet. Zu den besondern Vegetabilien der Küste gehöret:

gehöret: der Pfeffer, welcher auf gutem Boden buschartig wächst, auf schlechtem aber, gleich dem Epheu, sich an die Bäume schlinget. Seine Blätter gleichen den Nußblättern, und die Schoten sind dreyeckigt und inwendig voll Körner. Diese sehen vor der Reife roth aus, und haben einen angenehmen Geschmack, werden aber zuletzt ganz schwarz und so beissend, als der hitzigste ostindische Pfeffer. Ferner gehört dahin der Toglowbaum, welcher die Frucht Kola trägt. Diese gleicht der Kastanie, und wächst fünf bis sechs in einer Schale beysammen. Sie schmeckt sehr strenge, giebt aber dem Wasser einen angenehmen Geschmack, und treibt den Harn. Negern und mehrere Europäer bedienen sich der Kola, wie, in Ostindien, der Arekanuß: sie kauen sie mit der Rinde eines Baumes, und halten dieß für ein gutes Mittel, das Zahnfleisch zu bewahren. Ferner der Seifenbaum, welcher die Größe eines welschen Nußbaums erreicht, und dessen Frucht gerade die Stelle der Seife ersetzt.

In den meisten Gegenden fehlt es den Negern nicht an Hornvieh, Ziegen, Schweinen und Schafen, von welchen eine Art keine Wolle, sondern Ziegenhaare, und eine Mähne am Halse hat, und mitten unter diesen Heerden sieht man nicht selten Haufen von Hirschen und Antelopen weiden. Zahmes Federvieh ist besonders in unglaublicher Menge zu finden, und in den waldigten Gebirgen findet man wilde Schweine, Stachelschweine, Gemsen, Elephanten, Löwen, Tyger, Affen, und alle die Thiere, welche in Afrika zu Hause sind. Die Flüsse und das Meer haben Fische in Menge, und so große Austern, daß ein Mann sich von einer einzigen zu sättigen im Stande ist, und ein einziger Fischzug ist hinreichend, zweyhundert Menschen eine reichliche Mahlzeit zu verschaffen. In dem

Flusse von Sierra Leona findet man auch den Manati oder Seelöwen, welcher sechszehn bis achtzehn Fuß in der Länge und vier bis fünf im Durchmesser hat. Sein Kopf ist groß, der Rachen breit und die Augen äußerst klein; er lebt von Kräutern, die auf dem Grunde des Flusses wachsen. Die Negern harpuniren ihn, und essen sein Fleisch, das im Geschmack dem Kalbfleische ähnlich ist. Schlangen giebt es hier wenigstens so viel, als in Senegambien, und die Arten von anderm Ungeziefer sind ohngefähr eben dieselben.

b) Einwohner.

Da diese Küste von mehrern Nationen bewohnt wird, die sich in verschiedenen Dingen von einander unterscheiden; so würde eine allgemeine Schilderung hier am unrechten Orte seyn, und wir sehen uns daher genöthigt, jede der bekannten Negernationen für sich zu beschreiben, sollten wir auch eines und das andre der Deutlichkeit wegen wiederholen müssen.

1) Kapez und Kumbas Manez.

In dem nördlichsten Theile, in und an den Löwengebirgen, wohnen zwey Völkerschaften, Kapez und Kumbas Manez von den Reisenden genannt, und in einem immerwährenden Kriege mit einander verwickelt. Die letztern, sagt man, kamen zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts aus dem innern Afrika, und setzten sich, weil sie die stärkern waren, neben den Kapez fest, woher denn die beständigen Kriege zwischen beyden Völkern ihren Ursprung haben sollen. Der Farbe nach scheinen beyde näher mit einander verwandt zu seyn, als die Kapez mit ihren nächsten Nachbarn in Senegambien: denn statt der glänzenden Schwärze der letztern, fällt ihre Farbe ins Braune, und ihre Nasen haben auch nicht das Platte, welches man bey den Negern in Senegambien wahrnimmt.

Die Kapez werden übrigens für die gutartigsten und gesittetsten unter allen Negern gehalten, die äusserst

ferst leicht lernen, und sich zu den Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnen, wenn gleich ihre Herzhaftigkeit dabey außerordentlich seyn soll. Die Kumbas im Gegentheil sind wild, unruhig und beständig unter sich oder mit ihren Nachbarn uneins: selbst mit den Europäern zerfallen sie öfters, die sich aber durch Abbrennen ihrer Hütten und Verwüstung der Felder gemeiniglich sehr empfindlich rächen.

Beyde Geschlechter gehen bis zum funfzehnten Jahre nackend, worauf sie einen Schurz von Tuch oder Baumrinden tragen; manche aber haben nichts, als einen ledernen Riemen um die Lenden, worinnen sie ein Messer tragen. Vornehmere kleiden sich in einen kurzen baumwollnen Rock, und die Weiber umwickeln sich mit einem baumwollenen Tuche, das bis auf die Knie herabreicht. Beyde Geschlechter haben Zierrathen in den Ohren, und im Gesicht mehrere kleine Zeichnungen welche mit einem glühenden Eisen gemacht werden. Sie tragen auch Armbänder und Ringe von Glas, Kupfer und Gold. Die Haare um die Augenlieder scheeren sie ab, und das Haupthaar schneiden sie in Kerben und andre Figuren. Der Bart ist kurz, kraus und schwarz, und wird täglich mit Palmöl oder Zibet gesalbt.

Ihre Wohnungen und Hausgeräthe sind äußerst einfach: die ersten bestehen aus Leimen, und sind mit Rohr gedeckt, so daß, wie öfters geschieht, ganze Dörfer ihre Wohnungen mit leichter Mühe verändern. Ihre Betten sind geflochtene Matten, auf über einander gelegte Stücken Holz geworfen und das übrige Hausgeräthn besteht in irdenen Töpfen und Schüsseln, etlichen Kürbisflaschen, einem Korbe für die Frau, Schnecken und Austern aufzulesen und einem Sack für den Mann der aus Baumrinde verfertiget ist, und in welchem er auf der Reise Taback, Pfeife und Essen ver-

wahrt: denn in einem Lande, wo keine Wirthshäuser und oft auf viele Meilen keine Wohnungen anzutreffen sind, muß der Reisende nothwendig seine Speise bey sich führen. Glücklicher Weise sind diese Leute in dem Falle, nicht viel zu bedürfen: denn wenn der Sack mit gestampftem und in Kugeln gebacknen, oder auch nur im Wasser abgespülten Reis oder Hirse gefüllt ist; so sind sie vollkommen gegen allen Hunger geschützet. Ausser dem Reis und Hirse sind ihre übrigen Nahrungsmittel Wurzeln, Baumfrüchte, Kräuter, Muscheln, Austern, Fische und allerley Arten von Thieren, selbst Ungeziefer nicht ausgenommen. Wasser ist das gewöhnlichste Getränk, die Männer aber trinken auch Palmwein, und die Liebe zum Branntweine haben sie den Europäern zu verdanken.

Beyde Völker (auf welche überhaupt das Wesentlichste dieser Schilderung zugleich anwendbar ist) sind Ackerleute, Jäger und Fischer, aber ihr Ackerbau hat sehr wenig zu bedeuten, und sie treiben ihn mit so äußerst wenig Fleiße, daß, so gering auch ihre Bedürfnisse sind, sie dennoch sehr oft Mangel leiden. Dafür setzen sie sich hin, und flechten aus Binsen und beugsamen Ruthen allerhand Matten, welche sie bunt zu färben wissen, und die von den Europäern sehr theuer bezahlt werden. Wenn sie nichts zu thun haben, und das ist gewöhnlich ihr Fall, setzen sich Männer und Weiber in einem Kreis, und rauchen aus irdenen, sehr großen Pfeifenköpfen, in welche ein anderthalb Fuß langes Rohr gesteckt wird, Taback, oder sie tanzen. Eigentlich tanzt nur einer, oder vielmehr, er giebt sich, nach dem Takt, den etliche Trommeln angeben, alle Mühe, seinen Körper so seltsam und unnatürlich, als er kann, zu verdrehen, während daß die Anwesenden einen Kreis um ihn schließen, und durch Händeklatschen ihren Beyfall bezeigen.

Beyde

Beyde Nationen bekennen sich theils zur mohämedanischen Religion, theils sind sie fetischistische Heiden, d. h. sie verehren verschiedene beseelte und unbeseelte Dinge göttlich, und opfern denselben Fleisch, Fische und Palmwein, ohne daß es scheint, als ob sie diese Dinge nur als Zeichen oder Wohnungen eines geistigen Wesens ansehen. Jeder wählt sich einen Fetisch, wie er ihm gutdünkt, ein Ochsenhorn, einen Fisch, einen Nagel, einen Stein, eine Muschelschaale, eine Wurzel, u. s. w. Sie tragen dergleichen Fetische in kleinen Säckchen auf der Brust oder den Schultern bey sich, und schmücken sie mit bunten Glaskorallen, welche sie für die schönste aller möglichen Zierden halten. Hie und da stehen übelgeformte Menschenköpfe aus Thon auf hölzernen Säulen, welche vielleicht Fetische vom ersten Range seyn mögen. Wahrscheinlicher Weise ist dieß die erste Art von Religion bey dem rohen, sich selbst überlassenen, Menschen, dessen Verstand zu schwach ist, um über den kleinen Zirkel hinauszugehen, der seine ganze Thätigkeit erfordert. Man mag auch zurückgehen in die älteste Geschichte, welches Volkes man will, so wird man finden, daß die ersten Gegenstände ihrer religiösen Verehrung nichts mehr waren, als Fetische, nicht besser als bey den afrikanischen Negern. Ehedem waren auch Christen vorzüglich unter den Kapez, welche von portugiesischen Missionarien bekehrt worden waren; allein in der Folge der Zeit giengen diese neuen Christen wieder zur Religion ihrer Vorältern über, weil diese ihren Neigungen keinen Zwang anlegte. Jeder nimmt so viel Weiber, als er will, und diese Weiber müssen alle harte Arbeit im Landbau verrichten, Palmöl pressen, Baumwolle spinnen, und, wenn sie fertig sind, ihren nichts thuenden Männern das Haar kräuseln. Diese sklavische Behandlung der Weiber ist um desto auffallender, da sie hier gewissermaßen eine weit bessere Erziehung,

hung, als bey andern Negernationen, erhalten. In jedem Dorfe nämlich ist ein großes Haus, wo die Mädchen singen tanzen u. dergl. lernen, so daß es scheint, als würden sie mehr zum Vergnügen der Männer, als zu Sklavenarbeiten, erzogen. Bey ihren Heurathen brauchen sie wenig Ceremonie, dessen mehr aber bey Begräbnissen. Stirbt einer, so wird eine Strohhütte über sein Grab gesetzt, und frisches Wasser nebst etlichen Speisen darunter gelegt. Auch werden die besten Sachen des Verstorbenen mit in das Grab gethan, und bey den Leichen sind allezeit Klageweiber, welche nach Maaßgabe ihrer Bezahlung schreyen und heulen.

Beyde Nationen stehen unter verschiedenen Oberhäuptern oder Königen, die aber dem Könige von Quoja unterworfen seyn sollen. Diese Oberhäupter sprechen ihren Unterthanen selbst Recht, und dieß geschieht in einer Art von Gallerie, welche rund um ihre Hütte gebaut, und zugleich das einzige Kennzeichen ist, wodurch sich diese Hütte von gemeinen Negerhütten unterscheidet. Der König sitzt hier auf einer Art Thron oder Erhöhung, welche mit den feinsten Matten bekleidet ist und um ihn her sitzen seine Räthe oder Solatequis. Die gewöhnliche Strafe überwiesener Verbrecher ist, daß sie als Sklaven verkauft werden. Wird jemand des Todtschlags oder sonst eines harten Verbrechens beschuldigt; so muß er einen rothen Trank trinken, welcher von den Richtern zubereitet wird.

Der Handel ist hier sehr beträchtlich, weil viele Europäer, wenn auch nicht in der Absicht zu handeln, doch Erfrischungen einzunehmen, hier anlanden. Die Ladung, welche sie hier einnehmen, besteht in Lebensmitteln, Elfenbein, Sklaven, Sandelholz, etwas Gold, welches aus dem Innern des Landes gebracht wird, Wachs, Krystall, Ambra und langem Pfeffer.

fer. Dafür bringen sie eiserne Stäbe, grobe baumwollne rothe und weiße Zeuge, Leinwand, kupferne Kessel, Beile, Aexte, Messer, schlechte Flinten, Hemden, rothe Mützen, Glaskorallen und andre Kleinigkeiten, auf welche Waaren alle sie Hundert vom Hundert verdienen. Da der Sklavenhandel in Guinea der wichtigste Handelszweig ist, und wir seiner noch öfters gedenken werden; so dünkt es uns hier die schicklichste Stelle zu seyn, eine kleine Beschreibung desselben zu liefern.

Der Gebrauch, Sklaven zu haben, war schon längst in Guinea eingeführt, ehe die Europäer hierher kamen; aber der Sklave fühlte den Verlust seiner Freyheit nur wenig, und es war ein Gesetz, daß kein Eigenthümer das Recht hatte, einen im Sklavenstande Gebohrnen zu verkaufen, sondern nur allein diejenigen, welche im Kriege gefangen, oder wegen Verbrechen mit dem Verlust ihrer Freyheit bestraft worden waren.

So wie aber die Europäer, welche in den amerikanischen Bergwerken und Pflanzungen Arbeiter nöthig hatten, sich in den Sklavenhandel zu mischen anfiengen, erhielt dieser plötzlich eine andere Gestalt. Sie bedurften derselben immer mehrere und seit dem Frieden von 1763 rechnet man, daß Guinea durch dieß unselige Bedürfniß jährlich achtzigtausend Einwohner verlohren hat, von denen, Dank sey es der Barbarey der Europäer, der größte Theil entweder durch die Unbequemlichkeit der Ueberfahrt in der See, oder unter den Peitschenhieben und den Strapazen in Amerika sein Grab findet. Dadurch daß Sklaven ein so gesuchter Handelsartikel worden, und die Europäer den Negern eine Menge eingebildeter Bedürfnisse gelehrt haben, welche zu befriedigen, sie zu Unthaten ihre Zuflucht nehmen müssen; dadurch

hat

hat jenes Gesetz seine ganze Wirksamkeit verlohren. Nun haben sich die Kriege vervielfältigt; man hat die Verdammung zur Sklaverey als Strafe, nicht allein für solche Verbrechen, bestimmt, welche das Leben und Vermögen ihrer Mitbürger antasteten, sondern unvermögende Schuldner, Ehebrecher und noch weit kleinere Verbrecher sehen sich jetzt von ihren Fürsten in Fesseln gelegt, und an die Europäer verkaufet.

Ohngeachtet dieser Ränke sind die Neger doch beynahe außer Stand gesetzt, so viel Sklaven zu liefern, als bey ihnen gesucht werden, und der ganze Handel würde in der That schon aufgehört haben, wenn die Bewohner der Küste nicht aus dem Innern des Landes mit Sklaven versehen würden. Diejenigen, welche mit Sklaven handeln, machen in kleinern Kierwanen eine Reise, von zwey bis dreyhundert Stunden, tief ins Land hinein, und jeder bringt von so einer Reise dreyßig bis vierzig Sklaven mit zurück. Um diese Unglücklichen sicher fortzubringen, ohne sie dabey am Gehen zu hindern, hat man eine Methode erdacht, welche, wenn sie auch nicht sehr menschlich, doch wenigstens scharfsinnig ist. An dem Halse jedes Sklaven wird nämlich eine acht Fuß lange, hölzerne Gabel befestigt, so daß diese am hintern Theil des Kopfes mit einem eisernen Nagel zugeschlossen ist, damit der Kopf sich nicht frey machen kann. Vorn hängt der Stiel der Gabel tief herab, so daß einer allein weder gehen, noch die Gabel tragen kann. Bey dem Marsche nun werden die Sklaven in eine Linie gestellt: das Ende von jedem Gabelstiele liegt auf der Achsel seines Vormannes, den Stiel des ersten aber trägt der Führer.

Der Sklavenhandel wird nord- undsüdwärts von der Linie getrieben, und anfänglich wurden die Sklaven überall um leidliche Preise verkaufet; allein ihr Werth ist beständig, gestiegen und muß immer höher

steigen,

steigen, da die Imposte, die Mäklergebühren u. dergl. beständig erhöhet werden. Man zahlt kein Geld für die Sklaven, sondern Säbel, Flinten, Pulver, Eisen, Branntewein, kurze Waaren, Teppiche, Glas, wollene und ostindische Zeuge, und die Sklaven, welche südwärts der Linie gekauft worden, werden theurer bezahlt, als die aus den nördlichen Gegenden, nicht als ob sie mehr physischen oder moralischen Werth hätten, sondern weil an der nördlichen Küste die Landung gefährlicher, die Zahl der Sklaven geringer, und das Risiko des Einkäufers in jeder Betrachtung größer ist.

Auf der Ueberfahrt nach Amerika schon, welche zuweilen wohl drey Monate währet, haben die Sklaven alle Unbequemlichkeiten auszustehen, welche von schlechter und ungewohnter Kost, Mangel an Raum und Bewegung, und den fürchterlichsten Vorstellungen von der Zukunft entstehen können. Diese Elenden, eingesperrt in einen kleinen Raum, auch wohl in Fesseln geschlagen, wie wenigstens auf englischen, holländischen und dänischen Schiffen wegen Schwäche der Schiffsmannschaft der Gebrauch ist, athmen eine vergiftete Luft, und quälen sich mit dem Gedanken, daß sie bestimmt sind, den Weißen zur Speise zu dienen. Nun entstehen häufige Krankheiten, und oft stirbt der größte Theil dahin, ehe ihre unmenschlichen Peiniger den geringsten Nutzen von ihnen ziehen können. Glücklich sind indessen diejenigen, welche auf dem Meere sterben, denn in Amerika wartet ihrer ein Loos, gegen das der Zustand der Christensklaven in der Barbarey goldene Freyheit ist. Man drückt ihnen mit einem glühenden Eisen die Namen ihrer Herren auf Aerme und Brüste; sie haben eine enge ungesunde Hütte zur Wohnung; ihre Betten sind Flechten, die den Körper mehr ermüden, als ihm Ruhe verschaffen; ihr ganzes Hausgerä-

geräthe besteht in einigen irdenen Töpfen und hölzernen Schüsseln; ihre Kleidung ist ein grobes Tuch, das kaum die Blöße des Körpers bedeckt; und ihre elende Kost ist so sparsam, als sie nur immer eingerichtet werden kann. Sie müssen unabläßig arbeiten, müssen beständig die Peitsche hartherziger Aufseher fürchten, und werden, um des kleinsten Versehens willen, auf die härteste Weise gestraft. Freylich erwacht oftmals das Gefühl der Menschheit auf eine schreckliche Weise in dem Neger, uud er rächt sich, wie und wo er kann, wär es auch endlich durch Selbstmord, an einem Gebieter, der zuerst die Pflichten der Menschlichkeit hintansetzte. Es sey uns erlaubt, ein Beyspiel anzuführen, wie empfindlich diese Unglücklichen zuweilen ihre Rache zu nehmen wissen.

Ein Neger war um eines geringen Versehens willen auf die Folter gebracht worden; er paßte den Augenblick ab, da sein Tyrann sich außer dem Hause befand, und nun trug er die drey Kinder desselben auf das Dach des Hauses, die Rückkunft des Vaters mit blutdürstiger Sehnsucht erwartend. So wie dieser in das Haus hineintreten will, wirft er das Jüngste der Kinder zu seinen Füßen herab; der Vater, erschrocken über dieses schreckliche Schauspiel, das er beynahe noch für Zufall hält, blickt in die Höhe, um das zweyte Kind herabstürzen zu sehen. Nun wirft er sich auf die Knie, und fleht, in Thränen gebadet, um das Leben des dritten, aber der Neger bleibt taub bey seinen Bitten, er faßt das dritte Kind in die Arme, und folgt mit ihm den beyden Schlachtopfern seiner Rache nach.

Dergleichen schreckliche Auftritte würden auch weit häufiger seyn, wenn es nicht Kolonisten gäbe, welche menschlicher mit ihren Sklaven verfühen. Manche gestehen ihnen wenigstens ein Stückchen Erde zu, wo sie ihre Bedürfnisse selbst erzeugen können, und andre

sehen

sehen sie als Domestiken an, für welche zu sorgen, ihnen Pflicht und Eigennutz zugleich auferlegen, und diese finden bald, daß die Negern gar nicht die rohen vernunftlosen Geschöpfe sind, als welche sie ihre Tyrannen zu Beschönigung ihres Betragens schildern, sondern daß sie vielmehr aller der Empfindungen fähig sind, welche allein den Menschen erst dieses Namens würdig machen. Auch hiervon wollen wir ein Beyspiel liefern.

Ein Kolonist auf der Insel St. Domingo hatte einen vertrauten Sklaven, Namens Ludwig des Rouleaux (denn der Name dieses Tugendhaften ist würdig, gemerkt zu werden), der durch anhaltenden Fleiß endlich so weit kam, daß er die Summe beysammen hatte, mit welcher er sich seine Freyheit erkaufen konnte. Er bot seinem Herrn das Lösegeld, und dieser, der nach Frankreich zurückkehren wollte, gab ihn frey ohnentgeldlich. In Frankreich fesselten den Herrn die Wollüste der Königsstadt; er verpraßte seine Schätze, ward arm, und kam voll Verzweiflung wieder nach Domingo, weil er hier eher verlacht, als in Europa bemitleidet seyn wollte. In Kap Français (dem Hauptort der französischen Pflanzer auf dieser Insel) entfernte sich jeder von ihm, jeder schloß ihm die Thüre zu, keiner wollte dem Manne helfen, der sich durch eigene Schuld ins Verderben gestürzt hatte. Nur der großmüthige Neger war ein wahrer Mensch: er nahm ihn zu sich, und speisete und tränkte und kleidete ihn; und als er sahe, daß es seinem ehemaligen Herrn sauer ward, so zu leben, ließ er ihn nach Frankreich einschiffen, ihm ein jährliches Einkommen von funfzehnhundert Livres versichernd, das noch 1774 richtig bezahlt ward. — Warlich, es ist die höchste Schande, welche die Europäer auf sich laden können, daß sie, die bey erdichtetem Elend in Thrä-

nen zerfließen, sie, die die Worte Menschenliebe, Mitleid, Großmuth beständig im Munde führen, nicht die Fesseln zerbrechen, welche jene Unglücklichen drücken, und, wenn sie ihren Koffee, Zucker, und wie die erkünstelten Bedürfnisse des Luxus weiter heißen, nicht ohne Neger liefern können, nicht wenigstens dahin arbeiten, diesen armen, von ihrem Vaterlande getrennten Menschen ihr Loos so leidlich als möglich zu machen.

Leider hat es Schriftsteller gegeben, welche dem Sklavenhandel das Wort geredet haben. Sie berufen sich auf die Allgemeinheit der Sklaverey zu allen Zeiten und unter allen Völkern; sie behaupten, der Neger sey gleichsam von der Natur zum Sklavenstande bestimmt, er werde von seiner Obrigkeit verkauft, er verkaufe sich wohl gar selbst, oder er sey Kriegsgefangner, und würde niedergehauen werden, wenn ihn der Sieger nicht an die Europäer zu verhandeln wüßte, und es könne also durchaus nicht unrecht seyn, ihn zu kaufen und als Sklaven zu behandeln. Sie vergessen aber, daß wir aufgeklärter seyn und menschlicher denken wollen, als alle Nationen und Jahrhunderte, welche gewesen sind; vergessen, daß jeder Mensch von der Natur ein gleiches Anrecht auf den Genuß der Freyheit erhalten hat, und daß es die Europäer sind, welche die Negerfürsten zum Verkauf ihrer Unterthanen reitzen, den Neger dadurch, daß sie ihn neue Bedürfnisse kennen lehren, zur Dahingebung seiner Freyheit bewegen, und daß sie die Urheber und Stifter der Kriege sind, welche diese durch sie Irregeführten mit einander führen.

Indessen scheint die Stimme der unterdrückten Menschheit noch wenig Eindruck auf die Nationen gemacht zu haben, denen der Sklavenhandel vortheilhaft zu seyn scheint, und bloß die gutmüthigen Quäcker mit einigen

einigen Pflanzern, die ihrem Beyspiele gefolgt sind, haben ihren Negersklaven die Freyheit geschenkt, ohne den mindesten Schaden dabey zu leiden. Aber in Amerika selbst bestehen schon zwey kleine Freystaaten, gestiftet von flüchtigen Negern, die bis jetzt noch unbezwinglich gewesen sind — ein warnendes Bild für diejenigen Kolonien, welche zu glauben scheinen, daß sie die Neger aller Energie des Geistes beraubt haben, daß diese nie auf den Gedanken kommen können, sich für die Grausamkeit zu rächen, die sie, während daß Europa eine allgemeine Aufklärung träumt, von seinen Bewohnern erdulden müssen.

Man verzeihe uns übrigens diese Abschweifung, die gewiß nicht am unrechten Orte steht, und an welche unsre Leser sich allezeit erinnern werden, wenn wir in der Folge vom Sklavenhandel der Europäer in diesen Gegenden sprechen.

Einwohner am Vorgebirge Monte.

Die Bewohner der am Vorgebirge Monte liegenden Gegenden leben ganz isolirt von allen übrigen Afrikanern, denn rund um sie her ist tiefer Sand, der es schwer macht, vom Lande her zu ihnen zu kommen. Sie sind artig, gesellig, uneigennützig und äußerst fleissig. Der Reisbau ist ihre vornehmste Beschäftigung. Bis ins vierzehnte Jahr gehen beyde Geschlechter nackend, einen Gürtel ausgenommen, der aus zusammengereihten Stückchen Krystall oder Glaskorallen bestehet; nach der Zeit werfen die Mannspersonen ein Stück baumwollen Zeug um die Lenden, die Weibspersonen aber haben Schürzen von geflochtenem Gras oder Palmblättern, welche bis auf die Knie herabhangen, und roth oder gelb gefärbt werden. Beyde Geschlechter tragen Stückchen Gold und glänzende Steine in den Haaren; an den Armen und Fingern haben sie Ringe von Metall oder Elfenbein, und den Hals schmückt ein Halsband von Affenzähnen. Die Wei-

ber aber machen sich obendrein rothe, gelbe und weiße Streifen ins Gesicht, um die Aerme und um den Leib. Ihre Wohnungen sind, wie bey den Negern am Senegal, aber ungleich reinlicher; auch rühmt man ihre Reinlichkeit im Essen und trinken. Zum Theil sind sie Mohämedaner, zum Theil Fetischisten, und ihr Oberhaupt wird von den Europäern, welche des Handels wegen an die Küste kommen, mit dem Titel, König, beehret. Die Europäer kaufen hier Häute und Sklaven, welche letztern aus den innern Gegenden gebracht werden.

Königreich Quoja.

Ueber dem Vorgebirge, tiefer ins Land hinein, liegt das Königreich Quoja, welchem verschiedne Negerfürsten auch an der Küste unterworfen sind. Die Einwohner dieses Landes werden als friedliche gesellige Leute geschildert, die sich aber Fremde zu bestehlen, kein Gewissen machen sollen. Sie fröhnen allen Arten von Wollust, und ziehen sich dadurch eine Menge unheilbarer Krankheiten zu. Ihre Häuser gleichen den Bienenkörben, und alle Dörfer sind in der Runde gebauet, und überall sehr dicht mit Bäumen umpflanzet. Zu Kriegszeiten verlassen sie diese Wohnungen, und begeben sich in andre, welche in diesen Gegenden für befestigte Städte gelten können, weil sie eine Art von Bollwerken haben, und für Neger unüberwindlich sind. Der Feldbau ist ihre vornehmste Beschäftigung; auch befleißigen sie sich der Jagd und des Fischfangs.

Ihre Religion und Regierungsform erheben sie weit über die andern Negervölker dieser Gegenden, und dieser höhere Grad von Ausbildung ist der Grund von der Macht, welche sie vorzugsweise vor andern erlangt haben. Statt Fetischen anzubeten, erkennen sie einen obersten Schöpfer alles dessen, was ist, von dem sie weder eine Abbildung haben, noch ihn sonst unter einem

nem andern sichtbaren Symbole verehren. Neben diesem weisen und guten Geiste', Kanou in ihrer Sprache genannt, verehren, sie gleich Ossians Helden, die Geister der Verstorbenen, welche in den Wäldern wohnen, und Jannanin d. i. Beschützer, genannt werden. Man ruft sie bey jeder wichtigen Unternehmung an und kein Quojas trinkt, ohne für die Jannanin etwas auf die Erde zu gießen. Eigentliche Priester, welche eine Art Mittelspersonen zwischen dem höhern Wesen und dem Menschen ausmachten, haben sie nicht, wohl aber Zauberer von verschiedenen Gattungen. Da sind die Sovah Munusin d. i. die Vergifter; die Pälli, welche durch ihren Zauber den Wachsthum des Reises verhindern, u. a. m. welche, wie noch vor hundert Jahren bey uns, feyerlichst ums Leben gebracht werden, wenn sie bey Ausübung ihrer Künste in die Gewalt der Regierung fallen.

Die Kinder werden beschnitten, wenn sie sechs Monat alt sind, aber schon zehn Tage nach der Geburt wird ihnen mit vielen Cerimonien ein Name gegeben. Ist einem ein Sohn gebohren, so läuft er mit Geschrey und Gesang herum, und alle Nachbarn begleiten ihn mit Musik. Dann legt man das Kind auf einen Schild, und giebt ihm einen Bogen in die Hand; ein Mann, aber der dazu bestellt ist, hält eine lange Rede, und wünscht, daß es, wie sein Vater, arbeitsam, gastfrey und ein guter Hauswirth seyn möge. Ist es ein Mädchen, so fällt das Herumlaufen und Musiciren weg und es wird ihm bloß ein kleiner Stab in die Hand gegeben, mit der Ermahnung, keusch, reinlich und eine gute Hausfrau zu werden.

Den Verstorbenen wird das Haar in Locken gelegt, und sie in ihrem besten Schmuck mit Bogen und Pfeilen in den Händen auf eine Pfoste gesetzt. Angesichts des

Todten halten die nächsten Freunde nunmehr eine Art von Scharmützel, worauf sie einige Weiber und Sklaven des Verstorbenen umbringen, und diese nebst Matten und andern Hausgeräthe in das Grab werfen, über welches ein Dach aufgerichtet und an einer eisernen Stange des Verblichenen Waffen aufgehängt werden. Die Glieder einer Familie, sie mögen noch so entfernt von einander wohnen, werden zusammen an demselben Orte begraben.

Zwey sonderbare Gesellschaften unter den Quojas verdienen hier ebenfalls bemerkt zu werden. Die eine heißt die Gesellschaft des Belli, und geht das männliche Geschlecht an, die andre des Nessoge ist weiblich, beyde aber scheinen einen edlern Ursprung gehabt zu haben. Die Gesellschaft des Belli ist eigentlich eine Schule, in welcher Knaben im Tanzen, Fechten, der Ackerarbeit, der Jagd, der Fischerey und den Gesängen des Belli unterwiesen werden; Belli aber ist eine Art Backwerk, welches unter den Augen des Königs gebacken, und von dem Volke für etwas Heiliges gehalten wird. In dieser Schule muß der Novize vier bis fünf Jahre bleiben; sie wird mitten in einem Gehölze gehalten, welchem sich keine Weibsperson nähern darf, und die Schüler haben, um von den Profanen unterschieden zu seyn, längst des Halses bis zum Schulterblatte gewisse Figuren eingeschnitten. Auch gehen sie völlig nackend, bis der Unterricht geendigt ist. Hierauf werden sie vor den König gebracht, von ihm geprüfet, und wenn sie tüchtig befunden werden, in den Besitz verschiedener Vorrechte und Bedienungen gesetzt, von welchen die Ungeweihten völlig ausgeschlossen bleiben. Die Mädchenerziehung in der Gesellschaft des Nessoge währt nur vier Monat, und ist ohngefähr folgende, daß auch sie die Zeit über nackend gehen müssen, und sie allerhand Gesänge und Tänze

lehrt,

lehrt, welche an Ueppigkeit alles, was man in dieser Art hat, übertreffen sollen.

Der König von Quoja, ob er gleich einem Prinzen tiefer im Innern des Landes unterworfen seyn soll, ist dennoch ein mächtiger Fürst, dem wenige Negerkönige gleich kommen. Seine Unterthanen werden despotisch von ihm regieret, und es kostet allezeit ein Geschenk, welches der ersten seiner Weiber gemacht werden muß, wenn einer der Großen bey ihm Audienz haben will. Wird sein Geschenk in Gnaden angenommen, so nähert er sich dem Sitze des Königs, fällt auf ein Knie, und neigt sich mit dem Kopfe zur Erde, indem er das Wort Don Dagh (mein Beherrscher) ausspricht, worauf der König ihm in einer kleinen Entfernung auf der Erde zu sitzen erlaubt, und sein Gesuch anhöret.

Die Verwaltung der Gerechtigkeit ist streng. Geräth ein Weib in den Verdacht des Ehebruchs, so muß sie einen Eid thun, mit dem Wunsche, daß der Geist sie tödten möge, wenn sie falsch geschworen habe. Wird sie nachher des Meineids überwiesen, so führt sie der Mann vor die Aeltesten, welche ihr die Augen bedecken, damit sie die Jannanin nicht sehe, welche heraufgerufen werden, und dann erhält sie einen harten Verweis, dermit den schwersten Bedrohungen begleitet wird. Verfällt sie aber dennoch in das vorige Verbrechen, so wird sie in einen Wald geführt, und vermuthlich in der Stille umgebracht. Unüberwiesene Verbrecher müssen sich einer Art von Gottesurtheil unterwerfen.

Uebrigens behaupten die Quojas die Oberherrschaft über die weit größern Länder, Silm, Bulm u. a. die auch nicht dem Namen nach bekannt sind.

Einwohner am Vorgebirge Mesurado.

An dem Vorgebirge Mesurado wohnt ein zahlreiches, auch dem Anscheine nach mächtiges, Volk. Diese Leute sind wohl gewachsen, stark, von guter, etwas kriegerischer, Bildung, und in ihrem ganzen Betragen verrathen sie einen, wenigstens bey Negern nicht gemeinen, Verstand. Auch bauen sie das Land mit vielem Fleiße, die schwere Ackerarbeit aber müssen die Weiber verrichten. Ueberhaupt sind die Weiber Sklavinnen, wie bey allen Negervölkern, die Mädchen aber leben in der größten Freyheit und statt daß die Weiber mit eifersüchtiger Strenge bewacht werden, dürfen diese ungescheut so viel Ausschweifungen begehen als sie wollen, und ihre Freyer sehen es sogar gern, wenn sie vorher eine große Anzahl Liebhaber gehabt haben.

Die Vornehmen unter diesem Volke kleiden sich in eine gestreifte Kutte, den Kopf aber bedecken sie mit einer Art Sack von demselben Zeuge, sie müßten denn von einem Matrosen einen alten Hut bekommen können, welches sie für den größten Staat halten, den sie zu machen im Stande sind. Gemeine Leute winden ein Stück Kattun um den Leib, welches zwischen den Beinen bis fast auf die Erde herabhängt; einige machen nicht einmal so viel Umstände, sondern sie bedecken sich den Untertheil des Leibes bloß mit einem viereckten Stücke Zeuge, welches ohngefähr einen Fuß ins Gevierte hat.

Sie wohnen in Dörfern, welche mit Gräben und Erdwällen umgeben sind. Mitten im Dorfe ist der Versammlungsplatz, Kalde genannt, der etwan drey Ellen über der Erde erhaben ist, so daß man auf einer Leiter hinauf steigen muß. Die Einwohner kommen hier zusammen, sich über ihre Angelegenheiten zu besprechen, und Taback zu rauchen.

Die

Die Europäer kaufen von ihnen Reis und andre Lebensmittel, Elfenbein, Färbeholz, feine Matten, in welche bunte Figuren gewirkt sind, etwas Gold und etwan funfzehnhundert bis zwey tausend Sklaven, die zum Theil aus dem Innern des Landes geholt, zum Theil im Kriege gefangen werden; denn die Einwohner dieser Gegend sind sehr kriegerisch, und ihre Waffen sind Lanzen mit einem spitzigen Eisen beschlagen, Schilde von dünnen Bretern, etwan vier Fuß lang und zwey breit, und kleine Pfeile, welche mit einer schwarzen Materie bestrichen werden, die ein so tödtliches Gift ist, daß sogleich das Glied abgeschnitten werden muß, wenn es verwundet worden ist. Ihre Religion ist der Fetischismus, und der Hauptfetisch des Landes ist die Sonne, welcher Palmwein, Früchte und Vögel geopfert werden.

Einwohner am Sestroflusse.

Die Negern, welche am Rio Sexto oder Sestro wohnen, sind große, starke, wohlgebildete Leute, von kriegerischer Bildung und Gemüthsart, daher sie auch oftmals Einfälle bey den benachbarten Negervölkern thun, um Sklaven zum Verkauf zu bekommen. Sonst sind sie höflich, und ein einziges Glas Branntewein gilt bey ihnen für ein Geschenk, um welches sie alle mögliche Dienste thun. Der Fischfang ist ihr vorzüglichstes Gewerbe, und alle Morgen fährt eine kleine Flotte von Kähnen aus dem Flusse, welche sich längst der Küste vertheilt, und mit einer ungeheuern Menge an Fischen zurückkömmt.

Die Sestroneger sind unter allen Bewohnern der Pfefferküste am schlechtesten bekleidet; oder sie gehen vielmehr ganz nackend, und haben höchstens einen elenden Lappen um die Hüften geschlagen; den Kopf aber bedecken sie niemals: sowohl die brennende Hitze, als der durchdringendste Regen verursacht ihnen nicht die mindeste Unbequemlichkeit, weil sie von früher

Jugend an, den Kopfd er Witterung auszusetzen gewöhnt, und nicht, wie bey uns, von Kindesbeinen an in dicke Mützen eingehüllt werden. Gegen die Europäer zeigen sie viel Neigung, und entlehnen auch die Taufnamen derselben, welche sie ihren Kindern beylegen. Ihre Religion ist der Fetischismus, und die Priester desselben gelten für gute Aerzte. Die Beschneidung ist bey ihnen Sitte, sie wissen aber weiter keinen Grund von diesem Gebrauche anzugeben, als daß es eine alte Gewohnheit sey, welche sie von ihren Uraltern geerbt hätten.

Die Heurathen sind mit eben so wenig Ceremonien, als bey andern Negern, verknüpft, und sobald der Liebhaber sich mit den Eltern um den Preis, den er für die Tochter geben soll, verglichen, und denselben ausgezahlt hat, wird sie ihm ohne weitere Umstände ausgeliefert. Jeder hat übrigens so viel Weiber, als ihm gut dünkt; diejenige aber, welche den ersten Sohn bringt, hat den Rang über die andern, muß diese Ehre aber damit büßen, daß sie, wenn der Mann stirbt, mit demselben begraben wird. Bey dem Todesfall eines Mannes laufen die Weiber alle in das Haus zusammen, schreyen und heulen wie Unsinnige, raufen sich das Haar aus, zerschlagen und zerkratzen sich Gesicht und Brust, und rühmen dann wieder, mit vielem Wortgepränge den Charakter und die Thaten des Verstorbenen. Etliche Männer legen indessen den Leichnam auf eine Bahre, und laufen ebenfalls unter dem heftigsten Geschrey in dem ganzen Dorfe mit demselben herum. Dann bemächtigen sich einige der Frau, binden und treten sie zu Tode, und werfen sie dann zuerst in das Grab, welches während der Zeit von den Priestern gemacht worden ist. Der Körper des Mannes wird auf sie gelegt, und das Grab mit Steinen ausgefüllet.

Das

Das Land wird von einem Könige beherrscht, der aber, der folgenden Erzählungen zu Folge, eine sehr unbedeutende Figur vorstellen muß. Der Erzähler ist ein Engländer, welcher die Ehre hatte eine feyerliche Audienz bey diesem Monarchen zu erhalten. „Der „Fürst, heißt es darinnen, welcher Peter hieß, und dem „wir die gewöhnlichen Geschenke zu überbringen hat„ten, wohnte in einem Dorfe, das aus ohngefähr dreyß„sig Hütten bestand. Wir wurden in eine Art von „Saal geführt, in welchen bald darauf König Peter, „in Begleitung seiner Hofleute, und mit Vorange„hung eines Sklaven, der auf einem Horne blies, her„eintrat. Alle diese Hofleute waren so nackt, wie eine „Hand, nur Sr. Majestät hatten einen alten Man„tel um, der ehedem roth gewesen zu seyn schien, und „wo er zerrissen war, mit andern Lappen besetzt war. „Auf dem Kopfe trug er eine völlig abgenutzte schwar„ze Perücke, die in zwanzig Jahren vielleicht keinen „Kamm gesehen hatte: der Hut stand oben auf dem „Wirbel, und hieng in zierlichen Fetzen auf beyden „Seiten herunter. An seinen Beinen hatte er grobe „wollne Strümpfe und Schuhe ohne Schnallen, im „neuesten Geschmacke, und vom Halse hieng ihm ei„ne messingne Kette herab, welche gewiß zwanzig und „mehr Pfund schwer seyn mochte. Wir überreichten „diesem Prinzen eine Flinte, etliche Pfund Pöckel„fleisch, einen Käse, eine Flasche Branntewein und „ein Dutzend Pfeifen; allein unglücklicher Weise fand „der König nichts darunter, was seine dermaligen „Bedürfnisse erheischten, und er bat uns also, ihm „statt derselben unsre Beinkleider zu verehren. Da „wir aber wenig Lust bezeigten, sein Verlangen zu be„friedigen, sprach er etliche Augenblicke mit seinen „Ministern, und entschloß sich dann, anzunehmen, was „wir ihm geboten hatten. — Nachher wurden wir „dem Erbprinzen Thomas vorgestellt, der uns mit

„vie-

„vieler Gutmüthigkeit empfieng, und uns bis auf das „Schiff begleitete. Wir schenkten ihm einen Tressen„hut, einen Degen und eine Perücke, und obendrein „noch einen großen Bogen Pergament, auf welchem „wir ihn zum Herzog von Sestre erklärten. Diese „Urkunde ward von allen Schiffsleuten unterzeichnet „und, statt des Siegels, ein Butterstempel darauf ge„drückt, den man zufälliger Weise im Schiffe gefunden „hatte. — Ein anderer Pallast, in welchem wir dem „Könige aufwarteten, war von weit schlechterer Be„schaffenheit, als ein Stall in Europa, und dem in Ho„fe desselben, standen etliche elende Hütten, welche das „Frauenzimmer des Königs enthielten. Er selbst saß „auf einer kleinen hölzernen Erhöhung, und neben „ihm etliche nackende Weiber, welche Taback mit ihm „rauchten.“

Ehedem hatten die Portugiesen verschiedene Besitzungen in dieser Gegend, allein so wie sie von den Engländern und Holländern verjagt wurden, flüchteten sie tiefer ins Land, und vermischten sich mit den Negers, woher denn ein Geschlecht von Mulatten entstanden ist, das man noch häufig in diesen Gegenden findet. Sey es Eigennutz oder Politik — die europäischen Portugiesen erkennen diese Halbschwarze als Landsleute, geben ihnen den Titel als Edelleute; man verwilligt ihnen den Christorden, und vielmals werden sie zu Kommendanten portugiesischer Forts gewählet.

Gegenwärtig haben die Franzosen Besitzungen in Groß- und Klein-Sestre, Sestrecou und Beffa. Man kauft hier Reis, Mais, Vieh, Pfeffer und Elfenbein, welches für vorzüglich gut gehalten wird.

Einwohner am Palmenvorgebirge.

Das äußerste Ende von der Pfefferküste macht das Palmenvorgebirge. Die Negers, welche an demselben wohnen, sind ein wollüstiges, unmäßiges Volk; übri-

übrigens stark, wohl gewachsen und von keiner unangenehmen Bildung. Sie stehlen auf den Schiffen, was sie nur können, und wenn sie nicht stehlen können, betteln sie mit der größten Unverschämtheit um alles, was sie nur sehen.

Ihre Beschäftigung ist der Feldbau; auch giebt es viele unter ihnen, welche das Eisen auf eine Weise zu härten wissen, welche die Europäer nicht zu erreichen wissen. Die Europäer kaufen hier Lebensmittel und Pfeffer, der Handel aber wird bloß durch Zeichen getrieben, weil, wie man sagt, der Handel dieser Negern ganz unverständlich ist. Die beste Zeit zum Handel ist im Februar, März und April; denn im May fangen die Südostwinde zu wehen an, welche starke Ungewitter mit sich führen. Die Religion dieser Negern ist der Fetischen-Dienst: sie sollen auch die Verstorbenen göttlich verehren, und viel auf Zauberkünste halten.

2) Die Elfenbeinküste.

a) Land.

Vom Palmenvorgebirge bis zum Vorgebirge Appollonia, gehet die Elfenbeinküste, welche ihren Namen von der Menge Elfenbein hat, das hier an die Europäer verhandelt wird. Gemeiniglich theilt man sie wieder in zwey verschiedene Striche, die Küste der Malegentes d. i. der bösen, und die Küste der Quaqua d. i. der guten Leute.

Die Küste hat einen guten, an Reis, Erbsen, Bohnen und mehreren Hülsenfrüchten sehr ergiebigen, Boden. Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, vielerley Beeren, Citronen, Pomeranzen wachsen häufig, und Palmbäume findet man im Menge, aus denen gutes Palmöl gepreßt wird. Auf den fetten Weiden gehen Ochsen, Ziegen und Antelopen; man findet zahme sowohl, als wilde Schweine und Affen, Löwen, Panther, und vielerley Geflügel. Die Anzahl der Elephan-

phanten soll so groß seyn, daß, ohngeachtet der Menge, welche jährlich todt geschlagen werden, die Neger dennoch der Sicherheit wegen, sich ihre Wohnungen in die Rücken der Berge eingraben müssen.

In diesen Gebirgen soll es auch sehr viel Gold geben, wenigstens zeigen die Neger mit dem Finger nach denselben, wenn man sie fragt, wo sie ihre goldne Zierrathen hergenommen haben.

An der Küste giebt es folgende merkwürdige Fische: den Seeochsen oder Hornfisch, welcher, ohne den drey Fuß langen Schwanz, acht Fuß in der Länge hat. Sein Leib ist viereckigt, durchaus von gleicher Dicke und fünf Fuß im Umfange; die Haut hart, rauh, ohne Schuppen, voll ungleicher Erhöhungen und mit allerhand, als, weißen, violetten, rothen und andern Flecken gezieret. Die Schnauze ist, wie bey einem Schweine, am Ende gleich dem Rüssel des Elephanten gebildet, so daß das Futter durch eine sehr kleine Röhre hindurch gehen muß, daher man auch nichts als Gras, Moos und einige kleine Fische in seinem Magen findet. Der Vordertheil des Kopfs hat zwey knöcherne, runde, spitzige, sechszehn bis achtzehn Zoll lange Hörner; der Rücken hat Erhöhungen, und der Schwanz scheint aus zwey Theilen zu bestehen, von denen der eine fleischigt ist, und eine Fortsetzung des Rückgrads zu seyn scheint; der andre Theil aber ist nichts, als eine starke, dicke Floßfeder, von brauner Farbe, welche mit weißen gleichlaufenden Streifen durchzogen ist. Das Fleisch dieses sonderbaren Fisches soll weiß, fett und sehr wohlschmeckend seyn. Der Tigana oder Hammer, in Westindien Pantoufflier genannt, ist von einer sehr gefräßigen Art. Sein Kopf ist platt, und breitet sich zu beyden Seiten aus, wie ein Hammer. An beyden Seiten liegen große, rothe, funkelnde Augen, und im Maule zwey Reihen

sehr

sehr scharfe, platte Zähne. Der Leib ist rund, und endigt sich in einem starken, schieflaufenden Schwanze. Er hat keine Schuppen, sondern eine dicke, gefleckte Haut, und große starke Floßfedern. Der Seeteufel ist eine Art von Rochen, zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß lang, funfzehn bis achtzehn breit und drey Fuß dicke. Seine Seiten enden sich, an zwey Orten in eine Art von stumpfen Armen, an welchen große Haken befindlich sind, welche gefährliche Wunden verursachen. Der Schwanz ist langt in Gestalt einer Peitsche, und endigt sich mit einem ähnlichen Haken. Auch auf dem Rücken stehen scharfe, hakenähnliche Spitzen. Der Kopf ist groß, hängt so grade an dem Leibe, daß man kaum einen Hals spüret, und der Rachen ist mit scharfen platten Zähnen versehen. An jeder Seite des Rachens hat er drey Hörner von einem knöchernen Wesen und ungleicher Länge. Sein Fleisch ist hart, grob und übelschmeckend. Der Seehahn ist etwan zehn Fuß lang, und hat die Hälfte im Umfange. Auf dem Kopf hat er ein Luftloch, durch welches er einen starken Wasserstrahl ausbläst. Sein Kopf läuft in einen etliche zwanzig Zoll langen Rüssel aus, und dieser Rüssel ist hart, beinigt, und mit einer rauhen chagrinähnlichen Haut umgeben. Das Fleisch ist fett, wie Schweinfleisch, und sehr wohlschmeckend.

b) Einwohner.

Der nordliche Theil der Küste führt den Namen der Küste der Malegentes. Sie hat diese Benennung von den Portugiesen erhalten, weil verschiedne der Ihrigen, die sich ans Land gewagt, von den Einwohnern erschlagen worden waren. Diese Malegentes also, denn ihr eigentlicher Name ist unbekannt, sind große, starke, wohlgebaute Leute, deren Muth und Herzhaftigkeit oft zur Tollkühnheit ausartet. Die Weiber sind gewöhnlich von guter Bildung, haben feine Gesichtszüge, schöne Augen und gute Zähne, wenn

wenn sie übrigens gleich klein von Statur sind. Beyde Geschlechter gehen nicht viel besser gekleidet, als die Bewohner der Pfefferküste, indem sie nichts als einen dünnen Lappen um die Lenden geschlagen haben. Die Reichen haben zwey oder drey dergleichen Pagnes, und einen Dolch oder ein großes Messer an der Seite. An den Füßen tragen sie eiserne oder kupferne Ringe und Schellen, welche die Weiber auch an den Aermen und Händen haben, und deren Geräusch sie für die schönste Musik bey den Tänzen halten, denen sie sehr ergeben sind, und worinnen sie so viel Geschicklichkeit besitzen, daß die geschwindesten europäischen Tänzer ihnen an Behendigkeit nachstehen würden.

Die Europäer gehen hier nicht ans Land, sondern der ganze Handel wird mit den Negern auf den Schiffen getrieben. Sobald nämlich ein Schiff gegen ein Dorf kommt, so wird eine Kanone gelöset, um die Einwohner herbey zu locken; die Neger aber machen einen Rauch zum Zeichen, daß sie mit den Vorbeyschiffenden zu handeln wünschen. Hierauf kommen sie mit den Kähnen heran, sind aber mißtrauisch, seitdem einige ihrer Landsleute hinterlistig von den Europäern weggeführt worden sind. Sie wagen sich nicht, auf ein Schiff zu kommen, bis der Hauptmann die Ceremonie beobachtet, und sich etwas Seewasser in die Augen gespritzt hat. Auch gehen sie nie unter das Verdeck oder in die Kajüte, und wenn sie nur den geringsten Lärmen auf dem Schiffe hören, so springen sie in die See und schwimmen nach ihren Kähnen. Sie verhandeln sehr gutes Elfenbein, worunter oft Zähne von zweyhundert Pfunden sind. Es sind hier auch Sklaven und Gold einzuhandeln, man weiß aber nicht, wo dasletztre herkommt, weil die Neger ein großes Geheimniß draus machen.

Die

Die Quaquaschwarzen, welche südwärts von den Malegentes wohnen, sind mehrentheils lange, wohlgebildete, muntere Leute; sieht man sie aber zuerst, so sehen sie äußerst wild und ungesittet, daher sie auch von einigen Schriftstellern in den Ruf gebracht worden sind, als wären sie barbarisch und sogar Menschenfresser. Sie scheinen nur rauh und wild zu seyn; in der That aber sind sie gute, freundliche und artige Leute, mit welchen unter allen Negern in ganz Guinea der beste Umgang ist. Ob sie gleich Palmenwein in Menge haben, so sind sie dennoch nüchtern, und verkaufen ihren Wein an ihre, auf starke Getränke begierige, Nachbarn. Ihr Wasser vermischen sie mit einer Art Bier, welches sie Pito nennen, welches so stark ist, daß man sich darinnen berauschen kann. Ueberhaupt haben sie einen Abscheu für unmäßigen Trinken, und wenn sie einen Betrunkenen sehen, so wird er nach den Gesetzen ernstlich bestraft.

Einige Schriftsteller schildern diese Neger von einer sehr gehässigen Seite. Sie wären, heißt es, die gröbsten Diebe, und von der äußersten Plumpheit, welche sich denken ließe. Sähen sie etwas, wenn sie an Bord kämen, das ihnen gefiele, so suchten sie es geschenkt zu bekommen oder zu stehlen. Man giebt ihnen Schuld, daß sie weiße Menschen fressen, dabey aber fürchten sie sich mehr vor dem Feuergewehr, als andere Völker in Guinea; allein, nach den Berichten der glaubwürdigsten Reisenden, sind diese Beschuldigungen ungegründet, und sie nehmen, wie schon erwähnt worden, den ersten Platz unter den Negern auf der Westküste von Afrika ein.

Ihre Zähne feilen die Quaquaschwarzen so spitzig, wie Pfriemen, die Nägel lassen sie einen halben Zoll lang wachsen, und das Haar tragen sie lang geflochten, und salben es mit Palmöl, worein rothe Erde gemischt

mischt ist. Mit eben diesem Gemengsel salben sie auch täglich den Leib, und kauen beständig Betel, mit welchem sie auch Mund und Kinn reiben.

Die Füße behängen sie mit großen, eisernen, dicken Ringen, und zur Bekleidung haben die meisten nichts, als einen leichten Schurz, die Vornehmern aber tragen eine Art Mantel. Die Weiber schmücken ihr Haar mit kleinen Figuren von sehr reinem Golde, welche zwar sehr dünn sind, aber dabey in so großer Menge getragen werden, daß sie einen außerordentlichen Werth zusammen ausmachen.

Die Sprache ist sehr barbarisch, und wegen der schnellen Aussprache zu schwer zu verstehen. Wenn zwey einander begegnen, so sagen sie beständig: Quaqua, daher auch der Küste, wo sie wohnen, dieser Name gegeben worden seyn soll.

Ihre Art zu essen ist äußerst unsauber. Sie machen eine Brühe, welche aus Reis, Fischen, Vögeln, Ziegen oder Elephantenfleisch mit etwas Palmöl gekocht wird. Bomini heißen ohne Salz an der Sonne getrocknete Fische, die sie, wenn sie stinkend sind, in Palmöl braten, und mit gekochtem Reiße essen. Die sogenannte schwarze Suppe ist sogar für Europäer ein angenehmes Gericht, und wird von süß gesottenem Fleische, oder von Vögeln gemacht, nebst einigen Kräutern mit Pfeffer und Palmöl.

Der Gewohnheit zu Folge, ergreift der Sohn allezeit des Vaters Handthierung, und niemand darf etwas treiben, wozu er nicht von Kindheit an erzogen ist. Sie verstehen aber nur sehr wenige mechanische Künste: ein Schloß setzte sie so sehr in Verwunderung, daß das ganze Land zusammen lief, es zu betrachten. Sie verfertigen aber eine schöne Art baumwollne Zeuge, die blaue und weiße Streifen haben, daher die

Küste

Küste von den Holländern den Namen von sechs Streifen erhalten hat. Auch verfertigen sie Tücher von einer Art Hanf. Mit diesen Waaren handeln sie, so wohl längs den Küsten mit kleinen Kähnen, als auch mit den Europäern. So oft sie ein Fahrzeug erblicken, so kommen sie an Bord, aber doch nicht eher, bis der Hauptmann den schon erwähnten Gebrauch mit dem Seewasser beobachtet hat. Landeinwärts treiben sie einen wichtigen Salzhandel, welcher sehr tief ins Land hinein sich erstrecken soll.

c) Orte.

An der Küste hin liegen folgende Orte: **Druyn** oder **Drewin Petri**, im St. Andreas Flusse, auf einer Insel gelegen, ein nach Gelegenheit der Landschaft nicht übelgebauter Ort. Der Boden um diesen Platz ist sehr fruchtbar, und bringt Reis, türkischen Weizen, Hirse, Erbsen, Ignames, Pataten u. a. Gewächse in Menge hervor. Auch wächst am Gestade des Flusses, viel Zuckerrohr, welches das amerikanische an Größe und Güte sehr übertrifft, dennoch aber den Elephanten Preis gegeben wird. Alle Arten von Vieh sind überflüßig zu finden, und der fetteste Ochse wird niemals theurer, als um ein Dutzend alte Messer verkauft.

Druyn.

La Hou, am Vorgebirge gleiches Namens, ist eine große, volkreiche Stadt, welche sich auf eine ganze Seemeile am Ufer ausdehnet.

La Hou.

d) Innre Landschaften.

Ins Land hinein liegt das **Königreich Issini**, welches sich südwärts bis an die See hinab erstrecket. Dieses Reich hat ein weit besseres und angenehmeres Klima, als man wegen der nahen Nachbarschaft der Linie vermuthen sollte. Es ist kaum ein Land in der Welt, welches reizendere Gegenden hatte, als Issini, das durch einen Fluß bewässert wird, der, gleich einem breiten Meerarm, sich in die See ergießt, und land-

einwärts immer schiffbar sich in Gegenden erstreckt, wo, der Sage der Einwohner zu Folge, Städte aus Stein gebauet stehen, und seidene Zeuge gemacht werden. Der Boden von Jssini ist, wie überall auf dieser Küste, ein weißer trockner Sand, der an vielen Stellen bloß einiges Gras trägt, mit welchem man Vieh auferziehen könnte, wenn die Leute nicht zu faul dazu wären. An einigen Orten wird auch Bananas, Reis, Hirse, und türkischer Weizen gebauet. Auf den Jnseln im Flusseist der Boden besser, und man erzeugt Yams, Pataten, Feigen, Kokos, Zuckerrohr und andre Früchte auf denselben. Eine besondre Frucht nennt man Assahuaye, welche nicht größer ist, als das letzte Glied vom kleinen Fingern, und für sich sehr weichlich schmecket, aber die besondre Eigenschaft hat, daß, sobald man eine gegessen, alles Saure einen lieblichen Geschmack erhält. Eine andre Art, Ikaquas genannt, gleicht den europäischen Pflaumen, hat aber kein Fleisch, sondern die Haut ist bloß über den Stein gezogen, der Stein selbst aber ist nicht hart, und enthält einen Kern, welcher geröstet gut zu essen ist.

Außer den Orangen und Citronen giebt es hier eine Frucht, welche die Franzosen Aepfel nennen, wiewohl sie einen ganz andern Geschmack haben. Jcomonts nennt man eine Art von Kürbissen, und eine Art Erbsen wächst an den Wurzeln einer zwanzig bis dreyßig Fuß hohen Pflanze. Kakos ist eine Pflanze mit großen, herzförmigen Blättern und starken Wurzeln von beißendem Geschmacke. Diese Wurzel wird statt der Yams gebraucht, ob sie dieser gleich nicht im mindesten beykommt.

Unter den vielen Thieren, von denen die Schwarzen einige nicht einmal zu nennen wissen, nimmt der Elephant die erste Stelle ein. Ferner giebt es wilde

Ochsen

Ochsen, Hirsche, Ziegen und anderes Wildpret in Menge, das auch noch viel zahlreicher seyn würde, wenn es nicht von den Löwen, Panthern und andern Raubthieren beständig vermindert würde. Zibetkatzen sind sehr gemein; man kann sie auch zähmen, und dann fressen sie Mäuse und Ratten, gleich unsern Hauskatzen; Stachelschweine giebt es in Menge. Aguti sind eine Art Hasen, und Assomonglie gleichen den Katzen, haben aber Rattenköpfe, und sind schön gefleckt auf dem Leibe. Der Angabe der Neger nach, tödtet dieß Thier den Tyger, wo es ihn antrifft.

Es giebt hier schöne Schafe ohne Wolle mit glatten Fellen, deren Fleisch weit besser, als das beste europäische Schöpsenfleisch, ist. Die Ziegen sind kleiner, als die unsrigen. Affen aller Arten sind überflüßig. Die schönste Art heißen Saguinen, und sind nicht größer, als eine Mannshand; andre sind von der Größe eines mittelmäßigen Hundes, schwarz auf dem Rücken, mit weißen Bäuchen und langen Bärten; andre grau, ohne Haare am Gesicht und den Händen, und so groß, als ein mittelmäßiger Hund; noch andre endlich haben Mannsgröße, und stehen bey den Einwohnern in dem Rufe, als wären es wilde Leute, die, aus Furcht zu reden, nicht arbeiten wollten. Sie bauen Hütten in die Wälder, und gehen schaarenweise aus, die Neger zu plündern.

Vögel findet man in unglaublicher Menge, aber nicht so leicht zu beschreiben, daher wir uns begnügen, die vorzüglichsten zu nennen. Es gehören dahin Pintados oder guineische Hühner, Rebhühner, Fasanen, Turteltauben, schwarze und weiße Adler, welche gut zu essen sind, Seelerchen, Enten, Reiher, Falken, graue, sehr große Papagoien u. s. w.

Fische enthalten die See und der Fluß sehr viele, unter welchen die Haye, Meerschweine, Doraden, Boniten, Sardellen, Schollen, Hechte, Aale, Weißfische und Austern die vornehmsten sind. Seeschildkröten fängt man vom Herbstmonat bis zum Januar: auch findet man zuweilen Seekälber und Kaymans, eine Art von Krokodillen. Schlangen so groß, daß sie einen Menschen verschlingen können, sollen nicht selten seyn. Eydechsen, zwanzig bis dreyßig Pfund schwer, geben eine gute Speise, und Gewürme, nebst anderm Ungeziefer, gehört nicht unter die Seltenheiten des Landes; dahin vorzüglich Spinnen voll Haare, und so groß, als Hühnereyer, und fliegende Skorpione gehören. Bienen endlich sind allenthalben, und der Honig, den sie bereiten, ist vortrefflich.

Issini wird von zweyerley Nationen, den Issinesen und den Veteres, bewohnt. Die letztern sind die eigentlichen Eingebohrnen des Landes. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aber sahen sich die Esieps, eine Negernation, die in der Nachbarschaft des Vorgebirges Appollonia wohnte, durch ein anderes Volk ihr Vaterland zu verlassen, genöthigt. Sie flohen nun zu den Veteres, welche sie als Landsleute aufnahmen, aber ihre Gütigkeit bald bereuten, und da die Flüchtlinge die Eingebohrnen zu unterdrücken anfiengen, sie aus dem Lande zu treiben beschlossen. Da aber die Esieps durch den Handel mit den Europäern Feuergewehr erhalten hatten, so war es nicht so leicht, diesen Vorsatz auszuführen, bis sich endlich 1670 eine gute Gelegenheit dazu darbot.

In diesem Jahre hatten die Issinesen, die damals auch nicht weit vom Vorgebirge Appollonia wohnten, Krieg mit den Bewohnern dieses Vorgebirges. Sie verlohren verschiedene Schlachten, und beschlossen endlich, sich ebenfalls einen andern Wohnort

ort aufzusuchen. Sie waren mit den Veteres auf gewisse Weise befreundet, und diese nahmen sie mit Freuden auf, hoffend, durch ihre Hülfe der Esieps los werden zu können. Die Jssinesen versprachen ihnen augenblicklich ihren Beystand, und leisteten denselben so kräftig, daß die Esieps, sich in eine andre Gegend zu ziehen, genöthigt wurden. Beyde siegende Nationen blieben nun einträchtig beysammen wohnen; und da die Jssinesen die stärksten waren, so nahm das Land bald von ihnen den Namen an.

Die Veteres leben zwar untermengt mit den Jssinesen, haben aber ihre besondre Verfassung, und nur eine gemeinschaftliche Gefahr schmelzt beyde Völker in ein Volk zusammen. Sie sind alle Fischer, und werden von einem Hauptmann beherrscht. Sie kennen nur das Naturgesetz, und ihr Charakter ist der allgemeine Negercharakter. Ihre Waffen sind Säbel und Assagayen, nebst einer Art von halben Piken; und nur einige haben Feuergewehr. Sie bedienen sich der Netze, welche von Grase oder Baumrinden geflochten sind, wie auch der Angeln und Spieße, welche sie so geschickt zu brauchen wissen, daß ihnen selten ein Fisch entgeht. Ihre Fahrzeuge oder Kanoen sind aus einem einzigen Baume gemacht, und enthalten drey bis fünf Personen. Unterdessen, daß die Männer fischen, sieden die Weiber Salz aus Seewasser. Sie treiben einen ansehnlichen Fischhandel mit den Kompas in den Gebirgen, von welchen sie dafür Brod von Roggen, Maiz, Reis, Yams, Bananas und andre Lebensmittel erhalten, welche sie wieder an die Jssinesen ablassen, die ohne diese Beyhülfe verhungern würden.

An die Veteres gränzen die **Kompas**, welche eine Art von Republik ausmachen, in welcher die Vornehmsten durch die Mehrheit der Stimmen gemein-

meinschaftliche Angelegenheiten entscheiden. Ihr Land besteht aus angenehmen Höhen, welche angebaut sind, und alles, was darauf gebaut wird, überflüßig hervorbringen; der Boden an der Küste aber taugt nichts, und ist ein bloßer, von der Sonne verbrannter, Sand.

Von den Issinesen, als dem Hauptvolke dieser Gegenden, hat man auch gute Nachrichten durch die Franzosen erhalten, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts, verführt durch einen entlaufenen Sklaven, der sich für den Erbprinzen dieses Reiches ausgab, ein Etablissement zu errichten suchten, das in kurzer Zeit aber wieder zu Grunde gieng, als sich der Betrug entdeckte, und der vorgebliche Prinz wieder in den Sklavenstand trat.

Die Issinesen haben unter allen Negern auf der Küste von Guinea eine vorzüglich angenehme Gestalt und Bildung. Sie sind groß, stark und gelenksam, lebhaft von Augen, und außerordentlich weiß von Zähnen. Für die Erhaltung ihrer Schwärze sind sie so besorgt, als es eine Dame bey uns für die Rosen und Lilien ihrer Wangen seyn kann, weshalb sie sich alle Tage mit Palmoel, in welches gestoßne Kohlen gemischt sind, reiben, wodurch die Haut so glänzend als ein Spiegel wird. Wenn sie altern, vermindert sich die Schwärze aber auch mehr, als bey andern Negern, und ihr wolligtes Haar wird endlich ganz grau. So besorgt sie für ihre Haut sind, nicht mindere Sorge tragen sie für die Haare, welches mit einem hölzernen oder elfenbeinernen, vierzackigten Kamme fleißig durchkämmt, mit eben der Salbe, wie der Leib, bestrichen, und mit Muschelschaalen, Goldflittern und dergl. geziert wird. Auch für den Bart sind sie sehr besorgt, kämmen und waschen ihn täglich, und tragen ihn lang, wie die Türken.

Kleider

Kleider haben nur die ganz Vornehmen und Reichen, die übrigen tragen ein Pagne, etwan zwo Ellen lang und drey Viertel breit, rings um den Leib, wovon das eine Ende vorn herunter hängt, das andre aber zwischen den Beinen durchgeht und hinten nachgeschleppt wird. Die Sklaven bedecken ihre Blöße mit nichts, als einem Stück gewebter Baumrinde. Einige tragen Mützen von Ziegenfellen; europäische Mützen und Hüte aber ziehen sie jeder andern Kopfbedeckung vor.

Die Jssinesen werden als kluge Köpfe gerühmt, zugleich aber als Lügner und Diebe getadelt. Man muß ihnen, sagen die Reisenden, nicht bloß auf die Hände, sondern auch auf die Füßen Achtung geben, denn, wo sie etwas auf der Erde liegen sehen, vergraben sie es, so schnell sie können, mit den Zähen in die Erde, und holen es nachher heraus: und da dergleichen Kunststücke bey ihnen niemals bestraft, sondern vielmehr als Beweise von Scharfsinn gerühmt, und sie dazu von ihren Königen aufgemuntert werden; so machen sie sich kein Bedenken, mit dergleichen Heldenthaten zu prahlen. Dabey sind sie so mißtrauisch, daß man ihnen, ehe sie ihre Waaren bringen, vorerst das Geld dafür zeigen muß, und so geizig, daß sie den Verlust eines Schafs, das sie geschlachtet haben, wohl eine ganze Woche beklagen, wenn sie gleich gewöhnlich nur dann schlachten, wenn sie einen Europäer bewirthen, von welchem sie den zehnfachen Werth des Schafes wieder zu bekommen hoffen. Sie selbst begnügen sich mit einigen Bananas und Fischen, oder ein paar Krebsen, wozu sie stinkendes Wasser trinken, und ein todtes Aas ist ein herrliches Essen für sie.

Ihr Frauenzimmer ist schlank und wohl gewachsen, listig, und noch weit geiziger und bösartiger, als die Männer. Eitel sind sie, wie an andern Orten,

und kleine Spiegel sind ihre beständigen Begleiter. Bey ihren Verheurathungen werden wenige Umstände gemacht. Sieht ein Vater, daß der Sohn sich in dem Fall befindet, selbst eine Frau erhalten zu können, so sucht er ihm eine aus, und meldet ihm, daß er dieselbe ansehen soll. Hat er sie besehen, und sie haben sich um den Preis für das Mädchen verglichen; so essen sie zum Zeichen der Freundschaft den Fetisch zusammen, verbringen etliche Tage mit Tanzen und andern Lustbarkeiten, und bringen dann die Neuvermahlte in das Haus ihres Mannes, der zuweilen auch noch mehr Weiber hat, keine aber ohne den Willen der ersten Frau nehmen darf. Die Weiber, verheurathete sowohl als unverheurathete, tragen Pagnes gleich den Männern, aber gern von sehr abstechenden Farben zusammen gesetzt. Hinten werden diese Pagnes als dicke Wülste geformt, um die Kinder darauf zu tragen, an den Seiten und vorn aber tragen sie Stücken Kupfer Erz, eiserne Schlüssel und Beutel mit allerhand Kleinigkeiten gefüllt, alles, um besonders in den Augen der Europäer als sehr reich auszusehen.

Die neugebohrnen Kinder werden im Flusse gewaschen, und nach einem Baume oder Thiere, zuweilen auch nach einem Europäer, der ihr Freund ist, genennet. Im siebenten Monat fangen die Kinder schon an, allein zu gehen, und mit dem zehnten oder zwölften Jahre lehrt sie der Vater schon irgend eine Beschäftigung, und die Mädchen werden von der Mutter eben so frühzeitig zu guten Hauswirthinnen gemacht, so daß diese kunstlose Erziehung in mehrern Betrachtungen unsrer europäischen Modeerziehung weit vorzuziehen ist.

Die gewöhnlichen Speisen der Issinesen sind Feigen, Bananas, Yams, Reis, türkischer Weizen

und

und Hirse. Die Frau vom Hause nimmt jeden Abend so viel aus der Vorrathskammer, als sie für den folgenden Tag hinreichend hält; den Morgen darauf versammeln sich die Sklavinnen, das Korn in einem weiten hölzernen Mörser zu stoßen, um es von den Hülsen abzusondern; darauf sichten sie es mit breiten Stücken Holz, und thun es, wenn es gehörig gereinigt ist, wieder in einen kleinen Mörser, es klein zu stoßen, wobey von Zeit zu Zeit Wasser, es zu verdicken, hinein gegossen wird. Darauf breiten sie den Teig auf einem breiten flachen Steine aus, und reiben ihn, wie die Mahler ihre Farben, theilen ihn dann in kleine Brode, und kochen sie mit Wasser in einem offenen Topfe, nachdem sie etwas Stroh darüber gelegt haben, um zu verhindern, daß sie nicht verbrennen. Dieß ist die tägliche Arbeit der Weiber. Erhalten sie einen guten Fisch, so machen sie ein Ragout daraus, welches sie Toro nennen. Dazu nehmen sie Koros, eine Frucht, welche an einer Art Dattelbäume wächst, und unsern Pflaumen nicht unähnlich ist. Sie kochen diese Frucht mit Fischen, stoßen beydes, wenn es gehörig gekocht ist, in einem Mörser, thun es dann wieder mit wenig Salz und viel Pfeffer in einen Topf, und lassen es zu einem dicken Brey kochen, der sogar von den Europäern ohne Mißfallen gegessen wird. Dieser Koros wird noch zu mehrern Speisen von ihnen gebrauchet: sie lassen eine Anzahl derselben aufgehäuft liegen, bis sie zu faulen anfangen, schütten sie dann in ein Faß, und rühren sie, nachdem warmes Wasser zugegossen ist, beständig um, woraus dann ein Oel wird, mit welchem sie ihre Speisen zurichten.

Ihre Häuser sind nicht so ordentlich, wie in andern Gegenden der Küste gebauet, sondern bloß elende Hütten von Schilfe mit Palmblättern bedeckt. Im ganzen Lande giebt es keine leimernen Häuser, als des

Königs

Königs seine. Die übrigen alle sind weit schlechter, als die Kohlenbrennerhütten in unsern Gegenden, und so niedrig, daß kein Mensch aufrecht darinnen stehen kann. Die Thüre ist ein bloßes Loch, durch welches man auf Händen und Füßen kriechen muß, und ein Riegel von Schilf, inwendig mit Stricken befestigt, stellt das Schloß vor. Jede Hütte ist mit einer Palisadirung von Schilf umgeben, welches eine Art von Hof macht, in welchem ein Thor ist, das alle Nächte verschlossen wird. Der Hausrath ist so elend als die Hütten, etliche Stühle, etwan einen halben Fuß hoch, die ihnen auch statt Kopfküssen dienen, sind alles, was man darinnen sehen kann. Eine Kiste, die einer etwan von einem Matrosen erhalten hat, macht ihn zum großen Manne. In der Küche haben sie etliche elende irdene Töpfe und einige hölzerne Schüsseln. Messer, Gabeln und Löffel sind ihnen unbekannt.

Die Jssinesen können zwar nicht mehr, als etwan zweytausend Mann, ins Feld stellen, sind aber unwidersprechlich die besten Soldaten in ganz Guinea, und von allen ihren Nachbarn wegen ihrer List und Tapferkeit gefürchtet. Ihre Waffen sind Säbel, Assagayen und Flinten. Die Befehlshaber brauchen viereckte Schilde, etwan drey Fuß lang und zween breit, welche aus Ochsenhäuten gemacht, mit Tygerfellen bedeckt, und an den vier Ecken mit eisernen Schellen besetzt sind. Während des Gefechts gehen Trommeln, Trompeten und andre Jnstrumente. Die Trommeln sind aus einem Stück Holz gemacht, welches an dem einen Ende hohl, und mit einem Elephantenohre bedeckt ist. Es wird mit zwey hölzernen, mit Ziegenfell überzogenen Hämmern geschlagen, und giebt einen rauhen, dumpfen Klang. Die Trompeten sind ausgehöhlte Elephantenzähne. Zu dieser schönen Musik kommt noch ein Jnstrument, das wegen

gen seiner einfachen Beschaffenheit so merkwürdig, als schwer zu beschreiben ist. Es ist von Eisen, wie zwey hohle Feuerschaufeln, welche etwan einen Fuß lang zusammen verbunden sind, und eine eyförmige Gestalt haben. Ein Knabe hält es an dem einen schmalen Ende, und schlägt es mit einem schmalen Stecken nach dem Takt der Trommeln und Trompeten.

Die gemeinste Krankheit bey den Jssinesen ist die Fäulniß, welcher alle, mehr oder weniger, unterworfen sind. Blindheit und böse Augen sind wegen des Sandes sehr gemein; Fleischwürmer sind ebenfalls häufig. Auch sind die Schwarzen den Fiebern unterworfen, wofür sie weiter kein Mittel als Baden wissen. Zwey oder drey Arzneymittel brauchen sie bey allen Arten von Krankheiten, und diese bestehen aus Malagettepfeffer und dem Safte gewisser starken Kräuter. Bey Wunden bedienen sie sich eines Krautes, dessen Blätter, wenn sie mit dem ausgepreßten Safte vermischt werden, so wundersam heilen, daß sie sich aus einer fünf Zoll tiefen Wunde nichts machen.

Die Jssinesen scheinen sich nicht für dem Tode zu fürchten; wenigstens sind sie sehr sorgfältig, noch bey ihrem Leben alles, was zum Begräbnisse gehört, zuzubereiten, als: eine feine zitzne Pagne, einen Sarg und goldne Zierrathen, weil sie sich einbilden, daß ihre Aufnahme in einer andern Welt nach der Güte ihres Putzes eingerichtet seyn werde. Wenn einer todt ist, versammelt sich sogleich eine Menge alte Weiber. Einige gehen mit Grabeschaufeln umher und rufen den Verstorbenen bey seinem Namen, andre fragen jeden, der ihnen begegnet, ob sie den Todten gesehen haben; worauf dieser mit gesenktem Kopfe antwortet: Awru, d. i. Er ist fort. Auch der Verstorbene wird gefragt, warum er gestorben sey, da er doch genug zu leben gehabt? Darauf bringen sie seinen Sarg,

und

und legen den Leichnam hinein, so daß die Ferſen unter den Hintertheil des Körpers kommen, und der Kopf auf die Knie zu liegen kommt. Zur Seite ſetzen ſie ihm einen Stuhl und einen irdenen Topf. Den einen, ſich darauf zu ſetzen, den andern, um darinnen zu kochen. Hierauf wird der Sarg zugemacht, und vier Sklaven tragen ihn in einen Wald, wo ſie ihn ohne weitere Umſtände einſcharren. Iſt der Verſtorbene vornehm geweſen, ſo legen ſeine Weiber etliche Tage nach der Beerdigung ihren beſten Schmuck an; und ſo gehen ſie ſingend und paarweiſe durch das Dorf, und tanzen vor den Thüren der Vornehmen einen Zirkeltanz.

Ihre Religion ſcheint etwas gebildeter zu ſeyn, als die Religionen der andern Negervölker. Sie erkennen einen Gott als Schöpfer aller Dinge, und auch der Fetiſchen, die er zum Dienſt der Menſchen auf die Erde geſchickt hat. So bald ſie von ihrem Lager aufgeſtanden ſind, gehen ſie an den Fluß, ſich zu waſchen, gießen eine Hand voll Waſſer auf den Kopf, ſchließen die Hände zuſammen, öffnen ſie wieder, und heben die Augen gen Himmel, wobey ſie folgendes Gebet ſprechen: Gott! gieb mir heute Reis und Yams, Sklaven und Reichthum, und daß ich möge hurtig und ſchnell ſeyn. Die Fetiſchen bildet ſich jeder nach eignem Gutdünken, alle aber verehren ſie mit der tiefſten Andacht.

Sie haben mehrere dieſen Fetiſchen geheiligte Tage, von denen der vornehmſte ihr Geburtstag iſt, den ſie damit begehen, daß ſie den Fetiſch, deſſen Altar und ſich ſelbſt mit weißer Farbe beſtreichen, und einen weißen Pagne anlegen. Außer den Fetiſchen der Privatperſonen, giebt es welche, die im ganzen Königreiche gemein ſind, die gewöhnlich in einem merkwürdigen Baume oder Berge beſtehen, und welche zu ver-

verletzen, für ein todeswürdiges Verbrechen gilt. Jedes Dorf hat auch einen Schutzfetisch, der auf gemeine Kosten geputzt wird. Diesem richten sie auf öffentlichen Plätzen einen Altar von Schilf auf, der auf vier Säulen ruhet, und mit einem Dache von Palmblättern bedeckt ist. In den Wäldern findet man viele dergleichen Altäre, welche mit mancherley Arten von Fetischen besetzt sind, und irdene Krüge, mit Maiz, Reis und Früchten gefüllt, vor sich stehen haben. Wenn ihnen ein Unglück begegnet, und sie ihren Fetisch beleidigt halten, so lassen sie gewisse Wahrsager folgende Anstalten machen. Der Zauberer hat neun Streifen Leder, jeden ohngefähr einen Finger breit, und voll kleiner Fetischen. Diese schüttelt er zusammen, und murmelt gewisse Worte, worauf er zween oder drey Fetische auf einmal aus der Hand wirft. So wie sie nun fallen, macht er seine Auslegung, und was er verordnet, muß geschehen.

Wenn die Issineser bey ihren Fetischen schwören, so kann man sich vollkommen auf ihr Wort verlassen, und, um die Wahrheit von einem herauszubringen, darf man nur etwas in ein wenig Wasser mengen, und darauf einen Bissen Brod hinein tunken, und dabey fodern, daß er diesen Fetisch als ein Zeichen der Wahrheit essen soll. Auch haben sie andre Arten Eidschwüre, die nicht so feyerlich geschehen: so schwören sie z. B. bey den Gliedern eines Menschen, und glauben fest, daß, wenn sie falsch schwören, diese Glieder an ihrem Leibe verdorren würden. Auch schwören sie bey Gott, indem sie etwas Sand in die Hand nehmen, in die Höhe sehen, und zugleich sprechen: Gott tödte mich durch diesen Sand, wenn ich unwahr rede.

Tempel, Priester, und überhaupt gottesdienstliche Oerter, die Altäre der Fetischen ausgenommen, haben sie

sie nicht. Doch spricht man von einer Art Hohenpriester, welcher Ofnon genennt wird, und dessen Amt darinnen besteht, daß er Fetischen macht, und bey allen Rathsversammlungen des Königs zugegen ist.

Dieser König wohnt auf der Insel Assoko, in einer Stadt gleiches Namens, welche etwan zweyhundert Hütten hat, und von tausend bis zwölfhundert Menschen bewohnt wird. Sein Pallast ist von in einander geflochtenen Aesten gebaut, mit Leimen beworfen, und mit bunten Farben ohne alle Ordnung bestrichen. Er hat zwey bis drey Zimmer auf der Erde, und eben so viele darüber, welche alle mit kleinen Steinen gepflastert, und mit Decken von Palmblättern behangen sind. Dieser Pallast liegt mitten in verschiedenen großen Umzäunungen von Baumästen, welche drey Vorhöfe ausmachen. Rund um den Pallast stehen die Hütten der Weiber, welche nicht besser, als die Hütten der gemeinsten Neger, gebaut sind.

Wenn der König ausgeht, bekleiden ihn ohngefähr funfzig Mann, welche mit Säbeln, Assagayen und Musketen bewaffnet sind, und einige der Aeltesten und Vornehmsten, welche seinen Hofstaat ausmachen, und sich mit ihm über die öffentlichen Angelegenheiten berathschlagen. Jeder giebt seine Meinung ohne Umschweife von sich, dabey aber wird dennoch alles so geheim gehalten, daß das geringste Ausplaudern den Verlust des Vermögens, oder auch wohl des Lebens nach sich ziehen würde.

Der König soll große Reichthümer besitzen, welche aber alle vergraben sind, und die er um so weniger braucht, da er mit der größten Sparsamkeit lebet, selbst sich seine Yams, Bananas oder Fische einkauft, und, sich und seine Weiber zu beköstigen und zu bekleiden, jährlich nicht funfzig Thaler braucht.

Seine

Seine Einkünfte bestehen übrigens bloß in dem, was er durch Handel, eingezogne Güter und dergl. erwirbt, und sind also sehr zufällig. Zur Saatzeit geht er selbst auf die Felder, welche seine Sklaven bearbeiten, bewirthet sie mit Palmwein, und setzt einen Fetisch zum Hüter des Feldes, der sie auch ihrer Meinung nach bey der geringsten Untreue tödten würde. Zur Erndtezeit geht er ebenfalls auf die Felder und schneidet etliche Hände voll Aehren ab, so daß also derselbe Gebrauch, den man an den Sinesen als einen glänzenden Beweis von hoher Lebensphilosophie gerühmt hat, sich auch bey den nackten Negern in Guinea findet.

Die Gewalt des Königs ist unumschränkt, wenn er mit Armen und Sklaven zu thun hat, aber enge begränzt, wenn von den Reichen des Volks die Rede ist, welche gleichsam nur hohe Vasallen des Reichs sind. Die Krone erben hier nicht die Kinder, denen der König nichts hinterlassen kann, daher sie auch eine Handthierung erlernen müssen, um nach des Vaters Tode leben zu können, sondern der nächste Anverwandte. So lange der König lebt, werden seine Kinder von jedermann verehrt; sobald er aber todt ist, erhalten sie aufs höchste etliche Sklaven, mehr als Geschenk, denn als einen schuldigen Tribut. Die Vornehmen im Volke heißen Brembis und Bahumets, d. i. Reiche und Aelteste. Diese allein dürfen mit den Europäern handeln, daher sind sie auch allein reich, und alles Gold kommt bey ihnen zusammen. Hat einer aus dem Volke sich etwas erworben, so giebt er sich alle Mühe, zu einem Brembis ernannt zu werden, denn außerdem ist sein ganzes Vermögen bey dem mindesten Zufall verlohren.

Die meisten Verbrechen können hier mit Gelde gebüßet werden; drey ausgenommen: Entlaufung ei-

nes Sklaven, Verrätherey und Zauberey. Der Mord wird mit Gelde bestraft; können aber die Verwandten des Ermordeten des Mörders habhaft werden, so können sie denselben wieder tödten; ist der Verbrecher aber ein Sklave, so wird er an die Europäer verkaufet.

Dieß ist das Merkwürdigste und Bekannteste von den im Lande gelegenen Reichen. Die übrigen sind zum Theil nicht einmal dem Namen nach bekannt; wir übergehen sie daher alle mit Stillschweigen, und gehen zu der Goldküste über, welche uns zu verschiedenen interessanten Nachrichten Gelegenheit geben wird.

3) Die Goldküste.

a) Land.

Die Küste, welche die Portugiesen Kosta del Oro, d. i. Goldküste genannt haben, fängt bey dem Vorgebirge Appollonia an, und erstreckt sich bis zum Flusse Volta auf hundert und funfzehn Meilen in der Länge, und vierzig Meilen ohngefähr in der Breite.

Ueber die Entdeckung dieser Küste sind die Portugiesen und Franzosen lange streitig gewesen, indem beyde Nationen sich die Ehre davon zugerechnet haben. Nach Villault und Robbe, zwey französischen Schriftstellern, waren es ihre Landsleute, und zwar Kaufleute von Dieppe in der Normandie, welche im Jahre 1340 oder 1364 diese Entdeckung machten, und auch das Kastel zu Mina erbauten, wobey sie sich darauf stützen, daß eines der dortigen Werke immer noch die Bastey von Frankreich heiße, und an derselben anno 13— zu lesen sey. Allein dieses Vorgeben scheint dennoch völlig ungegründet zu seyn, und es ist wahrscheinlicher, daß die Goldküste 1471 von den portugiesischen Seefahrern, Santorem und Eskobar, entdeckt worden. Die Portugiesen setzten sich nachher auf der Küste fest, bis seit dem J. 1578 ihre

Macht

Macht wieder zu sinken anfieng, und ihre Besitzungen andern europäischen Nationen, nämlich den Holländern, Engländern, Franzosen und Dänen zu Theil wurden.

Ehe wir aber von diesen Besitzungen handeln, und die einzelnen sowohl an der Küste, als tiefer ins Land liegenden Negerstaaten beschreiben, wollen wir uns erst im Allgemeinen mit der Naturgeschichte der Küste überhaupt beschäftigen, und die Produkte einzeln beschreiben, welche jedes Naturreich liefert.

Da die Goldküste nahe an der Linie gelegen ist, so ist die Hitze ziemlich heftig, vorzüglich vom Oktober an bis in den März; in den andern Monaten aber ist sie nicht stärker, als sie bey uns in einem heissen Sommer zu seyn pfleget. Die Nächte sind gewöhnlich alle sehr kalt, so daß die Einwohner zuweilen sich am Feuer zu erwärmen genöthigt sind: und daher kommt es zum Theil auch, daß die dortige Luft eine sehr ungesunde Beschaffenheit hat. Noch mehr aber kommt die ungesunde Beschaffenheit der Luft daher, weil das Land viele Berge hat, und alle Morgen aus den Thälern ein dicker stinkender Schwefeldampf oder Nebel aufsteigt, der jedermann auf die Lungen fällt, und besonders bey neuen Ankömmlingen tödtliche Krankheiten erzeuget. Die Witterung ist hier auch weit unregelmäßiger, als an einem andern Orte in Guinea. Der Regen, welcher in manchen Gegenden sechs Monate beynahe ununterbrochen fällt, soll sehr schädliche Eigenschaften haben; nahe an der Linie ist das Regenwasser in gewissen Monaten roth von Farbe, und wer sich in Kleidern, welche von diesem Regen durchnäßt sind, niederlegt, hat unvermeidlich sehr nachtheilige Folgen für seine Gesundheit zu befürchten.

Eine andre Beschwerniß auf der Goldküste sind die Tornados von den Portugiesen Travados genannt,

nannt, welches heftige Windstöße sind, mit heftigem Donner und starken Blitzen begleitet, wobey starker Regen fällt, und es am hohen Mittag stockfinster ist. Den Schiffen sind diese so schnell entstehenden Winde äußerst gefährlich, doch hat man einige Vorboten derselben, bey deren Erscheinung man sich darauf vorbereiten kann. Harmattan ist ein trockner, von Norden kommender, Landwind, der gewaltige Kälte mit sich bringt, und so durchdringend ist, daß selbst Europäer sich zu Hause halten.

So viel von der natürlichen Beschaffenheit der Goldküste überhaupt, sie ist, wie wir gesehen haben, nicht die beste, aber dennoch ist der Erdboden nichts weniger, als unfruchtbar, sondern er bringt vielmehr eine Menge schöner Erzeugnisse reichlich hervor. An Hülsenfrüchten sind hier Bohnen und Erbsen von verschiedener Farbe, als rothe, schwarze, veilchenblaue, graue und rosenfarbne; eine Bohnenart hat eine Hülse, drey viertel Ellen lang, eine andre wächst an Sträuchern, und eine dritte wächst unter der Erde. Maiz oder türkischer Weitzen ist nicht selten, und wird auch auf portugiesisch Milhio grande d. i. großer Hirse genannt. Der eigentliche Hirse ist dem Koriandersaamen ähnlich, und ist sehr nahrhaft. Beyde Arten werden auf der ganzen Küste gebauet, und etliche Gegenden bringen dieselben in erstaunlicher Menge hervor. Aus dem Maiz, mit Hirse vermengt, macht man eine Art Brod, welches sehr wohlschmeckend ist. Der Hirse allein wird gleichfalls zu Brode gebacken, welches sehr süß im Munde ist. Reisbau ist nicht auf der ganzen Küste gemein, doch wächst er in einigen Gegenden so häufig, daß man ganze Schiffe um äußerst wohlfeilen Preiß damit beladen kann.

Von

Von Wurzeln hat man Pataten und Ignames, vorzüglich sehr viel der letztern, welche statt Brod gegessen werden.

Von Kräutern, welche auch in Europa wachsen, bringt das Land nichts als Taback. Dieser wächst in großer Menge, soll aber so sehr stinken, daß kein Europäer den Geruch vertragen kann, ob ihn gleich die Neger mit vieler Wollust rauchen, die ihn auch so sehr lieben, daß sie ihn mit ihrem letzten Pfennig erkaufen. Einländische eßbare Kräuter giebt es aber auf dreyßig Arten, nebst mehrern Arzeneykräutern und Wurzeln. Ingwer wächst hie und da, und gleicht dem europäischen Schilfe, und Knoblauch wird von den Negern so hoch geschätzt, daß sie ihn um jeden Preis bezahlen.

An Bäumen und Baumfrüchten ist kein Mangel auf der Goldküste. Der Sage nach giebt es Bäume hier, in deren Schatten zwanzig tausend Menschen stehen können, und welche so hoch sind, daß den obersten Gipfel keine Flintenkugel zu erreichen im Stande ist. Diese hohen Bäume sind die Seidenwollenbäume, die wir schon erwähnt haben. Der Papaybaum wächst längst der Küste häufig. Der Stamm desselben ist etliche Fuß dick, und besteht aus so schwammichtem Holze, daß er mit einer Axt leicht zu durchhauen ist. Die Frucht wächst oben auf dem Gipfel ohne alle Aeste; wird aber der Baum älter, so kommen Aeste zum Vorschein, welche jungen Stämmen ähnlich sind, und ebenfalls Früchte tragen. Manche dieser Bäume werden dreyßig Fuß hoch. Die Frucht ist etwan halb so groß, als die Kokosnuß, eyförmig, von außen grün und inwendig weiß. An sich hat sie keinen Geschmack, sie wird aber geschnitten, gekocht und mit Salz, Pfeffer und Butter zugerichtet. Weiter giebt es Zimmtbäume, die dem ächten

zeilanischen Zimmt wenig nachgeben, Orangen und Limonien, Granatäpfelbäume, welche hieher verpflanzt worden, aber nicht recht fortkommen wollen, Weinstöcke, welche die Portugiesen hergebracht haben, und blaue Träuben tragen, Zuckerrohr von sieben bis acht Fuß Höhe, Kalabasch oder Kürbißflaschenbäume, Palmen, Tamarinden, Mangrovebäume, Pflaumen, Birnen, Feigen, Kormantinäpfel, welche nicht größer sind, als eine welsche Nuß mit der Schale, und ein angenehmes weinsäuerliches Fleisch in einer gelbröthlichen Schale haben. Ananas hat man zwey Arten, und Wassermelonen, die ihr an Geschmack weit vorgezogen werden, giebt es häufig.

Von Metallen hat man bisher auf dieser Küste noch nichts entdeckt, als Gold, wahrscheinlich, weil man nichts weiter gesucht hat, als dieses. Das feinste Gold kommt von Axim, und wird im Sande der Flüsse als Staub gefunden. Das Gold von Akkra kommt von dem Berge Tafu, welcher drey Tagereisen ins Land hinein liegt; das Gold von Akkanis und Fetu wird aus der Erde gegraben, und muß überflüßig da seyn; wenigstens haben die Weiber in Fetu zuweilen zwey bis drey hundert Unzen Gold, als verschiedne Zierrathen verarbeitet, an sich. Das hiesige Gold ist übrigens dreyerley Fetischengold, welches in mancherley Gestalten gegossen ist; Klumpengold in Stücken von verschiedenem Gewichte und Staubgold.

Nach dem Golde ist das vornehmste Mineral das Salz, welches auf zweyerley Art gewonnen wird. Einige kochen es über Feuer, aus Seewasser, andre haben Salzpfannen, in denen die Sonne das Wasser austrocknet, und auf beyde Arten gewinnt man ein ungemein weißes Salz.

Von

Von zahmen Thieren findet man auf der Goldküste Rindvieh, welches aber sehr schlecht ist, so daß die beste Kuh nicht über zwey hundert und funfzig Pfund hat, Pferde von ansehnlicher Größe, aber schlecht gebauet und äußerst trägen Ganges, Esel, Schafe, welche keine Wolle, sondern Haare haben, Ziegen, von denen die Neger ein artiges Mährchen erzählen: vor uralten Zeiten sagen sie, sey eine Göttinn gewesen, die sich mit äußerst köstlichen Essenzen gesalbet habe. Diese Göttinn hätten die Böcke gebeten, ihnen etwas von diesem Wohlgeruche zukommen zu lassen: die Göttinn habe sich gestellt, als wenn sie ihre Bitte erfüllen wolle, habe aber eine sehr stinkende Salbe genommen, welche die Böcke, noch bis auf den heutigen Tag, für Wohlgeruch hielten, daher das ganze Geschlecht auch gewohnt sey, sich während des Regens zu verstecken, damit ihm die köstliche Salbe nicht abgewaschen werde. Ferner giebt es Schweine und Hunde, welche weder bellen, noch beißen, und gegessen werden, so wie auch die Katzen.

An wilden Thieren sind hier Elephanten, welche aber nicht höher als zwölf Fuß sind, Tyger in Menge, so daß auch in einigen Gegenden derjenige, der einen Tyger geschossen hat, berechtigt ist, allen Palmwein, welchen zu Markte gebracht wird, acht Tage lang ohne Bezahlung wegzunehmen, Büffel, Hirsche von verschiedner Größe und Farbe, als rothe mit schwarzen Streifen, orangefarben und weiß gestreift u. s. w. Die kleinste Art, welche von den Negern Könige der Hirsche genennt werden, sind nicht größer als Kaninchen; ihr Geweih ist schwarzgelb von Farbe, und nicht dicker als eine Tabackspfeife, und ihre Füsse sind so zart, daß sie von den Europäern in Gold gefaßt, und als Pfeifenstopfer gebraucht werden. Ferner Hasen, wilde Schweine, Scha-

kals, wilde und Zibethkatzen, Stachelschweine, eine Art Igel, die sich aber nicht, wie unsre Igel, zusammenrollen kann, eine Art Faulthier, Porto genannt, welche einen ganzen Tag lang nicht zehn Schritte fortkommen kann. Dieß Thier soll so abscheulich häßlich seyn, daß ihm an Häßlichkeit kein andres gleich komme; sein Kopf soll unförmlich groß und die Füße wie Hände gestaltet seyn. Es lebt von dem Laube der Bäume. Berbe nennt man ein Thier, so groß als eine junge Katze, der es auch an Gestalt ähnlich ist, außer daß es eine zugespitzte Schnauze hat; der Kokobo ist noch einmal so groß, roth von Farbe, und ein Feind alles Federviehs; der Arombo hat einen langen schlanken Leib, und einen sehr langen Schwanz, an dessen Ende ein Busch Haare sitzt. Er ist blaßbraun von Farbe, so groß als ein mäßiger Jagdhund, und lebt von todten Aesern. Ratten sind in den Kornfeldern, größer als eine Katze, und Mäuse giebt es, deren Fell einen Bisamgeruch hat. Affen sind in außerordentlicher Menge vorhanden. Die gemeinste Art sind bloß mäusefarben, und werden fünf bis sechs Fuß lang; eine andre Art hat feines pechschwarzes Haar, sind etwan zwo Fuß hoch, und haben einen langen schneeweißen Bart. Alle diese Affen sind große Diebe, und die großen fallen auch Menschen an, besonders ist der Boggo oder Mandril gefährlich, welchen viel Aehnlichkeit mit dem Menschen hat, auf zwey Beinen geht, und wie ein kleines Kind schreyt, wenn ihm etwas zu Leide gethan wird. Hin und wieder findet man auch den Orang Utang, welcher nicht so boshaft seyn soll, als die andern Affenarten.

An allerhand Arten Vögeln ist die Goldküste sehr reich. Dahin gehören Hühner, kleiner als die unsrigen, aber so fett als Kapaunen, Pintadohennen, Gänse, Enten, so groß als die Gänse, Tauben, Rebhüh-

hühner, Fasane, deren Federn hellblau mit weiß gesprengt sind, und welche einen schwarzen Federbusch auf dem Kopfe haben, Whidahfasane, grau und weiß von Farbe, mit einem federlosen, mit einer harten knotigten Schale bedecktem Kopfe, Krammetsvögel, Kraniche, Reiher, Schwalben, Sperlinge u. dergl. kleinere Vögel mehr. Adler giebt es einige Arten, besonders aber ist der gekrönte Adler aus Akkra merkwürdig, der eine Krone wie der türkische Hahn hat. Papagoien sind in unglaublicher Menge zu finden; die blauen sind die gemeinsten. Ein dem Papagoi ähnlicher Vogel hat einen dunkelgelben Schnabel, schöngrüne Brust und Unterleib, grau, roth und himmelblau schattirten Rücken, nebst grünem Kopf, Hals und Schwanz. Er ist selten, und eben so selten ist ein eben so häßlicher Vogel, als dieser schön ist. Er heißt Pokko, hat die Größe einer Gans, lange dunkelbraune Flügel, aschfarbne Federn, oder vielmehr Haare am Unterleibe, einen langen Hals mit einem unförmlichen Kropfe, der wie rothes Leder aussieht, einen kahlen Kopf, große schwarze Augen und einen sehr langen und dicken Schnabel. Seine Nahrung sind Fische, Ratten, Mäuse u. dergl. Ein andrer Vogel, für welchen die Neger keinen Namen wissen, ist von Körper so groß wie der Pokko; wenn er aber aufrecht stehet, und den Kopf in die Höhe streckt, über Mannshöhe. Seine Federn sind blau, weiß, roth und himmelblau. Es giebt noch mehrere eben so schöne und noch schönere Vögel, für welche die Neger keine Namen haben.

Den Mangel an gutem Fleische ersetzt der Ueberfluß der Fische, welche so wohl die See als die Flüsse liefern. In den Flüssen giebt es vorzüglich drey sehr wohlschmeckende Arten: den Karmon, welcher dreyviertel Ellen lang und eines Arms dicke ist, den Har-

deren, welcher etwas kleiner ist, und den Batavia. Der beste Seefisch ist der Dorado, von vier bis fünf Fuß Länge, ohne Schuppen und Gräten, und unter allen Fischen der schnellste. Nach ihm kommen die Boniten, welche etwas kleiner sind, und ebenfalls keine Schuppen und wenig Gräten haben. Der Albekor ist ihnen nicht unähnlich. Weiter gehören hieher der Königs- oder Negerfisch, der sehr fett ist, und im Geschmack dem Aale gleichet, die Mackrelen, Lampreten, Hechte, Brassen, Sardellen, Flünders, mehrere Arten von Schildkröten, Krebse, Krabben, Austern und Muscheln.

Besondre Fische sind der Grampus oder Nordkaper, eine Wallfischart, welche das Wasser aus den Naselöchern höher, als die beste Wasserkunst, treiben, bey vierzig Fuß lang sind, und zu tausenden bey einander liegen, das Meerschwein, von fünf Fuß Länge, und bloßes Fett, so daß nichts als der Kopf zum Essen tauget, wenn er vorher etliche Tage im Salzwasser gelegen hat; der Hay, der Pilotfisch, der Sauger, der Schwerdtfisch, welcher am Ende der Schnauze einen flachen Knochen, etwan einer Elle lang und einer Queerhand breit, hat, der Hornfisch, welcher auf dem Rücken ein langes scharfes Horn hat, dessen Stich gefährliche Wunden verursacht; der Mond oder Silberfisch, vom Kopf bis an den Schwanz zwanzig Zoll lang, dreyzehn Zoll breit und zwey Zoll dicke. Seine Haut ist übersilbert, das Gesicht flach und der Mund klein und mit zwey Reihen Zähnen bewaffnet. Sein Fleisch ist weiß, fest, zart und nahrhaft. Der Fetischfisch wird wegen der Verehrung so genennt, welche ihm die Negern erweisen. Seine Haut ist auf dem Rücken schwarzbraun; die Schnauze hat an der Spitze eine Art von Horn, etwan drey Spannen lang. Sie sind fünf Fuß lang.

An

An Amphibien, Ungeziefer, Gewürmen u. s. w hat die Goldküste keinen Mangel. Darunter ist der Quoggelo, ein Thier von Eydechsenart, das mit dem Schwanze auf acht Fuß lang ist, und vom Halse an, bis an die Spitze des Schwanzes, mit Schuppen bedeckt ist, welche sehr spitzig sind, und, da sich das Thier beynahe wie der Igel zusammenrollen kan, ihm zur Vertheidigung wider die Raubthiere, seine Feinde, dienen. Es lebt von Ameisen und wird von den Negern gegessen. Ein andres Thier, beynahe gleich dem Krokodill gestaltet, heißt Guano. Es lebt im Wasser und auf dem Lande, und ist selten mehr als vier Fuß lang. Menschen und Thieren ist es nicht schädlich, ausgenommen den Hühnern. Mehrere Europäer essen es und versichern, daß es ein sehr wohlschmeckendes Fleisch habe. Eydechsen laufen zu Tausenden umher, die meisten sind über einen Fuß lang und sehr häßlich, doch giebt es zwey oder drey gut aussehende Arten, welche auch die Europäer gern auf ihren Zimmern haben, weil sie alles Ungeziefer wegfangen. Die Schlangen sind von verschiedener Größe, und werden meist alle von den Negern gegessen. Kröten und Frösche sind so gemein als in Europa; die letztern auch von derselben Größe, von den erstern aber soll es eine Art geben, welche einen Fuß im Durchmesser hat. Skorpionen findet man häufig; manche so groß wie Krebse, ihr Stich ist tödtlich. Große schwarze Spinnen mit Füßen, so dick als ein kleiner Finger, sind nicht selten; Tausendfüsse und Asseln werden in Menge gefunden, und sind so beschwerlich, als die Mücken, deren Stich Geschwulst und ein heftiges Brennen erregt; auch kommen oft große Heere von Heuschrecken; besonders merkwürdig aber sind die schwarzen Ameisen, von denen wir eine kurze Nachricht mittheilen wollen. Diese Ameisen sind fast einen halben Zoll lang, und bauen sich Nester, welche

von

von dem Erdboden zehn bis zwölf Fuß hoch, pyramidenförmig, sehr fest gebauet und voll verschiedner Abtheilungen sind. Sie sind außerordentlich gefräßig, und fallen sogar Schaafe an, welche in weniger Zeit bis auf die bloßen Knochen abgefressen sind. Auf ihren Zügen gehen gewöhnlich dreyßig bis vierzig der größten in einer Linie, vor dem großen Haufen her, und wenn sie an einem Orte alles verwüstet haben, kehren sie in der schönsten Ordnung wieder dahin zurück, woher sie gekommen sind.

b) Einwohner.

Die Neger auf der Goldküste sind gewöhnlich von mittler Größe, stark von Gliedern und überhaupt sehr vortheilhaft gebauet. Sie haben ein angenehmes länglichtrundes Gesicht, blitzende Augen, große dicke Augenbraunen, einen kleinen Mund, weiße wohlgeordnete Zähne, rothe frische Lippen, und nicht so platte Nasen, als die übrigen Neger. Ihre Haut ist nicht recht pechschwarz, aber glatt und weich, und sie waschen sich täglich zweymal, und salben sich mit Palmöle, welches sie auch für ein Verwahrungsmittel wider die Würmer halten, die häufig in ihrer Haut zu wachsen pflegen. Die Weibspersonen sind wohlgewachsen, nicht größer, aber auch nicht kleiner, als die Männer, ihre Augen haben Feuer, die Nase ist etwas römisch, das Haar lang, und Brust und Hals unvergleichlich.

Beyde Geschlechter haben einen guten natürlichen Verstand, der leicht begreift, und nicht leicht in Verlegenheit gebracht werden kann. Sie lieben die Ruhe, und nur äußerster Mangel kann sie zu strenger anhaltender Arbeit vermögen; sie sind geitzig, aber dennoch nicht niedergeschlagen, wenn sie Verlust erlitten haben, stolz und betrügerisch, und dennoch schmeichlerisch und wollüstig. Die Weiber sorgen auf das beste für ihr Hauswesen, halten auch ihre Töchter frühzeitig

zeitig dazu an, sind zärtlich gegen ihre Kinder, mäßig im Essen und Trinken, und äußerst reinlich an ihrem Leibe. Beyde Geschlechter lassen ihre Nägel zuweilen so lang, als ein Fingerglied, vorwachsen, und diese Nägel sind den Kaufleuten nützlich, welche sich ihrer dazu bedienen, den Goldstaub aufzunehmen.

Im Stehlen sind sie sehr geübt, und Europäern etwas zu entwenden, halten sie auch für kein Verbrechen, sondern rühmen sich ihrer That, als eines Beweises ihrer Verschlagenheit. Wenn sie an Bord eines Schiffes gehen, bringen sie eine große Gesellschaft mit sich, und jeder hat einen Korb, worauf er sich setzet. Wenn nun der Schiffshauptmann seine Waaren auslegt und zum Verkaufe herum zeiget, so stehlen sie mit der größten Behendigkeit, was ihnen vorkommt, werfen es unter sich in dem Korb, und bleiben ganz ruhig sitzen. Werden sie ertappet, so sagen sie ohne Umstände: die Europäer wären so übermäßig reich, daß man ihnen eine Wohlthat erweise, wenn man sie von einem Theile ihres Ueberflusses befreye, sie aber müßten sich selbst versorgen, weil sie arme nothleidende Menschen wären. Ein noch größerer Fehler (denn der Diebstahl an Europäern läßt sich noch einigermassen entschuldigen) ist der Mangel an Menschenliebe. Man sagt, sie würden einem verwundeten Menschen kaum einen Tropfen Wasser geben, und bey Krankheiten verlassen die nächsten Verwandten einander, welches auch weiter für kein Unrecht gehalten wird.

Die Kleidung der Negern ist unterschiedlich, vorzüglich aber suchen sie ihren Kopfputz auf alle Weise herauszukünsteln. Einige tragen das Haar geflochten, oder als eine Krone aufgebunden, andre legen es in kleine Locken, reiben es mit Palmöl und zieren es mit goldnen Zierrathen, Korallen, Aigrisstein u. dergl. Einige scheeren sich die Haare ab, und lassen

nur

nur einen Theil davon, in irgend eine selbstbeliebige Figur gebildet stehen. Auch tragen sie Kämme von zwey bis vier Zacken in den Haarkronen. Verschiedne tragen europäische Hüte, oder machen sich selbst welche von Binsen und Fellen. Diese Hüte schmücken sie mit Ziegenhörnern und andern Spielereyen. Am Halse, den Armen und Beinen tragen sie Schnüre von feinen Glaskorallen, mit Gold und Aigrisstein, oder elfenbeinene, goldne und silberne Ringe.

Die allgemeine männliche Kleidung ist, eine Pagne von Sammt, Satin, Leinwand u. s. w. Kaufleute tragen ein Stück Tafft oder indischen Damast, zwey bis drey Ellen lang, welches rund um die Hüften geschlagen ist, so daß die Enden vorn und hinten bis zur Erde herabhängen. Zuweilen schlagen sie noch ein ander Stück von der Brust bis auf die Schenkel, oder queer über den Leib, wie einen Mantel. Arme Leute haben gewöhnlich bloß einen Lappen um die Hüften gewunden, und Kinder werden vor dem zehnten Jahre niemals bekleidet. Auch die Weibspersonen giengen vor Ankunft der Europäer so lange nackend, bis sie einen Mann bekamen. Die Sucht, diesem zu Gefallen, gab ihnen Schmuck und Kleider, lehrte sie, ihr Haar in künstliche Formen winden, es mit Muschelschalen und Goldflittern schmücken, sich Figuren auf den Leib und das Gesicht reitzen, sich mit bunten Farben mahlen, und nach ihrer Art alles das thun, was unsre Damen den schönsten Theil des Tages an der Toilette beschäftigt. Sie tragen Ohrgehänge von allerhand Metallen, Armbänder von Elfenbein und künstlichgearbeitete eiserne Ringe um Arme und Beine. Was die Kleidung betrifft, so tragen sie einen langen Schurz von Leinwand, von der Brust bis an die Knie, welcher mit einem bunten Gürtel umwunden ist, an welchem sie Schlüssel, Messer,

Messer, Beutel, Fetische u. dergl. hängen. Wenn sie ausgehen, ziehen sie über dieses noch eine Art englisch Kleid, von bunter Leinwand und an die Finger stecken sie so viel Ringe, daß zuweilen die Finger ganz damit bedecktsind. An einigen Orten schlagen sie auch lange Stücken Zeug um den Leib, an dem Hintertheil und den Hüften aber legen sie eine dicke Wulst — grade wie ein cul de Paris — von Leinwand oder anderm Zeuge.

Es giebt auch hie und da auf der Goldküste Mulatten, d. i. solche, die von Europäern und Negerinnen erzeugt sind. Der Charakter dieser Bastarde wird äußerst nachtheilig geschildert, und alle Laster ihrer Vätter und Mütter sollen beynahe, ohne alle guten Eigenschaften derselben, in ihnen vereinigt seyn.

Die Wohnungen der Neger an dieser Küste sind durchgängig nach demselben Risse erbauet, und sehen in der Ferne wie Erdhürten aus, welche die Soldaten bey Winterfeldzügen zu errichten gewohnt sind. In der Nachbarschaft der europäischen Forts aber sind sie etwas besser gebauet. Die Bauart der gewöhnlichen Hütten, die fast alle viereckt sind, ist folgende: zuerst werden vier Baumstämme an den Ecken eingerammt, an diese wieder queerüber und horizontal Pfähle befestigt, und die Zwischenräume mit einem bald verhärtenden Mörtel ausgefüllt. Auf diese Wand legen sie dünne Stangen zum Dache, und bedecken sie mit mancherley Matten, welche bey schönem Wetter abgenommen werden können. Die Thüre ist gewöhnlich so niedrig, daß man, um hineinzukommen, sich mit dem ganzen Leibe bücken muß, der Boden ist von rothem harten Thone, und hat in der Mitten ein tiefes Loch, in welchem sie ihren Palmwein verwahren. Jeder Neger, er mag auch noch so arm seyn, hat wenigstens zwey oder drey kleine Hütten neben der

großen

großen für die Weiber, zu Verwahrung der Speisen u. s. w.

Die Häuser der Reichen sind, nebst allen Nebenhütten, durch eine Hecke von geflochtenen Binsen umgeben; die Häuser der Könige und Vornehmen aber unterscheiden sich durch mehr Höhe, viele Thüren, geräumige Plätze. Alle Häuser in ihren Städten und Dörfern liegen unordentlich durcheinander, und die dazwischen durchgehenden Straßen sind gewöhnlich so enge, daß nur eine Person durchgehen kann. Ein Haus wird in sieben bis acht Tagen erbaut, und kommt in allem nicht über sechs Thaler.

Das Hausgeräthe ist weder zahlreich, noch zierlich, sondern alles, was sie besitzen, besteht in einigen hölzernen Schemeln, hölzernen oder irdenen Töpfen, und dergleichen unförmlichen Trögen. Die Stelle der Betten vertreten Matten, von Binsen geflochten, über welche eine feinere Decke nebst einem Polster zum Kopfküssen gelegt wird. Aermere entbehren wohl auch der Decke und des Polsters, und legen den Kopf auf einen kleinen hölzernen Klotz. Von der Ursache dieser allgemeinen Armuth erzählen die mohämedanischen Marbuten folgendes Mährchen. Die drey Söhne Noahs kamen nach ihres Vaters Tode zusammen, ihres Vaters Verlassenschaft zu theilen; die Nacht überfiel sie während dieser Beschäftigung, und sie legten sich also, nachdem sie in Ruhe eine Pfeife zusammen geraucht hatten, zu Bette. Der weiße Bruder aber (denn jeder hatte eine andre Farbe) stand wieder auf, nahm das Gold und die andern kostbaren Sachen, und floh damit in die Länder der Europäer. Der Mohr erwachte nach ihm, sah den Betrug des Entflohenen, und, ohne anzustehen, nahm er die Tapeten nebst dem besten Hausgeräthe, packte alles auf Pferde und Kameele, und wendete sich nach

einer

einer andern Gegend. Als der Neger nun beym Aufstehen fand, daß nichts mehr da war, als einige Pagnen, Pfeifen, Taback und Reis, nahm er zum Trost eine Pfeife, und beschloß während des Rauchens, seinen Brüdern Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und sie zu bestehlen, wo er nur könnte. Dieß that er sorgfältig, so lang er lebte, und ließ es seinen Nachkommen zum Beyspiel, welche diesem Beyspiele folgen bis auf den heutigen Tag.

So schlecht ihr Hausgeräth ist, eben so schlecht sind ihre Speisen. Ochsen, Schafe und Federvieh wird nur für Festtage aufbewahret, ihre gewöhnlichen Gerichte aber sind, Hülsenfrüchte, Wurzeln und Fische. Sie essen Hunde und Katzen, und jede Fleischart, wenn sie gleich schon eine Speise der Maden ist. Fleisch wird gekocht oder gebraten, die Fische aber werden mehrentheils gebacken, und mit Salz und Pfeffer gewürzt. Andre kochen Fische im Wasser, würzen sie mit Salz und Pfeffer, und machen sie nebst Ignames und Pataten zu einer Art von Muße. Die gemeinste Kost ist ein Topf voll Hirse oder Ignames und Pataten, worüber etwas Palmöl gegossen wird. Sie essen alles mit vieler Gierigkeit, die Speisen werden mit Fingern zerrissen, und ganze Hände voll in den Mund geworfen, mit einer Geschwindigkeit, welche den Europäern unbegreiflich ist. Dennoch sind sie immer hungrig, und man hat bemerkt, daß einer mehr essen konnte, als sechs Matrosen, welche doch eben nicht wegen der Gnügsamkeit in großem Ansehen stehen.

Das gewöhnliche Getränk ist Wasser, oder aus türkischem Weitzen gebrautes Bier, oder Palmwein; Branntewein aber achten sie über alles, und man muß auf den europäischen Schiffen Wache zu den Branntweinsfässern stellen, wenn man sie nicht ausgeleert haben will.

Die ganze Sorge für das Hauswesen ruht auf den Weibern, und die Männer thun aufs Höchste nichts weiter, als Fischen oder Palmwein zapfen. Auch stehen die Weiber in dem Rufe, daß sie vortreffliche Wirthinnen sind, ob ihnen gleich alles dasjenige abgeht, was bey uns unumgänglich zu einer Wirthschaft erfoderlich geachtet wird. Die Weiber backen auch Brod, wozu sie das Korn in einem Mörser stoßen, es sieben, auf einem Stein reiben, und dann in kleine Brode formen. Auch machen sie aus demselben Teige eine Art Zwieback und gedrehte Kuchen gleich unsern Bretzeln.

Handwerke werden auf der Goldküste wenig getrieben; sondern die ganze Handarbeit der Neger schränkt sich auf Verfertigung hölzerner oder irrdener Gefäße, Matten, kupferner Büchsen, Fetische und Armringe ein. Schmiedearbeit ist noch das einzige, mit dem sie besonders gut umzugehen wissen. Ihre Grobschmiede verfertigen mit sehr elenden Werkzeugen alle Arten von Waffen, Feuergewehr ausgenommen. Werkzeuge sind ein Stein statt des Amboßes, etliche Zangen, ein paar Blasebälge mit drey und vier Röhren, ein paar Feilen und Hämmer, die sie von den Holländern kaufen. Die Goldschmiede machen von dem feinsten Golde Brustschilder, Helme, Armbänder, Fetische, Ringe, Hutschnuren u. dergl. Auch gießen sie allerhand Thierfiguren, welche den Originalen nicht unähnlich und zum Theil sehr sauber sind. Einige machen Mützen und Hüte aus Thierfellen oder von Stroh und Binsen, andre sind Weber, welche auf kleinen Stühlen aus Baumrinde allerley Zeuge spinnen, und dieselben mit allerhand Farben färben.

Eine Hauptbeschäftigung der hiesigen Neger ist die Fischerey, wozu die Knaben schon mit dem neunten Jahre gewöhnt werden. Alle Morgen, den Dienstag ausgenommen, welches ihr Sonntag ist, gehen

von

von den vorzüglichsten Orten sechs bis achthundert Kähne, jeder mit zwey Mann, auf den Fischfang. Jeder Fischer hat in seinem Kahn einen Säbel, Brod, Wasser und die gehörigen Haken und Netze. Oft fischen sie auch in der Nacht, in der einen Hand eine Fackel, in der andern eine Gabel haltend, mit welcher sie den Fisch, wenn er aufwärts nach dem Lichte steigt, sehr geschickt zu fangen wissen. Die Fackeln sind von leichtem dürrem Holz, welches gesplittert, mit Palmöl gerieben und in Bündel von Arms Dicke und sechs Fuß lang gebunden wird. In den ersten drey Monaten des Jahrs fangen sie eine Art von Fischen, welche durchaus unsern Börschen gleich sind. Sie fangen sie mit Leinen, aus Baumrinde verfertigt, an welchen drey oder vier Haken mit Aase zum Köder befestigt sind. Im April und May, fangen sie mit Haken eine Art Fische, welche den Rochen nicht unähnlich sind. Der Brachmonat und August giebt eine Art Sardellen, welche sich dicht an der Oberfläche des Wassers aufhalten, nebst Krebsen und Hummern. Im Herbstmond haben sie vielerley Fischarten; im Wein- und Wintermond fischen sie mit Netzen aus Baumrinde, im Christmond holen sie Muscheln, Austern und andre Schalenfische, so daß sie das ganze Jahr beschäftigt sind. Ihre Schiffe oder Kanoes, sind von verschiedener Größe: die größten vierzig Fuß lang, sechs breit und drey tief: die kleinsten vierzehn Fuß lang und drey bis vier breit. Ihre Segel sind gewöhnlich von Binsenmatten, oder aus Zeuge, das aus Baumrinde gesponnen, und das Tauwerk ist von Palmbaumgarne. Die Kanoes sind gemeiniglich so wohl in- als auswendig bemalt, und hinten und vorn mit Fetischen gezieret. So groß aber auch die größten dieser Kanoes sind, so werden sie dennoch aus einem einzigen Baume verfertigt, und es würde bey den schlechten Werkzeugen der Neger eine, menschliche Kräfte weit über-

steigende Arbeit seyn, ein solches Kanoe zu machen, wenn das Holz woraus sie verfertigt werden, nicht von leichter schwammigter Natur wäre. Wenn sie den Stamm abgehauen haben, höhlen sie ihn mit dem Messer so tief, als sie können, und brennen ihn nachher vollends aus, und schaben und glätten ihn dann, bis er die gehörige Gestalt erhalten hat. Ein solches Kanoe hat einen flachen Boden, etwas bauchigt an den Seiten, und vorn und hinten zugespitzt.

Was den Ackerbau betrifft, so säen sie ihr Korn in der Regenzeit, wozu sie erst den Boden von dem Grase und Gestrüppe reinigen, welches gleich verbrannt, und so mit der Asche gedüngt wird. Nun graben sie die Erde mit einer Schaufel auf, und säen ein. Wenn das Korn ohngefähr Mannshöhe erreicht hat, richten sie mitten im Felde eine Hütte auf, in welcher ihre Kinder das Getreide vor den Vögeln bewachen müssen. Nach der Erndte, welche drey Monat nach der Einsaat ist, verkaufen sie einen Theil des Getreides an diejenigen, welche nicht gesäet haben, und mit dem Einkommen bezahlen sie dem König seine Steuern.

Ueberhaupt giebt es an der ganzen Küste viele Märkte, wo Lebensmittel und andre Waaren in Menge zu haben sind. Die Wagschalen, deren man sich hier bedient, sind zwey flache Stücken Kupfer, welche mit einem Drat an das Ende eines kurzen Stocks gehangen werden. Statt der Gewichte haben sie eine Art rothe Körner, mit welchen sie sehr genau zu wiegen wissen. Das gangbare Geld auf diesen Märkten sind kleine Stückchen Gold oder eiserne Nadeln, welche letztern besonders im Königreich Akkra gebräuchlich sind. Den Vormittag werden die meisten Sachen gehandelt, der Nachmittag aber ist gewöhnlich der lautesten Freude gewidmet; denn wie wir schon meh-

mehreremal angeführt haben, so sind die Neger bey aller ihrer Armuth unstreitig das froheste Volk unter der Sonne.

Musik und Tanz ist ihr Alles: selbst mitten in der härtesten Arbeit fangen sie an zu tanzen, wenn sie durch den Schall eines Instruments dazu gereizt werden, und es vergeht fast kein Abend, daß nicht die Einwohner eines Orts auf dem Marktplatz zusammen kämen, um zu singen und zu tanzen.

Alle ihre Tänze sind voll Ausdruck, meist komisch, doch haben sie auch sehr ernsthafte, welche zu Ehren der Fetische getanzt werden. Einige ihrer Tänze stellen Gefechte vor, wo beyde Partheyen auf einander losgehen, allerhand künstliche Bewegungen durch einander machen, und sich mit vieler Richtigkeit wieder zurückziehen. Bey einem dieser Tänze, sind die Neger auf eine seltsame Art mit Mützen von Krokodill und Elephantenhäuten geschmückt, haben schwere Ketten an sich, ihre Leiber sind weiß gemahlt, sie machen ein verwirrtes Geräusch, schlagen einander an die Schilder, feuern ihre Flinten auf einander, und fallen zur Erde.

Die Musik, deren sie sich bey dieser Gelegenheit bedienen, besteht aus kupfernen Becken, welche mit Stöcken geschlagen werden, aus Trommeln von der Art, wie auf der Pfefferküste, aus Blasehörnern, welche aus kleinen Elephantenzähnen gemacht werden, einer Art Zittern u. dergl. Instrumenten mehr, welche zu einfach sind, als daß sie eine angenehme Musik damit machen können.

Soll unsre Beschreibung der auf der Goldküste wohnenden Negern vollständig seyn, so müssen wir noch einige Nachrichten von den Verheurathungen, der Erziehung der Kinder, den Krankheiten, Begräbniß-

ceremonien, der Religion, Regierung und Kriegsverfassung der Neger hinzufügen.

Ihre Hochzeiten erfordern nur wenig Zubereitungen, und wenn die Partheyen einig sind, und der Preis für die Braut festgesetzt ist, wird ein Priester geholt, welcher die Braut und den Bräutigam den Eidschwur, sich zu lieben, ablegen läßt, sodann folgt eine Schmauserey, und den Abend geht die neue Frau mit ihrem Manne in seine Hütte. Jeder Neger darf so viel Weiber nehmen, als ihm gut dünket, und es giebt Neger, die deren zwanzig haben, denn je mehr Weiber und Kinder einer hat, in desto größerm Ansehen steht er. Alle diese Weiber müssen, wie schon erwähnt, die schwere Arbeit verrichten, zwey ausgenommen: die große Frau, welche die Aufsicht über die andern hat, und die Bossumfrau, welche einem Fetisch geheiligt ist. Die Weiber kommen gewöhnlich öffentlich, von jungen Leuten beyderley Geschlechts umgeben, nieder: ein Gebrauch, der dem europäischen Gefühl unanständig vorkommen wird, der aber eine sehr weise moralische Absicht zu haben scheint. Wenn eine Frau entbunden ist, giebt man ihr ein Bier, Wein und Branntewein mit Pfeffer vermischt, zu trinken, und läßt sie etliche Stunden schlafen, worauf sie, wie vorher ihre Arbeit verrichtet.

Gleich nach der Geburt des Kindes wird ein Priester geholt, der geweihte Schnuren, Korallen u. dergl. um den Leib, Kopf, Arme und Beine des Kindes bindet, wodurch es wider alle Krankheiten und Widerwärtigkeiten geschützt gehalten wird. Nachher wird ihm ein Name gegeben, und zu einer gesetzten Zeit wird es mit großen Lustbarkeiten beschnitten.

Diese Negerkinder sind gewöhnlich so stark, daß die Mütter nur wenig Sorge für dieselben zu tragen haben.

haben. Sobald sie nur in der See oder in einem nahen Flusse gewaschen worden, wickelt man sie in einen Lappen und legt sie auf eine Matte, wo sie etliche Wochen liegen bleiben. Nachher tragen sie die Mütter in einem Tuche auf dem Rücken, jeden Morgen und Abend aber werden sie gewaschen und mit Palmöl gerieben, wodurch die Gelenke beugsam gemacht, und die Schweislöcher offen erhalten werden. Haben sie so etliche Monate fortgelebt, so läßt man sie frey auf allen vieren herumkriechen, und giebt ihnen trocken Brod zu essen, wobey sie so stark zunehmen, daß sie noch vor Ablauf eines Jahres sprechen und laufen können. Sind sie aber einmal soweit, so haben sie weiter keine Aufsicht, sondern man läßt sie laufen, wohin sie wollen, und dennoch — was unsre zärtlichen Mütter nicht glauben werden — dennoch hört man nicht, daß diese Kinder zu Schaden kommen. Die ersten Kinderjahre hindurch lernen sie nichts als Schwimmen, und wachsen in einer unbeschränkten Freyheit heran, bis die Knaben zehn oder zwölf Jahr alt sind, da sie denn von den Vätern mit zu ihrer Handthierung angehalten werden.

Die Neger schätzen die eheliche Treue, wenn gleich die Verletzung derselben nur mit Gelde bestraft wird. Doch sind die tiefer im Lande wohnenden Neger weit strenger, denn es giebt hier Fälle, wo der Ehebrecher nicht bloß mit Gelde, sondern mit seinem Blute bezahlen muß. Dennoch aber ist die Liederlichkeit allenthalben sehr groß, und venerische Krankheiten sind daher auch ein sehr gemeines Uebel, das sie denn so gut sie können, mit einem Trank von Sassaparilleholz zu heilen suchen.

Bey Kopfweh, welches ebenfalls sehr gemein ist, machen sie über das Gesicht des Kranken, einen Umschlag von Kräutern, wodurch kleine Blasen entstehen,

welche sie mit scharfen Messern aufritzen, worauf sie die Wunden mit einer weißen Erde wieder zuheilen. Würmer im Fleische sind eine gewöhnliche Plage, welcher auch die Europäer nicht entgehen. Man schreibt die wahrscheinlichste Ursache dieser Krankheit dem Abendthaue zu, der auf der Küste fällt, und von den Seewinden verursacht wird. Im Brachmond und Heumond erzeugen sie sich am schnellsten, und wenn ein Stück Fleisch, welches im Regen oder Abendthaue gelegen, den folgenden Tag von der Sonne beschienen wird, ist es überall voller Würme. Da diese Würmer zum Theil eine halbe Elle lang sind, so kann man denken, welche unsägliche Schmerzen sie verursachen. Einige der Patienten können weder sitzen noch stehen, andre nicht sitzen und liegen, und noch andre werden so toll, daß man sie binden muß. Die Symptomen sind, kaltes fiebermäßiges Schütteln, kleine Blasen, rothe Flecken, oder gar Geschwüre und Beulen. Sobald der Wurm so weit außerhalb der Geschwulst ist, daß man ihn erreichen kann, werden sie an einem Stock befestigt, damit sie nicht wieder hineinkriechen, und so allmählig herausgewunden. Zerreißt der Wurm aber, so wird die Geschwulst gefährlich, ja oft sogar tödtlich.

Der Arzt und Priester sind bey den Negern ein und dieselbe Person, und findet also gute Gelegenheit, so wohl für geist- als leibliche Mittel sich bezahlen zu lassen. Außer den Amuleten und andern geweihten Dingen, welche man als Verwahrungs- und Heilmittel um den Leib trägt, braucht man auch als Arzneymittel, Limonensaft, Pfeffer, Gummi und allerley Kräuter, denen große medicinische Kräfte zugeschrieben werden. So schlecht übrigens auch die Negerärzte sind, so werden doch die Neger sehr alt; und wenn sie dieß werden, verliert ihre Haut die glänzende

de Schwärze, bekommt Runzeln und die Haare werden grau.

Wenn einer stirbt, versammeln sich die Verwandten um die Leiche, und thun allerley Fragen an sie. Sehen sie nun, daß ihre Fragen unerwiedert bleiben, so legen sie den Körper auf eine Matte, und wickeln ihn in ein Stück baumwollen Zeug von rother, blauer, schwarzer oder weißer Farbe. Unter den Kopf legen sie einen Klotz, bedecken das Gesicht mit Ziegenfellen, und bestreuen den ganzen Leib mit Asche von Baumrinden. So legen sie ihn einen halben Tag an die freye Luft, und die liebste Frau, oder, wenn es eine Frau ist, der Mann sitzt dabey, und weint und reibt sich das Gesicht mie einem Strohwisch. Mittlerweile versammeln sich die Nachbarn, und die nächsten Verwandtinnen fangen an, traurig zu singen, metallne Becken zu schlagen, und nachher um den Todten herum zu tanzen, welches sie drey oder viermal wiederholen, bis die Leichenträger kommen, den Körper wegzutragen. Indessen geht eine alte Frau von Haus zu Haus, und sammelt Geld zu den Leichenkosten, wofür sie eine Kuh kaufen, welche der Priester schlachtet und mit dem Blute den Fetisch des Verstorbenen besprengt. Alsdann stellt er drey in einen Kreis, tritt in die Mitte, und setzt eine Menge Erbsen, Bohnen, Reis, Mais und Palmöl herum, wobey er die drey Männer mit Hühnerblut besprengt. Dann sagt er einige Gebete her, nimmt Wasser in den Mund und spritzt es auf den Fetisch. Etwas Fett vermengt er endlich mit gewissen Blättern, knetet die Masse zu einem Teig, wovon er kleine Stückchen austheilt, das übrige aber mit dem Leichnam begraben läßt.

Diesen bringen sie, auf ein Bret gebunden, singend und tanzend heraus. Er wird von Männern getragen, aber nur von Weibern begleitet, welche eine hinter der

andern, auf einen Stock gelehnt, und einen Strohwisch auf dem Kopfe, gehen.

Kommen sie an den Begräbnißplatz, so legen sie den Körper in ein etwan vier Fuß tiefes Grab, über welches ein hölzernes Dach gemacht wird. Auf den Erdhügel über dem Grabe legen sie die Werkzeuge, welche der Verstorbene im Leben gebraucht, nebst seiner Kleidung, die Waffen aber hängen sie unter das Dach. Ist der Leichnam nun beerdigt, so gehen die Leichenbegleiterinnen an das nächste Wasser, baden sich darinnen, und kehren nach der Hütte des Verstorbenen zurück, wo sie ihren Schmerz durch Essen und Trinken zu verscheuchen suchen.

An einigen Orten sind die Leichenceremonien in einzelnen Stücken etwas anders beschaffen, als wir hier angeführt haben.

Zu Akkra werden, wenn einer gestorben ist, von seinen Bekannten Musketenschüsse gethan, und die Weiber scheeren sich die Köpfe ganz glatt, legen ein altes Kleid an, und laufen mit schrecklichem Geheul auf alleb Gassen herum. Am Vorgebirge der drey Spitzen legen sie die Todten in eine Kiste, welche nur vier und einen halben Fuß lang, also für einen menschlichen Körper viel zu klein ist. Sie beugen also den Leichnam zusammen und schneiden ihm dem Kopf ab, welchen sie an die Seite legen. Auf das Grab pflanzen sie gewöhnlich Reis. Auf Kap Korse tragen sie den Leichnam unter Abfeurung der Musketen allenthalben herum, auch vergraben sie Speisen, Getränke und Pfeifen mit dem Körper.

Wenn ein Großer, z. B. ein König, stirbt, sind die Leichengebräuche wenig von den gewöhnlichen verschieden, nur werden ihm Sklaven zur Aufwartung in jener Welt mit gegeben, die man vorher mit Spießen niederstößt.

derstößt. Die Köpfe der Ermordeten werden nicht mit begraben, sondern rings um das Grab auf Stangen gesteckt. Ein König wird manchmal Jahre lang unbegraben gelassen; und um die Fäulniß zu verhüten, leget man den Körper über ein gelindes Feuer auf einem hölzernen Rost, wo er allmählig vertrocknet. Bey einer solchen Beerdigung werden auch die Bossumfrauen mit nieder gehauen, und man hat Beyspiele, daß einigen Königen, welche bey ihrem Leben sehr geliebt wurden, wohl vier bis fünfhundert Personen nachgeopfert worden sind, von denen viele sich freywillig dazu dargeboten hatten, weil sie in dem Wahne stehen, eine solche Treue werde ihnen in einer andern Welt sehr hoch angerechnet werden.

Die Negern dieser Küste sind Fetischisten, wie schon mehrere der bisher gelieferten Nachrichten bewiesen haben, aber sie scheinen noch einen höhern Gott anzunehmen, von welchem sie aber weiter keinen deutlichen Begriff zu geben wissen. Ein Leben nach dem Tode glauben alle, welches sie für eine Fortsetzung des jetzigen halten, so daß man dort gerade das zu thun fortfahre, womit man in diesem Leben beschäftigt gewesen sey. Von zukünftigen Belohnungen und Strafen haben sie gar keine Begriffe, doch sollen einige glauben, daß der Todt an einem großen Flusse befragt werde, wie er gelebt habe? Bestehe er nun mit seinen Antworten, so werde er ganz sanft von dem Wasser an das andre Ufer geschwemmt, habe er aber gesündigt, so werde er ersäuft und auf immer vernichtet. Noch andre glauben, sie kämen nach dem Tode in das Land der Weisen, und würden in Weiße verwandelt.

Ueber die Schöpfung des Menschen haben sie verschiedne Sagen unter sich: die meisten glauben, der Mensch sey von einer Spinne, Ananſie genannt, hervorge-

vorgebracht; andre nehmen Gott als Schöpfer an, und noch andre endlich behaupten, die ersten Menschen wären aus Felslöchern hervorgekrochen gekommen.

Ihre Fetische sind von verschiednen Arten, wie bey andern Negern in Guinea, sie haben aber auch allgemeine Landesfetische, wohin unter andern ein kleiner schwarz und weiß gefiederter Vogel, der Schwerdtfisch und Bonite, eine Art Palmbäume, gewisse Felsen u. dergl. gehören.

Für alle Fetische hegen die Neger die abergläubischste Hochachtung, und trauen ihnen wundervolle Kräfte zu. Vorzüglich sind ihnen die Eidschwüre heilig, welche sie bey einem Fetisch gethan haben, und sie glauben, nicht anders als augenblicklich zu sterben, wenn sie falsch bey dem Fetisch geschworen hätten. Ueberhaupt gehen viele Arten von Aberglauben bey ihnen im Schwange, welche alle anzuführen, zu weitläuftig seyn würde. Auch haben sie einen ordentlichen Gottesdienst, zu dessen Feyer jeder Flecken einen kleinen Wald hat, in welchem für die allgemeine Wohlfahrt geopfert, und der so heilig geachtet wird, daß sich niemand unterstehen darf, die Bäume desselben nur im geringsten zu beschädigen. Gewöhnlich haben sie zwey gottesdienstliche Tage in der Woche: einer ist ihr Geburtstag, an welchem sie sich weiß kleiden, die Haut mit weißer Farbe mahlen, und vor Untergang der Sonne keinen Palmwein trinken. Der andre ist der eigentliche Fetisch- oder Sonntag, welcher durch Enthaltung von allen Geschäften gefeyert wird. An diesem Tage wird mitten auf dem Marktplatz eine viereckte, auf vier Pfosten ruhende, Tafel gesetzt, welche von Stroh oder Schilf fest ineinander gepflochten ist, und auf welche Korn, nebst etlichen Gefäßen mit Palmwein gelegt werden, welches, ihrer Meinung nach, von dem Fetisch verzehrt wird. An diesen Fetischtagen

hält

hält auch der Priester eine Art Predigt, nach deren Endigung er das Volk und die Tafel mit Weihwasser besprengt. Bey dieser Gelegenheit trägt der Priester eine Kleidung, gleich einem Heroldsrock, mit einem Gürtel, welcher aus den Gebeinen gebratener Hühner besteht. Daß die Priester in großem Ansehen stehen, läßt sich leicht erachten, und ist beynahe kein Geschäft des menschlichen Lebens, bey welchem er nicht um Rath gefragt, und theuer für seinen Rath bezahlt wird. Gewöhnlich werden die Fragen, auf eine von den beyden folgenden Arten, dem Fetisch vorgelegt. Entweder der Priester nimmt ein Bündel von etwan zwanzig kleinen Streifen Leder, in deren Mitte er Knochen, Federn, Haare u. dergl. bindet, von denen jedes eine gute oder schlimme Bedeutung hat. Dieses Bündel schüttelt er etlichemal, und ertheilt eine Antwort, je nachdem die guten oder bösen Anzeigen heraus fallen; nur ist zu merken, daß er das Bündel so zu drehen weiß, daß herausfallen muß, was er will, und daß er gewöhnlich Böses herausfallen läßt, um unter dem Vorwand, den Fetisch zu besänftigen, mehrere Opfer von dem Neger zu erhalten. Die andre Art zu fragen ist diese, daß sie eine gewisse Art Nüsse aufheben, und wieder fallen lassen, und nach der geraden oder ungeraden Anzahl derselben, die Antwort ertheilen. Trifft ihre Vorhersagung nicht ein, so sagen sie, die Gebräuche wären nicht gehörig verrichtet, und der Fetisch sey darüber zornig, oder sie geben dem Fragenden ein Verbrechen schuldig, welches den guten Erfolg vereitelt habe.

Wenn jemand stirbt, macht man ihm an einigen Orten einen neuen Fetisch, welcher ihn in die andre Welt begleiten soll. Dazu versammeln sich die Freunde und Verwandten, tödten eine Henne, und besprengen die Fetische des Verstorbnen mit dem Blute derselben;

selben; der Priester nimmt etliche Blätter, drückt den Saft auf die Fetische, ballet die Blätter in Kugeln zusammen, und diese sind nun der neue Fetisch.

Die königliche Würde ist meist überall erblich, obwohl zuweilen Reichthum und Ansehen den Preis über Erbrecht davon trägt. Die Vornehmsten, Kaboschiren genannt, sind gewöhnlich in bestimmter Anzahl, und es gehören gewisse Feyerlichkeiten dazu, um in die Zahl derselben aufgenommen zu werden. Nach den Kaboschiren kommen diejenigen, welche sich durch den Handel Vermögen erworben haben; diese kaufen sich sieben oder acht kleine Elephantenzähne, aus denen sie Hörner machen, und die Glieder ihrer Familie blasen lehren. Sie erscheinen dann an einem dazu festgesetzten Tage, mit Weibern und Sklaven, alle so prächtig als möglich gekleidet, und zeigen öffentlich, was sie gelernt haben. Ist das Einweihungsfest vorüber, so haben sie die Freyheit nach Belieben auf diesen Hörnern zu blasen, welches keinem andern Neger verstattet wird. Dieß ist gewissermaßen eine Art des Adels, den man auch durch Verdienste sowohl, als durch Geld, gerade wie in Europa, erlangen kann. Ist es wegen geleisteter Verdienste, daß einer zum Edelmann gemacht wird, so wird er vor den König geführt, dem er sich zu Füßen wirft, und, indem er Staub auf Kopf und Rücken streuet, seine Danksagung machet. Der König beschenkt ihn hierauf mit einer Trommel und etlichen Trompeten, und der neue Edelmann wird nunmehr nach Hause getragen, wo er ein Gastmahl giebt, das, nebst den andern Ausgaben, oftmals auf zweyhundert Mark Goldes kostet.

Wenn jemand den Adel kauft, so muß er vorläufig drey Geschenke geben, einen Hund, ein Schaf oder eine Ziege, und eine Kuh. Wenn der Tag seiner Erhebung gekommen ist, versammelt sich das Volk auf dem

dem Marktplatze, die Vornehmsten aber sitzen an einem besondern Ort, und haben musikalische Instrumente bey sich. Hierauf wird der zu adelnde Neger im besten Putze eingeführt, dem seine Verwandte und Freunde als einen Beweis der Achtung, Stroh vor die Füße streuen. Alsdann wird er in Procession durch die Stadt geführt, und ein dreytägiges Fest macht den Beschluß der Feyerlichkeit.

Hie und da hat dieser Adel wirklich Antheil an der Regierung, wie in Arim, Anta und einigen andern, welche Aristokratien sind; die übrigen Länder aber werden monarchisch beherrscht, und der Adel hat dort wenig wirkliche Vorrechte vor dem niedrigsten Sklaven. Die Könige selbst aber müssen reich seyn, wenn sie mit wirklichem Ansehen herrschen wollen; außerdem kümmert sich niemand sehr um ihre Befehle. Freygebigkeit, sagt ein Reisender, ist das einzige Mittel, wodurch sich die Könige auf der Goldküste Ansehen verschaffen können. Wenn der neue König sich bey dem Volke in Gunst erhalten will, so muß er es mit Ochsen und Palmwein bewirthen, denn sie lieben einen freygebigen Herrn, und hassen ihn, wenn er geizig ist. Daher kommt es nun, daß der König, wenn die Einwohner ihm seine Einkünfte bringen, oft eine Gasterey ausrichtet, deren Kosten die ganze Einnahme bey weitem überwiegen.

An ihrem Hofe zeigen diese Könige wenig Pracht; wenn sie ausgehen, haben sie gewöhnlich nur zwey Sklaven zur Begleitung; reisen sie aber nach einer andern Stadt, so werden sie von Bewaffneten begleitet, und ihre Weiber sind mit goldnen und andern Zierrathen behangen. Einigermaßen mächtige Könige haben folgende hohe Bedienten: den Di, den man gewissermassen Statthalter oder Vicekönig nennen könnte, den Diador, welcher die Einnahmen und Ausgaben besorgt,

den

den Braffo, der in Schlachten den ersten Angriff thun muß, den Fetayra oder Hauptmann der Leibwache. Die vier Schwertträger, die Aufwärter bey des Königs Weibern, die Herolde, welche auch als Gesandten gebraucht werden, nebst den Trommelschlägern und Trompetern.

Die Einkünfte der Könige bestehen gewöhnlich in Korn, Fischen, Palmwein, Oel und andern Lebensmitteln. Andre Einnahmen sind äußerst geringe, so daß der König oftmals, seiner und seiner Sklaven Handarbeit zu Hülfe zu nehmen, genöthigt ist. Auch sind ihre Küchen nicht besser versehen, als die der gemeinsten Neger. Brod, Oel und stinkende Fische sind ihre gewöhnlichen Gerichte, und Wasser ihr vornehmstes Getränke, und mancher ist so arm, daß er zuweilen weder Geld noch Kredit hat, sich eine Flasche Palmwein zu verschaffen.

Die vornehmsten Richter werden, der Regel nach, aus den Reichsten und Angesehensten im Lande gewählt. Sie urtheilen über Civil- und Criminalsachen, und ohngeachtet man sich von ihrem Urtheile an den König wenden kann, so geschieht dieß dennoch nur sehr selten. Auch schicken die Könige, sich die Mühe zu ersparen, gewisse obrigkeitliche Personen herum, von deren Entscheidung weiter keine Appellation gilt. Wenn eine bürgerliche oder peinliche Sache vor den Richter kommt, so läßt er den Beklagten fodern, und hört an, was dieser, sich zu entschuldigen, vorzubringen hat. Dann fragt er wieder den Kläger aus; und wenn er gehörig unterrichtet ist, spricht er auf der Stelle das Urtheil. Ist die Sache so schwer, daß der Richter sie nicht ausein andersetzen kann, so folgt gewöhnlich ein Zweykampf, wobey die meistenmale einer umkommt: doch eräugen sich diese Zweykämpfe selten, weil jedermann, eine

Versöh-

Versöhnung zu bewirken, und dem Blutvergießen zuvorzukommen, sucht.

Wer des Königs Befehle übertritt, muß entweder eine Geldbuße bezahlen, oder das Land meiden; ist er aber im Stande zu bezahlen, und verläßt doch das Land nicht, so wird er für des Königs Sklaven erklärt und verkauft.

Ueberall verfährt man indessen nicht so ganz nach den Regeln des Naturrechts, und die Schikane scheint hier so gut ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben, als in Europa. Es geschieht nicht selten, daß der Kläger oder der Beklagte die Richter mit Gold und Branntewein besticht, und diese dann gerade der Gerechtigkeit zuwider entscheiden, oder, wenn das Recht zu deutlich auf Seiten der Gegenpart ist, den Proceß so sehr in die Länge zu spielen wissen, als man es von Leuten, die keine geschriebne Gesetze, und keine Auslegungen derselben haben, kaum erwarten sollte. Es geschieht auch wohl, daß derjenige, wider welchen ein ungerechtes Urtheil gesprochen worden, bey erster bester Gelegenheit, sich so viel Goldes oder anderer Waaren zu bemächtigen sucht, als, ihm ohngefähr seinen Schaden zu ersetzen, im Stande ist; und dieß nimmt er nicht etwan seinem Gegner, sondern dem ersten, der ihm in den Weg kommt. Nun entsteht also ein neuer Proceß; und wenn der Beklagte Freunde und Ansehen hat, so kommt es endlich zu Blutvergießen, ja wohl gar zu einem Kriege.

Sie haben einen Reinigungseid, welcher darinnen besteht, daß der Beklagte, zum Beweise seiner Unschuld, ein Getränk, Enchion benon genannt, trinken muß, dessen Bestandtheile unbekannt sind. An andern Orten richtet der Priester von kleinen Stöcken eine Art von Altar auf, über den er ein Stück

Leinwand legt, der mit Menschenblut besprengt ist, und einige Menschenknochen enthält. Dazu thut er etliche Stückchen Brod und eine Flasche bittres Wasser, dessen sie sich bey ihren gottesdienstlichen Gebräuchen bedienen. Auf diesem allem muß der Schwörende sodann seinen Eid ablegen. Schwört aber einer bey den Europäern, so geschieht dieß auf die Bibel. Manche legen auch die Finger kreuzweis, und heben solche zum Munde mit den portugiesischen Worten: Par esta crus de Deos (durch dieses Kreuß Gottes).

Die ordentlichen Strafen auf der Goldküste sind entweder der Tod, oder Geldbußen: der erste steht gewöhnlich auf Mordthaten; hat aber jemand eigenes Vermögen oder Freunde, welche das Geld für ihn bezahlen, so kann er allemal sicher wegen seines Lebens seyn. Kann aber der Mörder sich nicht loskaufen, so wird er auf eine schreckliche und grausame Art hingerichtet; denn sie tödten ihn so zu sagen, tausendfach, indem sie ihn schneiden, hauen, stechen, schießen, bis endlich der König, ihn den Kopf abzuhauen, befiehlt. Nach vollendeter Hinrichtung versammeln sich seine Freunde, ihn zu betrauern.

Raub wird ordentlich mit Wiedererseßung des Geraubten, und obendrein mit einer Geldstrafe geahndet. Wird ein Mann im Ehebruch ertappt, so zieht in einigen Gegenden der König alle seine Güter ein, und eine Frau muß dem Manne zwey bis drey Unzen Gold geben, wenn sie nicht von ihm gejagt seyn will. Anderwärts schneiden sie dem Ehebrecher ein Ohr ab, und strafen ihn um so viel Gold, als die Frau zu ihrem Leibgedinge hat, und noch um vier Schafe oder Ziegen. Kann er das nicht bezahlen, so wird er zum Sklaven verkauft. Menschenraub wird mit vieler Strenge und zuweilen auch am Leben gestraft, so wie

auch

auch Raub des Viehes: denn, sagen sie, das Vieh kann sich weder vertheidigen noch um Hülfe rufen; und wo sie vor den Europäern Freyheit haben, strafen sie einen weit eher am Leben, wenn er ein Schaf gestohlen, als wenn er seinen Nachbar umgebracht hat.

Geht das Verbrechen den König an, so wird diesem die Strafe ausgezahlt, und je reicher und mächtiger er ist, desto höher beläuft sich alsdann die Strafe, welche er seinen Unterthanen auflegt. Kann der Verbrecher aber die Strafe nicht bezahlen, so werden seine Freunde zur Bezahlung angehalten, oder sie müssen, so lange bis der König befriedigt ist, das Land räumen. Mit dem Reichen wird allemal strenger verfahren, als mit dem Armen: denn erstlich, sagen die Richter, werde der Reiche von keiner Noth gedrungen, und zweytens, wäre er auch eher im Stande, eine tüchtige Geldstrafe zu bezahlen.

Sehr oft geben bürgerliche Streitigkeiten Anlaß zu den blutigsten Kriegen: und es ist kein seltner Fall, daß eine eben nicht große Schuldforderung zwey Nationen wider einander bewaffnet, wenn der Schuldner von der einen, und der Gläubigen von der andern Nation ist. Der Krieg wird allezeit mit vieler Feyerlichkeit bekannt gemacht, und ein Tag angesetzt, an welchem sich die Unterthanen gewaffnet versammeln müssen. Wenn dieß geschehen ist, sendet der König einen Herold, auch den Feinden den Krieg anzukündigen, wobey zugleich der Tag, die Stunde und der Ort der Schlacht festgesetzt wird. Hat der Krieg wichtige Ursache, und scheint sein Ausgang zweydeutig, so werden vorher alle Wohnungen völlig zerstöret, damit der Feind durch den Sieg weiter keinen Vortheil erhalten, außerdem aber schaffen sie ihre Familien nur an einen nicht mit in den Krieg verwickelten Ort, und lassen ihre Häuser leer stehen. Im Felde haben

die Könige allezeit eine Leibwache, welche sich ein so fürchterliches Ansehen, als nur möglich ist, zu geben suchet. Den Tag der Schlacht mahlen sie sich das Gesicht mit rothen und gelben Streifen, die Brust und den übrigen Körper mit allerhand Figuren von eben den Farben. Auf dem Kopf tragen sie einen Helm von der Haut eines Leoparden oder Krokodillen, und eine Binde von dergleichen Haut um den Leib, die zwischen den Schenkeln durchgeht; im Gürtel führen sie einen Dolch, in der linken Hand ein langes breites Schild, und in der rechten drey oder vier Wurfspieße. Die geringern Soldaten sind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, der Köcher dazu ist aus Thierhäuten gemacht, und die Sklaven machen die kriegerische Musik. Die Gemeinen tragen den Säbel an der linken Hüfte, in einem Wehrgehänge oder in der Binde, welche sie um den Leib haben, und, um schneller laufen zu können, zwischen den Beinen durchstecken.

Ihre Waffen sind Musketen, Karabiner, mit welchen sie sehr geschickt umzugehen wissen, und welche sie sitzend, liegend, auf den Ferse hockend, mit vieler Geschwindigkeit abzufeuern wissen. Die Schwerdter, welche sie führen, sind wie Hackemesser gestaltet, am Ende zwey bis drey Hände, am Gefäße aber etwan eine Hand breit, und an der Spitze gekrümmet. Der Griff oder das Gefäß ist hölzern, und mit einer Art Haut überzogen. Sie haben auch zweyschneidige Dolche, einer Ellen lang, vier Finger breit, die Griffe mit Goldblättern oder Fischhaut überzogen, oder eine Art Art, welche oben sehr schmal zuläuft. Assagayen giebt es zweyerley Arten, kleinere, einer Ellen lang und sehr dünne, welche gleich Pfeilen geworfen werden, und größere, von doppelter Länge und Stärke, oben mit Eisen, wie ein Spieß, beschlagen. Bogen und Pfeile brauchen sie selten, Schilder aber haben

ben die meisten, und diese sind entweder aus Weidenruthen geflochten und mit Thierhäuten bedeckt, oder von Baumrinden und mit Eisen oder Kupfer überzogen. Kanonen haben nur etliche wenige Völkerschaften, und keine derselben weiß den gehörigen Gebrauch davon zu machen.

In den Schlachten werden diejenigen, welche Feuergewehr haben, in das erste Glied gestellt, denn sie haben nie mehr als zwey Glieder. Jeder Befehlshaber steht in der Mitten seines Trupps, und so greifen sie einander ohne weitere Ordnung an. Wenn ihre Kriegsheere einander ins Gesicht bekommen, erheben sie ein schreckliches Geschrey, worauf sie ihre Spieße werfen, welche gewöhnlich, ohngeachtet der Schilder, eine fürchterliche Niederlage anrichten. Darauf laufen sie mit gebücktem Körper auf den Feind los; und da jene ihnen begegnen, so gerathen sie bald ins Handgemenge, das immer mit einem entsetzlichen Gemetzel begleitet ist. Die gemeinen Gefangenen, welche ihr Lösegeld nicht bezahlen können, werden zu Sklaven gemacht, und selbst der König muß sich diesem Schicksale unterwerfen, und alle seine Schätze würden ihn sogar nicht loskaufen, sondern er wird entweder hingerichtet, oder als Sklave an die Europäer verkauft. Einige essen auch das Fleisch ihrer Feinde, und schmücken ihre Trommeln und Hausthüren mit den Kinnbacken und Hirnschädeln derselben.

Der Krieg wird aber nicht beständig im freyen Felde geführt, sondern sie überfallen einander auch die Städte, brennen dieselben ab, und vertreiben, oder hauen die Einwohner nieder. Der Krieg macht hier nicht so viel Unkosten, als in Europa, und mit viertausend Mann kann der angreifende Theil leichtlich Krieg führen. Auch bleiben nicht viele in den Treffen, und es muß sehr blutig zugegangen seyn, wenn

ihrer tausend geblieben sind. Wenn der Krieg, welcher gemeiniglich nicht über einen Monat währet, vorbey ist, geben sich beyde Partheyen Geißeln, die Priester lassen eine völlige Vergessenheit des Vergangenen schwören, und beyde Heere umarmen einander als Brüder.

So viel von den Bewohnern der Goldküste überhaupt. Ergänzungen zu den bisherigen Nachrichten werden wir noch bey Beschreibung der einzelnen Staaten auf derselben liefern, zu welcher wir nunmehr übergehen.

a) Einzelne Staaten.

1) Axim.

Das Land **Axim** ist das erste, wenn man von dem Vorgebirge Appollonia auf die Goldküste kommt. Es ist von kleinem Umfange, der Boden aber trägt Reis, Wassermelonen, Ananas, Bananas, Pomeranzen, Limonien und andre Früchte mehr. Der hiesige Maiz ist schlecht und geringhaltig, weil das Erdreich vom allzuhäufigen Regen zu naß ist. Von Thieren giebt es Rind- und Schafvieh, Ziegen, Federvieh und mancherley Wildpret, auch Affen und reissende Thiere.

Die Einwohner beschäftigen sich mit der Handlung, dem Fischfang und dem Reisbau, der so einträglich ist, daß sie beynahe die ganze Goldküste mit Reiße versehen. Dagegen holen sie Hirse, Yams, Ignames, Pataten und Palmöl von andern Orten.

Das Land hat keinen König, sondern wird von den Kaboschiren und den Manseros oder jungen Leuten regiert. Die öffentlichen Angelegenheiten gehören für die ersten; was aber andre Geschäfte sind, darüber haben beyde Versammlungen zu sprechen.

Axim.

Die vorzüglichsten Orte darinnen sind **Axim**, ein angenehm gelegener Flecken, dessen Einwohner meist Fischer sind. Nicht weit davon liegt das holländische

Fort

Fort St. Anton auf einem hohen steilen Felsen, der gleich einer schmalen Halbinsel sich in das Meer streckt, und überhaupt so sehr von Felsen umgeben ist, daß es auf der Landseite gar keinen Zugang hat. Da der Felsen, auf welchem das Fort gebaut ist, nur einen kleinen Umfang hat, so ist auch der Ort verhältnißmäßig sehr klein, so daß er in einiger Entfernung, vom Meere her, wie ein großes, hohes, weißes Haus aussieht. Das Fort, welches die Portugiesen, die dieses Fort erbaut haben, hier anlegten, stand erst auf einer kleinen Erdzunge am Ufer, ward aber nachher wegen häufiger Anfälle der Einwohner eingerissen, und auf die gegenwärtige Stelle verlegt. Im J. 1642 wurden sie von den Holländern daraus vertrieben, und in dem Münsterschen Frieden ward es der Republik förmlich abgetreten. Das Fort ist zwar nicht groß, aber schön gebaut. Es ist ein Dreyeck, und hat feste Werke, welche alle von einem schwarzen dauerhaften Gestein aufgeführt sind. Sie waren im Anfange dieses Jahrhunderts mit vier und zwanzig Kanonen besetzt, und die Besatzung bestand aus fünf und zwanzig Weißen, und eben so viel Schwarzen; eine kleine Anzahl, die aber, wenn sie gehörige Lebensmittel hat, im Stande ist, einem Heere von Negern Widerstand zu leisten. St. Anton. Holländ.

Der kleine Fluß, Arim, Rio Manco von den Portugiesen genannt, enthält in seinem Sande sehr viel Gold, welches von den Einwohnern durch Untertauchen gesucht wird. Ihre Verfahrungsart dabey ist, daß sie mit dem Kopfe voraus eintauchen, einen Kalabasch in der Hand haltend, welchen sie mit dem im Grunde befindlichen Sande anfüllen. Dann setzen sie sich an dem Gestade des Flusses nieder, und legen etliche Hände voll von diesem Sande in eine hölzerne Schale, halten sie unter Wasser, und schütteln sie

mit der Hand. Wenn dieß geschehen ist, sieben sie es allezeit mit ein wenig Wasser bedeckt, damit das Wasser die leichten Theilchen abspüle, da denn das Gold als ein gelber Staub, zuweilen auch mit größern Körnern vermengt, auf dem Boden der Schale liegen bleibt. Da man nach den großen Wässern in der Regenzeit das Gold in größerer Menge und in größern Körnern als zu andrer Zeit findet, so muß nothwendig der Fluß auf goldhaltenden Gebirgen seinen Ursprung nehmen.

Der holländische Oberkaufmann hat den ersten Rang nach dem Statthalter zu Mina, und sein Posten ist mit einer Art Oberherrschaft durch das ganze Land verbunden, indem er alle Streitigkeiten unter den Negern entscheidet, und ihm auch alle Geldstrafen eingehändigt werden, die er nach Gutdünken unter diejenigen austheilt, welchen sie wegen erwiesener Beleidigungen zukommen.

Pokqueso.

Ostwärts von dem Fort St. Anton liegt der Berg Manfro, und dicht an demselben ein großer volkreicher Flecken, Pokqueso genannt, welcher eben so zierlich gebaut seyn soll, als die meisten kleinen Flecken in England. Dieser Berg stößt unmittelbar an die erste Spitze des Vorgebirges Tres Puntas, welches von den Portugiesen wegen der drey kleinen Berge so genannt ward, aus denen es bestehet, und die ganz nahe bey einander liegen. An diesem Vorgebirge liegt das

Friedrichsburg. Holl.

holländische Fort Friedrichsburg, welches 1682 von Matthäus von Vos und Peter Blanko, Hauptleuten im Dienste des großen Kurfürsten von Brandenburg, erbaut ward. Es wurden nachher noch mehrere brandenburgische Faktoreyen auf der Küste errichtet; allein, theils die Ungeschicklichkeit einiger Direktoren, theils die Ränke der andern handelnden europäischen Nationen, machten, daß die brandenburgi-

sche

sche Handlung wenig Gedeihen hatte, und der König von Preußen das Fort 1720 an die Holländer verkaufte, die es auch den Negern abnahmen, welche sich nach Abzug der Preußen in Besitz desselben gesetzt hatten. Das Fort ist schön und ziemlich groß, und mit vier großen Batterien befestigt. Die Lage des Forts soll eine der besten auf der ganzen Küste seyn: denn die Landung ist leicht, die Luft gesund, und das Land angenehm und wohl angebauet. Ein ander brandenburgisches Fort war zu Takrama, und noch eines, Dorothea genannt, zu Akoda, welches letztre, seit die Holländer im Besitz desselben sind, weit mehr befestigt worden ist.

Dickscove ist ein englisches Fort, welches zu Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut ward. Es ist ein großes Viereck mit einigen Außenwerken, die aber nicht viel zu bedeuten haben. Dickscove. Engl.

Das zweyte Land auf der Goldküste ist das Königreich Anta oder Hante, welches sehr gebirgigt und waldigt ist. Erzeugnisse dieses Landes sind: vortrefflicher Reis, Mais, Zuckerrohr, Ignames und Pataten, alles im Ueberflusse und von besonderer Güte. An Früchten findet man Ananas, Pomeranzen, Limonien, Kokos, u. s. w. Horn- und Schafvieh, und Hühner halten die Einwohner in Menge, und die Waldungen sind voll Rehen, wilde Schweine, Elephanten, Tyger, wilde Katzen, Affen und Schlangen, unter denen es welche von vier und zwanzig Fuß in der Länge giebt. 2) Anta

Vorzügliche Orte darinnen sind: das Fort Badenstein, den Holländern gehörig, ein längliches Viereck, welches von zwey Batterien beschützt wird, und einen Negerflecken bestreicht, der ziemlich volkreich ist, und von einem gutartigen Volke bewohnt Badenstein. Holländ.

Takorari. wird. Ferner Takorari oder Tokkorado, der Hauptort im Lande, und gewissermaßen auf der Küste, auf der Spitze eines Berges gelegen, welcher gegen Südost in das Meer hinabreicht. Die hiesigen Einwohner verfertigen die größten und schönsten Kähne in Guinea. Manche derselben sind aus einem einzigen Stücke, dreyßig Fuß lang und sieben bis acht Fuß breit. Das Land da herum ist sehr angenehm, mit kleinen Gebüsche besetzt, und voll Wiesen, die man sich nicht

Sama. schöner denken kann. Sama oder Zama, ein Ort von ohngefähr zweyhundert Hütten, dessen Einwohner Fischer sind. Die Holländer haben hier ein Fort,

St. Sebastian. Holl. St. Sebastian genannt, welches ehedem den Portugiesen gehörte, und ziemlich klein ist.

3) Jabs. Nicht weit davon ist das Land Jabs oder Yabbah, welches einen eignen König hat, der aber so wenig Macht besitzt, daß ihm die Holländer nicht

Abrobi. gern für zehn Thaler Kredit geben. Abrobi heißt der vorzüglichste Flecken, wo sehr viel Hirse und Federvieh, nebst etwas Gold, zu bekommen ist, das aber verfälscht seyn soll.

4) Kommendo. Weiter ostwärts liegt das Königreich Kommendo, Kommani, Aguaffo oder Guaffo. Man nennt es auch Groß Kommendo, zum Unterschied von Klein Kommendo oder Ekki Tekki, welches in der Mitten dicht am Strande liegt.

Das Land ist anmuthig und fruchtbar, wird auch für reich an Golde gehalten. Die hiesigen Neger sind von unruhiger Gemüthsart, listig, betrüglich

Englisch Fort. und zum Diebstahle geneigt. Das Fort der Engländer zu Kommendo liegt auf einer Ebene, hat eine Besatzung von ohngefähr sechszig Mann Europäern und Negern, und soll, nach Kap Koast Kastle, das stärkste auf der ganzen Küste seyn. Einen Büchsen-

schuß

schuß davon liegt das holländische Fort Vredenburg, Vredenburg.
ein viereckes, durch gute Batterien vertheidigtes Ge- Holländ.
bäude. Die vorzüglichsten Waaren, welche die Holländer hier absetzen, sind bunte Glaskorallen, kleine messingene Becken, blaue Tücher und dergl. wofür sie Gold, das aber öfters verfälscht ist, und Sklaven einhandeln. Im vorigen Jahrhundert befand sich die Handlung der Holländer in diesen Gegenden in sehr blühendem Zustand, allein zu Ende desselben kam es zwischen ihnen und den Landeseinwohnern zu einem Kriege, der ihrem Handel großen Schaden zufügte. Die Sache war diese: im J. 1694 wurden einige europäische Bergleute beordert, einen Berg ohnweit des Forts zu untersuchen; da dieser Berg aber ein Fetisch der Neger war, überfielen diese die Bergleute, nahmen ihnen, was sie hatten, und machten einen Theil derselben zu Gefangenen. Die Holländer beschwerten sich nunmehr bey dem Könige, der sich ganz fremd stellte, und alle Schuld auf einen nahe beym Fort wohnenden vornehmen Neger schob. Der holländische General zu Elmina gieng sogleich mit einiger Mannschaft, diesen Neger zu züchtigen; und da dieser seine Freunde ebenfalls versammelte, und niemand seinen Gegenvorstellungen Glauben beymessen wollte, so kam es zu blutigen Thätlichkeiten. Der Neger rief auch die Engländer zu Hülfe, und nun ward ein förmlicher Krieg daraus, in welchem außer den Einwohnern von Kommendo auch die von Fantin und Sabu auf dem Schauplatz erschienen. Die Holländer verlohren zwey Treffen, und würden gänzlich unterdrückt worden seyn, wenn nicht eine Revolution in Kommendo das Reich zerrüttet, und ihnen Raum gegeben hätte, sich einigermaßen wieder zu erholen, wiewohl ihre Handlung seitdem niemals wieder die vorige Höhe erreicht hat.

Fetu,

5) Fetu. Fetu, Afuto oder Ferow ist eines der größten Länder auf der Goldküste, war auch ehedem so mächtig, daß es bey allen benachbarten Nationen in dem größten Ansehen stand, und auch Kommani oder Kommendo seine Oberherrschaft erkennen mußte. Eine Reihe von Kriegen aber brachte es äußerst herunter, und statt daß ihm ehedem Kommani unterworfen war, steht es selbst jetzt gewissermaßen in einer gewissen Abhängigkeit von demselben.

Das Land hat viel Mais, Reis, Hirse, Palmbäume und andre Früchte, zahmes Vieh, Wildpret und Fische. Die Einwohner beschäftigen sich mit dem Landbau, Oelpressen, dem Fischfang, Salzsieden und der Handlung. Hier liegt el Mina, von den Eingebohrnen Oddena genannt, ein langer schmaler Flecken, in welchem die Häuser von Felsensteinen gebaut sind. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war dieser Ort weit mehr bevölkert und befestigt, allein die Blattern, welche viele Leute hinrafften, die häufigen Kriege und die Tyranney einiger Generale brachten den Ort über alle Beschreibung herunter. Indessen ist el Mina gegen Kommani zu mit einer starken Mauer befestigt; sie enthält noch auf zwölfhundert Häuser, die Straßen aber sind unregelmäßig, winklicht, und bey dem geringsten Regen sehr kothig. Die Stadt wird in drey Abtheilungen, oder gleichsam in drey zusammenhängende Dörter abgetheilt, von denen jedes durch einen eignen Braffo oder Aufseher regiert wird, dem ein Kaboschir nebst andern Unterbedienten an die Seite gesetzt ist. In den Händen dieser Obrigkeit ist die Regierung der kleinen Republik Mina, seit die Portugiesen die Stadt der Gewalt der Könige von Fetu und Kommani entzogen haben.

El Mina. Holländ.

Das holländische Kastell zu Mina ist schon durch seine natürliche Lage fest, indem es auf einem in die

See

See hineinreichenden Felsen liegt. Gegen die Landseite zu hat es einige starke Befestigungen. Ehedem und noch im Anfange dieses Jahrhunderts gaben ihm Reisende das Lob, daß es das festeste und schönste auf der ganzen Küste sey. Der Beschreibung nach, welche damals davon geliefert wurde, ist es viereckt, mit sehr hohen Wällen von dunkelbraunen Steinen, die so fest sind, daß sie eine Kanonenkugel aushalten; es hat vierzehn Rheinische Ruthen in der Breite, und zwey und dreyßig in der Länge, die Außenwerke nicht mitgerechnet, welche sich von dem kleinen Fluß Benja bis an das Meer erstrecken, und reichlich mit Kanonen besetzt sind. Die Besatzung besteht gewöhnlich aus hundert Weißen, nebst einer gleichen Anzahl von Schwarzen. Auf der Landseite hat das Kastell zwey Kanäle, welche von den Portugiesen in den Felsen gehauen wurden, und beständig mit Wasser angefüllt sind, und über welche noch drey Cisternen voll Wasser da sind.

Die Wohnung des Generals ist oben auf dem Kastell, und wird durch eine Treppe erstiegen. Dabey ist die Hauptwache und ein Saal voll Gewehr; die Wohnung selbst aber ist gut gebaut, und neben bey ist eine artige Kapelle, in welcher täglich eine Betstunde gehalten wird, in welcher sich damals alle Officiers, bey Strafe von fünf und zwanzig Stüber, einfinden mußten. Das Invalidenhaus kann hundert Kranke aufnehmen, und die Niederlagen, sowohl zu Verwahrung der Kaufmannsgüter, als der Lebensmittel, sind groß, und gut unterhalten.

Der Stadt Mina gegen über haben die Holländer das kleine Fort Konradsburg auf dem Berge St. Jago angeleget, welches ein regelmäßiges Viereck ist, und durch vier große Batterien geschützt wird. Die Besatzung von fünf und zwanzig Mann und einem

Fähndrich

Fähndrich wird täglich von Mina aus abgelöset. Nahe an diesem Berge hat der holländische General einen schönen Garten, mit angenehmen Alleen, welche aus Pomeranzen- Limonien- Kokos- und andern Arten von Bäumen bestehen.

Da das Kastell, welches eigentlich St. Georg d'el Mina genannt wird, der wichtigste holländische Platz auf der ganzen Küste von Guinea ist, so halten sich auch die ersten Bedienten der Kompagnie hier auf, und alle europäische, in diese Gegenden handelnden, Schiffe laden bey dem Kastell aus, von welchem alsdann die andern Forts und Faktoreyen mit Waaren versehen werden.

Unter portugiesischer Herrschaft war eine Gesellschaft Kaufleute gegen Erlegung eines jährlichen Grundzinses im Besitze von Mina und der dasigen Handlung. Sie zu schützen, ließ der König von Portugall das Kastell gut befestigen, und ernannte auch einen eignen Statthalter, welcher alle drey Jahre abgelöst wurde. Nach dem Statthalter waren die vornehmsten Personen im Kastell, der Pater oder Kaplan, der Viador oder oberste Faktor, der Prokurator des Königs, welcher die Justiz verwaltete, der Hauptmann von der Besatzung und der Obersekretär. Die Besatzung bestand aus Missethätern, welche auf Lebenslang hieher verbannt waren, und wurde von dem Könige besoldet. Mit dem Verfalle der portugiesischen Handlung aber nahm auch die Stärke der Besatzung ab, und das Fort ward immer mehr vernachläßigt, bis es endlich gänzlich in die Hände der Holländer kam, die schon geraume Zeit vorher den ganzen dasigen Handel an sich gezogen hatten.

Portugiesischen Berichten nach, gieng es mit der holländischen Eroberung so zu: ein holländischer Seefahrer,

fahrer, der durch das Ohngefähr nach Mina gekommen, und den ganzen Platz genau kennen gelernt hatte, machte den Staaten eine so vortheilhafte Beschreibung davon, daß die Eroberung desselben beschlossen wurde. Es wurden dazu leichte Kanonen gegossen, und nebst kleinem Gewehr und Munition, gleich Kaufmannsgütern, in Fässern und Ballen gepackt; doch führte das Schiff auch wirkliche Waaren, statt der gewöhnlichen Besatzung aber dreyhundert erlesene Leute. Das Schiff kam nach Mina, gab Mangel an Erfrischungen und Krankheit des Schiffsvolks vor, und bekam die Erlaubniß, Gezelte am Lande aufzuschlagen. Statt der Gezelte wurden unter einem andern scheinbaren Vorwande Baraken, und zwar auf einer Anhöhe, erbauet, welche leicht in eine Batterie verwandelt werden konnten, die Kanonen wurden hineingebracht, und sobald alles in gehörigem Stande war, näherte sich auch das Schiff der Festung, und der Gouverneur wurde zur Uebergabe aufgefodert. Die Portugiesen, unvermögend Widerstand zu leisten, kapitulirten, und wurden nach der Insel St. Thomas gebracht.

Als die Portugiesen noch Mina besaßen, kamen ihre Schiffe, welche aus vier bis fünf Fahrzeugen bestanden, jährlich zweymal hieher, und die Hin- und Herreise war in acht bis neun Monaten verrichtet, da die Holländer zuweilen noch einmal so viel Zeit dazu nöthig haben, weil sie oft so viel Monate an der Küste liegen müssen, die Ladung einzuschiffen, als die Portugiesen zur Reise nöthig hatten. Dagegen war die Handlung der letztern, gegen das Ende ihrer Herrschaft, so unbedeutend, und durch die holländischen Schleichhändler so zu Grunde gerichtet, daß sie kaum ihre Kosten wieder bekamen.

Nach

Oegwa. Nach Mina verdient bemerkt zu werden **Oegwa**, ein Flecken, welcher durch die Nachbarschaft von Kap Koast Kastle, dem Hauptort der Engländer in Guinea, merkwürdig worden ist. Dieser Flecken oder Stadt besteht aus fünfhundert Häusern, hat enge winklichte Gassen, und hat in der Mitten einen grossen freyen Platz, wo täglich ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Oegwa war ehedem stark bevölkert, allein häufige Kriege haben es heruntergebracht. Die Einwohner werden übrigens für geschickte und gutmüthige Leute geschildert. Nicht weit davon liegt **Kapo Korso**, oder, wie es die Engländer nennen, **Kap Koast Kastle**, welches 1610 von den Portugiesen erbaut, und nachher von den Holländern, welche sie daraus vertrieben, zu einer für diese Gegenden wichtigen Festung gemacht worden ist. Die Engländer nahmen es ihnen 1664, und durch den Traktat von Breda ward es ihnen abgetreten, und nun in den guten Zustand gesetzt, in welchem es sich noch befindet. Die Wälle dieses Kastells sind, besonders nach der Landseite zu, hoch und dick, und dieses macht die Festigkeit des Orts aus, welcher auch sonst regelmäßige Werke, und eine gute Artillerie in denselben hat. Die Besatzung besteht aus hundert Weißen und eben so viel Schwarzen, und hat einen Lieutenant zum Anführer.

Kap Koast Kastle. Engl.

Bey dem allen, und ohngeachtet das Kastell auch eine natürlich feste Lage hat, kann es doch von drey großen Bergen sehr gut bestrichen werden, daher auch die Engländer von je her darauf bedacht gewesen sind, die Negern zu Freunden zu haben, damit diese sich nicht mit einer andern europäischen Nation verbinden, und derselben zur Eroberung des Kastells behülflich seyn möge.

Das

Das Innere das Kastells ist wirklich schön: die Wohnungen sind so gut eingerichtet, als möglich; man findet hier verschiedene geräumige Vorrathshäuser, ein Gewölbe, im welchem die Sklaven wohnen, eine große Küche, ein Gefängniß und ein großes Wasserbehältniß. An das Kastell stoßen schöne Gärten, in welchen Pomeranzen, Limonien, Citronen, Palmen, Guavas, Bananas und viele europäische Gewächse erzeugt werden.

Die hiesige Handlung ist von jeher beträchtlich gewesen, und noch wird sehr viel Gold tief aus dem Lande von Negerkaufleuten hergebracht, welche sich dafür mit europäischen Waaern versehen.

Die umliegende Gegend ist bergigt, von kleiner Thäler, die mit kleinem dichten Gestrüppe angefüllt sind, aber sehr guten Boden haben, welcher, wenn man ihn anbaute, die darauf verwendete Mühe reichlich belohnen würde. Die Lebensmittel sind wohlfeil, und Kap Korse wird auch in Ansehung der Luft für einen der gesundesten Orte in Guinea gehalten.

Noch keine Meile davon liegt das **Fort Royal** oder **Fort der Königin Anna**, welches ehedem unter dem Namen **Friedrichsburg** den Dänen gehörte. Friedrichsburg oder vielmehr Fort Royal, denn seit 1685, da es an die Engländer verkauft ward, führt es den letztern Namen, liegt auf einem Berge, von welchem selbst Kap Koast Kastle bestrichen werden kann, so wie dieses Fort derselben Unbequemlichkeit, in Absicht des Berges zu Manfrow, unterworfen ist. Die Engländer haben es seit Anfange dieses Jahrhunderts neu gebaut, und zu einer sehr guten Festung gemacht, so daß es nur an einer einzigen Stelle zu ersteigen ist. Der Gestalt nach ist es viereckt und die Besatzung besteht gewöhnlich aus sechs Weißen und achtzehn Schwarzen. Fort Royal. Engl.

Manfrow. Am Fuße des Berges liegt eine Negerstadt, Namens Manfrow, welche übrigens aber von keiner
Abramboe. Wichtigkeit ist. Tiefer ins Land hinein ist Abramboe, wo jährlich zu einer gewissen Zeit aus allen Gegenden des Reiches eine Menge Volk zum öffentlichen Tanzen zusammen kömmt, welches Fest die Tanzzeit heißt und acht Tage dauert. Zu gleicher Zeit werden alle Klagen hier abgethan, welche die Unterrichter in ihren Bezirken nicht haben entscheiden können, wobey der König von Fetu, etliche seiner Minister und zwey englische Faktoren das Richteramt verwalten.

5) Sabu. Sabu oder Saboe ist ein so kleines Ländchen, daß es in Europa kaum den Titel einer Grafschaft haben würde, wenn es gleich in Guinea als Königreich figurirt, und als solches auch von den Reisenden angeführt wird. Es bringt viel Maiz, Ignames, Pataten, Bananas, Pomeranzen, Limonien u. s. w. vorzüglich aber Palmöl, welches von hieraus in Menge nach Akkra und Arim geführt wird. Die Bewohner des Landes werden für das fleißigste Volk auf der Küste gehalten, sowohl in Ansehung des Ackerbaues und Fischfangs, als des Handels mit den Europäern und den Negern Akanez genannt, welche viel Gold herbringen, um es gegen europäische Waaren, Fische und Salz zu vertauschen.

K. Annen Spitze. Engl. Wir bemerken darinnen: Königin Annen Spitze, ein in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts erbauetes Fort, den Engländern gehörig.
Mowri. Ferner Mowri, ein unregelmäßig gebauter, kothiger Ort, den aber die Holländer zu einem der besten Handelsplätze auf der Küste gemacht haben. Die meisten Einwohner sind Fischer, und der Häuser sind etwan
Fort Nassau. Holl. zweyhundert. In der Mitte dieses Orts liegt das holländische Fort Nassau, welches, so lange noch die

die Portugiesen Herren von Mina waren, für den wichtigsten Platz der Holländer in Guinea galt. Es ist auch noch ein gut befestigtes Fort, und nach Mina das beste holländische. Die Besatzung besteht aus vierzig Weissen, und etwan eben so viel Schwarzen, und die Wohnungen darinnen sind sehr gut angelegt. Es ward 1664 erbauet, und in demselben Jahre durch die Engländer erobert, denen es das Jahr darauf der berühmte Admiral Ruyter wieder wegnahm.

Das Land Fantin gränzt westwärts an Sabu, dem es an Größe doch einigemal überlegen ist. Der Boden ist sehr fruchtbar, und bringt eine Menge Mais, Palmwein und andre Bedürfnisse des Lebens. Selbst Gold soll hier gefunden werden, und der Reichthum ihres Landes die Einwohner so stolz gemacht haben, daß jeder Europäer, welcher Handelsgeschäfte mit ihnen machen will, im bloßen Kopfe mit ihnen sprechen müsse. Ueberhaupt werden die hiesigen Neger als ein heimtückisches, betrügreisches Volk geschildert, und die Europäer sollen so viel Scheu für ihnen haben, daß sie ihnen ungestört mit allen Schleichhändlern Handel zu treiben, erlauben. 6) Fantin.

Merkwürdige Orte sind: Annamabo oder Jamissia, die wichtigste Stadt auf der Küste, welche eben so viel Krieger stellen kann, als das ganze Land Kommani. Hier haben die Engländer ein kleines Fort, sie werden aber so sehr von den Fantinianern beunruhigt, daß sie sich zuweilen nicht aus dem Fort heraus wagen. Dieses Fort ward im vorigen Jahrhundert an die Stelle eines alten Hauses erbauet, und hat für die dasigen Gegenden sehr gute Festungswerke. Die Gegend um Annamabo ist sehr angenehm und fruchtbar an Palmen, Mais und einer Art sehr wohlschmeckenden Kohls. Klein-Kormantin, ein ziemlich großer Flecken, ist übrigens bloß wegen der Frucht- Annamabo. Kl. Kormantin.

barkeit des dasigen Bodens, und wegen des holländi-
F. Amsterdam Holl. schen Forts **Amsterdam** zu merken. Dieses Fort war ehedem englisch, allein Admiral Ruyter unterwarf es den Holländern, die es nachher vergrößert und verstärkt haben. Außer den nicht schlechten Werken ist dieß Fort auch schon von Natur fest, indem es auf einem hohen Felsen liegt, und nur einen
Gr. Kormantin. einzigen Zugang hat. Der Flecken **Groß-Kormantin** liegt unweit des Forts auf einem hohen Berge, und ist ein sehr weitläuftiger, volkreicher Ort, in dessen Nachbarschaft viele Früchte, Mais u. dergl. erzeugt werden.

7)8) Akron und Agonna. **Akron** ist ein kleines fruchtbares Ländchen, das an Früchten, Getreide, einer schönen gelben Holzart, welche zu Tischlerarbeiten sehr geschickt ist, wie auch an Wildpret Ueberfluß hat. Der bemerkungswürdigste Ort ist der Flecken **Apam**, **Apom** oder **Apong**, welcher zur Handlung sehr gelegen ist, und neben welchem die Holländer ein befestigtes Haus haben.
Apam.

An Akron stößt das Land **Agonna** oder **Augwina**, welches meist bergigt, waldigt und dürr ist. Der einzige Vorzug desselben besteht darinnen, daß es von einem breiten, sehr fischreichen Fluß durchströmt wird. Die Einwohner sind kühne, kriegerische, und dabey sehr arbeitsame Leute, die auch zuweilen von Weibern beherrscht werden.

In diesem Lande liegt ein Berg, **Mango** oder **Teufelsberg** genannt, welchen letztern Namen er nach Einigen deswegen haben soll, weil die Neger auf demselben ihren Götzen Opfer brächten: nach Andern haben ihn die Matrosen so genennt, weil sie ihn wegen seiner Höhe lange vorher sehen, ehe sie an denselben gelangen können. Dieser Berg soll auch reichhaltig

an

an Golde seyn, welches die Neger nach großen Regengüßen, wenn es mit dem Sande abgespült worden, im Menge auffammeln. Die Holländer hatten auch einmal die Absicht, den Mango bergmännisch untersuchen zu lassen, allein die Furcht für den Negern machte das ganze Unternehmen rückgängig.

Winniba. **Winniba, Simpa, Wiamba** oder **Wimba** liegt etwas landeinwärts, und treibt gute Handlung mit Sklaven. Die Einwohner treiben Landbau, und ziehen Hühner auf, und die Holländer haben hier ein Fort, das gewöhnlich vierzig Mann Besatzung, sonst aber schlechte Werke hat.

Barraku. **Barraku** oder **Barraku** liegt auf der Küste, auf dem Gipfel eines Berges. Die Einwohner haben viel Kunstfleiß, und wissen das Gold, welches sie schmelzen, auf mancherley künstliche Art zu verarbeiten. Das Federvieh ist hier häufiger und wohlfeiler, als sonst auf der ganzen Küste. Auch hier haben die Holländer ein Fort.

9) Akkra. **Akkra** oder **Akkara** ist dem Könige von Aquamba, dessen Gebiet weiter ins Land hinein liegt, unterworfen. Ehedem war es ein eigenes Reich, allein in den Jahren 1680 und 1681 ward es von den Aquambos bezwungen, und zu einer Provinz gemacht. Der hiesige Boden ist ein fetter blaßrother Mergel, auf welchem, außer Ignames, Bohnen und Erbsen, wenig Bäume und fast gar keine Früchte wachsen. Das Land vom Ufer an, etliche Meilen ins Land hinein, ist eben, und liefert eine gute Jagd von Hasen, Kaninchen, Bären, Gazellen, wilden Ziegen, Pintadohühnern und andern Vögeln, und in den Gebirgen sind mehr Löwen, Tyger, Zibetkatzen, Leoparden und andre wilde Thiere, als in irgend einem Theile von Guinea. Akkra ist auch das Land, in welchem man die meisten der kleinen Rehe findet, die wir schon oben in den allgemeinen Nachrichten von der

Goldküste beschrieben haben. Die Einwohner von Akkra beschäftigen sich mit dem Handel, dem Ackerbau und dem Kriege; allein, obgleich ihr Boden sehr ergiebig ist, so sind sie doch gewöhnlich zu Ende des Jahrs mit dem Lebensmitteln fertig, und genöthigt, dieselben von ihren Nachbarn zu kaufen. Sie sind so träge, daß sie sich weder die Mühe geben, zu fischen, noch Salz zu sieden, obgleich das Land einen großen Ueberfluß davon hat. Die hiesige Handlung besteht vorzüglich in Gold und Sklaven, und das Gold soll so gemein seyn, daß eine Unze Schießpulver für zwo Drachmen Goldstaub verkauft werden; und in Kriegszeiten, heißt es, bringe es eben so viel Sklaven ein, als das ganze übrige Guinea. Handelswaaren, welche am besten in Akkra Absatz finden, sind, westphälische und schlesische Leinwand, Tuch, Soy, Flintenschlösser, Schießpulver, Branntewein, Glas, Messer u. s. w.

Soko. Hier ist Soko, ein Flecken von etwan hundert Häusern, die ziemlich regelmäßig gebaut sind. Die F. James. Engländer besitzen hier das Fort James, ein reguEngl. läres Viereck, mit vier Batterien und hohen dicken Mauern, mit einer Besatzung von funfzig Mann. Es liegt auf einer felsigten Erdzunge, an welchen das Anländen fast unmöglich ist. Bey Klein-Akkra, einem F. Krevekoeur. Holl. kleinen Flecken, liegt das holländische Fort Krevekoeur nur einen halben Kanonenschuß vom Fort James, ebenfalls auf einer felsigten Erdzunge. Es ist viereckt, und hat vier Batterien, die aber weder dick noch fest gebaut sind, und durch eine Kanonade vom Fort James leicht ruinirt werden könnten. Die innern Gebäude sind bequem und reinlich, und die Besatzung besteht aus vierzig Mann.

F. Christi- Christiansburg liegt eine Stunde von Krevekoeur, ansburg. und gehört den Dänen, welche es auch erbaut haben. Es

ist

ist groß und fest, hat aber mancherley widrige Schicksale erfahren. Im Jahr 1679 wurde der Befehlshaber auf Anstiften eines Bösewichts, Namens Greek, ermordet, und das Fort von diesem an die Portugiesen verkauft, welche es St. Francis Xavier nannten. Die Dänen löseten es 1682 wieder ein, allein da sie den König von Akkra sich zum Feinde gemacht hatte, so bemächtigten sich die Schwarzen durch List, mit Hülfe eines gewissen Assemi, des Forts, welcher auch von dem König im Besitze desselben gelassen wurde. Dieser Neger blieb so lange Herr davon, bis zwey dänische Schiffe auf die Küste kamen, welche es abermals wieder einlößten, und seitdem auch Herren desselben geblieben sind.

An Akkra gränzt **Labadde**, ein äußerst kleines Ländchen, in welchem zwey Flecken, **Labadde** und **Orsow**, liegen. Das erste ist groß, volkreich, mit einer steinernen Mauer umgeben. Die Einwohner beyder Flecken sind Ackerleute, die Handlung aber ist schwach, weil wenig Gold da ist. 10)—12) Labadde, Ningo und Soko.

Ningo von den Franzosen **Lempi** oder **Lampi** genannt, ist mittelmäßig bevölkert und fruchtbar, hat auch sehr starke Viehzucht von Kühen, Schweinen, Schafen und Hühnern. Sonst handeln die Einwohner mit Sklaven, die aber nur in Kriegszeiten gefunden werden. Außer der Handlung beschäftigt man sich hier noch mit Landbau und Fischfang.

In Ningo ist **Lay** oder **Alampi** ein großer, auf dem Rücken eines Hügels gelegener Flecken, dessen Einwohner gute gesittete Leute sind. Der hiesige Handel, ist beträchtlich. Lay.

Das Land **Soko** fängt gleich unterhalb Lay an, und ist sehr fruchtbar an Getraide. Die Einwohner sind Ackerleute, das Land aber ist überhaupt wenig be-

kannt, weil die Europäer keine Handlung hieher treiben. Die Gränze von Soko und der ganzen Goldküste macht der Rio da Volta oder der schnelle Fluß, dessen Wasser sich mit solcher Heftigkeit in die See stürzet, daß es noch drey bis vier kleine Meilen vom Ufer zu unterscheiden ist. Dieser Fluß soll an den Gränzen von Nubien entspringen, und die Holländer sollen von daher sogar einige Waaren ziehen.

13) Innere Landschaften.

Von den innern, hinter der Küste gelegnen, Landschaften sind die Nachrichten äußerst mangelhaft, und man weiß von den meisten beynahe nichts weiter, als die Namen, weil sich das meiste auf unvollständige Nachrichten der Neger gründet.

1) Awina.

Wir wollen sie wenigstens nennen, und bey jedem, was davon bekannt ist, anführen: 1) Awina, dessen Einwohner eine Menge reines Gold nach Issini bringen, und welche in dem Ruf stehen, daß sie die be-

2) Igwira.

sten Kaufleute auf der Küste sind. 2) Igwira wird ebenfalls für sehr reich an Golde gehalten, welches theils gegraben, theils in den Flüssen gefunden wer-

3) Inkassau.

den soll. 3) Inkassau ist ganz unbekannt, so wie

4) Inkassia Iggina.

auch 4) Inkassia Iggina. 5) Tabeu treibt

5) Tabeu.

Handlung mit den Holländern, und verkauft Korn, Federvieh, Früchte und andre Bedürfnisse des Lebens

6) Adom.

an sie. 6) Adom ist eine Art Republik, welche von fünf oder sechs Kaboschiren beherrscht wird, und deren Bewohner als grausame Menschen geschildert werden. Ihr Land ist gut und fruchtbar an Korn, Wurzeln, Früchten, zahmen und wilden Vieh, Fischen, und allem, was zum Lebensunterhalte nöthig ist; auch haben sie verschiedne Goldadern entdeckt, mit deren Ertrag sie aber weiter keine Handlung trei-

7) 8) Mompa und Wassahs.

ben. 7) Mompa oder Mampa ist gänzlich unbekannt. 8) Wassahs oder Warshahs aber ist wegen der Menge Goldes berühmt, das von daher kommt,

kommt. Der Boden ist sehr unfruchtbar, daher sich die Einwohner bloß mit dem Zwischenhandel ernähren müssen, indem sie für ihr Gold Waaren kaufen, und davon ihren Nachbarn gegen Lebensbedürfnisse überlassen. 9) **Wanki, Vanqui** oder **Wanqui** hat Einwohner, welche die Kunst verstehen, feine Zeuge mit Gold zu wirken, mit welchen sie ansehnliche Handlung treiben. 9) Wanki.

10) **Aquambo** ist ein volkreiches Land, dessen Einwohner stolz und kriegerisch sind, und welchem mehrere Negerstaaten unterworfen sind. Viele Aquambos gehen jährlich nach Mowri, ihr Gold daselbst gegen Leinen und Eisen zu vertauschen. 11) **Ouy Foro** oder **Juffer** ist ein unfruchtbares Land, dessen Einwohner vom Handel fast gar keine Kenntniß haben, sondern sparsam, von den geringen Erzeugnissen ihres Bodens, leben. 12) **Bono** ist unbekannt, 13) **Atti** aber trieb ehedem einen wichtigen Handel mit den Holländern. Die Kriege mit Sabu brachten es nachher im Verfall, und seitdem beschäftigen sich die Einwohner mit dem Landbau. 14) **Akkani** oder **Akkanez** ist ein fruchtbares Land, und die Akkanezen sind durch den Handel bekannt, welchen sie an den Küsten sowohl, als im Lande, treiben. Der Charakter dieses Volks ist dabey sehr kriegerisch, und dieß ist die Ursache, daß es von allen seinen Nachbarn gefürchtet wird. 10) Aquambo. 11) Ouy Foro. 12)13)Bono und Atti. 14) Akkani.

15) **Dinkira** war ehedem weit kleiner als gegenwärtig, da es durch die Tapferkeit der Einwohner vergrößert worden ist. Die Einwohner haben viel Gold, welches sie theils selbst graben, theilsdurch Raub und Handel erhalten. 16) **Inta** oder **Assienta** soll sehr reich an Golde seyn, ist aber sonst durch aus unbekannt. 17) **Akam, Akim** oder **Groß-Akkani**, ein Freystaat, der fast beständig durch innre Unruhen zerrüttet 15) Dinkira. 16) Inta. 17) Akim.

18) Aqua. rüttet: wird. 18) Aqua oder Aka ist ein kleines Ländchen, das auf gewisse Weise dem König von Fantin

19) Sonquay. unterwürfig ist. 19) Sonquay bezahlt dem König von Augwina etwas Tribut. Seine Bewohner kommen nach dem Teufelsberge, um Seefische zu kaufen, mit denen sie einen ansehnlichen Handel treiben, wenn die Fische gleich halb verfault sind.

20) — 30) Aboni, Quahu, u. s. w. 20 — 30 Aboni ist sehr klein, und bloß durch seine reichen Märkte merkwürdig; Quahu ist gar nicht bekannt; Tafu ist reich am Golde, welches die Einwohner an die Küste zum Verkauf bringen, so wie auch Aborra und Quaku. Kammanach hat kein Gold, die Einwohner aber sind gute Ackerleute, und verhandeln ihren Mais an die benachbarten Neger. Eben so ist es in Bonu und Equea. Larabi ist wegen seiner Märkte bekannt, und Akkaradi durch das feine Gold, welches die Einwohner nach Aboni bringen. Insoko endlich hat gute Weber, welche schöne Stoffe verfertigen, und einen wichtigen Handel damit treiben.

4) Sklavenküste. Wir kommen nunmehr zu dem vierten Theile von Nord- oder Oberguinea, der unter dem Namen der Sklavenküste bekannt ist. Diese Küste hat einen niedrigen Boden, welcher sandig, trocken und unfruchtbar ist, daher auch nur in einigen Gegenden Getreide, Reis, Pataten und andre Früchte erzeugt, auch verhältnißmäßig nur wenig Vieh gezogen wird. Die Einwohner sind große, dunkelschwarze, arbeitsame und tapfre Leute, und die Europäer besuchen diese Gegenden des Sklavenhandels wegen sehr häufig. Da die Verschiedenheit der Produkte so wohl, als des physischen und geistigen Charakters der Einwohner, der Regierungsform u. s. w. hier weit größer ist, als auf der Goldküste, so liefern wir hier eine Beschreibung der einzelnen Staaten auf dieser Küste, ohne im Allgemei-

meinen, wie bey der Goldküste, das Land und die Einwohner zu schildern, von den einzelnen Staaten aber nur kurze Nachrichten.

Das erste Land jenseit des Rio da Volta ist das kleine Königreich **Koto**, welches sogleich durch die Beschaffenheit des Bodens zeigt, daß man sich nicht mehr auf der Goldküste befindet; denn statt daß dort der Boden voll Hügel ist, findet man hier auch nicht einen, sondern das Erdreich ist allenthalben trocken, sandig, unfruchtbar und leer von allen Bäumen, etliche niedrige Sträucher und Palmbäume ausgenommen. Vieh ziehen die Einwohner so viel, als sie brauchen, an Flußfischen leiden sie auch keinen Mangel, Seefische aber, können sie wegen der hohen Wellen nicht fangen. a) Koto.

Die Einwohner werden als gutartige, gefällige Leute geschildert. Sie gleichen übrigens ihren Nachbarn auf der Goldküste, nur sind sie noch religiöser wie diese, denn der muß ganz arm seyn, der nicht wenigstens ein Dutzend Fetischen hat, und ihr ganzes Land ist überall auf allen Wegen voll davon. Ihr Handel ist mit Sklaven, die sie in den innern Landschaften stehlen, und an die Europäer verkaufen, welche das Land aber ziemlich selten besuchen.

Koto ist übrigens nicht sonderlich mächtig, und würde längst Popo unterlegen haben, wenn es nicht immer von Aquambo aus unterstützt würde. **Koto** oder **Verhu** und **Beko** sind, so viel man weiß, die Hauptorte darinnen.

Klein-Popo hat denselben Boden wie Koto, es ist flach, ohne alle Hügel und Waldung, und dabey so außerordentlich sandig, daß sogar die Speisen, welche hier zubereitet werden, für Sand nicht zu essen seyn sollen. Wenigstens erzählt dieß Bosmann, ein holländ- b) Klein-Popo.

holländischer Reisender, welcher die Speisen des Sandes wegen nicht essen konnte, die ihm vom Könige geschickt wurden. Dieser Sand macht auch das Land so unfruchtbar, daß die Einwohner ihre Lebensmittel von Whidah holen müssen.

Die hiesigen Einwohner stammen meist von denen her, welche aus Akkra flüchteten, als dieses Land von den Aquambos erobert ward. Sie sind nicht zahlreich, aber sehr tapfer, und leben meist vom Raube und Sklavenhandel. Auch übertreffen sie die meisten Neger in der Geschicklichkeit, zu betrügen und zu stehlen.

e) Groß-Popo.

Groß-Popo stößt gegen Osten an das vorige, mit dem es übrigens weiter nichts, als den Namen, gemein hat, denn am Ufer ist der Boden sehr morastig, die innern Gegenden aber haben Ueberfluß an Wurzeln, Kräutern, Baumfrüchten, Schaf- und Federvieh.

Die Einwohner handeln zum Theil mit Sklaven, welche sie, wenn ihre Küste von keinen europäischen Schiffen besucht wird, nach Klein-Popo verkaufen; zum Theil aber leben sie von dem Handel mit Fischen, die sie in ihrem Flusse fangen, und an ihre Nachbarn verkaufen. Als sie noch Ardrah unterworfen waren, war die Handlung mit den Europäern sehr unbedeutend, weil sie der König von Ardrah nöthigte, alle Sklaven nach Ardrah zu bringen, damit der Ertrag seiner Zölle dadurch erhöht würde. Dieß war auch ein Hauptgrund, weshalb sich die Popos empörten und des Joches entledigten. Da sie aber bey den Europäern in dem übeln Kredit als Diebe und Betrüger standen, so waren es bloß die Holländer, welche sich bewegen ließen, eine Faktorey in Popo anzulegen, die sie aber nachher wieder verließen, worauf die Franzosen ihnen folgten, die auch noch zween Agenten und einige

einige Neger hier haben, welche unter dem Generaldirector zu Whidah stehen, von dem sie die Waaren empfangen, und welchem sie die Sklaven zuführen. Dieser Handel wird zu Lande mit aller möglichen Fürsicht geführt, damit sie nicht unterweges bestohlen werden, so daß die gewöhnliche Handelsart diese ist, die Verkäufer zu nöthigen, daß sie die Käufer und ihre Waaren von Popo bis nach den Gränzplätzen von Whidah zu begleiten, wo sie und ihre Güter in vollkommner Sicherheit sind.

Die Popos haben, gleich allen Negern, ein großes Vertrauen zu ihren Priestern, welche sie mit einem, von den Holländern entlehnten Namen, Domine nennen. Diese Priester gehen gewöhnlich in einer langen weißen Kutte, und tragen stets einen, an jedem Ende gekrümmten, Stab. Jeder Kaufmann muß dem Domine einen gewissen Zoll als Geschenk geben.

Dieses kleine Königreich war, wie schon erwähnt worden, ehemals Ardrah unterworfen, gegenwärtig aber hat es einen eigenen König, welcher sehr unumschränkt über seine Unterthanen herrschet.

Die Stadt Popo steht auf einer Insel, nahe an Popo.
der Mündung des Flusses Tari, welche von Sümpfen gebildet wird, daher es die Portugiesen Terra anegada, d. i. das überschwemmte Land nennen. Die Stadt wird in drey Theile getheilet, von denen jeder von dem andern abgesondert wird.

Dieses Popo ist der einzige Ort in dem Königreiche, der den Namen eines Flecken verdient, indem die übrigen bloß kleine Dörfer von zehn bis zwölf Häusern sind.. Der Pallast oder das Haus des Königs ist sehr groß und besteht aus einer Menge Hütten rund um seine Wohnung, welche auf solche Art liegt, daß man drey Höfe durchgehen muß, deren jeder eine

Wache

Wache von Soldaten hat. In dem entferntesten sind des Königs Zimmer mit einem Gezelte geziert, welches dem Könige dient, sich mit den Vornehmsten der Nation darunter zu unterreden. Dieser Fürst hat viele Weiber, von denen ihm stets zwey mit Fächern Luft zuwehen müssen. Er bringt die beste Zeit des Tages mit Tabakrauchen oder Gesprächen zu.

d) Whidah. Das Königreich Whidah, Quidah, Fida, Juida oder wohl gar Juda, denn so verschieden sind die Namen, welche diesem Lande von den Reisenden beygelegt werden, ist den Europäern beynahe am besten unter allen Staaten auf dieser Küste bekannt, und wir sind also auch im Stande, eine weit genauere Beschreibung von demselben zu liefern, als von den drey Reichen, die wir auf der Sklavenküste schon gefunden haben.

Ueber die Größe desselben sind die Nachrichten sehr uneins, denn nach einigen erstreckt es sich neun bis zehn Seemeilen (von denen zwanzig auf einen Grad des Aequators gehen) längs dem Ufer, und hie und da eben so tief ins Land hinein, nach andern sechszehn dergleichen Meilen an der Küste hin, in der Tiefe aber acht bis neun, und wieder nach andern endlich hat es kaum sechszehn Seemeilen im Umfange. Dieses Land wird nur von zwey Flüssen durchströmet, welche beyde aus dem Königreich Ardra kommen, und von denen der eine, Jakin genannt, gelbes Wasser hat, und bloß für Boote fahrbar ist, der andre aber, Namens Eufrates, schiffbar seyn würde, wenn es nicht Sandbänke und Untiefen verhinderten.

Nach der See hin ist Whidah sehr morastig und eben, alsdann erhebt es sich bis zu einer Reihe hoher Gebirge, welche das Reich gegen Nordost begränzen. Dem einstimmigen Zeugnisse der Reisenden zu Fol-

ge,

ge, soll Whidah eines der angenehmsten Länder auf der bekannten Erde seyn. Hier, sagen sie, wechseln beständig hohe, dichtbelaubte Bäume, welche die Hand der Kunst gepflanzt zu haben scheint, mit herrlichen Feldern und kleinen Wohnörtern, welche der ganzen Landschaft Reize unendlich erhöhen. Von allen Seiten genießt man der schönsten An- und Aussicht von und nach diesem Amphitheater, das von der See her vorzüglich sich dem Auge unter der herrlichsten Gestalt zeigen soll.

Die Landung an dieses so schöne Reich ist indessen sehr gefährlich, wegen der hohen Wellen, welche am Ufer gehen, und welche die Europäer nur mit Hülfe der Neger überschiffen. Sobald nämlich ein Schiff auf der Rhede von Whidah geankert ist, kommen die Neger mit ihren Kanoes, und auf diesen werden die Reisenden und die Güter, wenn sie auch noch so schwer sind, sicher ans Land gebracht. Diese Kanoes sind alle aus einem Stücke, funfzehn bis achtzehn Fuß lang, drey bis vier breit, und von gleicher Tiefe. Gewöhnlich haben sie zehn Ruderer, welche zween und zween mit dem Gesichte nach dem Orte, wo sie hin wollen, neben einander sitzen. Führen sie Europäer ans Ufer, so lassen sie dieselben in dem Boden des Kanoe im Vordertheil einen hinter dem andern niedersetzen; geht aber der Weg vom Lande an Bord, so sitzen sie im Hintertheil, und beydes ist sehr vorsichtig, weil die Welle den Kanoe auf dem Wege ans Land von hinten, und bey der Rückkehr von vorn faßt. Die Neger sorgen bey dieser Gelegenheit sehr für ihre Reisenden, und es wird sich selten ein Unglück eräugen, wenn ihnen freye Hand gelassen wird. In Ansehung der Güter aber sind sie bey weitem nicht so zart von Gewissen, denn es ist fast unmöglich, ihren Diebereyen vorzubeugen, welche so weit gehen, daß

sie,

sie, wenn kein andrer Weg, etwas zu erhaschen, da ist, die Kanoes an solchen Orten umschlagen lassen, wo die Güter zu Boden sinken, diese in der Nacht wieder herausfischen.

Die Fruchtbarkeit und die Güte des hiesigen Bodens wird als außerordentlich geschildert, und die Whidahneger sollen so unermüdet in Bebauung desselben seyn, daß sie kein Fleckchen Land, das nur einigermaßen tragbar zu seyn scheint, unbearbeitet lassen, und, so wie sie die Erndte vollendet haben, die Einsaat wieder anfangen. Die Hitze ist hier aber auch außerordentlich heftig: der Regen, welcher von der Mitte des Maymonats, bis zu Ende Augusts, zu fallen pflegt, scheint, wenn er auf die Haut fällt, kochend zu seyn, und die in einem engen Orte eingeschlossene Luft dünkt einem Europäer gewöhnlich so heiß, als ob sie aus einem glühenden Ofen käme.

Produkte des Landes sind, aus dem Pflanzenreiche, der große Milhio, welcher zwar nicht die Grösse des auf der Goldküste wachsenden hat, im Geschmacke aber eben so gut ist, und aus welchem kein Brod gebacken, sondern bloß Bier gebraut wird. Ferner Mais, auf dessen Anbau sich die Whidahschwarzen am meisten legen. Dieser wird des Jahrs zweymal, einmal stärker als das andre, gesäet, und in der besten Saatzeit ist das Land so dicht damit bewachsen, daß kaum ein schmaler Fußsteig zwischen durch geht. Die Erndte ist auch außerordentlich ergiebig, aber dennoch haben die Einwohner am Ende des Jahrs weit eher Mangel als Ueberschuß, theils wegen der starken Bevölkerung, theils weil sie zu viel an die Popos und andere Neger verkaufen. Ein dürres Jahr verursacht daher auch eine sehr große Hungersnoth, die zuweilen so heftig wird, daß freye Leute, um nicht zu verhungern, sich selbst zu Sklaven verkaufen. Noch giebt es eine

Art

Art Hirse, welche wie der Hafer wächst, ein röthliches Korn hat, und sieben bis acht Monat im Lande stehen muß, ehe sie zur Reife gelangt. Sie wird nicht gegessen, sondern mit dem großen Milhio zum Bierbrauen gebraucht.

Bohnen von verschiedenen Arten giebt es in Menge; merkwürdig aber ist eine Art Erbsen, aus welchen kleine Sträucher wachsen, wie diejenigen, welche den Piment tragen, denen sie auch an Gestalt der Rinde und des Laubes so ähnlich sind, daß ein sehr botanisches Auge sie kaum zu unterscheiden vermag. Doch trägt der Strauch keine Blüten, sondern die Erbsen wachsen in einer Haut, welche so dick als Pergament ist, und zwischen den Wurzeln hervorwächst. Sie enthält bis hundert und funfzig zarte verdauliche Erbsen, welche eine vortreffliche Speise geben. Wenn das Laub gelb zu werden anfängt, reißt man die Pflanze mit den Wurzeln aus der Erde; will man aber Saamen haben, so wartet man, bis die Pflanze völlig vertrocknet ist.

Pataten dienen statt des Brodes, die Ignames aber wachsen in so großer Menge noch von solcher Güte, wie auf der Goldküste, werden daher auch wenig geachtet. Alle andre Wurzeln, welche die Goldküste hat, findet man überflüßig, Zwiebeln und Ingwer jedoch ausgenommen, welche nur sparsam fortkommen. Ein Holländer säete hier Kohl, Rüben, Meerrettig, Rettig, und Petersilie, welches alles so gut gedieh und reifte, als in Europa. Eben dieser glaubt auch, das Land sey zum Bau des Zuckerrohrs und Indigo so geschickt, als eins in der Welt; diese Farbe findet sich auch schon häufig, und alle Tücher der Einwohner sind damit gefärbt.

Von Bäumen giebt es hier alle die Arten, welche wir bey Beschreibung der Goldküste angeführt haben,

besonders aber viele Palmbäume, die aber nicht des Weins, sondern allein des Oels wegen geachtet werden. Besondre Bäume sind die Pelon, welche eine feine kurze Wolle tragen, aus der sich manches arbeiten läßt. Eine andre Frucht ist die Karla, welche mit Salz und Malagettepfeffer gegessen wird.

Da Whidah so stark bevölkert ist, so ist auch die Anzahl der wilden Thiere sehr geringe. Elephanten, Löwen u. dergl. giebt es gar nicht, sondern bloß einige Rehe, Hasen und eine Menge der verschiedenartigsten Meerkatzen, welche auch sehr vielen Schaden thun. Die zahmen vierfüßigen Thiere sind von denen auf der Goldküste nicht verschieden, aber weit besser, und von ungleich angenehmern Geschmacke, weil die Wiesen hier das trefflichste Gras hervorbringen. Die hiesigen Schweine sind groß, fett, und geben ein zartes wohlschmeckendes Fleisch, daher auch die ärmsten Neger weit eher für ihre Schweine als für sich selbst besorgt sind.

Von zahmem Federvieh hat Whidah nichts, als etliche Arten Hühner und Enten, wilde Vögel aber sind häufig zu finden. Dahin gehört der Kronenvogel. Füße und Leib sind wie bey dem Storche; auf dem Kopf hat er einen schönen Federbusch, die Farbe der meisten Federn ist schwarz, doch sind auf den Flügeln auch bunte untermengt. Ferner verschiedne Arten Papogoien, welche alle grau sind, und nur hie und da einige rothe Federn haben, Rebhühner, Fasane, Pintados, wilde Enten, Gänse, Schnepfen, Krammetsvögel, Turtel und Ringeltauben und verschiedene Arten Raubvögel. Als fliegende Thiere gehören auch die Fledermäuse hieher, welche ziemlich groß sind, und Abends in solchen Schaaren fliegen, daß sie den Himmel verdunkeln.

Fische

Fische sind an der Küste häufig, und werden, ohngeachtet der damit verknüpften Gefahr, von den Negern gefangen. Darunter ist der Affen- oder Meerkatzenfisch, welcher zehn Fuß lang und drey bis vier Fuß breit ist. Der Kopf ist rund, hat kleine Augen, ein kurzes Kinn und auf der Oberlippe Haare, gleich einem Knebelbart, und oben auf dem Kopfe eine kleine Erhöhung. Seine vier Floßfedern sind dem Barte des Wallfisches gleich, und die zwey vordersten könnten Hände genannt werden, weil sie der Fisch ober- und unterwärts zusammenfügen und alles damit zum Munde führen kann. Dieser Fisch hat keine Schuppen, sondern eine mit kleinen Flecken besprengte Haut von schwarzer Farbe. Er lebt von Fischen und Seegrase, und sein Fleisch schmeckt wie magres Rindfleisch.

In den Flüssen sind fette Aale, Schollen, Rochen, Meeräsche, eine Art, Hechte, Krabben, Hummern und andre Muschelfische. Im Eufrates giebt es auch Krokodille, Seekühe und Flußpferde, welche letztern häufig geschossen und gegessen werden.

Schlangen giebt es zweyerley Arten, die eine ist schwarz und giftig, die andre völlig unschädlich und der Hauptfetisch des Landes. Diese letztern sollen die schwarzen Schlangen sowohl, als andre Arten Ungeziefer, vertilgen, woher auch die gottesdienstliche Verehrung kommen mag, welche ihnen die Neger erweisen.

So klein Whidah übrigens ist, so viele Einwohner hat es, so daß das ganze Land nur eine einzige Stadt zu seyn scheint, in welcher die grünenden angebauten Felder dem Auge wie Gärten vorkommen. Die Einwohner des Landes sind stark, wohlgewachsen, gut gebaut von Gliedmaßen, nicht so glänzend schwarz, als die Neger in dem nördlichern Guinea, aber weit

arbeitsamer und thätiger als diese. Dennoch sind diese Leute so unwissend, deß sie keinen Unterschied der Zeit zu machen wissen. Dabey sind sie wieder höflicher als andre Schwarzen, denen sie nach Angabe einiger Reisenden an guten und bösen Eigenschaften überlegen sind. Ihre Höflichkeit gränzt wirklich an die Komplimentirsucht der Sineser, so daß, wenn sie einem von ihren Obern begegnen, sie sogleich auf die Knie fallen, dreimal die Erde küssen, und ihre Hände zusammenschlagen. Der Vornehme beantwortet solches bloß dadurch, daß er ganz gelinde in die Hände klopft, und dem andern einen guten Tag wünscht. Die ganze Zeit über bleibt der andre auf der Erde liegen denn es würde das größte Verbrechen seyn, wenn man vor einem Vornehmen auf einem Stuhle oder einer Bank säße. Eben dergleichen Ehrerbietung wird von dem jüngern dem ältern Bruder, von den Kindern dem Vater, von den Weibern dem Manne erwiesen, und es geht soweit, daß sie die Hände vor den Mund halten, damit den andern ihr Athem nicht beschwerlich fallen möge. Wenn aber zwey Personen von gleichem Range sich begegnen, fallen beyde auf die Knie, schlagen die Hände zusammen, und grüßen einander mit vieler Höflichkeit. Empfängt jemand ein Geschenk von einem Vornehmen, so klopft er in die Hände, und küßt die Erde. Alle diese Ceremonien müssen sorgfältig wiederholet werden, und wenn es zwanzigmal des Tages wäre, daß sie einander anträfen, und die Verabsäumung derselben wird mit einer Geldbuße beleget.

Bey Besuchen ist das Ceremoniel eben so lästig. Besucht jemand einen Vornehmern, so läßt er sich vorher allezeit feyerlichst melden; hat der andre eine Stunde bestimmt, in welcher er seinen Besuch erwartet, so geht er in Begleitung aller seiner Hausgenossen

mit

mit musikalischen Instrumenten aus. Vor dem Hause des zu Besuchenden steigt er einige Schritte ab, und geht bis an die erste Thüre, wo ihn die Bedienten erwarten. Hier läßt er die Musik aufhören, und wirft sich mit seinem ganzen Gefolge zur Erde, welches die Hausgenossen, die ihn erwarten, ebenfalls thun, und nach vielen Komplimenten, wer zuerst aufstehen soll, geht er in den ersten Hof, und von da in den Besuchsaal, wo der Herr des Hauses, ohne eine Bewegung zu machen, seines Besuches erwartet. Die Ceremonien des Niederkniens, Erdeküssens und Händeklatschens werden hier abermals wiederholet, bis der Herr des Hauses den Gast niederzusitzen nöthigt. Nach einem kurzen Gespräch wird Getränke gebracht, welches ein Zeichen zum Fortgehen ist, wie bey den Türken Koffee und Räucherwerk. Hierauf folgen wieder dieselben Ceremonien, wie bey der Ankunft; der Gast wird bis an die Thüre begleitet, wo ihn die Bedienten in seinen Hamack zu steigen bitten, welches er so lange ablehnt, bis sie ihn auf den Knien dazu antreiben.

Die Europäer und Vornehmen werden in Hangematten oder Hamacks auf den Köpfen der Sklaven getragen. Die schönsten Hamacks werden von Baumwolle gemacht, und aus Brasilien gebracht; einige sind so dicht gearbeitet, als ein Stück Zeug, andre sind so offen, als ein Netzwerk. Die gewöhnliche Länge ist sieben, die Breite zehn, zwölf bis vierzehn Fuß. Jedes Ende hat funfzig bis sechszig Knoten, an welchen kleine Stricke von Seide und Baumwolle hängen, deren jeder drey Fuß lang ist. Alle diese Bänder von jedem Ende zusammen, machen einen Ring, wodurch ein Strick geht, der an dem Ende eines Bambusrohrs von funfzehn bis sechszehn Fuß lang befestigt ist, an dessen andern Ende das andre

Ende von dem Hamack befestigt ist, so daß er in Gestalt eines halben Zirkels hängt. Die beyden Träger haben das Ende von dem Hamack auf ihrem Kopfe. Die Person, welche darinnen getragen wird, liegt oder sitzt in dem Hamack, und viele haben ein Küssen, auf welches sie ihren Kopf legen. Auch bedienen sie sich eines Sonnenschirms, und des Nachts ziehen sie gemeine oder Wachsleinwand über die Stange her. Einige bedienen sich auch der Serpentinen, welche von den Hamacken in nichts unterschieden sind, als daß sie einen Himmel haben. Er wird von Pappe oder dünnen Bretern gemacht, und mit einem seidnen Zeuge oder Wachsleinwand überzogen, und hat taffte Vorhänge, welche auf beyden Seiten können zugezogen werden. Wenn ein europäischer Direktor, entweder zur Lust oder einer Reise wegen, aus der Stadt gehet, gehen zuweilen wohl zweyhundert Negers vor der Serpentine her; diejenigen, welche Flinten haben, schießen, andre schlagen die Trommel, oder blasen auf Trompeten, die übrigen tanzen und singen. Wenn ein Kaboschir reiset, so hat er zehn oder zwölf Schwarze mit Flinten zur Begleitung, welche unaufhörlich schreyen unn schießen.

So wie die Whidahneger allen andrn Negern, in Ansehung der Höflichkeit, überlegen sind, so übertreffen sie dieselben auch im Fleiße. Außer dem Ackerbaue, mit dem sich alle, den König und etliche wenige Vornehme ausgenommen, beschäftigen, spinnen sie Baumwolle, weben schöne Zeuge, machen Kalabaschen, hölzern Hausgeräthe, Schmiedearbeit und viele andre Sachen, welche alle weit vollkommner sind, als sie von andern Negernationen verfertigt werden. Dieß sind die Verrichtungen der Männer: die Weiber brauen Bier, flechten Körbe, verkaufen Eßwaaren u. dergl. Leider! beschuldigt man

aber

aber auch beyde Geschlechter einer vorzüglichen Neigung zu Diebereyen, und man versichert, daß es beynahe ganz unmöglich sey, ihrer List die gehörige Aufmerksamkeit entgegen zu stellen. Die Engländer nähten z. B. ihre Fässer ehedem in Säcke ein, allein die Neger schnitten die Säcke ab, gruben Löcher in die Fässer, und holten heraus, was ihnen anständig war.

Die Neger hier sind reicher gekleidet, als auf der Goldküste, indem sie fünf bis sechs Kleider von verschiedner Art über einander tragen. Alle gehen mit glattgeschorenen Köpfen; junge Leute beyderley Geschlechts aber sind meist bis zu ihrer Verheurathung nackend. Der König nebst den Großen des Landes tragen ein Stück weiße Leinwand, ohngefähr sechs Ellen lang, das sie um die Hüften schlagen, und gleich einem Weiberrocke auf die Ferse herabfallen lassen. Darüber legen sie ein Stück Seidenzeug von derselben Größe, welches auf gleiche Art herabfällt, und über dieses noch ein weit längeres Stück Brokat, welches sie queer über die Lenden ziehen, so daß das eine Ende eine Wulst auf der rechten Seite macht, das andre aber eine lange Schleppe bildet. Ihre Arm- und Halsbänder sind von Gold, Perlen, Korallen u. s. w.; einige tragen auch französische Federhüte. Die Weiber vom Stande tragen mitten um den Leib fünf Pagnen, so daß der oberste immer etwas kürzer als der untere ist, und oben eine Wulst wird, wie bey unsern Damen gegenwärtig der Brauch ist. An den Armen, Händen und um die Knöchel haben sie allerley künstliche Ringe, und auf dem Kopfe einen geflochtenen Korb, der ohngefähr wie ein Bienenkorb aussieht.

In Ansehung ihrer Speisen und Getränke sind sie sehr mäßig; denn ohngeachtet es in Whidah mehr Lebensmittel giebt, als auf der übrigen Küste, so sind

sie doch nicht wohlfeil und auch nicht vorzüglich. Eine Kuh, welche dreyhundert Pfund wiegt, ist schon etwas Seltenes, und die Anzahl der Thiere ist überhaupt nur geringe, daher Maiz, Reis, Früchte, und dann und wann Fische oder Vögel, ihre gewöhnliche Speisen sind. Wenn sie Brod machen wollen, so legen sie einen glatten und breiten Stein abhängig in einen Rahmen, thun dreyßig bis vierzig im Wasser aufgequollene Körner darauf, zerquetschen sie mit dem Reiber, und reiben sie so lange, bis Mehl daraus worden ist. Aus diesem mit Wasser vermengten Mehl, machen sie runde Klöse, welche sie dann in einem Topfe kochen, oder über dem Feuer auf einem Steine backen. Das Bier, welches ihre Weiber brauen, ist sehr gut, und wird von jedermann, selbst von den Sklaven getrunken, denn da das Wasser aus Brunnen kommt, welche zwanzig bis dreyßig Klaftern tief sind, so ist es wie Eis so kalt, und daher auch der Gesundheit nicht zuträglich.

Dieses Bier nebst Brod, Reis, Palm- und Branntewein und Fleisch wird in kleinen Buden, welche um die Märkte her stehen, verkaufet. Ueberhaupt sind diese Märkte, welche zweymal in der Woche gehalten werden, sehr gut eingerichtet, so daß selten einige Unordnung da vorfällt. Jede Art Kaufleute hat ihren bestimmten Platz, und man findet hier Sklaven, Ochsen, Schafe, Ziegen, Hunde, (welche gegessen werden) Federvieh, Affen und andre Thiere, europäische Zeuge, sinesische und Specereywaaren, Gold, Eisen und verarbeitet Eisen, Whidahzeuge, Matten, Körbe, Kalabaschen, hölzerne Gefäße, Pfeffer, Salz u. s. w. um ziemlich billige Preise. Der Sklavenhandel wird von den Männern betrieben, alle andre Waaren aber gehen durch Weiberhände, und man sagt, daß diese so viel Geschicklichkeit im Kauf und

Ver-

Verkauf besitzen, als ob sie die Handlung regelmäßig in Europa gelernt hätten.

Die Zahlungen geschehen im Golde oder in Bujis, welches eben die Muscheln sind, welche unter dem Namen Koris oder Kauris in Ostindien bekannt sind. Hier und in Ardrah dienen sie so wohl statt des Goldes als zum Putze, und es geht ein Großer des Reichs auf den Märkten herum, welcher die Schnüren untersucht, an welche die Bujis aufgereiht sind, nebst noch einem, der mit vier Bewaffneten da ist, Klagen anzuhören und Zwistigkeiten auf der Stelle zu schlichten.

Uebertreffen sie übrigens gleich alle Neger an Arbeitsamkeit und Fleiße, so haben sie doch mit allen den Hang zum Vergnügen gemein, der mit dem Negercharakter so genau verbunden ist. Leider! aber ist ihr vornehmstes Vergnügen Spiel, und die Liebe dazu ist so heftig, daß sie, wenn alles verloren ist, sich selbst aufs Spiel setzen, und von dem Gewinnenden an die Europäer verkaufen lassen. Ihre Glücksspiele sind drey: Erstens Attropoe, wobey sich zwölf bis funfzehn in einen Kreis setzen, und mit Bujis eine Art Würfelspiel treiben; das zweyte ist auf dieselbe Art, und vielleicht gar das nämliche, und das dritte geschieht mit runden Steinen oder Palmkernen, welche von den Spielern auf einer Matte herumgedreht werden, so daß der Stein, welcher den oder die Steine der andern herauntertreibt den Gewinn bringt. Außer diesen Glücksspielen haben sie auch solche, welche bloß in Uebung der Geschicklichkeit bestehen, als: sie stecken einen Pfahl in die Erde, befestigen auf demselben einen kleinen Knopf von etwan anderthalb Zoll im Durchschnitt, und wetten dann darauf, wer diesen Knopf in etlichen Schüssen, bey vierzig, funfzig Schritte Weite, herunter zu schießen im Stande sey. Auch lieben sie den

Tanz und die Musik, welches beydes ohngefähr von derselben Beschaffenheit, wie auf der Goldküste, ist. Doch sind ihre musikalischen Instrumente einigermassen von andrer Beschaffenheit: die Trommeln sind bloß ein Baumklotz, der an dem einen Ende mit einem Schaf oder Ziegenfelle bedeckt ist, und nur mit einem Klöppel geschlagen wird. Europäische Trommen haben sie noch lieber, bedienen sich aber auch bey diesen nur eines Stockes. Ihre Trompeten sind von Elfenbein, und können, der Gestalt wegen, eher Hörner genannt werden. Die Flöten bestehen aus zusammengelötheten eisernen Blechen, und haben nur ein Loch auf der ganzen Seite. Der Ton, den sie angeben, ist so scharf und knarrend, daß ihn nur ein Negerohr vertragen kann. Ein andres musikalisches Instrument ist ein Korb von Weidenruthen geflochten, in Gestalt einer gläsernen Flasche, sechs bis acht Zoll im Durchschnitt, und funfzehn Zoll in der Höhe. Dieser Korb ist mit kleinen Muscheln gefüllt, welche nach dem Takte geschüttelt werden. Ferner haben sie einen hohlen eisernen Zylinder, der schraubenweise um einen Stock geflochten, dabey hohl ist, und wie eine Flöte geblasen wird. Endlich gehört zu dieser Musik noch eine Art Trommel, deren Körper ein irdener Topf ist, welcher mit Pergament bedeckt, und von den Weibern geschlagen wird.

Die übrigen Gebräuche und Sitten der Whidahneger haben viele Aehnlichkeit mit denen, die wir bey Beschreibung der Goldküste angeführt haben; doch giebt es verschiedene Abweichungen, welche der Aufmerksamkeit unsrer Leser nicht unwürdig sind, und die wir also, ehe wir von ihrer Religion und Regierungsform Nachricht ertheilen, noch anzeigen wollen.

Zuerst

Zuerst also bemerken wir, daß die Vielweiberey hier noch weit stärker ist, als auf der Goldküste, so daß, wenn dort die Neger, wenn sie auch noch so vornehm sind, sich mit zehn bis zwölf Weibern begnügen, hier schon ein gemeiner Mann deren bis vierzig, und der König drey bis vier tausend hat. Auch sind gewiß wenig Länder in der Welt, wo die Ehe mit weniger Aufwand und Ceremoniel verknüpft ist, als in Whidah; denn hier ist weder Ehestiftung, noch Heurathsgut, noch Kaufpreis, noch irgend eine Art Geschenk von beyden Seiten, sondern alle Heurathen geschehen ohngefähr auf folgende Weise.

Wenn einer Neigung zu einem Mädchen hat, geht er ohne weitere Umstände zu dem Vater derselben, der ihm selten die Einwilligung versagt, sondern sie nach dem Hause des Freyers führt, wo sie einen neuen Pagne geschenkt erhält. Der Bräutigam schlachtet hierauf ein Schaf; und wenn dieses verzehrt ist, und etliche Flaschen Branntewein getrunken sind, so gehen Vater und Mutter der Braut wieder heim, und lassen sie bey ihrem neuen Manne. Da auch die Weiber hier alle den Männern verdienen helfen, so sieht man leicht, daß bey so wenigen Ausgaben ein Mann weit leichter dreyßig und vierzig Weiber zur Ehe nehmen, und erhalten kann, als bey uns einer dieß mit einer einzigen Frau zu thun im Stande ist.

Eifersüchtig sind die Männer hier außerordentlich, und die Weiber des Königs darf niemand bey schwerer Strafe auch nur ansehen. Auch ist das Loos der Weiber durchaus sehr traurig, und nicht viel besser, als ob sie wirkliche Sklavinnen wären; denn sie müssen unaufhörlich für ihre Männer arbeiten, und wenn nur ein etwas wahrscheinlicher Verdacht, daß sie die eheliche Treue gebrochen haben, auf sie fällt, werden sie ohne Barmherzigkeit an die Europäer verkauft.

Auch

Auch ist es dem Manne erlaubt, sich nach Gutdünken von seiner Frau zu scheiden; doch muß er dann den Eltern derselben den doppelten Werth von dem geben, als es ihm bey seiner Verheurathung gekostet hat.

So hart aber das Schicksal der verheuratheten Weiber ist, so viel Freyheit haben die Mädchen, denn wenn auch eine mit ihrem Liebhaber ertappet wird, so unterfängt sich doch niemand, sie darüber zu schelten, weil sie ein völliges Eigenthum über ihre Person hat; daher es auch kommt, daß viele Mädchen durchaus lüderlich werden, und die Anzahl der öffentlichen Weibspersonen in Whidah so groß ist.

Kinder haben die meisten Neger sehr viele; manche hundert und mehr; und man erzählt von einem Unterkönig, daß er bloß mit Hülfe seiner Söhne und Enkel und deren Sklaven einen mächtigen Feind aus dem Lande getrieben. Einige behaupten auch, daß die Neger ihre Kinder zu Sklaven verkaufen; andre aber versichern, es sey kein Volk auf der Welt, welches seine Kinder zärtlicher liebe; und wenn sie die Weiber verkauften, so sey dieß daher, weil sie dieselben als eine Art Sklavinnen ansähen, welches aber gar nicht auf die Kinder angewendet werden könne. Die Kinder werden übrigens im dritten oder vierten Jahre beschnitten, und der älteste Sohn ist alleiniger Erbe aller Güter und Weiber seines Vaters.

Krankheiten sind in Whidah nicht selten, welches mit eine Folge der Luft ist, die hier eine sehr ungesunde Beschaffenheit hat. Der Erzählung einiger Reisenden zu Folge, erzeugt der Thau, wenn er auf die Verdecke der Schiffe fällt, sogleich allerhand kleines Ungeziefer, und die Sonnenhitze am Tage ist wieder so heftig, daß die stärksten Europäer hitzige Fieber, welche

welche mit dem stärksten Wahnsinn begleitet sind, davon bekommen. Diese hitzigen Fieber zeigen sich vorzüglich im Junius, Julius und August, und entdecken sich durch große Schmerzen im Kopf und den Nieren, durch Erbrechen, Nasenbluten und solche Trockenheit der Zunge, daß dieselbe ganz schwarz wird. Außer diesen hitzigen und den Wechselfiebern ist auch der Durchfall eine sehr gewöhnliche Krankheit. Er ist entweder eine Folge vom übermäßigen Genuß der Landesfrüchte, oder vom Trinken des Wassers, und wird nicht leicht geheilt, weil er die Fremden zu allen Jahrszeiten angreift, und mehreremal mit verdoppelter Wuth zurückkömmt.

Die Whidahneger bedienen sich überhaupt bey ihren Krankheiten keiner Arzneymittel, sondern, wenn sie krank sind, nehmen sie ihre Zuflucht zu einer Menge von Opferungen, welche sie ihren Fetischen bringen, und in deren Anzahl und Werthe ihnen die Bewohner der Goldküste weit nachstehen. Vielleicht kommt dieß auch daher, weil sie sich so außerordentlich für dem Tode fürchten, daß sie seiner auch nicht gern auf eine entfernte Weise erwähnen hören, so daß es auch ein Verbrechen der beleidigten Majestät ist, wenn jemand in Gegenwart des Königs des Todes erwähnet.

Die Begräbnisse des gemeinen Volks sind, wie auf der Goldküste; die Großen des Landes aber begraben ihre Väter in einer dazu erbauten Gallerie, legen Schild, Bogen, Pfeile und Säbel auf das Grab, und umgeben dasselbe mit allen Fetischen, welche sie habhaft werden können.

Die Religion der Whidahneger ist der Fetischismus, allein er unterscheidet sich in so manchen Stücken von dem Fedischendienst der übrigen Neger, und verräth gewissermaßen so viel von Priesterraffinerie, daß

er

er wohl eine etwas genauere Beschreibung verdient. Sie nehmen, gleich andern Negern, ein höchstes Wesen an, allein dieses Wesen, sagen sie, sey so hoch über die Menschen erhaben, als daß es sich um sie kümmern, oder von ihnen verehrt werden könne; es habe also die Regierung der Welt den Fetischen, überlassen und dieser Fetischen sollen sie über hunderttausend verehren. Die Klügsten unter ihnen, wahrscheinlich durch den Umgang mit Europäern etwas mehr aufgeklärt, sollen indessen doch dem höchsten Wesen die Regierung der Welt zugestehen, und sogar im öffentlichen Landesnöthen ihre Zuflucht zu demselben nehmen, wie von einem ihrer Hauptleute erzählt wird, der dem Gott des Himmels Sklaven und Kinder geopfert, um die Genesung seines Vaters dadurch zu erlangen.

Ihre Fetische können in zwey Klassen getheilt werden, in die obern und in die untern. Zu der ersten gehören: die Schlange, die Bäume und das Meer. Die Schlange ist dre vornehmste unter allen, und von dieser werden wir nachher noch eine umständlichere Nachricht ertheilen. Die Bäume müssen um Fetische zu seyn, von der Natur besonders gebildet seyn, und zu diesen Bäumen wird nur zur Zeit der Krankheit besonders bey Fiebern und bey der Wiedergenesung, gebetet. Die Opfer, welche die Bäume von den Kranken bekommen, bestehen in Blättern von Hirse, türkischem Weitzen und Reis. Diese legt der Priester an die Wurzel des Baums, und nimmt sie nachher mit nach Hause, wenn ihm der Kranke nicht Geld giebt, daß er sie so lange liegen lasse, bis sie von den Hunden, Schweinen und Vögeln gefressen werden.

Der dritte allgemeine Fetisch ist das Meer, welchem die Einwohner, wenn es stürmisch ist, große Opfer in feyerlicher Procession bringen. Auch wird ein jährlicher Umgang an dem Eufrates, dem Hauptfluß

fluß von Whidah gehalten, und etliche Hände voll Reis, türkischen Weizen und Hirse in demselben geworfen. Als allgemeinen Fetisch führen einige noch ein häßliches Bild an, welches von Thone gemacht ist, und Agoye genannt wird. Diese Gestalt welche, das Gesicht ausgenommen, einem Frosche sehr ähnlich sieht, hockt auf einem Fußgestelle von rothem Thone, an welchem ein Stückchen rothes, mit Bujis behängtes, Tuch hängt. Um den Hals ist ein Band von Scharlachtuche, eines Fingers breit, an welchem vier Bujis hängen. Der Kopf ist mit Schlangen und Eydechsen gekrönt, zwischen welchen rothe Federn untermischt sind, und aus den Schadel geht die Spitze von einer einer Assagay hervor. Dieses sonderbare Bild steht in dem Hause des Oberpriesters, und vor demselben stehen drey hölzerne Schalen oder halbe Kalabaschen, in deren jeder funfzehn bis zwanzig kleine Kügelchen sind. Es ist der Gott des guten Raths, der gewöhnlich vor jeder Unternehmung als ein Orakel befragt wird. Diejenigen, welche das thun, wenden sich an den Oberpriester, zeigen ihr Verlangen an, geben dem Agoye sein Opfer, und dem Priester, als Dollmetscher des Orakelspruchs, das Honorarium. Ist der Priester damit zufrieden, so nimmt er die Schalen in die Hand, und nach verschiednen Verdrehungen der Geberden, wirft er die Kügelchen auf Gerathewohl aus einer Schale in die andre, bis in jeder eine ungleiche Zahl zum Vorschein kommt. Dieses wiederholt er mehreremahle und wenn die ungleiche Zahl allezeit zum Vorschein kommt, so wird das Unternehmen für glücklich gehalten.

Außer diesen allgemeinen Fetischen haben die Neger hier, wie auf der Goldküste, jeder so viel und so mancherley Fetische, als ihm einfällt. Diese sind unförmliche, irdene, kleine Figuren und andre Dinge, die wir

wir schon anderwärts als Fetische angeführt haben. Auch wählt mancher das erste Thier, das ihm begegnet, den ersten Stein, den er sieht, u. s. w. zu seinem Fetisch.

Die Schlange, welche der vornehmste Fetisch im ganzen Lande ist, hat einen runden, dicken Kopf, grosse schöne Augen, eine kurze, gleich einem Spieße zugespitzte, Zunge, eine weißgraue Haut mit wellenweise laufenden gelben, blauen und braunen Streifen von einer angenehmen Mischung. Diese Thiere verfolgen die giftigen Schlangen und Ratten als unversöhnliche Feinde, den Menschen aber thun sie keinen Schaden, sondern sind vielmehr so zahm, daß sie sich mit der Hand angreifen lassen, daher auch Europäer sogar ohne alle Furcht mit ihnen spielen.

Die Whidahneger erzählen, sie hätten diese Schlangen vor vielen Jahren gefunden, da solche ihren ehemaligen Wohnsitz wegen Bosheit der dasigen Einwohner verlassen, und zu ihnen gekommen wären. Als das Heer von Whidah, sagt ein französischer Schriftsteller, denen von Ardrah ein Treffen liefern wollte, so kam eine große Schlange aus der Armee von Ardrah, und kroch zu der gegenseitigen. Da diese Schlange so zahm war, daß sie sich von jedermann angreifen ließ, so hob sie der Opferpriester in die Höhe, und zeigte sie dem ganzen Heere, welches durch dieses Wunderzeichen Muth faßte, und mit solcher Herzhaftigkeit auf die Feinde losgieng, daß es einen schnellen Sieg erlangte. Die Whidahneger schrieben dieses Glück der Schlange zu, führten sie nach Hause, und wiesen ihr ein jährlichen Unterhalt an, so daß in kurzer Zeit dieser Fetisch weit mehr Verehrung genoß, als alle bisher vergötterte Fetische. Auch glauben sie, daß die Schlange, welche bis jetzt noch in dem Schlangenhause bey Sabi verehrt wird, noch eben

die

diejenige sey, welche ihre Voreltern damals nach Hause gebracht, und daß alle Schlangen dieser Art Nachkommen jener großen Schlange sind.

Wenn gleich auch die andern Schlangen nicht so sehr geehrt werden, als die zu Sabi, so werden sie doch von den Einwohnern sehr hoch geachtet, welche sich allezeit glücklich schätzen, wenn eine derselben ihren Wohnsitz bey ihnen aufschlägt. Es gilt auch für das größte Verbrechen, eine zu tödten; und wenn der Verbrecher ein Neger wäre, so würde ihm der Kopf eingeschlagen, und sein ganzes Vermögen eingezogen werden: ja man hat Beyspiele, daß selbst Europäer kaum von der Wuth der Neger zu befreyen gewesen sind, wenn sie sich eine solche Gottlosigkeit haben zu Schulden kommen lassen. Eine solche Schlange setzte sich einmal über den Tisch, an welchem ein holländischer Faktor speiste; er durfte es nicht wagen, sie zu vertreiben, und keiner der Neger wollte sich dazu verstehen, sie aus dem Hause zu schaffen. Der Faktor zeigte sie endlich einmal etlichen Kaboschiren, die bey ihm aßen, und sagte ihnen, wenn die Schlange hier länger ohne Nahrung zubringen sollte, würde sie endlich Hungers sterben müssen. Die Kaboschiren versicherten ihn dagegen, daß die Schlange ohnstreitig den Weg zu den Schüsseln finden könne, und er gar nicht glauben dürfe, daß sie ohne Nahrung bleibe. Der Faktor machte sich diese Versicherung zu Nutze, und sagte Tags darauf zu dem Könige: da einer seiner Fetische nun vierzehn Tage ungebeten mit ihm gegessen, so wäre es billig, daß ihm ein Kostgeld für denselben entrichtet werde, widrigenfalls er seine Wohnung von diesem ungebetnen Gaste befreyen müsse. Der König fand dieß sehr billig, und schickte dem Fakor noch demselben Abend einen fetten Ochsen.

Auch die Thiere sogar sind von der Strafe nicht ausgenommen, welche die Menschen trifft. So fras 1697 ein Schwein eine solche Schlange, und die Priester brachten nun einen Befehl zu wege, vermöge dessen alle Schweine in ganz Whidah umgebracht werden sollten; ein Befehl, der gewiß auch nach aller Strenge vollstreckt worden wäre, wenn nicht der König, durch die Europäer bewogen, der Massaker ein Ende gemacht hätte Wenn der Maiz einen Fuß hoch gewachsen ist, muß jeder auch seine Schweine in genauer Verwahrung halten, weil die Schlangen um diese Zeit in den grünen Feldern hecken, die Schweine also auch sehr großen Schaden unter diesen heiligen Thieren verursachen würden. Ueberhanpt haben die Schwarzen auch große Verehrung für die Schlangen; und wenn bey einer Feuersbrunst etwan eine verbrannt ist, so halten alle, die es hören, ihre Ohren zu, und geben Geld zur Versöhnung des umgekommenen Fetisches, mit dem sie so nachläßig umgegangen sind.

Im ganzen Lande sind für diese Schlangen Erdhütten aufgerichtet, in welchen sie ernährt werden, und niemand geht vor einer vorbey, ohne der inwohnenden Schlange seine Ehrfurcht zu bezeigen. Jedes dieser Häuser hat eine Priesterinn, welche mit von den Speisen lebt, die der Schlange gebracht werden, und auf die Fragen der Andächtigen antwortet. Das vornehmste Schlangenhaus aber liegt eine Meile von der Hauptstadt Sabi, wo, wie schon erwähnt, die erste und älteste aller dieser Schlangen ihre Wohnung haben soll. Diese große Schlange wird bey allen Gelegenheiten angerufen, die das gemeine Wesen angehen, und deswegen werden ihr auch sehr reiche Opfer gebracht, welche in Gelde, europäischen Waaren, Schlachtvieh, andern Lebensmitteln, Wein, Branntewein und Bier bestehen, und natürlicher Weise denen, die am Altar

dienen

dienen, zu Gute kommen. Dieser Schlange zu Ehren werden auch feyerliche Processionen angestellt, als nach der Krönung eines Königs, und bey großen Landplagen, von deren einer, die 1725 nach der Krönung gehalten wurde, wir eine Beschreibung mittheilen wollen.

Sobald dieser Umgang angekündigt war, ward der Zulauf von allen Theilen des Königreichs so groß, daß eine starke Anzahl Leute mit großen Stöcken voraus gehen mußten, um Ordnung zu erhalten. Den Anfang des Zugs machten vierzig Musketiers, unter Anführuug eines Hauptmanns; dann zwanzig Trompeter, zwanzig Trommelschläger, zwanzig Flötenspieler; zwölf Weiber des Königs von der dritten Ordnung, die Geschenke des Königs an die Schlange tragend, welche im Bujis, Branntewein, Leinwand, Kaliko und Seide bestanden; dann der königliche Kammerdiener mit einem Rohr in der Hand, mit bloßem Kopfe, die Pagne hinter sich nachschleppend; wieder zwanzig Trompeter; vierzig Soldaten; zwanzig Flötenspieler: zwölf Weiber des Königs mit geflochtenen Körben, welche Speisen enthielten; drey königliche reich bekleidete Zwerge, die lange Pagnes nach sich schleppen; der Oberceremonienmeister; vierzig Soldaten; zwanzig Trommelschläger; zwanzig Trompeter; zwanzig Flötenspieler; zwölf Weiber des Königs, welche Geschenke von der königlichen Mutter trugen; drey Bediente der königlichen Mutter; drey Zwerge; die Königinn Mutter; drey von ihrem Hausfrauenzimmer; die Musik des Harems; der hohe Opferpriester und wieder vierzig Soldaten.

Als dieser Zug vor der Wohnung der Schlange anlangte; warfen sich alle, ohne in den Hof hinein zu gehen, mit dem Gesicht auf die Erde, streuten Staub auf ihr Haupt, und erhuben ein Freudengeschrey. Un-

terdessen stellten sich die Musikanten auf die Seiten, und machten ein entsetzliches Getöse, wobey die Soldaten ihrer Gewehre abfeuerten. Die Königinn Mutter gieng dann mit den Weibern, welche die Geschenke trugen, an die Thüre des Schlangenhauses, wo der Oberpriester die Geschenke in Empfang nahm, ohne daß sie oder jemand anders die Schlange zu sehen bekam, worauf der Zug mit eben den Ceremonien wieder zurückgieng.

Die Priester und Priesterinnen (denn der Gottesdienst wird hier von beyden Geschlechtern verrichtet) haben hier gewaltig große Vorrechte, so daß sie auch ehedem, selbst um des größten Verbrechens willen, nicht am Leben gestraft werden durften. Das Oberhaupt dieser Priester wird so hoch als der König geachtet, ja, zuweilen noch mehr, weil das Volk in dem Wahne steht, daß er durch die Unterredungen mit der Schlange im Stande sey, Anfälle abzuwenden oder doch zu vermindern, wodurch er denn auch im Stande ist, den König und das Volk so sehr zu ängsten und zu quälen als er Lust dazu hat. Kein Priester hat indessen eine besondre Besoldung, sondern sie treiben Handthierungen und Gewerbe, wie andre Neger; allein die Leichtgläubigkeit des Volks und das Ansehen, welches sie sich als Mittler zwischen den Göttern und Menschen zu geben wissen, eröffnet ihnen eine immer fliessende ergiebige Quelle des Reichthums. Die Weiber, welche zum Priesterthume gelangen, werden eben so sehr als die Priester in Ehren gehalten, wenn sie gleich vorher Sklavinnen gewesen sind; und statt daß andre Weiber ihren Männern in allem unterwürfig seyn müssen, behaupten diese die Herrschaft über die Männer, welche ihnen nicht anders, als mit vieler Ehrfurcht, begegnen dürfen. Zur Erhaltung des Priesterinnenordens wird jährlich eine gewisse Anzahl junge

ge Mädchen ausgesucht, und zwar um die Zeit, wenn der Maiz grün ist, da die alten Priesterinnen der Schlange mit tüchtigen Keulen durch die Stadt laufen und greifen alle Mädchen von acht bis zwölf Jahren, welche sie auf den Gassen finden, denn in die Häuser zu gehen wird ihnen nicht verstattet. Wenn diese Mädchen eingeschlossen sind, begegnen sie ihnen etliche Tage sehr freundlich, und lehren sie die Gesänge und Tänze, welche zum Gottesdienste erforderlich sind, und hierauf graben sie ihnen die Haut voll mancherley Figuren, wodurch diese wie geblümter Atlas aussiehet. Ihre Lehrerinnen tragen sie alsdann, in einer finstern Nacht, in ihre vormaligen Häuser zurück, wo sie ihre Eltern rufen lassen, welche sie gewöhnlich freundlich empfangen, und der Schlange für die Ehre danken, welche sie ihrer Familie erwiesen hat. Haben die Priesterinnen nun die Kosten erhalten, welche sie für den Aufenthalt der Kinder verlangen, so bleiben die Mädchen bey den Eltern, und gehen nur von Zeit zu Zeit in das Schlangenhaus, wo sie eingeweiht worden sind, sich in denerlernten Gesängen und Tänzen zu üben. Sind sie aber mannbar, so werden sie so prächtig als möglich geputzt, in den Tempel der großen Schlange geführt, wo sie in eine Grube hinabsteigen müssen, in welcher sie eine Stunde bleiben, und sodann als Weiber der großen Schlange bewillkommt werden.

Dieß ist die Gestalt der Religion von Whidah: sie ist zusammengesetzter, als irgend eine in Guinea, und die Priester haben zu viel Interesse bey ihrer Aufrechterhaltung und zu viel Ansehen unter der großen Menge, als daß die Missionen, welche Portugiesen und Franzosen hieher veranstaltet haben, einen glücklichen Erfolg gehabt haben könnten. Die erste dieser Missionen fällt ins J. 1667, wo zwey Kapuziner hieher kamen, wel-

che so gewaltig predigten, daß selbst der König sich taufen lassen wollte; allein das Volk erregte einen Aufstand, und der König, dem die irdische Krone lieber zu seyn schien, als die himmlische, versprach nun bey der Religion seiner Väter zu verbleiben.

Daß Whidah von einem Könige beherrscht wird, haben wir schon bey mehrern Gelegenheiten angeführt; und folgt man den Berichten europäischer Reisenden, so darf man sich wirklich keine ganz geringe Idee von diesem Fürsten machen und, ihn gar nicht in die Reihe der Negerprinzen setzen, die wir in den nördlichern Gegenden von Guinea gefunden haben. Ob aber die Begriffe, welche sie uns von dem Könige Whidahs mittheilen, nicht übertrieben sind, ob sie nicht verschönert und vergrößert haben, bleibt eine andre Frage, deren Beantwortung, wir erst noch von einem philosophischen Reisenden zu erwarten haben.

Das Wichtigste jener Erzählungen also, deren Werth und Unwerth man übrigens dahin gestellt seyn lassen muß, ist folgendes: Whidah ist ein Erbreich, welches vom Vater auf den ältesten Sohn kommt, es müßten denn die Großen des Reichs besondre Ursachen haben, ihn zu übergehen, und die Krone einem seiner Brüder zu geben. Der Thronfolger wird, gleich nach seiner Geburt, in die Provinz Zinghe an die westlichen Grenzen von Whidah gebracht, wo er wie der Sohn eines Privatmanns erzogen wird, ohne daß man ihm den Rang, wozu er in Zukunft bestimmt ist, zu erkennen giebt. Niemand darf ihn hier besuchen, oder einen Besuch von ihm annehmen, und derjenige, welcher die Aufsicht über ihn hat, muß bey Lebensstrafe das Geheimniß seiner Geburt auf das sorgfältigste verbergen. Es ist leicht, sagt man, die Absicht dieses sonderbaren Gebrauches zu finden; denn da der auf diese Weise erzogene Fürst nichts weniger

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0576
DFG

niger versteht, als die Grundsätze der Regierung, so sieht er sich genöthigt, die Großen beständig als Rathgeber bey sich zu behalten, und so bleibt er immer eine bloße Puppe, die einige Familien nach ihrem Interesse zu lenken wissen. Wenn der neue König aus Zinghe abgeholt worden ist, und man sich über den Tag seiner Krönung, die oft mehrere Jahre verschoben wird, verglichen hat, so muß der Schlange ein Opfer gebracht werden, dessen Beschaffenheit der hohe Oberpriester allezeit anzugeben hat. Gewöhnlich besteht es in etlichen Thieren, welche auf dem Markte getödtet, und da von den Vögeln verzehrt werden. Sobald dieses Opfer vorbey ist, gehen achtzehn Weiber des Königs von der dritten Ordnung, solche nämlich, die der König nicht mehr behalten will, aus dem Harem; vor ihnen her die Musik, und hinter ihnen zwanzig Musketiers. Die vornehmste der Weiber geht zuletzt, und trägt ein thönernes Bild, welches sie neben den Opferthieren niederlegt, worauf sie alle unter Musik und Gesang wieder zurückkehren. Nunmehr gehen die sämmtlichen Kaboschiren, reichlich mit Juwelen geschmückt, mit einem zahlreichen Gefolge von Musikanten und Sklaven zu dem leeren Throne des Königs, und fallen vor demselben aufs Antlitz, welches vierzehn Tage hinter einander unter beständigem Jauchzen des Volkes, Flinten- und Kanonenschüssen fortdauert.

Haben die Großen diese Art von Huldigung geleistet, so schicken sie eine Gesandtschaft nach Ardrah, um einen von den Großen dieses Landes zu holen, dessen Familie seit undenklichen Jahren das Recht hat, die Könige von Whidah zu krönen — vielleicht aber auch, weil Whidah gegen Ardrah in einer uns unbekannten Art von Lehnsverbindlichkeit stehet. Dieser Herr bleibt eine Meile von Sabi, vierzig Tage lang,

liegen, ohne daß weder er noch jemand aus seinem Gefolge in die Stadt kommen darf. Die ganze Zeit über wird er von den Großen des Reichs besucht und bewirthet, und der König schickt ihm täglich zweymal überflüßig zu essen. Nach Verlauf der vierzig Tage läßt ihn der König endlich mit vielen Ceremonien nach Sabi einladen, worauf er die Antwort erhält, daß er der Ardrese erst Nachricht aus Ardrah haben müsse, daß der König von Whidah das Hauptthor von Assem (der Hauptstadt von Ardrah) zu Folge der alten Verträge habe erneuern lassen. Hat er denn davon die Bestätigung erhalten, so kommt er in einem feyerlichen Aufzuge nach Sabi, wo er wieder fünf Tage zu Hause bleibt, ehe er dem König seine Aufwartung macht.

Am fünften Tage des Abends endlich wird die Krönung, die den folgenden Tag für sich gehen soll, dem Volke durch neun Kanonenschüsse bekannt gemacht, und zu gleicher Zeit werden die Direktoren der europäischen Faktoreyen zu der Ceremonie eingeladen, welche Abends um fünf Uhr ihren Anfang nimmt. Um diese Stunde begiebt sich der König in Begleitung vierzig seiner liebsten Weiber, welche mit den feinsten seidenen Zeugen bekleidet, und mit goldenen Armbändern, Halsketten und Juwelen mehr beschwert als geschmückt sind, mit Vorantretung eines Haufens Soldaten, über den Hof seines Pallastes auf den Thron, der in einem Winkel des Hofes befindlich ist. Der Thron ist ein großer gutvergoldeter Lehnstuhl mit dem französischen Wappen, auf dem Sitze und zu den Füßen liegen Sammtküssen, mit goldnen Tressen eingefaßt.

Zur linken Hand sitzen die vierzig Weiber des Königs; zur rechten die französischen, englischen, holländischen und portugiesischen Direktoren und Faktoren, und hinter ihnen die Hausgenossen derselben. Rechts steht

auch

auch ein Großer des Reichs mit einem Sonnenschirme vom reichsten Goldstoff, und obendrein noch mit goldnen Franzen und Tressen eingefaßt; ein andrer knieet vor dem Könige, und weht ihm mit einem seidnen Tuche frische Luft zu, und neben diesem stehen zwey Zwerge, von denen einer nach dem andern eine glückwünschende Rede an den König hält.

Hierauf nähert sich der Gesandte von Ardrah, unter Abfeurung der Kanonen und Musketen und dem Schalle von Trommeln, Trompeten und Flöten, und begrüßt den König, ohne vor ihm niederzufallen. Er hält eine kurze Rede an den König, nimmt den Helm, den dieser trägt, ihm vom Kopfe, und saget, sich gegen das Volk wendend, dreymal mit lauter Stimme: Seht Euern König; seyd ihm treu, und Euer Flehen soll von dem Könige von Ardrah, meinem Herrn, erwerden. Er setzt dem Könige nunmehr den Helm wieder auf, und die Krönung ist vorüber.

So lautet die Beschreibung, welche die Reisenden von der Krönung des Königs von Whidah liefern; ist sie richtig, so kann man nicht leugnen, daß hier weit mehr Pracht und Anstand zu finden ist, als in allen andern bisher beschriebenen westafrikanischen Staaten. Auch der ganze Hofstaat des Königs, seine Lebensart und alles übrige soll von einer Beschaffenheit seyn, die eigentlich hier niemand erwarten würde. Der Hofbedienten ist eine sehr große Anzahl, denn es ist beynahe keine Sache zu finden, welche nicht einen Titel gäbe, und sonderbar ist es, daß diese leeren nichtsnutzigen Wörter, eben so wie unter unsern aufgeklärten Nationen, mit gutem Gelde bezahlt werden. Der König selbst wird, ohngeachtet er von seinen Grossen nach Gutbefinden gelenkt wird, als eine Gottheit angesehen, der sich niemand anders als mit der tiefsten Ehrfurcht nähern darf. Kein Unterthan, der

hohe Opferprieſter ausgenommen, hat die Erlaubniß, zu ihm zu kommen, als wenn er gerufen wird, und dann darf er nicht anders kommen, als kniend oder auf dem Bauche liegend, und in dieſer Stellung bleiben ſie bis ihnen der König, durch eine gelinde Bewegung der Hände, die Erlaubniß zu ſprechen ertheilt. Erhält ein Großer des Reichs bey dem König Gehör, ſo geht er in den Pallaſt, in Begleitung vieler Bewaffneten, Trommelſchläger, Trompeter und Flötenblaſer. So wie er an das Vorderthor kommt, geben diejenigen, welche Feuergewehr haben, eine Salve, die Muſik erſchallet, und das übrige Gefolge erhebt ein Jubelgeſchrey. Im erſten Hofe des Pallaſtes legt er ſeinen ganzen prächtigen Anzug ab, und zieht dafür ein grobes Pagne an, das aus Schilfgraſe geflochten iſt, und in dieſer Kleidung wird er von den königlichen Bedienten in den Audienzſaal geführt, wo er auf die Erde niederfällt. Dieſes ſklaviſche Ceremoniel iſt auch die Urſache, daß die Großen dem Könige ſelten anders, als bey dringenden Angelegenheiten, die Aufwartung machen, wiewohl übrigens, dieſes Ceremoniel ausgenommen, vielleicht kein Land in der Welt iſt in welchem die Großen mehr wahre Freyheit haben als hier. Dieß geht ſo weit, daß ſie eben deswegen fünf bis ſechshundert Mann zur Audienz mitbringen damit dieſe, wenn der König ihnen etwan übel begegnete, ſie befreyen oder wenigſtens rächen könnten. Auch führen ſie oftmals, ohne Erlaubniß des Königs, Krieg mit einander, und ſie würden ſich alle wider ihn vereinigen, wenn der König, ihren Vorrechten zu nahe zu treten, ſich einfallen laſſen ſollte.

Von dem läſtigen Ceremoniel, welches alle Unterthanen drückt, ſind aber alle Europäer völlig befreyet. Dieſe begrüßen den König, wie Herrn von Stande in Europa begrüßt werden. Er nimmt ſie bey der Hand,

Hand, läßt sie niedersetzen und trinkt ihnen zu. In diesem Audienzgemache sind mit Tuche überzogene Bänke, zween Fuß hoch und einen Fuß breit, und dabey ein länglichrunder Sessel. Dieser ist für den König, und die andern für die Europäer, welche neben dem Könige sitzen.

Niemand trinkt aus eben dem Becher, aus welchem der König trinkt; und wenn von ohngefähr jemand anders ihn mit den Lippen berührt hat, so bedient er sich desselben niemals wieder. Niemand darf ihn essen sehen, als seine Weiber; es ist niemand erlaubt; die eigentliche Wohnung des Königs zu wissen, und als einmal ein Europäer einen der vornehmsten Günstlinge des Königs fragte: wo der König schlafe? antwortete ihm dieser, dieß sey eben so unmöglich zu wissen, als wo Gott schlafe.

Die Könige sind in ihrem Pallaste ziemlich müssig, und bringen die meiste Zeit bey ihren Weibern zu. Diese Weiber sind in drey Klassen getheilt: die erste bestehet aus den allerschönsten jungen Weibern, und hat keine bestimmte Zahl; die andre besteht aus denen, welche Kinder von dem König gehabt haben, oder die Alter und Krankheit zum Vergnügen des Königs untüchtig gemacht haben; die dritte endlich besteht aus denen, welche als Sklavinnen dienen, übrigens aber als königliche Weiber betrachtet werden. Wenn jemand vorsetzlich, oder durch Ungefähr nur eine Hand einer königlichen Frau berührt, so hat er dadurch den Kopf oder wenigstens die Freyheit verlohren. Bey dem allem hat doch der König keine Achtung gegen sie: sie müssen ihm beständig bedienen, und richten alle seine Befehle aus; und wenn es ihm einfällt, oder ein europäisches Schiff nicht Sklaven genug hat, so verkauft er zwanzig bis dreyßig ohne Umstände zu Sklavinnen.

Wenn

Wenn der König gestorben ist, so wird fürs erste sein Pallast eingerissen, und ein neuer zur Residenz des Thronfolgers erbauet, welcher binnen drey Monaten fertig wird. Sobald der neue König den Pallast in Besitz genommen hat, giebt er Befehl zu seines Vaters Leichenbegängnisse. Dieses wird dem Volke durch Kanonenschüsse kund gethan. Der grosse Opferpriester läßt ein Grab, funfzehn Fuß ins Gevierte und fünf Fuß tief, machen. In der Mitte desselben wird eine neue Vertiefung, acht Fuß ins Gevierte, ausgegraben, die über und über zugedeckt, und in welche der Leichnam mit großen Ceremonien gelegt wird. Darauf werden acht der liebsten Weiber, aufs schönste geputzt, und mit Viktualien beladen, in die Gruft geführt, und mit der Erde bedecket. Nach diesen Weibern kommt die Reihe an die Männer, welche gleiche Bestimmung haben; die Anzahl derselben ist nicht bestimmt; und da niemand weiß, wen das Loos treffen möchte, so suchen sich die Bedienten des Verstorbenen zu entfernen, und kommen nicht eher zum Vorschein, bis das Leichenbegängniß vorüber ist. Nur ein einziger von den Bedienten ist schlechterdings verbunden, ihm aus der Welt zu begleiten, und zwar derjenige, welcher den Namen des Günstlings führet. Dieser Mensch darf nie ohne besondere Vergünstigung den Pallast verlassen, dafür hat er das Recht auf dem Markte wegzunehmen, was ihm beliebt, ist von allen Abgaben frey, genießt die größte Ehre, und hat ein glückliches Leben, das aber beständig durch den Gedanken des Todes verbittert seyn muß, denn sobald der König stirbt, wird er scharf bewacht, und ihm der Kopf abgehauen.

Der König von Whidah, hat beträchtliche Einkünfte, welche aus den Ländereyen, den Zöllen, den Abgaben und Geschenken der Europäer, und den Geldbußen

bußen und Einziehungen der Güter bestehen. Die königlichen Ländereyen liegen in ganz Whidah zerstreuet, und sind so einträglich, daß er nicht alles braucht, sondern den Ueberschuß mit großem Vortheile verkaufen kann, daher dieß eine der besten Einkünfte ist. Diese Ländereyen werden, ohne des Königs Unkosten, gepflügt und die Frohndienste gehen so weit, daß er seinen Fröhnern nicht einmal Wasser zu geben verbunden ist; auch dürfen sie ihre eignen Lande nicht eher besäen, als bis die königlichen Aecker bestellt sind. Diesen Dienst müssen sie des Jahrs dreymal leisten, und das Zeichen sind drey Kanonenschüsse, worauf die Edelleute ihre Leute den folgenden Morgen, mit Anbruch des Tages, vor den königlichen Pallast führen, wo sie eine Viertelstunde lang singen und tanzen. Die Hälfte von ihnen ist bewaffnet, als ob sie ins Gefecht gehen wollten, die andre Hälfte hat Spaten, welches ihr einziges Instrument zum Pflügen ist. Das Eisen an diesem Spaten ist eine Hand breit und von ihnen selbst geschmiedet. Es ist dünne und mit einer Röhre versehen, wo man den Stiel hinein steckt, welcher nicht wie bey uns gerade, sondern in einen Winkel gebogen ist. Wenn diese Leute eine Zeitlang vor dem Thore des Pallasts getanzt und gesungen haben, so laufen sie eiligst an die ihnen bestimmten Oerter; und während daß die Bewaffneten nach der Musik singen und tanzen, so arbeiten die Ackerleute nach dem Schalle der Instrumente, so daß es eher ein Vergnügen, als eine Arbeit zu seyn scheint. Zween Tage darauf, nachdem sie tiefe Furchen gezogen haben, pflanzen oder säen sie, und des Abends kehren sie mit Musik wieder zurück.

Die Zölle und Abgaben sind nach dem Verhältnisse des Landes sehr groß; der König hat den Zehnten von allem, was auf die Märkte gebracht wird; es

sey

sey, von welcher Art es wolle. Die sechs Zollhäuser, welcher an den Pässen des Landes hat, tragen gleichfalls etwas Beträchtliches ein, und man versichert, daß ihn allein der Fischzoll reich machen würde, wenn nicht — gerade wie unter den polizirten Nationen — soviel in den Händen der Einnehmere behangen bliebe. Die Hälfte von allen Geldbußen gehört ihm gleichfalls, und die Sklavenzölle sind so beträchtlich, daß dadurch allein der König einer der reichsten in ganz Guinea wird. Endlich gehören zu den wichtigen Einkünften auch noch die Zölle und Geschenke, welche die Europäer zu entrichten haben. Seine Ausgaben sind aber auch nicht geringe, denn außer den nothwendigen Haushaltungsausgaben, den ansehnlichen Opfern, welche er seinen Fetischen darbringen muß; hält er beständig viertausend Mann, welchen er alle Nahrungsmittel geben muß. Ferner kosten ihm die Europäer viel, deren Tisch täglich mit Fleisch, Brod, Früchten, Bier u. s. w. versehen wird.

Die ganze Regierung des Landes ist in den Händen des Königs und seiner Großen; in einigen Fallen aber versammelt der König einen Rath, nach dessen Aussprüchen gewöhnlich entschieden wird. Es werden überhaupt aber wenig Verbrechen mit dem Tode bestraft, Mord und Ehebruch mit einem Weibe des Königs ausgenommen. Mörder werden gewöhnlich aufgeschnitten, das Eingeweide herausgenommen und verbrannt, die Körper aber mit Salze gefüllt und auf Pfähle gesteckt. Solche aber, die mit des Königs Weibern Ehebruch getrieben haben, werden mit den Ehebrecherinnen auf das freye Feld gebracht, wo sie den Assagayen der Vornehmen zum Ziel dienen. Hierauf werden beyde an Händen und Füßen gebunden, und in eine tiefe Grube geworfen, wo der Henker aus einem Topf mit siedendem Wasser auf sie gießt,

dann

dann die Grube mit Erde ausgefüllt, und sie lebendig begraben werden. Eine andre Strafe dieses Verbrechens ist auch folgende: es werden zwo Gruben gemacht, sechs bis sieben Fuß lang, viere breit und fünfe tief, und zwar so nahe, daß die Verbrecher sich sehen und sprechen können. In der Mitte der einen wird ein Pfahl eingerammt, an dem sie das Weib bey den Aermen, Knieen und Knöcheln anbinden. An dem Ende der andern Grube legen die Weiber des Königs von der dritten Ordnung schwache Reißbündel an; darauf werden von dem Bedienten zwey hölzerne Gabeln an beyden Enden eingeschlagen, und der Mann wird ganz nackend, mit eisernen Ketten an einen eisernen Spies gebunden, und queer über die beyden Gabeln, als über einen Rost, gelegt. Nun zünden sie das Holz an, so daß der Körper bey gelindem Feuer gebraten wird. Ist der Mann todt, so gehen die Weiber von der dritten Ordnung mit Musik zu der Ehebrecherinn, und jede gießt ihr einen Topf siedend Wasser auf den Kopf.

Wird die Frau eines Großen im Ehebruch ergriffen, so hat der beleidigte Ehemann das Recht, sie zu tödten, oder an die Europäer zu verkaufen. Andre Vergehungen werden meistens mit Geldstrafen gebüßet; leugnet aber der Angeklagte das Vergehen, so muß er sich durch Fetische reinigen, oder er wird in ein Wasser geworfen, welches die Eigenschaft haben soll, daß alle Schuldige, die hineingeworfen werden, ersaufen sollen. Da aber die Whidahneger sehr gut schwimmen können, so hat man niemals gehört, daß einer ersoffen wäre, sondern sie kommen frisch und gerechtfertigt wieder heraus, und bezahlen dem König etwas Gewisses, weshalb auch wohl die ganze Einrichtung getroffen seyn mag.

Der

Der König von Whidah, heißt es, kann mit leichter Mühe und ohne große Unkosten zweymalhundert tausend Mann aufbringen, welches aber unstreitig übertrieben ist. Zahlreich mag das Kriegsheer immer seyn, allein Whidah ist deswegen nicht furchtbar, weil die Einwohner auch nicht den mindesten Muth besitzen. Ackerbau und Handel rauben ihnen allen kriegerischen Geist; sie haben keine geschickten Anführer, und ihre Furcht für dem Tode ist so groß, daß sie gewöhnlich weglaufen, ehe sie noch den Feind zu sehen bekommen. Sie haben auch gar keine Begriffe von Taktik, führen nie Geschütz mit in ihre Schlachten, und ihre Art zu fechten ist folgende: Jeder führt seine Sklaven an, welche sich ohne alle Ordnung in dichte Haufen stellen; sind sie stärker als der Feind, so suchen sie denselben zu umzingeln; ist die Anzahl auf beyden Seiten gleich, so ziehen sie sich entweder alle beyde zurück, oder sie gehen mit vieler Wuth auf einander los, schreyen und lärmen, feuern mit dem kleinen Gewehr, und rücken dann unter einem großen Pfeilregen immer näher, bis sie, nachdem auch Assagayen und Wurfspieße verbraucht sind, mit Säbel und Messer zum Handgemenge kommen. Endlich ergreift der schwächste Theil die Flucht, die Ueberwinder setzen ihm nach, kehren auf das Schlachtfeld zurück, binden den Todten das Pagne los, hauen ihnen die Köpfe ab, und nehmen diese nebst dem Gewehr derselben mit nach Hause.

Die gewöhnlichen Waffen der Whidahneger sind, Flinten, welche sie nebst Pulver und Bley von den Europäern empfangen, und mit denen sie recht gut umzugehen wissen; ferner Bogen und Pfeile: die ersten sind groß und stark, gewöhnlich fünf Fuß lang und die Pfeile von Rohr mit einer selbst geschmiedeten, oder auch einer hölzernen im Feuer gehärteten Spitze.

Spitze. Säbel bekommen sie theils von den Europäern, theils verfertigen sie dieselben selbst, auch von Holz, mit denen sie Aerme und Beine zerschmettern. Manche führen auch fünf bis sechs hölzerne Keulen einer Ellen lang, und fünf bis sechs Zoll dick, und zuweilen auch mit Nägeln beschlagen, welche sie in einer ziemlichen Ferne mit vielem Geschicke zu werfen wissen. Die Spieße sind ordentlich vier Fuß lang und haben zackigte eiserne Spitzen, die Assagayen und die Spieße werden geworfen. Endlich haben sie noch Schilde, vier Fuß lang und zween breit, theils mit Ochsen-, theils mit Elephantenhaut überzogen, theils auch von Binsen, und so dicht, daß kein Pfeil durchdringen kann.

Um unsre Nachrichten von Whidah so vollständig als möglich zu machen, geben wir hier noch — eine Beschreibung der Hauptstadt des Landes, und der europäischen Forts. Die Hauptstadt heißt:

Sabi, Sabie, Xavier oder Xabier, und liegt Sabi.
etliche Meilen von der See, in einer großen Ebene. Jede Familie hat hier ein mit einer Mauer eingeschloßnes Stück Land; alle diese Ringmauern aber sind von einander abgesondert, so daß die dazwischen liegenden Plätze als Gassen angesehen werden können, ohngeachtet die Stadt eigentlich keine hat. Diese Art Gassen sind meist so enge, daß kaum zwey Personen neben einander gehen können; und wo sie breiter sind, haben sie so viel Löcher, daß es gefährlich da zu gehen ist. Denn weil die Neger mit Erde bauen, die sie so nahe als möglich bey ihren Wohnungen ausgraben, so sind diese um und um mit tiefen Gruben umgeben, in welchen sich Koth sammelt, der, nebst dem Unrath der Einwohner, einen beynahe unerträglichen Gestank verursachet. Die Häuser sind von Thon, ein Stockwerk hoch, und mit Stroh gedeckt, etliche

wenige ausgenommen, welche zwey Stockwerke haben.

Der Pallast des Königs hat einen sehr großen Bezirk, und besteht aus einem acht bis zehn Fuß hohen Erdwalle, mit einem strohernen Wetterdache. An den Ecken stehen Thürme, welche zu Schildwachen dienen. Er wird in den großen und kleinen Pallast getheilt, wovon dieser dem ersten zum Vorhof dient. Der erste besteht aus einem großen Hofe, welcher auf drey Seiten mit Gebäuden umgeben ist. Auf der vierten ist eine Mauer mit einem großen Thore, wo allezeit zwey Schildwachen stehen. Vor diesem Thore stehen zwölf Kanonen auf Schiffslavetten, und in der Ecke dem Thurme gegenüber, noch neun andre auf einer Batterie. Die Wohnung des ersten königlichen Kammerdieners nimmt die ganze linke Seite des Hofes ein. Aus diesem Hofe kommt man in die Küche des Königs, und von da in einen dritten Hof, welcher der Hof der Zölle genannt wird, weil hier die königlichen Einkünfte entrichtet werden. Am Ende des Hofes ist ein geräumiges Zimmer, wo der Thron — ein grosser Lehnstuhl mit einem türkischen Teppich bedeckt — ist. Alle diese Gebäude stehen auf einem gleichen Boden, welcher über die Erde geht, und aus rothem Thone besteht. Die Dächer sind von Stroh oder Palmblättern, welche so dicht in einander gewebt sind, daß sie das Gebäude sowohl für Wind und Regen, als für der Hitze, schützen.

Inwendig ist der Pallast des Königs sehr gut eingerichtet; die Zimmer haben schöne Lehnstühle, Kanapees, Sophas, Spiegel u. s. w. Auf seinen Tafeln findet man französische, spanische und andre Weine: ertrinkt Kaffee, Thee und Schokolate: er hat Silber- und Porzellan-Geschirr, und Tafelzeug, das von großer Feine ist.

Die

Die königlichen Weiber wohnen nicht in dem Pallaste, sondern nahe dabey in einer Ringmauer in welcher vierzig Häuser stehen. Nahe bey dem Pallaste steht auch ein altes eingefallnes Gebäude, worinnen sechs alte eiserne Kanonen befindlich sind, jede zu fünfhundert Pfund schwer.

Die Faktoreyen der europäischen Nationen, wo die Direktoren ihre Wohnung haben, sind zur linken Seite des Pallastes. Die französische Faktorey ist die größte und wohlgebauteste, und besteht aus einem großen Hofe, um welchen alles übrige gebauet ist. In der Mitten ist ein Küchengarten mit einigen großen Pomeranzenbäumen. Ueber dem Thore steht ein Gebäude, und an jeder Seite ist eine Wachstube, an welcher die französische Flagge aufgesteckt ist In dem inwendigen Hofe ist hinter den Hauptgebäuden ein andrer kleiner Garten, eine Schmiede, eine Küche und andre Werkstätte, die zu einer Faktorey gehören. An die französische Faktorey stößt die englische, nur daß eine schwache Mauer dazwischen ist. Die portugiesische Faktorey wird durch eine schmale Gasse von der französischen geschieden, und ihr gegenüber ist die holländische.

Whidah wird übrigens, so klein es ist, in sechs und zwanzig Provinzen getheilt, welche von den Großen des Reichs verwaltet werden, bey deren Familien auch die Regierung bleibt. In einer dieser Provinzen ist der erste Kammerdiener, und in einer andern der Scharfrichter Statthalter.

Merkwürdige Orte sind sonst weiter nicht im Lande, die europäischen Forts ausgenommen, von denen wir noch etwas sagen müssen. Das französische Fort hat vier Basteyen mit einem breiten und tiefen Graben, sonst aber weiter keine starke Befestigung. Franz. Fort.

Inwendig sind Magazine, Baraken für die Soldaten, ein Haus für die Officiers, ein Sklavenhaus und eine Kapelle. Einen Flintenschuß davon ist das
Engl. Fort. englische Fort, gewöhnlich Fort William genannt. Dieses letztere liegt ganz im Moraste, und ist daher ein völlig ungesunder Ort, der vielen Europäern das Leben kostet. Die Festungswerke sind nicht von Bedeutung, und inwendig sind etliche Wohngebäude. Andre europäische Nationen haben kein Fort hier, und die angeführten selbst dienen nicht zur Sicherheit ihrer Besitzer, sondern bloß dazu, um die Waaren gegen die diebische Neigung der Neger zu schützen. Die wahre Sicherheit der Europäer ist der eigene Nutzen der Whidahneger, welche so viel Einsicht haben, einzusehen, daß sie durch den Handel mehr gewinnen, als wenn sie die Europäer plünderten und aus dem Lande jagten, denn außerdem würden diese Forts, welche nicht leicht von der See her entsetzt werden können, und also gänzlich in der Willkühr der Landeseingebohrnen sind, längst zu Grunde gegangen seyn.

Gregwa. Nicht weit von den Forts ist Gregwa oder Gregoue, ein ziemlich großer Flecken mit wohlhabenden Einwohnern, welche theils Bootsleute, theils Fischer sind.

5) Ardrah. Das Königreich Ardrah ist ein großes starkbevölkertes Land, wenn die Länder, welche ihm unterworfen sind, mit dazu gerechnet werden. An der Küste hin ist es schmal, ins Land hinein aber erhält es eine ansehnliche Breite, wiewohl es von den Europäern nicht hinlänglich besucht ist, daß man seine Gränzen genau und mit Gewißheit angeben könnte.

Das Klima von Ardrah wird als äußerst ungesund geschildert, obgleich die Einwohner gewöhnlich ein hohes Alter erreichen, so daß man glauben möch-

te,

te, die Europäer, welche ihre Unmäßigkeit durch Krankheit und Tod büßen müssen, suchten die Schuld bloß durch diese Beschuldigung von sich ab, und auf das Klima zu wälzen, welches vielleicht bey weitem nicht so schädlich ist, als es von den Reisenden beschrieben wird. Das ganze Land ist übrigens ganz flach und eben, der Boden fruchtbar, und hie und da mit angenehmen Holzungen und sanften Hügeln, zwischen denen sich kleine Thäler bilden, gezieret. Maiz, Hirse, Ignames, Pataten, Orangen, Limonien, Kokosnüsse und andre Früchte, die wir schon bey Whidah angezeigt haben, werden hier ebenfalls in Menge erzeuget. Von Thieren findet man hier alle zahme Arten, wie in Whidah, nebst sehr viel Pferden, welche man aber nur für die königliche Reuterey braucht, und ungleich mehr wilde, sowohl eßbare als reissenden Thiere, zahmes und wildes Geflügel, als Hühner, Enten, Pintados, Tauben, Papagoien u. s. w. viel Fische, aber mehr in der Küste als in den tiefen Flüssen des Landes, Schlangen, Skorpione, Ameisen und andres Ungeziefer dieser Art mehr. Gold oder andre Metalle hat man noch nicht entdeckt, Salz aber wird in sumpfigen Tiefen gemacht, und von benachbarten Negervölkern geholet. Ueberhaupt aber ist dieß Land, wie schon erwähnt, nur wenig bekannt, und die Europäer, die ja noch herkommen, müssen entweder nur des Nachts reisen, oder sich große Umwege, auf welchen sie nie eine Stadt berühren, gefallen lassen.

Die Ardrahneger sind nur wenig von denen in Whidah unterschieden, so daß das meiste von dem, was wir dort angeführt haben, auch auf sie paßt. Die gewöhnliche Kleidung, besteht in fünf oder sechs kostbaren Pagnes, welche mit Goldfäden geziert sind, und ein gut ins Auge fallendes Ansehen haben. Manns-

personen vom Stande tragen zween Pagnes von Tafft oder andrem seidenen Zenge, und haben auch seidene Binden, in Gestalt der Schultergehänge; ganz Vornehme tragen einen kurzen Mantel über die Schultern, und darunter indianische seidne oder baumwollne Zeuge, welche sie, gleich Binden, um den Leib wickeln. Der König endlich hat nach persischer Mode zween Unterröcke, nebst einer Art von verbrämter Haube, und unter selbiger eine kleine Krone von schwarzem Holze, welches einen angenehmen Geruch hat.

Gemeine Leute sind von den Lenden an, bis auf die Kniee, mit einem Stücke wollenen Zeug bedeckt, welches zwey Falten macht, und deren Enden kreuzweis über den Nabel gehen; ganz Arme endlich haben nur einen Zipfel von baumwollnem Tuche, oder eine Decke, welche ihre Blöße bedeckt, und das übrige ist nackend.

Frauenspersonen von Stande tragen gewöhnlich feine gemahlte indianische baumwollne Hemden, weite sinesische Taffente, nebst kostbaren seidnen und leinwandnen Umschlägen; arme Weiber aber tragen nun kurze Pagnen. Beyde Geschlechter sind sehr sorgfältig, ihre Leiber täglich mehreremal im Flußwasser zu waschen und mit Wohlgerüchen zu salben.

Die gewöhnlichen Speisen der Ardrahneger sind Maiskuchen, gebratene oder mit Butter gekochte Ignames, Reis, andre Hülsenfrüchte, Kräuter, Wurzeln, Rind-, Schöpsen- und Hundefleisch und allerley Geflügel. Ihr beständiges Getränke ist Pitow, wie in Whidah und auf der Goldküste, auch trinken sie Palm- und Branntewein.

Im Lande beschäftigen sich die Einwohner mit dem Ackerbau, welcher auf eben die Art, wie in Whidah, getrie-

getrieben wird, an der Küste aber ist Fischfang, Salzsieden und Handlung ihre vornehmste Handthierung. Der Handel ist hier ziemlich beträchtlich: und man bekommt Erfrischungen im Ueberfluß um sehr billige Preise, als ein Faß frisch Wasser und eine Ladung Brennholz für zween kupferne Ringe. Sklaven erhält man hier wenig, wohl aber baumwollne Tücher und blaue Steine, die wir schon unter dem Namen Aigris aufgeführt haben, und die auf der Goldküste in großen Werthe sind. Die beste Waare, welche die Europäer hierher bringen können, sind Bujis, ferner breite eiserne Stangen, feine lange Korallen, sinesische Taffte, vergoldet Leder, weißer und rother Damast, rothe Leinwand, kupferne Trinkgeschirre, eiserne und andre Ringe, gläserne Armbänder und Korallen, Agtsteine, vergoldete Spiegel, wollene Zeuge, Leinwand, Zitze, Zwirnbänder, Franzbranntewein, Kanariensekt, Malvasier, Hüte, italienische Taste, Gold- und Silberbrokad, Flinten, Schiespulver, damastne Servietten, Säbel, seidne Binden, breite Sonnenschirme, Glöckchen u. s. w. Der Handel ist hier eben wie in Whidah eingerichtet. So wie ein Schiff ankommt, muß der Befehlshaber oder Aufseher dem Statthalter zu Praya aufwarten, damit er zu dem Könige geführt werde, für welchen er die gewöhnlichen Geschenke mitnimmt, die gemeiniglich in einem Packt feiner Korallen, sechs seidenen Tüchern und einem Stück Damast bestehen; dazu kommt noch für die Königinn ein ander Pack Korallen, und so nach Verhältniß für alle Prinzen, Prinzessinnen, und Hofbediente. Auch pflegen die Europäer dem König den Werth für funfzig Sklaven für die Erlaubniß zu handeln, dem Prinzen den Werth von zwey Sklaven für die Freyheit, Wasser einzunehmen, und von vier Sklaven für das Holz, wenn sie einen Mangel daran haben, zu geben.

Der Hauptmann an dem Eingange des Hafens bekommt gewöhnlich für zwölf Reisen von oder nach dem Schiffe den Werth eines Sklavens, wofür er verbunden ist, die ganze Zeit über mit seinen Leuten an dem Ufer zu warten, die Ruderer auf den Kanoen anzutreiben und allen nöthigen Beystand zu leisten, wenn die Güter an Land gebracht werden. Kein Europäer kann hier Sklaven oder Aigris handeln, ehe die Freyheit des Kaufs wie in Whidah ausgerufen ist, da denn der Ausrufer für seine Bemühung von dem Faktor vierzig kupferne Ringe, zwanzig Hühner und ein Stück baumwollen Zeug erhält. Ist der Faktor fertig mit Verkaufen, so muß er dem Könige wieder zwey Musketen, fünf und zwanzig Pfund Schießpulver, und für neun Sklaven Werth an andern Gütern schenken, andre Geschenke ausgenommen, so daß sich alle Gebühren und Zölle zusammen, auf den Werth von siebzig bis achtzig Sklaven belaufen.

Die Männer nehmen so viel Weiber, als sie wollen. Des Königs vornehmste Frau hat den Titel als Königinn, nebst dem Vorzuge, daß sie, im Fall ihr der König etwas abschlägt, einige von seinen Weibern verkaufen kann. Die Heurathen werden, so wie in Whidah, außer der gemeinschaftlichen Einwilligung der Eltern, ohne alle weitere Ceremonien geschlossen. Der Bräutigam beschenkt seine Braut mit zwey oder drey Kleidern, und bewirthet ihre Eltern mit acht oder zehn Kannen Bier, worauf er erklärt, daß er dieß Mädchen als seine erste und vornehmste Frau aufnehme. Die Weiber sind hier nicht mehr frey, als auf der Goldküste oder in Whidah, allein weder der Druck, unter welchem sie leben, noch die Furcht, an die Europäer verkauft zu werden, ist im Stande, sie von den Ausschweifungen der Wollust abzuhalten, denen die meisten sich auf eine ausgelassene Weise überlassen.

Die

Die Begräbnißceremonien in Ardrah sind von den schon mehrmals angeführten wenig unterschieden, ausgenommen, daß die Todten hier gleich gewöhnlich in dem Hause, wo sie gewohnt haben, begraben werden. Alle Begräbnisse werden ohne vieles Gepränge vollbracht, und nur bey des Königs Ableben, einige Sklaven getödtet und mit ihm eingescharret.

Sie haben den Fetischendienst, wie in ganz Guinea; doch erkennen, wie man sagt, die meisten ein höchstes Wesen, welches die Zeit unsers Daseyns bestimmt. Sie glauben auch, daß mit diesem Leben alles aus sey; nur diejenigen meinen, sie hätten Fortdauer nach dem Tode zu erwarten, welche in einem Treffen geblieben sind, und diese sollen nicht länger als zwey Tage todt bleiben, worauf sie, aber mit veränderten Gesichtszügen, wieder unter die Lebendigen kämen. Jeder hat seinen eigenen Fetisch, so wie in Whidah, welchem alle sechs Monate ein öffentliches Opfer gebracht wird. Hält der Priester das Opfer zu gering, so erklärt er, daß der Fetisch kein Wohlgefallen daran habe, und auf alle ihm vorgelegte Fragen nicht eher antworten werde, bis er eins bekäme, das ihm angenehm sey. Ist das Opfer dann reichlich genug gebracht, so wird das Orakel mit leiser Stimme ertheilet.

Der allgemeine Landesfetisch ist ein großer schwarzer Vogel, der beynahe das Ansehen einer Krähe hat. Der Pallast und die Gärten sind voll von diesen Vögeln, die zwar gut gefüttert, aber nicht so sehr verehrt werden, als die Schlangen in Whidah.

Die Priester stehen, wie bey allen abergläubischen Nationen, in großem Ansehen, und das Oberhaupt derselben wird von dem Volke beynahe angebetet, das ihn für einen göttlichen Mann hält, der das Zukünftige

vorhersagen könne, indem er sich mit einem Bilde unterrede, das auf seinem Hofe steht.

Der König führt den Titel von Ardrah und Alghemi, herrscht durchaus unbeschränkt, und wird nicht minder sklavisch verehrt, als der zu Whidah. Seine Unterthanen sowohl, als die Fremden, welche sich einige Zeit in seinem Gebiete aufhalten, müssen ihm schwere Abgaben entrichten. Weder er, noch der Thronfolger erscheinen jemals öffentlich ohne ein grosses Gefolge von Soldaten welche mit Schießgewehr bewaffnet sind. Auch kann der König von Ardrah eine zahlreiche Armee aufbringen, indem jeder seiner Unterthanen auf den ersten Befehl bewaffnet, da wo der Befehl hinlautet, erscheinen muß. Seine Truppen sind mit Musketen, Säbeln, Bogen und Pfeilen, Wurfspießen und hölzernen Keulen bewaffnet, allein es fehlt ihnen an Muth, und eine Kompagnie gute europäische Soldaten würde die ganze Armee in die Flucht jagen.

Zum Beschluß dieser Nachrichten von Ardrah, und ehe wir noch das Wenige, was man von dem Lande selbst weiß, anführen, wollen wir einen kleinen Auszug aus der Reise des Herrn d'Elbee nach Ardrah mittheilen, weil wir hier die beste Gelegenheit haben werden, noch ein und andres Merkwürdige von diesem Lande mitzutheilen, was aber vielleicht nur damals war, und seitdem sich sehr geändert haben kann.

D'Elbee gieng 1669 mit zwey Schiffen nach Ardrah, um zu sehen, ob sich hier ein guter Sklavenhandel errichten ließe. Unter den Geschenken für den König war auch eine vergoldete Kutsche, nebst zwey prächtigen Pferdegeschirren. Die Franzosen, welche einen Mann bey sich hatten, der in holländischen Diensten schon zu Ardrah gewesen war, wurden recht wohl aufge-

aufgenommen, und der König schickte ihnen seinen Prinzen entgegen, der sie nach Hofe begleiten sollte. Der Aufzug des Prinzen war folgender. An der Spitze des Zugs gieng ein Haufen Neger, welche Stäbe trugen, die in Gestalt eines gekrümmt, und an deren einem Ende Fahnen befestigt waren. Nach diesen kamen Trommelschläger mit buntgemahlten, an dem einen Ende spitzig zulaufenden Trommeln; dann wieder welche mit Instrumenten von polirtem Elfenbein, wie kleine Glocken gestaltet, auf welche sie mit Stecken schlugen; dann ein großer Trupp Gaukler, unter denen etliche auf Hörnern von Elfenbein bliesen. In einer kleinen Entfernung von ihnen folgte die Leibwache mit Musketen auf den Schultern, und Säbeln mit vergoldeten Griffen an der Seite. Ihnen nach gieng der Oberstallmeister in prächtiger Kleidung, den Säbel des Prinzen tragend, der unter einem großen Sonnenschirm, gleich hinter ihm her kam, und sich auf zwey Kaboschiren lehnte. Hinten nach giengen andre Kaboschiren und der ganze Zug ward von etlichen tausend Negers beschlossen.

Es war ein Zelt aufgeschlagen worden, unter welchem der Prinz mit den französischen Officieren speiste. Die Bewirthung bestand in verschiednen Arten von Gekochtem und Gebratenem mit aus Palmöl gemachten Brühen. Schüsseln oder Teller waren nicht da, aber halbe Kalabaschen, die mit einem so schönen Firniß überzogen waren, daß sie wie Schildpatt aussahen. Während der Mahlzeit wehten zwey Bedienten dem Prinzen, mit Fächern von wohlriechendem Leder, kühle Luft zu. Auf der einen Seite standen drey Personen, denen er Stücken Brod und Fleisch in den Mund stopfte. Nachdem der letzte Gang vorbey war, wurde in krystallnen Gläsern Wasser zum Waschen herumgegeben, den Gästen seine

baum-

baumwollne Tücher gereichet, und von den Bedienten mit Palmwein, Sekt und französischen Weinen servirt. Die Kleidung des Prinzen bey diesem Gastmahle bestand in zwey Pagnen, einer von Atlas, der andre von Taft, nebst einer breiten taften Binde. Auf dem Kopfe trug er einen Hut mit rothen und weißen Federn, und an den Füßen rothe einsöhligte Schuhe.

Wie d' Elbee nach Assem kam, erhielt er Audienz bey dem Könige, der ihm die Hand reichte, auch den Franzosen die Handlung frey gab, auf das Gesuch, ein Fort erbauen zu dürfen, aber eine Antwort ertheilte, die ihm Ehre bringt. „Ihr wollt, sagte er, ein Haus bauen, und darein werdet ihr anfangs nur zwey kleine Kanonen setzen, aus den zwey werden bald vier werden, und in kurzer Zeit werdet ihr solche Einrichtungen gemacht haben, daß ihr mir in meiner Wohnung Gesetze vorschreiben könnt." D' Elbee ward auch bey dem Oberpriester mit vieler Höflichkeit aufgenommen, und mit einem nach Landesart prächtigen Gastmahle bewirthet; allein aller dieser Höflichkeiten ungeachtet, und obgleich der König von Ardrah 1670 selbst einen Gesandten nach Frankreich schickte, gieng der französische Handel dennoch zu Grunde.

Wir haben schon angeführt, daß die Europäer nur eine geringe Kenntniß von dem Innern des Landes haben, und wir sind also nicht im Stande, etwas mehr, als einige kleine Nachrichten von den in Ardrah gelegenen Orten, zu geben. Praya liegt an der Küste, und ist deswegen merkwürdig, weil hier die Rhede ist, wo die Schiffe vor Anker gehen. Assem oder Azem ist die Hauptstadt des Landes, und soll wegen der Breite der Gassen neun englische Meilen im Umfange haben. Sie hat hohe Erdwälle, um welche breite tiefe Graben, aber wider europäische Art,

Praya.

Assem.

in

in der Stadt gezogen sind. Ueber diese Graben gehen fliegende Brücken, die bey der kleinsten Gefahr weggerissen werden können. Die Stadt hat viel Thore, deren Seitenpfosten große, wohl in einander gefügte, Pfähle sind. Ueber jedem Thor ist eine Wohnung für den Thorhüter, und an den Seiten eine Gallerie, in welcher Soldaten sind. Dieß gilt von der einen Seite der Stadt, denn auf der andern fließt der Eufrates, welcher ihr statt des Grabens dient. Hier sind die Mauern einfach, und weder so hoch, noch so dick als die übrigen. Die Häuser bestehen alle aus einem fetten Thon, sind mit Stroh gedeckt, und nicht besser mit Hausgeräthe versehen, als in den übrigen Theilen von Guinea.

Der Pallast ist von großem Umfange, aus vielen Höfen, um welche bedeckte Gänge laufen, bestehend. In einigen Zimmern ist der Fußboden mit türkischen Tapeten bedeckt; in allen aber findet man einen Armstuhl, seidne und brokadne Küssen, Tische, indianische Schreibkästchen, Porcellan und dergl. Die daran stoßenden Gärten sind groß, und alleenweise mit Bäumen besetzt, zwischen denen angenehme Blumenbeete angelegt sind.

Dieß ist alles, was man von den Städten in Ardrah sagen kann: tiefer ins Land hinein sind mehrere Reiche, die man noch weniger kennet. Darunter ist **Dahome**, dessen Bewohner ein sehr kriegerisches und grausames Volk sind.

Das Königreich **Benin**, **Binnin**, **Binni** oder **Benni** ist ein sehr großes Land, dessen Länge sich auf hundert und neunzig, die Breite aber auf hundert und vierzig Meilen erstrecken soll, denn genau läßt sich nichts angeben, da die Gränzen den Reisenden gar nicht gehörig bekannt sind. Der Hauptfluß des Landes (denn 6) Benin.

es wird von mehrern Flüssen bewässert,) ist der Rio Formoso, ein schöner breiter Fluß, der sich in eine Menge Arme zertheilet, von denen einige so breit sind, daß man sie Flüsse nennen könnte. Etliche Seemeilen von der Mündung hinauf ist das Land niedrig und morastig; die Ufer sind voll hoher Bäume, und auf dem Flusse sind viele Inseln, zum Theil auch solche, die mit Riedgras bedeckt sind, und von den Winden und Strömen hin und her getrieben werden. Der Fluß ist sehr angenehm, aber ungesund, und eine Menge Mücken scheinen hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben.

Das Land ist eben und fruchtbar, und liefert Mais, Hirse, Ignames, Pataten, Orangen, Limonien, Bananas und andre Früchte in Menge. Es hat Rindvieh, Schafe, auch einige Ziegen und viele Hühner; Löwen, Tyger, Büffel, Wölfe, Affen, Meerkatzen, Papogoien und viele andre Vögel. Fische sind im Ueberflusse da, aber auch Ungeziefer in Menge, welches den häufigen Morästen sein Daseyn zu danken hat.

Die Einwohner sind gutartige Leute, welche man durch gute Worte zu allem möglichen bringen kann. Giebt man ihnen Geschenke, so kann man versichert seyn, den doppelten Werth dafür zu erhalten; und verlangt man etwas von ihnen, so schlagen sie es selten ab, wenn sie es gleich selbst nicht überflüßig haben sollten. Unter sich selbst leben sie sehr ordentlich, sind aber mißtrauisch gegen einander, so daß sie im Handel sich gar nicht auf einander verlassen. Fremden erweisen sie alle mögliche Ehrerbietung; und wer einen Fremden beleidigt, begeht ein Verbrechen, das durch nichts als den Tod gebüßt werden kann.

Ihre Kleidung ist sauber, zierlich, und viel besser als auf der Goldküste. Die Reichen tragen erstlich

ein

ein Stück weißen Kaliko oder Zitz, ohngefähr eine Elle lang und eine halbe breit, statt der Beinkleider. Darüber haben sie ein feineres Stück Zitz, sechszehn bis achtzehn Ellen lang, welches in der Mitten zierlich gefaltet wird, und worüber eine Binde, zwey Spannen breit, gewunden wird. Der Oberleib ist meist nackend. Zu Hause haben sie nur ein grobes Pagne, und ein Stück gefärbtes Zeug von eigner Arbeit, welches sie wie einen Mantel tragen. Die Weiber der Großen tragen Pagnes von Kaliko, die im Lande gemacht werden, und sehr fein und buntfarbig sind. Diese Art von Kleidung ist nicht lang, und wird zugeknöpft. Der Oberleib ist mit einem schönen Stück Zeug, einer Ellen lang, statt eines Schleyers bedeckt, wie die Weiber auf der Goldküste tragen. Am Halse haben sie korallne Bänder, und Aerme und Füße sind mit glänzenden Ringen von Kupfer oder Eisen geziert, und ihre Finger so voll Kupferringe, als sie nur schleppen können. Fast alle Kinder gehen nackend, etliche Korallenschnüre um den Unterleib ausgenommen. Die Männer lassen das Haar wachsen, wie es von Natur ist, nur legen sie es hie und da in Locken, um eine große Koralle daran zu hängen. Das Haar der Weiber aber wird sehr künstlich in große und kleine Locken aufgewickelt und mit Palmoele gesalbet, wodurch sich die schwarze Farbe in grün oder gelb verwandelt, welches sie für sehr schön halten.

In Ansehung der Speisen leben sie weit besser, als die Neger in Whidah. Das ordentliche Essen der Reichen ist Rindfleisch, Schöpsenfleisch und Hühner, nebst Igname swurzeln statt des Brodes. Die Aermern begnügen sich mit geräucherten oder getrockneten Fischen, Hundefleisch, getrockneten Eydechsen, Wurzeln und Bohnen. Das Getränk ist Wasser, Palmwein und Branntewein.

Arbeit-

Arbeitsamkeit herrscht wenig unter ihnen, und nur die Armen arbeiten. Andre legen die ganze Last der Arbeit auf die Weiber und Sklaven, welche das Feld bauen, die Baumwolle spinnen, Zeuge weben und alle andre Handarbeit verrichten, wiewohl sie außer dem Weben, dem Lederbereiten, Schmiede- und Zimmerarbeit weiter keine Handthierungen kennen, und ihre Arbeit durchaus so ungeschickt ist, daß ein europäischer Lehrjunge sie übertreffen würde. Andre Bürger gehen müßig, bis sie hören, daß Schiffe in dem Flusse sind, da sie denn ihre Güter hinschicken; kommen aber keine Schiffe, so senden sie ihre Sklaven nach einigen Plätzen, um Fische zu kaufen, mit denen sie tiefer ins Land hinein einen vortheilhaften Handel treiben. Zwey Beschwerlichkeiten sind indessen bey ihrem Handel: die eine, daß sie äußerst langwierig dabey zu Werke gehen; die andre, daß die Europäer ihnen so lange borgen müssen, daß sie zuweilen genöthigt sind, ohne ihr Geld erhalten zu haben, fortzureisen, das sie aber allezeit bey ihrer Rückkunft erhalten.

Die musikalischen Instrumente der Neger in Benin sind große und kleine Trommeln, welche denen auf der Goldküste ähnlich sind. Ferner eiserne Glocken, Kalaboschen rund herum mit Bujis behangen, und ein Instrument, welches mit sechs bis sieben Saiten von Schilf bespannt ist, auf dem sie spielen, und dabey sehr angenehm singen.

Sie nehmen so viel Weiber, als sie ernähren können; Heurathsceremonien aber giebt es hier so wenig als in Whidah und Ardrah. Gefällt jemand ein Mädchen, so entdeckt er solches einen Anverwandten, und dieser wirbt bey ihren Freunden um sie. Nach erhaltner Einwilligung schenkt der Bräutigam seiner Braut schöne Kleider, Hals- und Armbänder, worauf

weiter

weiter nichts übrig ist, als daß die Verwandten beyder Theile gut bewirthet werden. Gegen ihre Landsleute sind sie sehr eifersüchtig, den Europäern aber verstatten sie so viele Freyheit, als nur einigermaßen mit dem Wohlstand bestehen kann. Uebrigens werden die Weiber hier so sklavisch gehalten, als in dem übrigen Guinea, und während die Männer sich belustigen, müssen sie alle mögliche Arbeit verrichten.

Je fruchtbarer eine Frau ist, desto mehr wird sie geschätzt; Knaben werden dem Könige gewidmet, denn alle Mannspersonen im Lande heißen des Königs Sklaven; Mädchen aber gehören dem Vater. Acht oder vierzehn Tage nach der Geburt werden die Kinder beschnitten, auch zerritzen sie ihnen den Leib, daß allerley Figuren dadurch gebildet werden. Wenn eine Frau Zwillinge hat, wird solches als eine gute Vorbedeutung angesehen; zu Arebo aber opfern sie die Mutter nebst den Zwillingen einem gewissen Geiste, der in einem Walde dicht bey dem Flecken wohnen soll. Gewöhnlich kauft der Mann die Frau durch eine Sklavinn los, die Kinder aber werden ohne Erbarmen hingerichtet; und der Wald wird so heilig gehalten, daß sie keinem fremden Neger hinein zu gehen verstatten.

Krankheiten sind nicht so gemein in Benin, als die schädlichen Ausdünstungen der Moräste sollten vermuthen lassen; auch scheinen sich die hiesigen Neger nicht so sehr für dem Tode zu fürchten, als in andern Gegenden von Guinea, ob sie gleich alle Mittel hervorsuchen, durch deren Hülfe sie ihr Leben verlängern zu können glauben. Bey Krankheiten ist ihre erste Zuflucht zum Priester, der hier, wie bey andern Negern, zugleich den Arzt macht. Dieser giebt ihnen erstlich gewisse Kräuter, welche sie essen müssen; erhalten sie aber dadurch ihre Gesundheit nicht wieder,

so muß geopfert werden; und hilft auch dieß nicht, so schickt man den Priester fort, und wählt einen andern, der aber, wenn auch die Kur gut ausschlägt, fast nichts mehr, als die Ehre, sie gethan zu haben, davon hat.

Ihre Trauer besteht darinnen, daß sie sich die Haare abscheeren, und diese Trauer dauert vierzehn Tage. Bey Beerdigung vornehmer Personen richten sie dreyßig oder vierzig Sklaven hin; und man weiß, daß bey dem Begräbnisse einer Vornehmen acht und siebzig Sklaven umgebracht wurden. Wenn der König stirbt, machen sie eine Grube, so tief als sie des Wassers wegen nur kommen können. In diese Grube legen sie ganz unten den Leichnam des Königs, und darauf seine Hausgenossen beyderley Geschlechts. Nachher wird die Grube mit einem großen Steine zugeschlossen, den Tag darauf der Stein weggenommen, und die Eingesperrten gefragt, ob sie den König gefunden haben. Dieß wird so oft wiederholt, bis keiner der Eingesperrten mehr antwortet.

Die hiesige Religion ist, wie überall in Guinea, der Fetischismus. Sie bringen aber ihren Fetischen nur geringe Opfer, die gewöhnlich aus einigen Ignames mit Palmoele vermengt bestehen. Manchmal opfern sie einen Hahn, alsdann aber bekommt der Fetisch nur das Blut, das Fleisch essen sie selbst. Die See ist ihrer Einbildung nach der Sitz des zukünftigen Glückes und Elends, und von dem Schatten, den der Mensch in der Sonne macht, glauben sie, er sey eine Art Geist, welcher nach dem Tode des Menschen Zeugniß über dessen Lebenswandel ablegen werde. Ueberhaupt ist ihr Aberglaube außerordentlich; sie haben gegen die Priester eine übertriebene Ehrfurcht; sie fürchten sich für einer gewissen Art Vögel, denen

niemand

niemand bey Lebensstrafe etwas zu Leide thun darf u. s. w.

Alle fünf Tage haben sie einen Festtag, den die Großen mit Schlachten einiger Kühe, Schafe und Ziegen feyern; die Aermern schlachten Hunde, Katzen, Hühner, oder was sie sonst kaufen können, von allem aber wird unter die ganz Armen ausgetheilt, damit auch sie das Fest begehen können. An einem gewissen Tage im Jahre begehen sie das Andenken ihrer verstorbenen Freunde mit großen Unkosten. Sie opfern dabey Thiere sowohl als Menschen, welches gewöhnlich zum Tode verurtheilte Missethäter sind.

Das vorzüglichste ihrer Feste aber hat den Namen Korallenfest, und wird im May gefeyert, welches zugleich das einzigemal im ganzen Jahre ist, da sich der König öffentlich zeiget. Ein Reisender, der dem Feste beygewohnet, sagt, der König sey prächtig gekleidet in den zweyten Hof des Pallastes gekommen, und habe sich da unter einem reichen Thronhimmel gesetzt, worauf er den Fetischen geopfert. Das Volk habe bey dem Opfer ein lautes Geschrey erhoben, und der ganze Tag sey mit Essen und Trinken hingebracht worden. Die Absicht des Festes aber konnte er, aller angewandten Mühe ohngeachtet, nicht erfahren.

Der König von Benin ist ein Despot wie der zu Ardrah; außer ihm giebt es aber noch drey Klassen, welche Antheil an der Regierung haben. Die erste dieser Klassen besteht aus drey Großen, welche beständig um den König sind, alle Gesuche vor ihn bringen, in seinem Namen alle Antworten ertheilen, und also im Grunde Mitregenten sind. Dann kommen die Are de Roes oder Straßenkönige, aus welchen die Statthalter der Provinzen genommen werden, und diesen folgen die Viadors oder Aufseher.

Man spricht auch von einem Orden, der aus einer Schnure Thonkügelchen besteht, um den Hals getragen, und von dem König ertheilt wird. Wer diesen Orden verliere, habe dadurch auch unwiderruflich das Leben verwirkt.

Dem Könige folgt jederzeit der älteste Sohn, und so ist es auch bey den Würden der Großen, welche alle erblich sind. Die Verbrecher werden hier also bestraft: Diebe müssen das Gestohlne wieder ersetzen, und noch obendrein eine Geldbuße erlegen. Sind sie dazu unvermögend, so erhalten sie eine Leibesstrafe, oder werden auch wohl hingerichtet, wenn der Bestohlne ein Großer des Reichs ist. Mörder werden wieder getödtet. Ist aber der Mörder von Stande, so wird er an die Gränzen des Reichs geschickt, und nie hört oder sieht man wieder etwas von ihm. Tödtet einer den andern nicht mit Vorsatz, und so, daß der Getödtete nicht blutet, so kann er sein Leben erhalten, wenn er erstlich den Leichnam begraben läßt, und für seine eigne Person einen Sklaven stellt, der an seiner Statt hingerichtet wird. Alle andre Verbrechen werden mit Gelde gebüßet, oder durch Leibesstrafen geahndet, der Ehebruch aber hat verschiedene Strafen. Ergreift der Mann seine Frau auf frischer That, so ist er berechtigt, alle Sachen des Ehebrechers sich zuzueignen, und die Frau aus dem Hause zu jagen; auch kann der Mann mit einer Summe Geldes zufrieden gestellt werden; ist aber der beleidigte Theil ein Großer, so werden auch wohl beyde Verbrecher umgebracht, und ihre Leichname den wilden Thieren vorgeworfen.

Ist einer angeklagt, und die Beschuldigung nicht sattsam bewiesen, so muß er seine Unschuld durch eine der folgenden fünf Proben beweisen, von denen viere für leichte Verbrechen, die fünfte aber bey solchen, die das Leben verwirken, gebraucht wird. Die erste

Art

Art ist folgende. Der Angeklagte wird vor den Priester gebracht, der eine Hahnenfeder, mit einer gewissen Fettigkeit bestreicht und ihm damit in die Zunge sticht. Geht solche ohne Mühe hinein, so ist es ein Zeichen der Unschuld; will aber die Feder nicht vorwärts, so ist es ein böses Zeichen, und der Angeklagte wird für schuldig erkannt. Bey der zweyten Prüfung nimmt der Priester einen länglichten Erdklumpen, und steckt sieben oder neun Hahnenfedern hinein, welche der Beklagte herausziehen muß. Ist ihm das leicht, so ist er losgesprochen; wo nicht, so wird er verurtheilt: bey der dritten Probe wird dem Angeklagten der Saft gewisser Kräuter in die Augen gespien; thut ihm das keinen Schaden, so gilt er für unschuldig; bekommt er aber rothe entzündete Augen, so muß er büßen. In der vierten Probe fährt der Priester dem Angeklagten mit einem glühenden kupfernen Armringe dreymal über die Zunge, welche ganz unbeschädigt bleiben muß, wenn ein Zeichen der Unschuld da seyn soll. Bey allen diesen Proben sieht man wohl, daß es auf den guten Willen des Priesters ankommt, und daß diejenigen, welche Priesterhaß wider sich haben, nothwendig allezeit schuldig seyn werden. Der Ausgang der fünften Probe aber, welche jedoch äußerst selten vorkommt, hängt mehr von eigner Geschicklichkeit ab: denn da der Beklagte in einen Fluß geworfen wird, so kommt es bloß darauf an, ob er gut schwimmen kann oder nicht.

Wenn der Thronfolger zum Könige ausgerufen ist, welches mit vielem Gepränge geschiehet, und ihm die Großen nebst dem ganzen Volke auf den Knien gehuldigt haben, so läßt er gewöhnlich alle seine Brüder umbringen, um sich dadurch völlig sicher gegen jede ihm nachtheilige Unternehmung derselben zu stellen. Der Hofstaat des Königs soll nicht klein seyn,

und man erzählt von vieler Pracht, welche bey den Aufzügen desselben zu sehen seyn soll. Seine Einkünfte sind auch sehr beträchtlich: denn da er nicht allein alles erhält, was er in seiner Haushaltung nöthig hat, sondern noch obendrein ganze Säcke voll Bujis aus den Provinzen bekommt, so kann er die letztern unangetastet in den Schatz legen.

Der Sage nach, soll Benin eine Armee von achtzig bis neunzig tausend Mann ins Feld stellen können, so daß es allen seinen Nachbarn furchtbar ist, wenn seine Truppen gleich weder mehr persönlichen Muth, noch mehr Kriegszucht besitzen, als sonst in Guinea. Ihre Waffen sind kurze Säbel, kleine Dolche, Wurfspieße, Bogen und Pfeile, welche vergiftet sind, und Bambusschilder. Die Großen kleiden sich, wenn sie zu Felde ziehen, in Scharlach, und tragen Halsbänder von Elephanten- und Leopardenzähnen, nebst hohen rothen Kappen, an denen hinten ein Pferdeschweif zur Zierde hängt.

Arebo. Vorzügliche Orte in Benin sind: Arebo oder Arbon am Rio Formoso, eine schöne große lange und volkreiche Stadt, welche auch der gewöhnliche Agatton. Handelsplatz ist. Agatton oder Gatton hatte ehedem gleichfalls ansehnlichen Handel, bis es durch kriegerische Anfälle beynahe eine Wüste worden ist.

Oedo oder Benin. Die vornehmste Stadt des ganzen Landes heißt Oedo, von den Europäern Benin, wie das Land selbst, genannt. Diese Stadt, sagt ein Reisender, sieht bey dem ersten Anblick sehr groß aus, denn gleich am Eingange kommt man in eine sehr breite, offne Straße, welche durch den ganzen Ort in gerader Linie fortgehet und ziemlich eine halbe Stunde lang seyn mag. Quer durch gehen viele gerade und ebenfalls sehr lange Gassen, und vor der eigentlichen Stadt ist noch eine weit-

läufti,

läuftige Vorstadt. Vor dem Stadtthore ist ein grosses Bollwerk von Erde aufgeworfen, mit einem tiefen, aber trockenen, und mit Bäumen bewachsenen Graben. Auf den andern Seiten ist eine doppelte Einfassung von Baumstämmen, zehn Fuß hoch, und inwendig mit Erde ausgefüllt. Die Thore sind zwanzig Fuß hoch, fünfe breit und mit einer Soldatenwache besetzet.

Die Stadt besteht aus mehrern Quartieren, und hat auf dreyßig Gassen, welche alle sehr reinlich gehalten werden. Die Häuser sind in guter Ordnung neben einander gebauet, und so, daß die Häuser der Vornehmen höher sind, als die der gemeinen Leute. Im Eingange der erstern ist ein Vorhaus, welches alle Morgen von den Sklaven gereinigt wird, und mit Strohmatten bedeckt ist. Das innre Zimmer ist viereckt und das Dach oben offen, so daß das Licht hineinfallen kann. Gemeiner Leute Häuser haben nur eine Wand mit einer hölzernen niedrigen Thüre in der Mitten. Alle Gebäude sind von rother Erde, mit Wasser geknetet und die Wände zwey Fuß dick.

Ehedem war Benin weit stärker bevölkert als jetzo, welches um desto mehr zu beklagen ist, da der Ort in einer sehr herrlichen Gegend lieget.

Der Pallast des Königs ist sehr weitläuftig, und befaßt viele große viereckte Plätze, die mit Gallerien umgeben sind, deren jeder ein Thor und eine Wache hat. Zuerst sieht man eine lange Gallerie, die auf acht und fnnfzig starken Pfosten, deren jeder zwölf Fuß hoch ist, ruhet; dann kommt man zu dem Erdwalle, durch welchen drey Thore gehen. Darauf folgen dann noch mehrere Höfe, Gallerien u. s. w. das Innre des Pallastes aber ist gar nicht bekannt.

Es sind hier zwey Marktplätze, auf denen lebendig Vieh, gebratene Affen, Fledermäuse und Ratten, Hühner, an der Sonne gedörrte Eydechsen, Früchte, Wein, Hausgeräthe, kattunene Zeuge, eiserne Werkzeuge zum Fischfang und Ackerbau, Waffen, europäische Waaren, u. s. w. verkauft werden.

An der Mündung des Rio Formoso wohnen die Usaneger, welche durch ihre beständigen Räubereyen sich den Namen Seeräuber erworben haben. Sie sind äußerst arm, weil ihr Erdreich fast gar nichts hervorbringt, und fahren daher mit ihren Kanoen überall auf dem Flusse umher, und nehmen alles, was sie an Menschen, Vieh und Waaren finden, das sie denn nachher wieder gegen Lebensmittel umsetzen.

Achtzehn Seemeilen weiter Südost ist **Rio Forcado**, welcher tief im Lande entspringt. Die Anwohner desselben gehen völlig nackend, und treiben Handlung mit den Portugiesen.

7) Awerry. Längs dieses Flusses liegt auch das Königreich **Awerry, Ouwerri** oder **Oveiro**. Dieses eben nicht große Ländchen hat wegen der durch den Fluß gebildeten stehenden Wässer, ein sehr ungesundes Klima, dessen schädliche Einflüsse besonders die Europäer empfinden, welche, wenn sie nur einigermaßen wider die Diät fehlen, oder sich nicht für dem Abendthau hüten, von sehr gefährlichen Krankheiten befallen werden.

Ueberhaupt ist Awerry auch nicht sehr fruchtbar, wenigstens an Getreidearten und grünen Kräutern nicht, daher die Einwohner auch nur wenig großes Vieh halten können. Sonst aber findet man Palmen, Orangen, Limonien, Malaghettepfeffer, Bananas und Maniok, aus welchem letztern Brod gebacken wird, viele und sehr große Hühner, einiges Wildpret und Fische im Menge.

Die

Die Einwohner, besonders die Weiber, sind von sehr guter Gestalt und Gesichtsbildung. Mannspersonen sowohl, als Weibspersonen, machen sich Schnitte in das Gesicht, einen auf die Stirne, gleich über der Nase, und die andern beyden unter die Augen, wodurch sie sich sehr entstellen. Sie sind so reinlich und gesittet, als die Neger in Benin, aber ungleich arbeitsamer als diese. Die Pagnes, in welche sie sich kleiden, verfertigen sie selbst, theils aus Baumwolle, theils aus Baumrinde, Flachs und Schilf, welche so fein als Seide gesponnen werden. Ihre Beschäftigungen sind außer der Bereitung dieser Zeuge und den unumgänglich nöthigen Handwerken, Fischfang und Handel, den vorzüglich die Portugiesen und Holländer hieher treiben. Die Waaren, welche hier abgesetzt werden sind dieselben, wie in Benin, und dafür erhält man Sklaven, zwar nicht in starker Anzahl, aber von sehr guter Leibesbeschaffenheit, nebst Jaspis und Aigris die aber klein und theuer sind.

Die hiesige Religion weicht nur wenig von der in Benin ab, allein sie opfern nie und bey keiner Gelegenheit Menschen, und die Anzahl der Fetische ist weit geringer, als bey allen benachbarten Negern. Man sagt, daß dieß noch daher komme, weil das Christenthum ehedem einmal, als der König sich mit einer Portugiesin verheurathet hatte, großen Eingang in Awerry gefunden haben soll. Noch vor funfzig Jahren war auch in der Hauptstadt des Landes eine Kapelle mit einem Altar und einem Kruzifix auf demselben, neben welchem noch die Bildsäule der heil. Jungfrau und der zwölf Apostel standen, und wohin die Neger aus allen Gegenden des Landes, mit Rosenkränzen in der Hand, wallfahrteten.

Der König des Landes soll dem König von Benin unterwürfig seyn, herrschet aber über seine Unter-

thanen unumschränkt. Der, welcher 1644 regierte, hieß Don Antonio Mingo, und war beständig portugiesisch gekleidet.

Die Hauptstadt des Landes liegt ebenfalls an dem Flusse Forcado, etwan sechs und dreyßig Seemeilen von der Mündung. Sie hat ohngefähr zwo Meilen im Umfange, saubere artig gebaute Häuser, deren Wände von Thon, roth oder grau gemahlt, und die Dächer mit Palmblättern gedeckt sind.

8) Küste Neu-Kalabar.

Die Küste vom Flusse Forcado bis zum Vorgebirge Formosa ist ein flaches und waldigtes Land, das übrigens nicht sehr bekannt ist. Sie hat verschiedene Flüsse, als den Lamas und Dodo, aber keiner wird von den Europäern besucht, weil der ganze Handel sich an den Forcado gezogen hat. Das Vorgebirge Formosa hat seinen Namen von den Portugiesen, der schönen Aussicht wegen erhalten. Von diesem Vorgebirge geht die Küste ostwärts nach dem Flusse Neu-Kalabar, der auch Rio Real genannt wird. Die ganze Küste ist niedrig und von sieben Flüssen durchschnitten, als dem Rio Non, dem Oddi, Jnau, Diaz, St. Nikolas, St. Barbara, St. Bartholomeo und Rio Sombreiro.

Insel Foko.

Am Eingange des Flusses Neu-Kalabar liegt die Insel Foko, wo die meisten Schiffe vor Anker gehen. Die Stadt gleiches Namens wird von den Holländern Wyndorp genannt, wegen der großen Menge von Palmenwein, die das anliegende Land liefert. Die Stadt liefert Holz und Wasser, und weiter hinauf kann man Sklaven, Elfenbein und Lebensmittel erhalten, vorzüglich Jgnames und Bananas.

Neu Kalabar.

Die Stadt Neu-Kalabar liegt gleichfalls auf einer Insel, dicht am festen Lande, und ist der vornehm-

nehmste Platz der holländischen Handlung.' Sie hat über dreyhundert Häuser, von denen jedes mit einem Pfahlwerk umgeben ist, die aber übrigens sehr unordentlich durch einander gebaut sind. Das Haus des Königs ist hoch und luftig; und weil das Land um die Stadt her trocken und unfruchtbar ist, so suchen die Leute meist aus einer nordlichen Gegend, die von einer Nation, Sakbous genennt, bewohnt wird. In den Ländern dieser Neger, welche sehr kriegerisch sind und vom Raube leben, werden wöchentlich zwey Markttage mit Sklaven und Lebensmitteln gehalten, und von den Kalabarnegern, die auch Palmöl und Palmwein hier einkaufen, fleißig besucht.

Die Einwohner von Kalabar haben einen König, und sind gute umgängliche Leute, die sich alle Abend bey einem nach dem andern, die Reihe herum, versammeln und Palmwein trinken. Jede Person von beyden Geschlechtern bringt zu diesen Versammlungen einen Stuhl mit, auf welchem sie sich in einen Kreis setzen, aus einem Ochsenhorn trinken und dabey singen und lärmen, bis der letzte Tropfen hinunter ist. Die gewöhnliche Speise dieser Neger ist Ignames, mit Fischen und Palmöl gekocht, welches sie für das köstlichste Gericht, das sie haben können, halten. Auch sie verehren die Fetischen, und jedes Haus sowohl, als alle Gassen, sind voll Götzenbilder, von denen manche getrocknete Thierköpfe, andre aus Thon und Erde gemacht und übermahlt sind.

Die Kalabarneger sind grausam und diebisch, und bey allen Versprechungen, welche sie thun, treulos. In der Gegend der Stadt findet man viele Affen, deren drey bis vier für einen alten Hut gegeben werden, nebst blauen Papogeien.

Belli. Westwärts von Neu-Kalabar zehn Seemeilen weiter, liegt die Stadt Belli, ein großer, weitläuftiger Ort, wo die Handlung aber sehr gering ist.

Das Land von Krikke liegt etliche Seemeilen Nordnordwest vom Kalabarflusse, und gränzet südwärts an Moko und Belli.

Groß-Bandi. Die Spitze von Bandi, oder das östliche Vorgebirge an dem Rio Real, ist sehr waldig; hinter demselben liegt die Stadt Groß Bandi, die aus ohngefähr dreyhundert Häusern besteht, und auf einem morastigen Eylande liegt. Die Stadt ist stark von Negern bewohnt, welche Handel treiben und Fischer sind. Sie haben große Kanoen, deren manche sechszig Fuß lang und sieben Fuß breit sind, und achtzehn bis zwanzig Mann Ruderer haben. Auf diesen Kanoen führen sie Fische und europäische Waaren in das höher gelegene Land, und bringen dagegen Sklaven nebst Elfenbein für die europäischen Schiffe mit. Die Holländer, Engländer und Portugiesen handeln hieher.

Doni. Ostwärts von der Spitze Bandi ist Rio Lairomba oder r. Domingo, der auch Boni, Doni und Adoni genannt wird. An diesem Flusse liegt die Stadt Doni, ein großer und volkreicher Ort, aus welchem die Europäer Sklaven und Elephantenzähne ziehen. Die Einwohner von Doni haben viel grosses schwarzes Hornvieh, Schweine und Ziegen, welche aber klein sind, nebst vielem Palmwein, der ihr gewöhnliches Getränk ist. Es sind gutherzige, höfliche Leute, aber im höchsten Grade abergläubisch. Sie verehren Thier- und Menschenknochen, nebst Ochsen und einer Art Eydechsen, die so heilig geachtet werden, daß, wer eine derselben umbringt, am Leben gestraft wird.

Vom Domingoflusse nach dem Flusse von Alt Kalabar, dehnt sich die Küste östlich, und ist allenthalben eben

eben und waldigt. An der Ostseite des Altkalabarflusses liegt die Papagoninsel. Das anliegende Land ist voll von Dörfern und ergiebig an Ignames, Bananas, Pataten, Maiz, Hirse und andern Gewächsen. Die Einwohner sind gesittet und zum Handel geneigt, aber das Klima ist den Europäern äußerst schädlich, welche deswegen auch sehr selten hieher handeln.

Von der Ostspitze von Alt-Kalabar bis zum westlichen Vorgebirge der Küste von Rio del Rey streckt sich die Küste östlich. Der eben genannte Fluß sieht wie eine tiefe große Bay aus, und sein Ufer ist auf beyden Seiten niedrig und morastig. Der Handelsplatz an der Westseite des Flusses ist ein Flecken, nach welchem die Holländer starke Handlung treiben, und zwar in Jachten, die sie von el Mina mit Eisenstangen, Korallen, Kupferbecken u. dergl. absenden, dagegen sie Sklaven, Elfenbein, Aigris und Messer, welche an der Goldküste abgesetzt werden, mitnehmen. 9) Küste von Alt-Kalabar.

Zwischen Rio del Rey und Rio Kamarones liegt die Landschaft der Ambozes, welche voll von Bergen ist, deren einige so hoch als der Pik auf Teneriffa geschätzt werden. Dieses Land wird von mehreren Flüssen gewässert, welche eigentlich Aerme des Kamarones sind. Es enthält auch verschiedene Dörfer, westwärts von dem Vorgebirge Kamarones, von denen etliche Handel mit Sklaven und Aigris treiben. Das Land trägt alle Arten von guineischen Pflanzen, nur Palmbäume ausgenommen; daher die Neger, um den Mangel des Palmweins zu ersetzen, aus einer Wurzel Gasanlas genannt, ein Getränk bereiten, welches einen angenehmen Geschmack hat.

Ohnweit der Mündung dieses Flusses liegen drey runde Inseln, die Ambozesinseln benannt, welche sehr hoch sind, und in der Ferne wie öde Felsen aussehen, ohngeachtet sie nicht nur volkreich, sondern auch fruchtbar Ambozesinseln.

bar sind. Besonders tragen sie sehr viele Palmen, da doch auf dem gegen über liegenden festen Lande gar keine wachsen. Diese Inseln machen einen eigenen Staat aus, dessen Bewohner fast ganz allein von Räubereyen leben.

Rio del Rey wird von einer Nation bewohnt, welche Kalbongos heißen. Sie werden als starke, robuste, dabey aber treulose, diebische und grausame Leute geschildert. Der Vater soll hier die Kinder und die Kinder wieder den Vater verkaufen, und ihre Unreinlichkeit über alle Beschreibung gehen. Kleider tragen sie gar nicht, selbst nicht einmal kleine Schürzen, sondern sie sind ganz nackend, und mahlen sich den Leib mit rother Farbe, und im Gesicht haben sie Narben, welche mit glühenden Eisen gemacht werden. Ihre vorzüglichste Handthierung ist der Fischfang in ihren sehr fischreichen Flüssen.

Höher dem Fluß hinauf, wohnen die Kamarones in einer sehr fruchtbaren Landschaft, welche Getreide, Palmen; Bananas, Ignames und andre Früchte hervorbringt. Diese Neger, welche ein eignes Oberhaupt, Moneba genannt, haben, treiben einen starken Handel mit den Europäern, welche Elfenbein, Aigris und Sklaven bey ihnen holen, dagegen aber Eisen und Kupfer in Stangen, kupferne Geschirre, buntes Glaswerk, Ochsenhörner und Stahlfeilen an sie absetzen.

Inf. Branka. Am Rio de Borra zehn Seemeilen weiter Südost, ist die Insel Branka oder Barakombo nicht mehr, als dritthalb Seemeilen, vom festen Lande, welche Ueberfluß an allerley Früchten und Gevögel hat. Die Europäer kommen hier selten an das Land, die Einwohner der Insel aber zuweilen an die europäischen Schiffe. Einmal kam ein Kanoe mit acht und zwan-

zwanzig Negern von dieser Insel an Bord eines holländischen Schiffes. Einer von ihnen hatte eine Trommel und einen hohlen Stock, gleich einer Flöte; ein andrer, der sich Gesicht, Aerme und Brust weiß angestrichen hatte, hielt in der einen Hand einen grünen Zweig nebst einer Glocke, und in der andern einen kleinen Vogel von Sperlingsart. Einige Holländer stiegen mit an das Ufer und giengen in ein Dorf, wo sie eine Hütte drey Fuß hoch und in derselben einen irdenen Krug, vor welchem ein hölzernes ungestaltetes Bild, mit Fischgräten rund um die Augen besteckt, stand, fanden.

Von hier an, am **Rio de Kampo, R. de St. Benito**, der Bay von **Angra** und die ganze Küste hinab bis nach **Rio Gabon** ist das Land den Europäern nur wenig bekannt. Man kennt nur die **Corisko**inseln in der Mündung des Flusses **Angra**. Die größte derselben ist durchaus mit Holzung bewachsen; die meisten Bäume sind groß und einige derselben geben ein rothes Holz, welches besser als das Kampescheholz färbet. Dreyßig bis vierzig Neger bewohnen die ganze Insel, welche sehr kümmerlich leben, da sie nicht allein gegen das ungesunde Klima zu kämpfen, sondern auch weiter keiner Nahrung als wilde Gurken und Vögel, auf ihrem Eylande haben. In der Bey von Angra liegen auch drey kleine Eylande, welche die Holländer zu Ehren des Balthasar de Moucheron, der 1600 hier ein Fort bauen ließ, die **Moucheroninseln** genannt, haben.

Nordwärts vom **Rio Gabon** ist das Vorgebirge **St. Klara**, an welchem die **Pongoinseln** liegen. Diese Eylande haben einen eigenen Herrn, welcher auch wohl zuweilen König genannt wird, dun sind fruchtbar an Früchten aller Art.

Im Flusse selbst wird beträchtlicher Handel mit Elfenbein, Wachs und Honig getrieben, ohngeachtet die

die Einwohner übrigens nicht leicht zum Abschluß eines Handels kommen. Sie sind dabey ein wildes, grausames Volk, die daher auch selten oder nie im vollkommnen Frieden mit ihren Nachbarn leben, und diejenigen, welche sie in ihre Gewalt bekommen, unbarmherzig behandeln. Dabey sind die Männer sehr diebisch und die Weiber äußerst wollüstig. Sie bedecken sich mit einem aus Baumrinde geflochtenen und roth gemahlten Schurze, in dessen Mitte sie auch wohl als eine besondre Zierrath ein kleines Glöckchen hängen. Eine Kopfbedeckung haben sie gar nicht, das Haar aber verschneiden sie sich auf allerley seltsame Weisen, und flecken Federbüsche in dasselbe. Den Leib mahlen sie roth; in Ohren, Nasen und der Unterlippe tragen sie kupferne oder Glasringe, oder stecken kleine Stücken Elfenbein hinein, und manche ihrer Ohrringe sind wohl ein Pfund schwer. Die meisten haben auch einen Gürtel von rauher Büffelshaut um die Lenden, in welchem sie ihre kurzen und breiten Messer stecken. Die Weiber sind gleichfalls mit dicken Armbändern von Zinn oder Kupfer geschmückt, und um den Unterleib haben sie eine aus Schilf gemachte Matte geschlagen. Beyde Geschlechter ritzen sich allerley seltsame Figuren in die Haut.

Ihre Lebensart ist völlig wild, selbst von den gemeinsten Gemächlichkeiten des Lebens entfernet. So schlafen sie z. B. auf der bloßen Erde, und nur sehr wenige legen eine Strohmatte unter sich. Sie leben von Ignames, Pataten und Bananas, welche sie getrocknet statt des Brods essen, von anderm Wurzelwerk, dem Marke des Zuckerrohrs und getrockneten Fischen, alles aber verzehren sie, mit dem ganzen Leibe auf der Erde liegend, und mit vieler Unreinlichkeit. Während der Mahlzeit trinken sie nicht, nach derselben aber trinken sie Palmwein, Melaffo, ein Mischmasch von Honig

nig und Wasser, und vorzüglich Branntwein, den sie in reichlichen Portionen zu sich nehmen. Gewöhnlich endigt sich ihr Trinken mit Betrunken seyn, und dieses giebt das Signal zu heftigen Balgereyen, in welchen der Unterschied der Stände so sehr aus den Augen gesetzt wird, daß Hauptleute und Priester Stöße empfangen und austheilen. Jagd und Fischfang sind übrigens ihre Beschäftigungen, wenigstens hat man keine Spur von Ackerbau bey ihnen gefunden. Ihre Wohnungen sind aus Rohr und Strauchwerk künstlich geflochten und mit Bananasblättern gedeckt, die Wohnung ihres Hauptmanns (denn hier möchte der Name König wohl im höchsten Grade gemisbraucht seyn) ist aber größer, als die andern Gebäude, und er selbst in seiner Kleidung von den andern unterschieden. Diese besteht meist in Schnüren von Knochen und Muscheln, welche roth gefärbt und wie an einem Rosenkranze an einander gereiht sind. Im Gesichte ist er weiß gemalt.

Die Religion der hiesigen Neger hat nichts Merkwürdiges; sie verehren die Sonne und den Mond; einige verehren Bäume, andre die Erde, und so bildet sich jeder einen Götzen nach Gutdünken. Ob sie nur eines oder mehrere Oberhäupter über sich haben, weiß man nicht genau, wahrscheinlicher Weise aber ist es veränderlich, denn zu Anfange des vorigen Jahrhunderts waren drey, zu Anfang des gegenwärtigen aber nur ein Mani (so heißen diese Oberhäupter) am Flusse Gabon.

Diese Neger wohnen in einer nicht allzufruchtbaren Gegend; doch haben sie Baumfrüchte in Menge. Es giebt hier viele wilde Schweine, Büffel und Elephanten. Die hiesigen Büffel sind roth, mit grade hinterwärts gestreckten Hörnern; es ist große Gefahr dabey, sie zu jagen, denn wenn sie verwundet sind, keh-

ren sie sich gegen die Jäger, und treten dieselben zu Tode. In dem Flusse giebt es viele Fische, welche die Neger mit Wurfspießen tödten, auch sind Flußpferde und Krokodille häufig darinnen.

Weiter hinunter ist der Nazarethfluß und der Olibato, bey welchen auch die Bay gleiches Namens, und endlich das Vorgebirge, Lopez Gonsalvo, die äußerste Gränze des nördlichen Guinea.

Olibato. Am Flusse Olibato liegt eine Stadt gleiches Namens, welche aus ohngefähr dreyhundert Häusern besteht, die aus Gesträuche, das mit Palmblättern vermischt und bedeckt ist, gebaut sind. In dieser Stadt ist wieder eine Art von König. Die Einwohner gleichen denen am Flusse Gabon; nur sind sie weit mehr gesellig und höflich als diese.

Das umliegende Land ist voll wilder Thiere, als Elephanten, Büffel, Affen, Meerkatzen, Schlangen, u. dergl. Fische sind in so großer Menge, daß man mit einem Netze, an einem Morgen, für zehn Schiffe fangen kann. Die Lebensmittel, welche die Schiffe hier einnehmen, und von denen man auf die Produkte des Landes schließen kann, sind Büffel, Schweine, Federvieh, Bananas, Ignames, Pataten, Guineapfeffer und Fische. Wenn ein Schiff hier ankömmt, giebt es seine Ankunft durch vier Kanonenschüsse zu erkennen, worauf sich die Neger aus der ganzen Gegend mit Lebensmitteln, Brennholz und Wasser an den Strand begeben. Eigentliche Handelsartikel sind Elfenbein, Wachs und Honig, wofür Messer, Eisenstangen, Glaskorallen, alte Hemden, Branntewein, Aexte, Kowris, Pulve, Kugeln und Musketen abgesetzt werden.

B) Süd-Guinea. Der untere Theil von Guinea, welcher unter dem Namen Süd- oder Nieder-Guinea bekannt ist, nimmt

nimmt bey dem Vorgebirge, Lopez Gonsalvo, seinen Anfang, und erstreckt sich bis an das schwarze Vorgebirge (Capo Negro), wo die Kaffernküste anfängt. Gegen Norden hat es also die Sklavenküste, gegen Osten die Lande der Anzikos und Nigritien, gegen Süden Kaffernland, und gegen Westen den Ocean. Die Länge von Mitternacht gegen Mittag wird auf zweyhundert und die größte Breite im Lande Benguela auf hundert fünf und siebzig deutsche Meilen geschätzet.

Man rechnet dazu das Königreich Loango, das Königreich Kongo, nebst Kakongo und Angola, welche Kongo, wenn auch nicht völlig unterworfen, doch wenigstens tributbar sind, und das Königreich Benguela.

Das Königreich Loango, welches das nördlichste von den genannten Ländern ist, hat den Fluß Zaire zur südlichen, Nord-Guinea zur nördlichen, das Meer zur westlichen und die Länder der Anzikos und Jaggas zur östlichen Gränze, und erstreckt sich längs der Küste bis an Kongo, auf funfzig deutsche Meilen hinab. 1) K. Loango. a) Land.

Das Land ist sehr fruchtbar, und ohngeachtet es nur sehr schlecht, bloß mit einem Instrumente, das einer Maurerkelle ähnlicher als einem Ackerwerkzeuge ist, bearbeitet wird, so liefert es doch drey sehr ergiebige Erndten. Es giebt hier vier Arten Getraide, welche folgende sind: die Massanga; sie wächst auf einem zwey und mehr Ellen hohen Stengel, die Aehre wird einen Fuß lang, und gleicht dem Hanfsaamen; die Massamballa eine äußerst einträgliche Getreideart, indem aus jedem Korne vier bis fünf Halme wachsen, von denen jedes zehn Fuß hoch ist, und sehr mehlreiche Körner trägt; der Name der dritten Art ist unbekannt;

sie wächst wie Gras, und die Körner sehen gerade wie Senfkörner aus; endlich haben sie auch Milhio Grande, der hier zu Lande Masinpota genennt, aber nur wenig geachtet wird. Die hiesigen Erbsen, Gabbas genannt, sind größer und wohlschmeckender als die unsrigen, die Schoten hängen aber an den Wurzeln unter der Erde. Noch eine Art Erbsen, Wandos genannt, wächst auf einem kleinen Strauche, der das erste Jahr gar nicht, nachher aber drey Jahr hinter einander trägt, worauf der Strauch abgehauen wird. Noch eine Hülsenfrucht ist wie eine kleine Bohne gestaltet, liegt in einer weißen Hülse, und windet sich rankenweise auf der Erde.

Ferner wachsen hier Pataten, Ignames, Gurken, Melandowurzel, deren Laub sich wie Hopfen an den Bäumen hinauf windet, und einen würzhaften Geschmack hat, Maniok, Tabak, Bananas, eine sehr saftige pflaumenähnliche Frucht, Milenga genannt, Baumwolle, Pfeffer, Orangen, Limonien, Kokosnüsse, Kola, Zuckerrohr, Kassia, u. s. w. Besondre, einer nähern Anzeige würdige, Gewächse sind: Der Matombebaum, eine Art Palme, die einen guten, aber nicht sehr starken Wein giebt; die Aeste dienen zu Sparren an den Dächern, die Blätter statt der Ziegel, und fast aller Zeug, dessen sich die Einwohner bedienen, wird aus denselben bereitet. Der Alekondibaum ist sehr dick und gewaltig hoch, so daß manche von zwölf Mann nicht können umklaftert werden. Manche derselben sind auch inwendig hohl, und halten, wie einige versichern, auf vierzig Tonnen Wassers in sich. Ein Reisender hat gefunden, daß drey bis vierhundert Schwarze aus einem Baume vier und zwanzig Stunden lang getrunken, und doch den Stamm nicht ausgeleert haben. In der sehr weiten Hohlung des Stammes halten sich gewöhnlich Schwei-

Schweine für der Sonnenhitze verborgen. Die Frucht hat einen langen Stiel, und ist einer Gurke sehr gleich. Die Schalen werden zu Gefäßen und Flaschen gebraucht, und die innere Rinde wird im Wasser durchweicht und geklopft, da sie ein sehr feines und dauerhaftes Zeug giebt. Der Bibbybaum ist gerade und so dick als ein Mannsschenkel, siebzig Fuß hoch, ohne Blätter und Zweige, bis an den Gipfel mit Stacheln bewachsen. Die Frucht steht rund um den Stamm herum als ein Kranz, sieht einer Muskatennuß ähnlich, und ist weiß von Farbe. Das Holz ist schwer und so schwarz als Dinte. Der Papaybaum ist etwan zehn Fuß hoch, und dreyviertel Ellen dicke. Er hat keine Aeste, sondern nur große, breite, zackigte Blätter, zwischen denen die Frucht von Größe, Farbe und Gestalt einer Bisammelone wächst. Inwendig ist sie weich, voll glänzender Kerne, und von sehr angenehmem Geschmacke. Der Gojavesbaum ist ein schwaches Bäumchen, etwan sieben Zoll dicke. Die Rinde ist grau, und hängt fest an dem Holze, so lange der Baum steht; wenn er aber umgehauen wird, geht sie ab und rollt sich. Sein Blatt ist an beyden Seiten eingeschnitten, dreymal so lang als breit, blaßgrün und voll rauher Zaserne. Er blüht des Jahres zweymal, die Blüte ist weiß, gleicht einer aufgeblühten Orange, und hat einen durchdringend angenehmen Geruch. Die Frucht kommt der Renette bey, nur daß sie eine Krone, gleich dem Granatapfel, hat. Inwendig ist eine Menge harter unförmlicher Kerne. Guavas, ein Strauch mit langen, geschmeidigen Aesten, weißer, glatter Rinde, hellgrünen, wie am Haselstrauch gestalteten, Blättern, einer handlangen, wie eine Birne gestalteten Frucht, welche gelb und voll angenehmen Saftes ist.

Zahmes Vieh soll man in Loango gar nicht haben, ausgenommen Ziegen, Schafe und Federvieh, das letztere aber in so ungeheurer Menge, daß man dreyßig Stück um sechs Pfennig Werth Glaskorallen kaufen kann. Von wilden Thieren giebt es Elephanten in großer Anzahl, Tyger, Löwen, Affen, wilde Schweine, Gazellen, das schöngestreifte Zebra, von welchem wir schon an einem andern Orte eine kleine Beschreibung geliefert haben. Ferner viele Fasanen, Rebhühner, Pelikane, gelbe Adler, Reiher, Tauben, u. s. w. Ein besondrer Landesvogel ist der Alkatrazi, eine Möwenart mit sehr langem Schnabel und braun von Farbe. Fische sind seine gewöhnliche Nahrung: des Nachts, wenn er Lust zum Schlafen hat, fliegt er so hoch als möglich, und steckt den Kopf unter den einen Flügel, während daß er sich mit dem andern in der Schwebe erhält.

Fische findet man häufig in allen Gewässern und von allen Arten, die sonst in Guinea getroffen werden. Darunter ist auch der Sprützfisch, der von mittler Größe ist, einen runden, breiten, platten Leib, kleine Schuppen, einen ungetheilten Schwanz und eine breite, fleischige Rückenflosfeder hat. Sein Kopf ist mit einem langen röhrförmigen Schnabel versehen. Er hält sich meist am Ufer auf, und weiß die Insekten, welche auf den über dem Wasser hervorwachsenden Pflanzen sitzen, sehr künstlich zu fangen, indem er sich der Pflanze nähert, und dann aus seinem Schnabel einen Wassertropfen mit so viel Heftigkeit abschießt, daß es ihm selten fehl schlägt, das Insekt ins Wasser zu werfen.

Endlich fehlt es Loango auch nicht an Schlangen, Eydechsen, Skorpionen, Moskiten und andern Ungeziefer; es hat aber auch Bienen, welche einen sehr wohlschmeckenden Honig bereiten. Nähere Kenntnisse

nisse von den Erzeugnissen dieses Landes besitzen wir nicht, ohngeachtet es gewiß noch viele Dinge enthält, welche die Naturgeschichte sehr bereichern würden.

b) Einwohner.

Die Einwohner von Loango werden **Bramas** genannt. Es sind starke, wohlgestaltete Leute, die übrigens den Einwohnern von Kongo in allem ähnlich sind. Ehedem waren sie, der Sage nach, Menschenfresser, gegenwärtig aber haben sie schon viel Kultur, sind aber dabey geil, goldgierig, große Liebhaber des Palmweins, und abergläubisch im höchsten Grade, ohngeachtet sie auf der andern Seite wieder eifersüchtig, großmüthig, Verächter des ordentlichen Weins und halbe Freygeister sind, so daß sie also, wie viele Leute in Europa, die äußersten entgegengesetzten Extreme mit einander zu vereinigen wissen.

Die Männer tragen lange Röcke, welche ihnen von der Mitte des Leibes bis zu den Füßen herabreichen, und unten mit Franzen besetzt sind. Die Kleidung des gemeinen Volkes ist schlecht, und besteht in einem bloßen Schurze, der die Blöße kaum zu bedecken im Stande ist. Jedermann muß ein Stück Rauchwerk über seinen Kleidern tragen, welches bey den Reichen von der Haut eines übrigens unbekannten Thieres, **Enkini** genannt, dessen Farbe schwarz und weiß gesprengt ist, genommen wird. In die Mitte desselben, setzen sie gewöhnlich einen Busch Papogoienfedern, und die Enden werden mit Elephantenhaaren eingefaßt. Alle tragen sie eine Schnur um den Leib, welche aus den Fasern der Matombeblätter gewebt ist, über dieses auch noch zwey Gürtel, jeden drey bis vier Zoll breit, einen von schöner rothen und schwarzen Farbe, den andern vom Garne, mit Blumen gewirkt, und vorn mit doppelten Schnüren befestigt. Manche haben auch Gürtel von Binsen und

jungen Palmzweigen. Der Hang, zu gefallen, hat hier so gut wie überall, wo Menschen sind, eine Menge Zierrathen erfunden, welche, wenn auch in europäischen Augen sehr häßlich, doch in den Augen der Bramas außerordentlich schön erscheinen. Dahin gehören die Schnüre von weißen und schwarzen Korallen, welche sie an den Hals hängen, die dreyeckigten meßingnen Brustketten, welche ihnen aus Europa gebracht werden, oder die Stückchen Elfenbein, mit Muschelschalen vermengt, welche fein polirt und wie Halsbänder angereiht werden. An die Aerme und Füße legen sie metallne, kupferne oder eiserne Ringe, von der Dicke einer Federspule, oder sie binden Armbänder von schwarzen und weißen Glaskorallen darum. Auf der Schulter haben sie einen Sack, etwan drey Viertel Ellen lang, mit einer Oeffnung; auf dem Kopfe eine Mütze; und in den Händen ein großes Messer, Bogen, Pfeile, oder ein Schwerdt, denn unbewaffnet sieht man sie niemals.

Die Kleidung der Weiber geht nicht weiter, als etwas unterhalb der Knie, über diesen Schurz aber ziehen sie zuweilen eine Art Schlafrock, von feinem europäischen Zeuge oder Leinwand an. Brust und Kopf sind dabey immer ohne alle Bedeckung, und Aerme und Füße mit Ringen, Armbändern, Korallenschnüren u. dergl. geschmückt. Einschnitte in die Haut machen sich die Bramas nicht, beyde Geschlechter aber färben sich den Leib mit Takoelholze roth.

Ihre gewöhnlichen Speisen sind Fische, theils frisch, theils geräuchert, besonders Sardellen, welche mit gewissen Gemüsarten und Pfeffer gekocht werden. Auch machen sie einen Teig aus kleiner Hirse und Fischen, der dann gekocht wird. Aus den Blättern eines Krautes wird mit geräucherten Fischen, Palmöl, Salz und Pfeffer ein wohlschmeckendes Gerichte gemacht.

gemacht. Arme Leute begnügen sich die meiste Zeit mit Mehlbrey.

Die Bramas treiben einen starken Ackerbau, und erzeugen mehr Getreide, als sie nöthig haben; sie fischen mit Matten, aus Binsen gemacht, und wohl hundert Fuß lang, und es giebt auch vielerley und mehr Handwerker unter ihnen, als in dem nördlichern Theile von Guinea: als Weber, Schmiede, Töpfer, Zimmerleute, Kanoenmacher, u. dergl. Wir wollen von einigen ihrer Handthierungen nähere Nachricht geben: aus den zerfaserten Blättern des Matombebaums, welche etwan drey Viertel Ellen ins Gevierte halten, machen sie zwo Arten Hanf, Poesana zu groben, und Poesampana zu feinern Zeugen. Aus den Fäden des Ensandabaums (den wir bey Kongo beschreiben werden), werden verschiedene Arten von Zeugen, theils zur Kleidung, theils zu anderm Behufe gemacht. Diejenigen, welche zur Kleidung gebraucht werden, kann man in vier Gattungen abtheilen. Eine ist bloß für den König bestimmt, der zuweilen dem und jenem ein Geschenk damit macht; diese Art Zeug heißt Libondo. Die andre Gattung hat zwey Arten: Kimbos, das artig geblümt, mit Figuren durchwirkt ist, und nur von dem Adel getragen werden darf. Jedes Stück dieses Zeuges hat nicht mehr, als zwey und eine halbe Spanne ins Gevierte, und gleichwohl ist der allerfleissigste Weber nicht im Stande, ein Stück unter sechszehn Tagen zu verfertigen; woraus man auf die ausserordentliche Feinheit desselben schließen kann; die zweyte Art heißt Sokka, ist halb so groß und etwas weniger fein. Die beyden letzten Gattungen sind grob, glatt, aber doch eine dauerhafter als die andre, und bloß für den Pöbel bestimmt. Die Portugiesen führen diese Zeuge nach Loanda, wo sie statt der gangbaren Münze gelten.

Ihre Schmiede machen alles Eisenwerk nach, was sie von den Europäern erhalten, Feuergewehr ausgenommen, und man muß sich verwundern, wie sie mit so elenden Werkzeugen, als sie haben, ihre Arbeit zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit bringen können, daß sie oft von der europäischen nicht unterschieden werden kann. Die Töpfer machen die Wände der Häuser und auch allerley Geschirre, u. s. w.

Ihre Häuser werden länglicht mit zwey Giebeln gebauet, und haben ein abhängiges Dach, das auf langen, dicken Pfosten ruhet, die wieder auf Stützen liegen. Die Wände sind von Thon, und einige haben rund umher einen Zaun von Palmzweigen, Binsen oder Weidenruthen, innerhalb dessen auch wohl sechs und mehrere Häusern eingeschlossen sind. Inwendig in den Häusern sind zwey oder drey Behältnisse, in welchen man Töpfe, Kalabaschen, Körbe u. dergl. findet.

Die Europäer führen aus Loango: Elfenbein, Kupfer, Bley, Zinn, Eisen, welche Metalle zu erhalten, aber viele Mühe kostet, da sie tief aus dem Innern des Landes herausgebracht werden; ferner Elephantenschwänze, welche in Loanda guten Absatz finden, weil die dasigen Neger dieß Haar sehr schön aufputzen, und es theils um Hals, theils an dem Unterleibe tragen. Dafür wird denn wieder eingeführt: Salz, Palmöl, Messer, grobe schlesische Leinwand, Spiegel, u. dergl.

Die Sitten und Gebräuche der Einwohner von Loango sind nur Stückweise bekannt; was man aber davon weiß, ist ohngefähr Folgendes: ihre Heurathen werden mit eben so wenig Ceremonien vollzogen, als in Ardrah: sie bekümmern sich auch nicht einmal um die Einwilligung der Freunde. Manche wählen sich Mädchen von sieben bis neun Jahren, welche sie im

zehn-

zehnten Jahre zu sich nehmen. Manche haben zehn bis zwölf Weiber; wo die gewöhnliche Zahl aber ist zwey oder drey. Diese Weiber sind nicht viel besser als Sklavinnen, und thun alle knechtische Arbeit, so wohl in als außer dem Hause. Wenn der Mann ißt, setzt sich die Frau in einer großen Entfernung von ihm, und nimmt dasjenige, was übrig bleibt, so wie überhaupt die Unterwürfigkeit der Weiber so weit geht, daß sie sich nicht unterstehen, die Männer anders anzureden, als auf den Knien, und auf allen Vieren zu ihnen hinkriechen.

Eine sonderbare Gewohnheit ist diese, daß nicht die Kinder, sondern der älteste Bruder, oder die älteste Schwester erben; doch müssen sie die Kinder auferziehen, bis diese im Stande sind, sich selbst versorgen zu können.

Wenn jemand stirbt, treiben sie einen großen Lerm mit Schreyen und Heulen. Darauf bringen die Freunde den Leichnam auf die Straße, waschen und reinigen ihn, fragen ihn, warum er gestorben? u. s. w. Indessen bringen die Verwandten Verschiedenes von ihren Sachen, um es mit allem seinem Hausgeräthe ins Grab zu werfen, und dann heben sie den Leichnam auf, und laufen damit fort, als ob sie ihn gestohlen hätten. Des Abends versammeln sich die Freunde wieder, und auf diese Art betrauern sie ihre Todten sechs Wochen lang, Morgens und Abends.

Wenn jemand von Stande stirbt, so versammeln sich Freunde und Fremde, machen noch einen weit größern Lermen, und begeben sich mit über dem Kopf zusammengeschlagenen Händen in die Wohnung des Verstorbenen. Hier sitzt der Leichnam mitten im Zimmer auf einer Matte, und ist hinten mit Holze gestützt. Man schneidet ihm nunmehr die Nägel und Haare ab,

und

und reibet ihn über und über mit Takoelholze. Indessen laufen die Weiber allenthalben herum, rühmen seinen vornehmen Stand, die großen Thaten, die er begangen, und erzählen, wer seine Feinde und Freunde gewesen. Da nun die Hernennung der erstern bey den Verwandten den Argwohn eines gewaltsamen Todes erzeugt, so fängt man die Ursache des Todes zu untersuchen an. Können die Verwandten, wie gewöhnlich, keine Gewißheit erhalten, so beschließen sie, zu den Mokissos zu gehen und da Nachricht einzuholen, da dann jedermann den nächsten Freunden einige Zeuge giebt, die Unkosten der Untersuchung gut zu thun. Die Untersuchung selbst geschieht auf folgende Art: sie gehen zum Ganga d. i. Zauberer, und legen ein großes Messer vor ihn hin, das er zu mehrernmalen berührt, und dann seine Hände, eine mit der andern, reibt. Darauf sagen sie, der und der ist gestorben; sage uns, ob dieß durch böse Leute geschehen ist, oder ob ihn seine Mokissos getödtet haben? wenn nun die Hände des Kongo ohne weiteres Reiben hart zusammen schlagen, so ist es ein Zeichen, daß der Verstorbene eines natürlichen Todes gestorben ist; schlagen aber die Hände während dem Reiben an einander, so gilt dieß für einen Beweis eines unnatürlichen Todes, und nun laufen sie zwey bis drey Monate herum, bis sie eine Muthmaßung herausbringen. Nach dieser Untersuchung begraben sie den Leichnam, und werfen einen seiner Mokissos nebst verschiedenen Hausgeräthschaften auf ihn.

Diese Mokissos sind die Götzen in Loango, denn von einem höhern Gott haben sie weiter keine Kenntniß, als den Namen, der in ihrer Sprache Sambian Pongo heißt. Aller Gottesdienst wird den Mokissos erzeiget, von welchen jeder seine besondre Bestimmung und seinen besondern Namen hat. So sind einige

über

über die Winde und den Donner gesetzt, andre haben das Getreide auf dem Felde wider die Vögel und wilden Thiere zu schützen, andre geben guten Fischfang, andre machen, daß die Früchte auf den Bäumen gut gerathen, andern schreiben sie ihre Gesundheit und ihr Glück, wieder andern Uebel und Unglück zu, u. s. w. so daß keiner ohne eine fest bestimmte Beschäftigung ist.

Die Mokissos sind Bilder von mancherley Gestalt; einige wie Menschen, andre Stangen mit kleinen Eisen am Obertheile, oder einem andern daran befestigten kleinem Schnitzbilde. Die Köpfe der grossen Götzen bestecken sie mit Hühner- und Fasanfedern, und die Leiber mit allerley Kleinigkeiten. Mancher macht seine Mokissos als lange Schleifen, welche um Hals und Aerme getragen werden, oder mit denen, wenn sie mit Federn vermengt sind, der Hals und die Mitte des Leibes geziert wird. Manche sind nichts weiter als Töpfe, voll weißer Erde, oder Büffelshörner, voll gleicher Materie, an deren Enden eiserne Ringe sind. Die lächerlichste Art wird aus einem ordentlichen runden Topfe ohne Füße gemacht; dieser wird mit weißer und rother Erde mit Wasser zusammengeknätet, angefüllt, und von außen mit mancherley Farben bestrichen.

Zu Verfertigung dieser Götzen haben sie besondre Lehrmeister, welche sie **Enganga Mokisso** nennen. Wenn jemanden von dem Enganga ist gerathen worden, sich einen Mokisso zu machen, so bittet er alle seine Nachbarn, Freunde und Bekannte zusammen, mit deren Hülfe baut er für seinen Mokisso ein Haus von Palmästen, und bleibt funfzehn Tage darinnen, von denen er neun Tage lang auch nie nur eine Sylbe sprechen darf. Auf jeder Seite des Mundes trägt er eine Papogoienfeder, und rund um ihn her stehen kleine

ne Blöcke, an deren Seiten sich geschnitzte Menschengesichter befinden. Darauf begiebt sich die Gesellschaft auf einen ebnen Platz, auf welchem keine Bäume wachsen, und schließen einen Kreis um einen Kerl, der mit einer Trommel in der Mitten steht. Indem dieser die Trommel zu schlagen und dabey zu singen anfängt, fängt der Beschwörer zu tanzen an, die übrigen fallen mit in den Tanz ein, und alle besingen das Lob des Mokisso. Zuletzt wenn diese Ceremonie zwey bis drey Tage wiederholt worden ist, nähert sich der Enganga dem Verfertiger des Mokisso mit einem schrecklichen Geschrey, schlägt auf die oben erwähnten Blöcke, spricht dabey einige Worte, und mahlt dem Verfertiger des Mokisso auf Schläfe, Augenlieder und andere Glieder rothe und weiße Flecke, damit derselbe fähig werde, dem bösen Feind zu begegnen. Hierauf stellt er sich besessen, macht schreckliche Gesichter, dehnt den Leib in allerley seltsame Stellungen, nimmt Feuer in die Hände, und beißt sich, ohne sich weiter zu beschädigen. Manchmal läuft er in die Wildniß, und dann heißt es, er ist von den bösen Geistern dahin getrieben worden. Indessen geben sich seine Freunde alle mögliche Mühe, ihn mit Trommelschlag und anderm Lerm ausfindig zu machen, bis sie ihn finden und nach Hause bringen, wo er für todt liegt. Der Beschwörer fragt ihn nunmehro, was ihm angethan werden soll? Der Geist giebt durch den Mund des Besessnen eine Antwort, und dieser arbeitet und quälet sich mittlerweile, als ob er große Schmerzen ausstehe. Sie fangen darauf an zu singen und zu tanzen, bis der Teufel aus ihm herauskommt, und es wird ihm dann ein Ring um den Arm gelegt.

Wenn diese Leute schwören, so thun sie solches bey diesem Ringe, und sie halten ihr Wort jederzeit unverbrüchlich, sollte es auch mit Gefahr des Lebens geschehen.

schehen. Wird jemand krank, so rufen sie ihren bösen Geist an, daß er in den Kranken fahre, und fragen alsdann, warum der Mensch krank ist? ob er seine Befehle gebrochen hat? Der Geist antwortet darauf aus dem Munde des Kranken, und wird durch Versprechung einiger Geschenke gedungen, ihn zu heilen.

Ueber die Fortdauer der Seele nach dem Tode haben sie verschiedene Meinungen: die von des Königs Familie glauben, wenn jemand sterbe, so komme seine Seele in einen Körper aus derselben Familie; andre behaupten, Leib und Seele vergehe zugleich mit einander. Manche setzen die Seelen, wie die Griechen und Römer, in die Zahl ihrer Schutz- und Hausgötter; andre weisen ihnen einen Versammlungsplatz unter der Erde an; und die fünfte Art baut ihnen kleine Behältnisse unter den Dächern der Häuser, etwan eine Spanne hoch, vor welchen sie ihre Opfer thun, wenn sie essen und trinken. Sie glauben auch, nicht nur daß nur wenige eines natürlichen Todes sterben, sondern daß auch der Mörder den Ermordeten, durch Beschwörungen wieder auferwecken, und dann als Sklaven behalten könne. Diese auferweckten Todten werden von den Zauberern mit Speisen, welche ohne Salz zubereitet werden, ernähret.

Wenn ein Kind auf die Welt kommt, so muß ein Fetischir ihm etwas als eine Pflicht zu halten auferlegen, welches nicht nur bey einzelnen Personen, sondern auch bey ganzen Familien geschieht. Dergleichen Pflichten sind folgende: sie müssen sich von dieser oder jener Art Fleisch enthalten, oder einige Kräuter, Früchte u. dergl. meiden; die Knochen von dem Fleische oder die Gräten der Fische in die Erde verscharren. Manche dürfen nie über Wasser gehen, andre auf keinem Kanoe fahren, andre sich die Haare nicht abscheeren,

ren, und dergleichen Possen mehr, wie es dem Fetischir einfällt, dessen Launen für ein Gesetz gelten.

Kommt einer in ein Haus, und setzt sich unversehens auf die Ecke eines Bettes, darinnen Mann und Frau beysammen gelegen haben, so muß er sogleich zu einem Schmidt gehen, welcher sogleich das Feuer aufbläset, ihn bey den Finger seiner linken Hand nimmt, und solche über seinen Kopf kehrt; hierauf thut er zwey oder drey Schläge mit dem Hammer, bläst mit dem Munde auf die zusammengeballten Hände, und spricht mit gelinder Stimme einige Worte aus, durch welche der Verbrecher von der unwissentlichen Uebertretung des Gesetzes los gesprochen ist. Diese und andre abergläubische Gebräuche beobachten sie mit der größten Pünktlichkeit, und sind fest dabey überzeugt, der Mokisso werde diejenigen unausbleiblich und mit aller Härte strafen, welche sich nur die kleinste Vernachläßigung in diesem Punkte zu Schulden kommen ließen.

Alle Zauberer und Priester heißen Enganga, und nehmen den Namen des Mokisso an, welchem sie dienen; als Thiriko, Boesi Barra, Likokko, Bombo, Makemba, u. s. w. von deren Bedeutung wir noch etwas hinzufügen wollen.

Thiriko ist ein großer Flecken, etliche Meilen von der Hauptstadt Loango. Hier befindet sich ein großes, auf Pfeilern stehendes, Haus, in welchem ein Mokisso in Menschengestalt zu sehen ist. Der Enganga ist Herr des Fleckens und verrichtet den Gottesdienst alle Morgen, welcher bloß in einigen Worten und Beschwörungen bestehet. Neben ihm steht allezeit ein Jüngling, der ihm antworten muß. Diesem Mokisso wird der König, das Wohl des Landes, die Erhaltung der Saat, der glückliche Fortgang des Handels und des Fischfangs empfohlen. Der Mokisso Boesi

Barra

Batta scheint eine viereckte Tasche zu seyn, welche aus Löwenhaut verfertigt, und mit Muscheln, bunten Steinchen, eisernen Glocken, Baumästen, Kräutern, Federn, Gummi, Schlüßeln, Lappen, Zähnen, Haaren und Nägeln der Albinos (wer diese sind, werden wir nachher sehen) und dergleichen angefüllt, auswendig aber mit Federn, bunten Schnüren, eisernen Haken und einem gewissen Kraute geziert ist. Wenn sie vor diesem Mokisso ihre Andacht verrichten, so setzt sich der Enganga auf eine Matte, und schlägt mit einem ledernen Sacke auf seine Knie, wobey er eiserne Schellen zwischen den Fingern hält. Dann springt er auf, mahlet sich die Augenlieder, den Leib und das Gesicht weiß und roth, und schlägt sich dabey auf die Brust und macht seltsame Geebrden mit dem Leibe, dem Kopfe, den Händen und Augen, wobey er das Wort Mariomena sehr oft wiederholt, bis er in eine Art von Verzuckung fällt, während welcher ihn die Anwesenden mit dem Safte gewisser Kräuter bestreichen, wodurch er denn wieder zu sich selbst kommt, und die Eingebungen des Mokisso bekannt macht. Likokoo ist ein hölzernes Bild von schwarzer Farbe, das einen sitzenden Mann vorstellet. In Kinza, einem Ort an der Seeküste, sagen sie, diesem Mokisso zu Ehren, eine Menge lächerlicher Lieder her. Man erzählt, daß etliche portugiesische Matrosen, diesen Likokoo einmal stohlen, und an Bord brachten; und als nachher ein Schiff dieser Nation vor der Küste scheiterte, ward es für eine Strafe des Likokoo gehalten. Malemba ist ein Mokisso, worauf sie viel halten, weil er die Gesundheit des Königs bewahren soll. Er ist eine Matratze von ohngefähr anderthalb Fuß ins Gevierte, oben mit einem Bande, an welchem Muscheln, Federn, getrocknete Röhrchen von Kassia, eiserne Schellen, Klappern u. dergl. Spielereyen mehr hängen, welche alle mit Takoelholze roth gemahlt sind. Die

gottesdienstlichen dazu gehörigen Ceremonien werden mit kleinen Trommeln verrichtet. Hernach wird geweihtes roth gefärbtes Wasser auf des Engangas oder Königs Leib gesprengt, und dazu ein besondrer Gesang gesungen. Die Edeln, welche dabey sind, bekommen mit eben dem Wasser einen rothen Strich auf den Leib, und haben hernach die Ehre, den Malemba mit seinen Gefäßen und Geschirre wegzutragen. Mokisso Mimi ist in einer kleinen Hütte eingeschlossen, um welche Bananas und andre Bäume gepflanzt sind. Es ist ein erhabner Thron, auf welchem ein Korb steht, der mit allerley Bagatellen angefüllt ist, worunter sich auch ein Halsband von Perlen, nebst einigen kleinen Seemuscheln, befindet. Mokisso Kossi ist ein Sack voll Hörner und weißer Farbe. Er wird bey Nacht mit Klappern, Herumkriechen auf den Knien, Waschungen u. s. w. verehret. Der Mokisso von Kimaye besteht aus alten Topfscherbeln, verfaultem Holz und zerrissenen Lumpen. Dieser Mokisso giebt Regen, und behütet die Schiffenden für Unglück. Kituba ist eine große hölzerne Klapper, auf welcher sie schwören müssen, daß sie niemand beheren oder andre Zauberey vornehmen wollen. Panza ist ein Stock, gleich einer Hellebarde, mit einem ausgeschnitzten Kopfe und roth angestrichen. Nganzi ist ein Topf, der in die Erde zwischen einigen Bäumen vergraben wird.

Die meisten dieser Mokissos werden von den Albinos verfertigt, d. i. von denjenigen, die, ob sie gleich von Negervätern und Negermüttern abstammen, dennoch keine Spur der Schwärze an sich haben. Sie sind vielmehr am ganzen Körper von einer höchst ekelhaften Weiße; ihre Haut ist, als ob sie mit Schorf überzogen wäre, die Haare sind ebenfalls weiß oder gelb, und die Augen gleichen den Kaninchenaugen.

gen. Dabey ist ihr Gesicht äußerst blöde, bey Nacht aber ist ihr Gesicht sehr scharf. Man bemerkt auch, daß es ihnen an dem gehörigen Geisteskräften fehlet, und ihr Verstand, wie bey den kleinen Kindern, beschaffen ist. Einige Schriftsteller haben eine besondre Menschenraze daraus machen wollen: allein es ist nunmehr bewiesen, daß es Unglückliche sind, welche aus einer uns unbekannten Ursache von diesem Uebel, das bey ihnen eine wirkliche Krankheit ist, befallen werden.

Das Königreich Loango war ehedem in verschiedne kleine Herrschaften getheilet; die Besitzer derselben geriethen endlich in Krieg mit einander, und einem von ihnen gelang es endlich, die übrigen alle unter den Fuß zu bringen, und sich zum Alleinherrscher des ganzen Landes zu machen. Nach andern wieder war Loango ehedem eine Provinz von Kongo, im vorigen Jahrhundert aber habe sich der Statthalter empört, zum König ausrufen lassen, und so viel Land dazu erobert, daß er nun ein ansehnliches Reich beherrsche. Wie dem aber auch sey, so ist doch so viel gewiß, daß die Bramas ihren Monarchen gleich einem Gott verehren, ihn wirklich mit der Benennung Gott beehren, und von ihm glauben, daß er nach seinem Gutdünken Regen geben könne. Im Christmond versammeln sich die Leute von allen Orten her, jeder mit einem, seinem Vermögen angemeßnen, Geschenke versehen, und flehen ihn an, daß er ihnen Regen geben wolle. Der König setzt hierauf einen Tag an, und alle Vornehme kommen, in Begleitung aller ihrer Leute völlig gewaffnet, als wollten sie in den Krieg ziehen, ziehen vor dem König vorüber, schießen Pfeile ab, und werfen sich dann zu seinen Füßen nieder. Er sitzt auf einem freyen Platze, wo ein Teppich auf die Erde gebreitet ist, der etwan funfzehn Klafter im Umfange hat, und

aus einem Zeuge, Ensaks genannt, das dem Sammet gleichet, gewirkt ist. Er giebt nunmehr Befehl, daß die Dembes, welches große Trommeln sind, deren eine kaum ein Mann tragen kann, geschlagen werden. Er hat auch acht Pongos oder Trompeten aus den größten Elephantenzähnen, welche in Vereinigung mit den Trommeln einen fürchterlichen Lerm geben. Nachdem diese hölliſche Musik geschwiegen hat, steht der König von seinem Throne auf, und schießt einen Pfeil gen Himmel, da denn, weil er die Zeit abpaßt, zu welcher die Regenzeit eintritt, denselben Tag gewöhnlich Regen erfolget.

Der König führt den Titel Mani Loango, und hat verschiedene Staatsräthe, welche Mani Bomma, der erste von allen; Mani Mambo, Mani Beloor, Mani Belullo, Mani Kniga und Mani Matta heißen. Außer diesen sind noch eine Menge geringerer Staatsbediente, und jede Provinz hat eine besondre obrigkeitliche Person, welche von einigen Reisenden mit den Friedensrichtern in England verglichen wird.

Die Macht des Königs von Loango wird sehr erhoben, und man sagt, daß er zahlreiche und geübte Heere ins Feld stellen könne. Die Soldaten sind mit langen Schildern bedeckt, welche aus Büffelhaut gemacht werden. Ihre Waffen sind Pfeile mit langen und breiten eisernen Spitzen, wie Hellebarden, welche vermittelst eines in der Mitten befindlichen Griffes mit großer Gewalt fortgeschleudert werden.

Kein Verbrechen wird mit dem Tode bestraft, als was wider den König ist. Das Gestohlne muß von dem Weibe oder den Verwandten des Diebes ersetzt werden, und der Dieb selbst wird gebunden mitten auf die Straße gestellt. Hat der Verbrecher nichts im Vermögen, so müssen seine Freunde für ihn arbeiten, bis

das

das Gestohlne völlig ersetzt ist. Muß etwas mit einem Eide bekräftigt werden, so schwören sie bey dem Könige mit den Worten: Figa Mani Loango. Der größte Eid aber und gleichsam eine Art von Purgatorium ist der Trank Imbonda.

Diese Imbonda ist die Wurzel eines kleinen Baumes, die ohngefähr so dick als ein Daumen, aber sechs Zoll lang und einer weißen Rübe ähnlich ist. Sie wird im Wasser geschabt und in Kalabaschen gekocht. Dieses giebt ein Getränk, welches so bitter als Rindsgalle ist, und so stark, daß eine einzige Wurzel für hundert Personen zureicht. Ein Zeichen, daß einer schuldig ist, ist dieß daß derjenige, der den Trank genommen, für todt danieder fällt, welches dadurch bewerkstelligt werden kann, daß man eine starke Portion der Wurzel in das Wasser thut.

Durch denselben Trank entdecken sie auch die Ursachen der vorfallenden Begebenheiten; als Diebstähle, Brand u. dergl. Der Kläger geht in diesem Falle zum Könige, und bittet ihn, gegen die Gebühr einen Mann, der den Trank reicht, zu verordnen. Hierauf versammeln sich acht bis zehn dieser Bondageber auf einem breiten Wege, setzen sich hier auf die Erde, und um drey Uhr Nachmittags kommt der Kläger mit seinen Angehörigen, worauf sie bey den Mokissos, die Wahrheit zu sagen, schwören müssen. Die Beklagten kommen dann ebenfalls, und jeder (denn gewöhnlich wird eine ganze Nachbarschaft angeklagt) empfängt die ihm bestimmte Portion des Trankes. Nach diesem steht einer von den Bondagebern auf, und wirft einige Stöcke vom Bananasbaume nach dem Angeklagten, und befiehlt ihm, wenn er schuldig sey, zu fallen; sey er aber unschuldig, stehen zu bleiben, und zum Zeichen der Unschuld sein Wasser zu lassen. Ist es ein großes Verbrechen, oder der Angeklagte hat

viel Feinde, so führen ihn die Kläger nackend vor des Königs Gericht, wo er verurtheilt wird, in Stücken gehauen zu werden.

Bey allen diesen Versuchen wird großer Betrug begangen, und wer die Pfaffen zu Feinden hat, wird allemal ihren Listen unterliegen, daher auch viele Leute durch diese betrüglichen Proben ums Leben kommen.

Von dem Könige von Loango sagt man, daß er siebentausend Weiber habe, die aber nicht bloß zum Staate dienen, sondern so sehr als gemeine Weiber arbeiten müssen. Sonderbar ist es, daß, wenn eine derselben schwanger wird, sie den Imbondatrank nehmen muß, um zu erfahren, ob der König auch wirklich Vater des Kindes sey. Ist sie so unglücklich, das Getränk nicht vertragen zu können, so wird sie ohne weitere Umstände verbrannt.

Der König verordnet allezeit eine alte ernsthafte Matrone, die er seine Mutter nennt, und so sehr verehrt, als wenn sie es wäre. Sie führt den Titel **Makonda**, hat sehr viel Macht und der König muß in allen wichtigen Dingen sie um Rath fragen. Ja, man sagt sogar, daß sie ihn ums Leben bringen kann, wenn er ihr eine Beleidigung angethan hat.

Dem Könige folgen seine Kinder nicht in der Regierung, sondern die Krone fällt auf den ältesten Bruder, und, in Ermanglung dessen, auf der Schwester Kinder. Alle, welche Ansprüche auf die Krone haben, halten sich an bestimmten Orten auf, die mehr oder weniger von der Residenz entfernt sind, je nachdem ihr Anrecht näher oder entfernter ist. Derjenige der den nächsten Anspruch zu machen hat, führt den Titel **Mani Kay**. Alle diese Thronkandidaten werden mit vieler Unterthänigkeit verehret, und wer bey ihnen vorüber geht, kniet nieder und klopft in die Hände.

Der

Der König kleidet sich gewöhnlich in europäische seidene Zeuge; ein besonderes Kennzeichen, das nur er und die Vornehmsten seines Hofes tragen dürfen, ist eine wilde Katzenhaut, die als eine Art von Aermel am linken Arme zusammengenäht ist. Er hat zwey besondre Häuser: das eine, darinnen zu essen, das andre darinnen zu trinken. Die Speisen werden ihm, täglich zweymal in zugedeckten Körben gebracht, und neben her geht ein Mann, welcher mit einer großen Glocke läutet, damit sich jedermann, der bey ihm ist, entfernen könne, weil es das Leben kostet, wenn irgend jemand den König essen oder trinken sieht. Man erzählt hiervon etliche Beyspiele: das Kind eines Vornehmen schlief einmal in des Königs Speisesaal ein, und erwachte in dem Augenblicke, als der König trank; der Tyrann hätte ihm freylich das Leben retten können, allein Despotismus wiegt jede Empfindung der Menschlichkeit nieder, und der unglückliche Vater erhielt nichts, als acht Tage Aufschub, nach deren Verlauf das Kind mit einem Schmiedehammer erschlagen, und mit seinem Blute die Mokissos des Königs besprengt wurden. Unstreitig war dieß so grausam, als nur etwas gedacht werden kann, allein die Tyranney geht hier noch weiter, und des Königs eigner zwölfjähriger Sohn ward geviertheilt und sein Körper öffentlich in der Stadt herumgetragen, als er seinen Vater hatte essen sehen. Ein so abscheulicher Gebrauch, der sich sogar auf das Vieh erstreckt, muß allein im Aberglauben seine Quelle haben, denn nur dieser ist fähig, solche Greuel zu erzeugen: auch sagen die Reisenden, daß man in Loango glaube, wenn jemand den König essen oder trinken sehe, und sein Verbrechen nicht mit dem Leben büße, dieß unausbleiblich den Tod des Königs nach sich ziehen werde.

Nachdem der König gegessen hat, geht er gewöhnlich in völliger Pracht, in Begleitung des Adels und seinen Hofbedienten, nach einem Hause, wo gewöhnlich verwickelte Rechtshändel entschieden werden. Dieß Haus steht in einer Ebene und ist mit Palmästen umzäunet. Die Vorderseite ist, um frische Luft zu verschaffen, offen, und etwan zwanzig Fuß hinterwärts ist ein Schirm queerdurch geführt. Es hängen an demselben von oben bis an die Erde zusammengerollte Blätter, welche Kumbel genannt werden, und dicht an dem Schirm steht ein Thron von schwarzen und weissen Palmitoästen, welche wie Korbwerk sehr artig durcheinander geflochten sind.

Der Thron ist etwan vier Fuß lang, anderthalb hoch und zwey breit. Auf jeder Seite stehen große Körbe von rothen und schwarzen Weidenruthen geflochten, in welche der Aberglaube der Bramas Geister zu Beschützung des Königs dichtet. Neben ihm sitzt auf jeder Seiten ein Becherträger; der eine reicht ihm dem Becher, der andern giebt mit eisernen Stäben ein Signal, daß der König trinken will, worauf er und alle die da sind, sich auf die Erde werfen.

Ohngefähr eine Stunde nach Sonnenuntergang geht der König zum zweitenmal an den Ort, der zum Speisen bestimmt ist, und dann wieder in das schon angeführte Haus, wo er bis zur Nacht hie bleibet. Sonst kommt er nirgends hin, wichtige Ursachen ausgenommen; und der Ort, wo er sich alsdann sehen läßt, ist eine große Ebene, mitten in der Stadt, dem Pallaste gegenüber. Der Stuhl, auf welchem er dann sitzt, ist gleichfalls von schwarz und weißen Ruthen geflochten, und hinter seinem Rücken hängt an einer Stange ein Schild, das mit verschiednen europäischen Zeugen bedeckt ist. Neben ihm stehen sechs bis acht Fächel, Pos genannt, die an den

Enden

Enden langer Stangen befestigt, halb rund von Form und hin und wieder mit Muscheln und Federn geschmückt sind. Diese Fächel werden mit Heftigkeit bewegt, und kühlen die Luft ab. Vor des Königs Sitze liegt ein großes Stück Zeug, das aus Baumbast gemacht ist, und welches niemand als der König und seine Kinder betreten darf. Die Großen des Reichs sitzen in langen Reihen, theils auf der bloßen Erde, theils auf dergleichen Zeugen, auf welchen der König sitzt, alle aber haben Büffelsschwänze in Händen, mit welchen sie sich frische Luft zuwehen. Hinter ihnen steht das Volk, und hinter dem Könige seine Bedienten, deren eine große Menge ist.

Dabey haben sie dreyerley Arten Musik; als erstlich elfenbeinerne Instrumente, wie Jagdhörner gestaltet, dann Trommeln, aus hohlen Stücken Holz gemacht, und an dem einen Ende mit Leder bedeckt; das dritte endlich gleicht einem Siebe, rings herum sind lange Löcher geschnitten, je zwey und zwey zusammen, und in jedes Loch thun sie zwo Kupferplatten. Wenn dieses Instrument geschlagen wird, klingt es wie kleine Glöckchen.

Wenn Edelleute bey dieser Gelegenheit den König grüßen, so besteht der Gruß darinnen, daß sie drey große Sätze vor und drey rückwärts thun, und ihre Aerme dabey über den Kopf schwingen. Wenn sie mit dieser Ehrenbezeugung, welche Khilomba heißt, sich genähert haben, so werden sie von dem König mit ausgestreckten Armen aufgenommen, worauf sie dreymal in die Hände klopfen, und sich zu des Königs Füßen niederwerfen. Seine besondern Lieblinge aber laufen gerade auf den König zu, und legen sich mit beyden Händen auf sein Knie.

Vor dem Könige stehen drey oder vier Kerls mit großen Glocken in den Händen, auf welche sie schla-

gen, wenn Stillschweigen geboten werden soll. Auch sitzen vor des Königs Teppich einige Zwerge und Albinos. Der Sage der Bramas zu Folge, die aber höchst verdächtig ist, wohnt eine ganze Nation solcher Zwerge, in einer Wüste, wo es gleichwohl viele Elephanten giebt.

Da vom ersten bis vierten Jenner in Loango die Saatzeit ist, und des Königs Weiber in diesen Tagen ein Stück Land zwey Stunden Weges in die Länge und eine in der Breite bestellen müssen, so zeigt sich der König ebenfalls täglich etliche Stunden, sie zur Arbeit aufzumuntern, und des Abends werden sie auf seine Kosten herrlich gespeiset.

Die Leopardenjagd ist ebenfalls eine Gelegenheit, bey welcher sich der König öffentlich sehen läßt. Wenn nehmlich ein Leopard ausgespürt worden ist, so wird jedermann durch Trompetenschall aufgerufen, dem König auf die Jagd zu folgen. Ist es tief in den Wald hinein, so wird der König auf einem Sessel getragen, der sehr künstlich von schwarzem Zinn ausgearbeitet ist, auf jeder Seite desselben ist eine Stange, der Sitz mit Tuche bedeckt und vier Männer, zwey vorn und zwey hinten tragen ihn.

Ist man zu des Leoparten Lager gekommen, so wird es rings umher von Leuten besetzt, die mit Pfeil und Bogen oder Lanzen und Wurfspießen bewaffnet sind. Vor dem König, welcher auf einer Erhöhung steht, breiten sie lange Netze aus, und dann wird das Thier aufgetrieben und jederzeit von der Menge überwältigt und vor den König gebracht, der ihm, wenn es noch einiges Leben hat, das man ihm denn gewöhnlich läßt, den Tod giebt. Die Haut erhält der König, Fleisch und Eingeweide werden tief in die Erde vergraben, die Galle aber, welche für ein starkes Gift gehal-

gehalten wird, zerschneiden und werfen sie in den Fluß.

Wenn ein König stirbt, so wird der Leichnam in seiner kostbarsten Kleidung, und auf einen Stuhl gebunden, in eine unterirdische Höhle gebracht, und mehrere Arten von Hausgeräthe, als Töpfe, Kessel, Pfannen, u. s. w. zu ihm gelegt. Darauf setzt man kleine hölzerne und irdene Bilder rund um ihn her, und in eine daranstoßende Höhle werden die Körper etlicher deshalb getödteter Sklaven gelegt, welche dem König in jener Welt zur Bedienung dienen sollen.

c) Einzelne Orte.

Loango besteht aus mehrern Provinzen, von denen **Loangiri**, **Loangomongo**, **Khilongo**, **Piri**, welche Landeinwärts liegen, **Mayomba**, **Loango** und **Angoy**, die an der See liegen, die vornehmsten sind.

Die ersten sind nur wenig bekannt, und was man davon weiß, ist folgendes: **Loangiri** hat viel kleine Flüsse, ist fruchtbar und volkreich. Seine Einwohner nähren sich vom Fischfang und Verfertigung inländischer Zeuge. **Loangomongo** ist ein großes bergigtes Land, das viel Palmöl erzeuget und Vieh in Menge hat. Die Einwohner sind Weber und Kaufleute. **Khilongo** übertrifft alle andre an Größe und ist sehr volkreich. Hie und da ist es bergigt, hie und da aber hat es schöne Ebenen und Thäler. Die Einwohner sind äußerst grobe Leute, treiben aber mit Elfenbein einen beträchtlichen Handel. Der Statthalter von Khilongo ist gewissermaßen unumschränkt, wenigstens in sofern, daß sich das Volk einen andern wählen darf, ohne den König vorher um Erlaubniß zu bitten. **Piri** ist sehr flach, volkreich, fruchtbar an Baumfrüchten, Vieh und Geflügel. Die Einwohner leben meist von der Viehzucht und Jagd.

Meh-

Mehrere Kenntnisse hat man nicht von den im Lande liegenden Provinzen; die nach der See zu aber sind weit besser bekannt. Da ist erstlich Mayumba oder Mayomba, welche so sehr mit Waldung bedeckt ist, daß man zwanzig Tage lang, ohne einige Hitze zu fühlen, darinnen fortreisen kann. Sie bringt aber auch gar kein Getreide hervor, daher die Einwohner nur von Plantanen und Nüssen leben. Zahmes Vieh oder Flügelwerk findet man auch nicht, dafür aber Elephanten in Menge, deren Fleisch die Einwohner sehr hoch schätzen, nebst andern Arten von Wildpret und Fischen. In den Wäldern giebt es Paviane, Affen, Meerkatzen und andre wilde Thiere.

Mayomba.

Der Hafen Mayomba liegt zwey Seemeilen südwärts vom schwarzen Vorgebirge, und wird durch eine große sandige Bay gebildet, in welche sich ein ziemlich großer Fluß, Namens Bonna, ergießt. Unweit davon liegt die Stadt oder vielmehr der Flecken Mayomba, der so nahe an die See gebauet ist, daß die Bewohner desselben, wegen der anspielenden Wellen, sich oft tiefer ins Land flüchten müssen. In diesem Flecken steht ein Götze Maramba genannt, in einem hohen Behältnisse, das einem Bienenkorbe gleichet. Diesem Maramba werden Männer, Weiber und Knaben auf folgende Art geweihet: sie begeben sich zu dem obersten der Enganga, der sie in eine finstre Kammer sperrt, und ihnen schlechtes Essen reichet; haben sie das einige Tage ausgehalten, so läßt er sie heraus, verbeut ihnen aber, etliche Zeit nichts zu sprechen. Ist auch dieß vorbey, so werden sie endlich vor den Maramba gebracht; und nachdem ihnen zwey Zeichen in Gestalt eines halben Mondes in ihre Schultern geschnitten worden, so werden sie beschworen, dem Maramba treu zu seyn. Diesen Eingeweihten ist verboten, gewisse Arten von Speisen zu essen, und sie müssen

sen ein Anhängsel unter dem linken Arme tragen. Dem Statthalter dieser Landschaft wird das Bild des Maramba vorgetragen, wo er hingeht; und wenn er seinen Palmwein trinkt, wird die erste Schale zu den Füßen des Götzen ausgegossen.

Ehedem wurde hier ein starker Handel mit Elfenbein getrieben, der aber jetzt fast verfallen ist. Die Weiber fangen Austern aus dem Flusse, welche geöffnet und geräuchert werden, da sie sich denn etliche Monate lang sehr gut halten. Die Einwohner leben meist von der Jagd, da ihr Land an vielerley Wildpret Ueberfluß hat. Ihre Hunde können nicht bellen, daher sie ihnen Klappern an den Hals hängen.

Von dem schwarzen Vorgebirge nordwärts wohnt ein Herr, Mani Seat genannt, der unter allen Vasallen des Königs von Loango den stärksten Elfenbeinhandel treibet, weil die Jagd dieser Thiere die einzige Beschäftigung seiner Unterthanen ist. Sein Gebiet wird auch Serte genannt und erzeugt eine Menge von Brasilienholze, mit welchem die Negern einen sehr starken Handel treiben. Es werden hier einige Ziegen und Federvieh gezogen, und die Einwohner nähren sich von Hirse, Bananas und Wildpret.

Das Gebiet von Gobbi ist voll Moräste, Teiche und Flüsse, in denen sich Fische und Seekühe aufhalten. Außer Raubthieren findet man wenig Vieh darinnen.

Nordostwärts vom schwarzen Vorgebirge soll das Volk der Zwerge, Matimbaer genannt, leben, welche nicht größer als Knaben von zwölf Jahren, aber außerordentlich dick seyn sollen. Die Bramas sagen, daß sie in Elfenbein und Elephantenschwänzen Tribut an ihren König bezahlen.

Kalan-

Kalango liegt südwärts von Mayomba, und wird an der einen Seite von dem Flusse Kuelle begränzt. Das Land ist allenthalben eben, und der Boden bringt überflüßiges Korn hervor. Auch liefert es viel Honig.

Loango. Die Provinz Loango ist südwärts von Kalongo. Die Hauptstadt hat denselben Namen, und liegt drey Stunden von der Seekuste in einer großen Ebene. Auf den Straßen, welche weit, lang und beständig reinlich sind, stehen viele Palm- und Bananasbäume. Die Stadt ist groß, aber unordentlich gebauet, und in der Mitten ist ein großer freyer Platz, an dessen Seite der Pallast des Königs stehet. Auf diesem Platze verkauft man täglich Palmzeuge von allerley Arten, Federvieh, Fische, Wein, Oel, Korn und andere Lebensmittel. Die Häuser werden länglicht mit zwey Giebeln gebauet, und haben ein abhängiges Dach, welches auf dicken Pfosten ruhet. Die Breite, Länge und Höhe ist bey allen beynahe gleich, so daß sie alle einander gleich sehen. Um einige geht ein Zaun von Palmzweigen und zusammengeflochtnen Weidenruthen. Das Hausgeräthe besteht in Töpfen, Kalabaschen, hölzernen Fässern, Matten, Körben, u. dergl.

Der Pallast des Königs besteht aus zehn Häusern, und an der Südseite derselben ist ein besondrer Bezirk, in welchem seine Weiber wohnen, und wo keine Mannsperson, bey Lebensstrafe, hineingehen darf. Die Anzahl seiner Weiber beläuft sich auf hundert und funfzig.

Kenga. Der Hafen von Loango ist zu Kenga, einem durch einen Mokisso berühmten Flecken. Der Mokisso ist ein kleines schwarzes irdenes Bild, das in einem kleinen Hause dicht an der Landstraße stehet.

Die

Die Einwohner sagen, der Mokisso besuche in der Nacht bald diese, bald jene, welche dann auf drey Stunden lang unsinnig würden. Leute, die so glücklich sind, dieses nähern Umgangs gewürdigt zu werden, werden in großen Ehren gehalten. Noch steht zu Kenga ein andrer Mokisso, der in nicht geringerm Rufe ist.

Zwey Seemeilen ostwärts von der Hauptstadt liegt der Flecken **Longeri**, wo die Könige des Landes begraben werden. Der Platz dazu ist rundum mit Elephantenzähnen umgeben, welche wie Pfähle in der Erde stecken. Longeri.

Vierzehn Tagereisen von Loango gegen Nordost liegt das Gebiet **Kango**, ein gebirgigtes Land, das einen sehr steinigten Boden hat, und sehr viel Kupfer hervorbringt.

Angoy ist ein kleines Ländchen, das von Einigen sogar zu einem besondern, Loango aufs höchste nur zinsbaren Königreiche gemacht wird. Es ist sehr waldigt, und die vornehmste Stadt darinnen ist **Bomangoy**, an der Nordseite des Flusses Zaire, nicht weit von der Mündung desselben gelegen. Das Haus des Mani oder Unterkönigs ist mit großen, fest mit einander verbundenen Pfählen umgeben. Die Zimmer sind mit Matten von verschiedener Farbe behangen, und vor dem Hause ist eine Batterie mit metallnen Kanonen. Bomangoy.

Der vornehmste Hafen in Angoy ist **Kabenda** oder **Kapinda**. Die dasige Bay ist hie und da flach, und morastiger Grund, erhebt sich aber landeinwärts, und bildet eine Reihe mäßiger Hügel. Auf der Anhöhe dieser Hügel liegt die Stadt, bey welcher die Engländer eine Faktorey haben. Die Häuser in dieser Stadt sind meist aus Rohr erbauet, manche Kabenda.

rund

rund wie Körbe, andre viereckt, alle aber sind sehr elende armselige Hütten. Die dasige Gegend ist an vielen Orten wüste, weil die Neger ihren guten Boden aus Trägheit nicht bearbeiten, daher auch die Lebensmittel zuweilen sehr theuer sind.

Zahmes Vieh findet man hier gar nicht, etliche Schweine ausgenommen, welche aber weder vorzüglich gut, noch groß sind. Hühner aber sind in Menge da. Von wilden Thieren giebt es mehrere Arten, besonders Ziberkatzen, Affen und Leoparden. Die Ufer sind voll Fische, und die Austern liegen in großen Haufen über einander.

Die gewöhnlichste Kleidung der Einwohner im Lande Angoy sind zwey Stück Kattun, von denen eines über die Schultern geworfen, das andre um die Lenden gegürtet wird. Aermere sind bloß mit einem kleinen Schurze zufrieden. Auf der Brust haben sie vom Halse herab ein Stück Elfenbein hangen. Das Haar tragen sie auf verschiedene Art: Manche lassen sich oben eine Platte scheeren, und auf den Seiten kleine Haarbüschel stehen, andre tragen es nur kurz verschnitten, andre wie eine Krone, u. s. w.

2) Kongo. Kaum kann man eigentlich sagen, daß die Gränzen des Königreiches Kongo fest bestimmt sind, denn nach den Nachrichten der einen Schriftsteller, erstrecken sich seine Gränzen bis dahin, nach der andern ihren bis wo anders, und im wirklichsten Sinn ist es schwer, genau in solchen Sachen zu seyn, die fast die Unmöglichkeit bey sich führen. Nach den besten geographischen Nachrichten, die wir jetzt von diesen Gegenden haben, gränzt das eigentliche Kongo, gegen Norden mit Loango und dem Königreiche Makoko oder Anziko, davon es der Fluß Zaire scheidet; gegen Osten mit eben diesem Königreiche und dem

dem Königreiche Matamba; gegen Süden mit Benguela; und gegen Westen mit dem Ocean.

Es liegt zwischen dem andern und eilften Grad südlicher Breite, und zwischen dem zwey und dreyßigsten und ein und vierzigsten Grade östlicher Länge; es erstreckt sich in die Länge von Norden gegen Süden auf fünfhundert und sechszig Meilen; und in die Breite von Westen gegen Osten auf vierhundert und zwanzig Meilen.

Ehedem war seine Gränze ungleich ausgebreiteter, und begriff verschiedene andere Landschaften in sich, welche nach und nach von ihm abgefallen sind, und daher auch wohl Gelegenheit gegeben hat, daß man in der Bestimmung der allgemeinen Größe nie recht einig werden kann. So gehörte ehedem hinzu Abundos, Matama, Quizama, Angola, Kakongo, die Königreiche Kongere, Amdara, und die Pangelungoer, Anziguoer, Anziquana, Loango, u. a. m. Gegen Osten befindet sich ein großes Gebirge, welches den Namen Krystallgebirge führet, und zwar deshalb, weil hier in der Nachbarschaft dieses Gebirges eine große Menge Krystalle aller Art gefunden werden. Der Umfang des Gebirges ist groß, eben so auch seine Höhe ist beträchtlich, wird aber nur an seinem Fuße bewohnet. Andere hohe Berge werden mit dem Namen, die Sonnenhügel, belegt, weil sie theils sehr hoch sind, und weil man demohngeachtet niemals Schnee auf ihnen entdecket; doch ist auch keine Spur eines Baumes darauf zu finden.

Zu der Fruchtbarkeit Kongos tragen seine vielen Flüsse hinlänglich bey. Die vornehmsten davon sind, von Norden gegen Süden zu, der Zaire, Lelunda, Ambritz, Enkoroque-Matari, Loze, Onza, Libongo, Danda, Bengo und Quanza.

Der Fluß Lelunda, welches so viel als eine Forelle bedeutet, entspringt mit dem Koanza oder Quanza aus einem See. In seinem Laufe geht er dichte an dem Fuße des Berges St. Salvator vorbey, und vereiniget sich unterwegens mit einem andern Flusse, der aus dem großen See kömmt. Bey trockener Jahreszeit kann man zu Fuße darüber gehen, allein er ist auch wieder zu Zeiten des Regens sehr groß. Von dem Berge an läuft der Lelunda in verschiedenen Krümmungen, westsüdwestwärts nach der See, worein er mit einem schnellen Laufe fällt, und so gefährlich er wegen der häufigen hier lauschenden Krokodille ist, so wenig achten die Schwarzen dieser Gefahr, und fahren sehr oft ganz ruhig den Fluß auf und ab.

Der Fluß Ambritz hat bey seinem Ausflusse einen Hafen, und fließt vier französische Meilen von St. Salvator. Er liegt im sechsten Grade Süderbreite, und ist ein großer fischreicher Fluß, jedoch beym Eingange felsicht; inzwischen können kleine Boote gut darauf fortkommen. Er hat mit dem Lelunda einerley Ursprung. Das Wasser sieht schlammicht aus, welches von der Geschwindigkeit des Stromes herkommt, an dessen Ufer das Herzogthum Bambo stößt. Dreyßig Meilen hinauf an diesem Flusse ist eine Fähre, wo ein jeder Reisender dem Könige von Kongo einen gewissen Zoll für die Ueberfahrt bezahlen muß. An seinem südlichen Ufer giebt es viele Leute die vom Salzmachen leben, welches sie aus dem Seewasser in irdenen Töpfen kochen, und dabey sehr grau und sandicht ist; doch treiben sie immer einen sehr guten Handel damit nach Bambo und verschiedenen andern Oertern.

Der Enkokoque-Matari, dessen Ursprung den Europäern völlig unbekannt ist, hat fast gar keinen Nutzen, weil in seinem Ausflusse große Sandbänke sind, so daß er kein klein Boot trägt, und so wenig

Wasser

Wasser hat, daß auch kaum ein Kahn darauf fortkommen kann.

Der Loze, ein anderer kleiner Bach, hat keinen Hafen, doch trägt er aufwärts in das Land Boote. Etwa zwanzig Meilen aufwärts ist eine Fähre, wo alle Reisende für die Ueberfahrt dem Herzog von Bambo einen Zoll entrichten müssen.

Die Onza hat einen Hafen, ist aber so seicht, daß man durchwaden kann, und trägt deshalben keine Schiffe.

Der Libongo hat keinen Hafen, ist auch nicht so tief, daß Schiffe darauf gehen könnten.

Der Danda ist ein breiter Fluß, und kann Schiffe von hundert Tonnen tragen. Er hat bey dem Ausflusse fünf oder sechs Fuß tief Wasser. Er ist voller Fische, aber auch voller Krokodille und Seepferde. Er fließt durch fruchtbare Felder, und ist auf der Mittagsseite ziemlich tief, gegen Norden aber auf zwey Meilen weit sehr seichte.

Der Bengo, dem einige für Einen Arm des Danda halten, ist ein anderer großer Fluß. Man kann mit Schaluppen bis vierzig Meilen aufwärts bequem seegeln, und in seiner Mündung hat er, der Sandbänke ungeachtet, manchmal sieben bis acht Fuß tief Wasser. Er entspringt sehr weit, und läuft bey regnerichten Wetter im März, April und May so stark an, daß er öfters durch die Gewalt des Stromes große Stücken Erde auf einer Seite wegführet.

Der Fluß Quanza entspringt aus einem kleinen See, den ein gewisser Fluß machet, der aus dem großen See, welcher der vornehmste Quell des Nils ist, entstehet. Er ist bey dem Ausflusse zwey Meilen breit, und es können kleine Barken wohl hundert

Meilen den Strom hinanseegeln, doch hat er keinen Hafen.

Der Zaire ist dagegen ein sehr breiter Fluß, und der größte im Königreich Kongo. Man sagt, er habe seinen Namen von der Unwissenheit der ersten Entdecker, die, als sie bey dem Hinanfahren die Schwarzen fragten: was für ein Fluß und Land das wäre? von ihnen, weil sie diese nicht verstehen konnten, zur Antwort bekamen: Zevoco, das heißt auf Kongische Sprache „ich kann es nicht sagen," welches Wort man hernach in Zairo verwandelt hat. Wahrscheinlicher aber hat er seinen Namen von dem Flusse und der Stadt Zayri, achtzehn oder zwanzig Meilen von der See gelegen. Die Portugiesen setzten auf einer Ecke des Ausflusses ein Kreutz von feinem Marmor, einige Zeit hernach fanden es die Holländer, und brachen es aus Neid in Stücken.

Dieser große Fluß führet sein Wasser aus dreyen Seen, der erste heißt Zambre, der andere Zaire, und der dritte ist ein großer See, aus welchem der Nil seinen Ursprung nehmen soll. Doch ist der Zambre der Hauptquell darunter, woraus der Nil, der Zaire und andere Flüsse mehr entstehen, und Afrika auf allen Seiten durchwässern. In diesen Fluß fallen auf seinem Laufe durch Kongo verschiedene Flüsse, die zur Handlung auf Booten sehr bequem sind. Bey dem Eingange ist dieser Fluß acht und zwanzig Meilen weit, sein Strom dringt mit solcher Gewalt in die See, daß, wenn er stark angelaufen ist, sein Wasser vierzig oder funfzig bis achtzig Meilen weit vom Lande so frisch gefunden wird, daß es die Reisenden trinken. Sie erkennen auch daselbst aus dem Ungestüm des Wassers, wo sie sind. Man kann aufwärts mit großen Barken über fünf und zwanzig Meilen fahren, und weiter hin wird er von einer Reihe Felsen

in

in die Enge gedrückt, und fällt mit einem solchen Geräusche nieder, daß man es mehrentheils acht Meilen weit hören kann; weshalb ihn auch die Portugiesen den Wasserfall nennen.

An der südlichen Seite bey dem Eingange raget ein Vorgebirge hervor, das die Portugiesen Cabo de Padron nennen, als welche daselbst vor zweyhundert Jahren eine kleine Kapelle gebauet, und ein Kreutz aufgerichtet haben. Ein wenig weiter hinein an dem Vorgebirge liegt das kleine Vorgebirge St. Paul, woselbst eine gute Rhede für die Schiffe ist. Fünf Meilen davon ist eine Klippe, die der Pampusfels heißt, und zehn oder zwölf Meilen weiter, der Sitz des Grafen von Sonho.

Zwischen der Mündung des Flusses und dem Wasserfall sind verschiedene mit Städten und Dörfern wohlbewohnte Inseln, die dem König von Kongo unterthan sind, und sehr oft kleine Gefechte auf ihren Booten unternehmen, die bey ihnen Lungo heißen, und aus Stämmen von einem Baume, der ungemein dick ist, aushöhlen.

Das erste von diesen Eylanden, welches aber sehr klein ist, heißt von der großen Menge Flußpferde die Pferdeinsel. Die Eylande Bomma und Quintalla liegen in der Mündung dieses Flusses, und höher hinauf liegen andere, die alle ungemein stark bewohnt sind, und wenn sie wider den König von Kongo aufrührisch werden, sich eigene Regenten erwählen.

Bomma hat Eisenmienen; und ob es gleich viele Einwohner aufweisen kann, so siehet man doch fast gar keine Häuser, weil das Land zum größten Theil unter Wasser stehet, so daß die Schwarzen in ihren Kähnen von Baume zu Baume fahren, zwischen wel-

chen sie gewisse Plätze mit Blättern und Aesten erhöhet haben, worauf sie ohne einiges Dach wohnen und bleiben.

Diese Eyländer sind starke, tapfere und nervigte Menschen, deren Lebensart freylich nicht anders als thierisch ist; dabey bilden sie sich ein, mit dem bösen Wesen, oder dem Teufel, sprechen zu können. Wenn sie sich dieser Angelegenheiten halber versammelt haben; so läuft einer von ihnen mit einer Maske herum, welches gewöhnlich drey Tage lang dauert; und wenn diese vorbey sind, dann machen sie noch andere Ceremonien, bis alsdann der böse Geist aus dieser verlarvten Person redet. In Friedenszeiten erhalten sie ihren Lebensunterhalt durch Vertauschen, und im Kriege handeln sie mit nichts als mit Waffen, Pfeilen, Bogen und Lanzen.

Diese Art Menschen kennet keine Bündnisse, selbst die Bande der Ehe nicht, sondern leben mit einander von ihrer Jugend auf, wie es ihnen der natürliche Trieb, oder die jedesmaligen Umstände erlauben. Auf dieser Insel Quuntalla ist auch ein Götzenbild von Silber, zu welchem sich niemand nahen darf, als die Priester, welche bestellt sind, den Weg dazu zu verwahren und dafür zu sorgen, daß er nicht entdeckt werde. Zu dem Ende müssen sie selbst, so oft sie dazu gehen, einen besondern Fußsteig nehmen, welchen niemand anders finden kann.

Viele Könige und Einwohner opfern diesen Götzen, besonders in Krankheiten, verschiedene von ihren kostbarsten Gütern, die niemand gebrauchen darf, wenn sie einmal dem Gott geweyhet sind, sondern bloß durch die Länge der Zeit verdorben werden; denn sobald als sie dem Gott dargebracht werden sollen, so trägt sie die dazu bestimmte Person auf einen großen

ebenen

ebenen Platz, wo das Götzenbild stehet, und, an statt der Steine, mit einem Walle von Elephantenzähnen umgeben ist, und hängt sie an Stangen auf, bis sie verwesen. Diese Eyländer haben auch besondere Oberhäupter und Beamte, die sie durch die meisten Stimmen erwählen.

Die Insel Zaira-Kakongo ist eben nicht eine der kleinsten, ob sie schon nicht groß ist, und liegt in der Mitte des Flusses. Sie hat einen Ueberfluß von allen Arten Lebensmitteln und eine große Anzahl Einwohner. Sie ist acht Faden über dem Wasser erhaben, und wird von dem Königreich Kongo durch einen Fluß abgesondert, über welchem hier eine Brücke ist.

Nach dieser vorläufigen allgemeinen Uebersicht des vor uns habenden Königreiches, wird uns die nähere Kenntniß desselben, seine natürliche Beschaffenheit, seine Produkte, die Sitten und Gebräuche seiner Einwohner und so weiter, viel öfterer zu interessanten Gegenständen leiten, als hier im Allgemeinem geschehen konnte. Die Luft von Kongo ist gemäßigter, als man glauben sollte, und der Winter ohngefähr mit dem Herbste zu Rom in Italien zu vergleichen; daher sie nie Ursache haben, mehr Kleider anzulegen, oder das Feuer mehr zu schätzen, auch auf dem Gebirge sogar ist es nicht kälter, als auf der Ebene. Insgemein ist der Winter, das heißt, die Jahreszeit, so diesen Namen führet, oft wärmer, als der Sommer selbst, und zwar wegen der beständigen Regen, und vorzüglich zwey Stunden Vor- und Nachmittage, wo es oft kaum auszuhalten ist.

Nächte und Tage sind bey ihnen das ganze Jahr hindurch kaum eine Viertelstunde unterschieden. Der Winter fängt hier im März an, wenn die Sonne in die nördlichen Zeichen tritt, und der Sommer im Sep-

tember, wenn sie in die südlichen kommt. Es regnet im Sommer niemals, aber ihre fünf Wintermonate, als April, May, Junius, Julius und August, fast beständig, und während derselben Zeit sind die Tage nur sehr wenig heitere Tage. Es ist erstaunlich anzusehen, mit welcher Gewalt der Regen herabfällt, und wie groß die Tropfen sind. Wenn der Erdboden völlig durchnäßt ist, so schwellen die Flüsse erstaunlich, und richten auf dem anliegenden Lande ungemein große Ueberschwemmungen an. Der erste Regen fängt manchmal am funfzehnten Tag und manchmal später an; daher kommt das neue Wasser des Nils, das von den Einwohnern Egyptens so sehr verlangt wird, manchmal eher, manchmal später.

Die Winde wehen im Winter durch die ganze Landschaft von Norden nach Westen, und von Norden nach Südosten. Die Portugiesen heißen sie allgemeine Winde. Sie treiben die Wolken mit großer Gewalt gegen die hohen Berge, woselbst sie sich versammlen, und von der Zusammenpressung im Wasser verdicken; wenn es also regnen will, so scheint es, als ob die Wolken auf den Gipfeln der höchsten Berge ständen, und daher rührt das Wachsthum des Nils, der Sanaga und anderer Flüsse, die sich in die östlichen und westlichen Seen ergießen.

In ihrem Sommer, wo es zu der Zeit in Italien Winter ist, wehen die Winde von Süden nach Südosten; und so wie sie den südlichen Himmel aufheitern, so treiben sie den Regen nach den nördlichen Gegenden. Diese Winde kühlen die Luft ungemein, sonst würde die Hitze hier in Kongo und in den benachbarten Gegenden ganz unerträglich seyn; da sie zumal die Nacht hindurch doppelte Bedeckungen, zur Abwehrung der Hitze, über sich hängen müssen.

Es

Es ist seltsam, daß hier gar kein Schnee fällt; selbst auf den Gipfeln der Berge keiner gesehen wird, ausgenommen gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung und anderer Berge zu, welche die Portugiesen aus dieser Ursache die Schneegebirge nennen. Dieser Mangel an Schnee gereicht aber dem Lande zu keinem Vortheil; denn Schnee und Eis würden zur Abkühlung des Getränkes in Kongo gewiß höher als Geld geachtet werden.

Bey dem allem sind im Königreich Kongo jährlich zwey Erndten. Sie fangen im Januar an zu säen, und erndten im April ein. Darauf folgt ihr Winter, der aber einem italienischen Herbst oder Frühlinge gleichet. Im Herbstmonat fängt die Hitze wieder an, da sie das Zweytemal säen und im Christmonat erndten. Die Zubereitung ihres Ackerbaues und die Mühe, ihn zu vollenden, ist sehr geringe, denn sie brauchen weder Pflug noch Spaden, und sobald die Wolken die geringste Nässe geben, machen die Weiber die Zubereitung. Sie sammlen die verdorrten Kräuter und Wurzeln in Haufen, und zünden sie auf dem Lande an. Nachdem nun der erste Regen gefallen ist, wenden sie das Feld mit einer leichten Hacke um, und streuen mit der andern Hand auch sogleich den Saamen aus, den sie in einem Sacke an der Seite bey sich tragen. Bey dieser Beschäftigung müssen sie auch ihre Kinder auf dem Rücken eingewickelt tragen, damit sie nicht von der großen Menge Ungeziefer, das bey dieser Gelegenheit aus der Erde kommt, beschädiget, oder gar verzehret werden. Auch sonst wenn sie eine Last tragen, haben sie allezeit ihre Kinder in einer Art Hangematten, die ihnen um die Schultern hängt, daß die Füße des Kindes um der Mutter Unterleib zu liegen kommen.

Die Erde ist fruchtbar und so schwarz als die Bewohner. Wenn die Erndte vorüber ist, so schaffen die Weiber alle welsche Bohnen in einen Haufen zusammen den indianischen Weitzen in einen andern, darauf wird dem Makolonte so viel gegeben, als zu seinem Unterhalte zureicht, und das übrige unter die Familien, nach ihrer Anzahl und Nothdurft, getheilet. In diesen Gegenden ist das Feld allezeit grün, und wenn der Boden wo verbrannt wird, so wächst doch das Gras sehr bald wieder. Das Herzogthum Bätta und die andern rings umherliegenden Länder haben fetten und fruchtbaren Grund den alle Arten von Lebensmitteln trägt. Die Gegend von Pemba besonders und St. Salvator herum, ist wegen der frischen heitern Luft voll schöner Weiden und Bäume.

Es giebt hier eine Art Korn, die bey den Einwohnern Luko heißt. Es siehet dem Senfsaamen sehr ähnlich, ist aber etwas größer, es wird mit einer Handmühle klein gemacht, und giebt ein sehr weißes Mehl, aus welchem feines, wohlschmeckendes Brod wird, welches vollkommen so gut ist als das aus Weitzen. Dieses Korn ist, seit nicht gar zu langer Zeit erst, von der Gegend am Nil hergebracht worden, die unweit seines Falles in dem zweeten See liegt, und jetzo ist es in ganz Kongo in großer Menge vorhanden. Es giebt auch eine Art Hirse, oder Korn von Kongo genannt Auch haben sie Maiz aber sie geben es bloß den Schweinen zum Futter; selbst der Reis ist ihnen nicht viel werth; vielleicht wegen der allzugroßen Uebermenge hat dieses sonst so beliebte Gewächse hier seinen Werth verlohren. Sie haben auch verschiedene, den Europäern meist unbekannte, Hülsenfrüchte, außer dem indianischen Weitzen und einer Art großer Bohnen, deren Farbe den Kastanien ziemlich nahe kommt, und dabey eine wohlschmeckende und nährende

Spei-

Sreise sind. Eine andre Art Feldfrucht wird Kuvanta genannt, ist dem Reise ähnlich, wächst auf einem Strauche, und hält sich wenigstens etliche Jahre; sie pflanzet sich aller sechs Monate in Menge fort.

Die Frucht Nkanza ist aus Brasilien und ungemein weiß; sie ist den indianischen Bohnen sehr ähnlich, daher ihr die Portugiesen den Namen, brasilianische Bohnen, gegeben haben. Eine andere Art von Hülsenfrüchten, Kangula, wird von den Schwarzen sehr hoch, von den Europäern aber nur wenig geachtet. Massamamballa schießt in Stengeln von der Höhe des italiänischen Weitzens auf, und gleicht ihm an Aehren und weißer Farbe. Der Saame des Krautes Masango gleicht unserm Hanfsaamen sehr, und nach einiger Bericht soll es eine Art Korn in Loango seyn. Die Pflanze Anfely wächst so hoch als eine Lanze, und ihren Aehren gleichen die Aehren unsers Hierses. Die Kluvo läßt sich viele Jahre aufbehalten. Es hat eine dreyeckigte Aehre und Korn, wie Hirse, das roth und gesund ist.

Unter vielen andern Arten Hülsenfrüchten, die sie sehr hochschätzen, sind auch die Mandois; sie wachsen ihrer drey oder vier zusammen, wie Wicken, aber unter der Erde, und sind von der Dicke ordentlicher Oliven, woraus man eine Milch, wie aus den Mandeln, ziehet, und man glaubt, sie haben davon ihren Namen bekommen. Eine andre Art von Früchten, die unter der Erde wachsen, sind die Inkumbe, die einer Flintenkugel gleich, sehr gesund und wohl vom Geschmacke sind, unter denen sich oft Muskatennüsse gefunden haben, die vielleicht von den Bäumen gefallen sind, jedoch ist der Gebrauch davon den Einwohnern noch ganz unbekannt. Es giebt einige wilde, die man Newbanzampuni nennt.

Auch

Auch macht man Brod aus der Wurzel Mamok, wie sie die Einwohner nennen. Sie wird zu Mehle gemacht, und ist häufig in der Gegend von Loanda, wo der Boden fruchtbar ist und viel davon hervorbringt. Die Pflanze ist, aber von sehr verschiedenen Arten die in der Ferne alle einander gleich sehen, aber an Wurzeln, Farbe und Eigenschaften unterschieden sind. Die Blätter sind dem Eichenlaube ähnlich, dunkelgrün, mit vielen Adern und Punkten gezieret. Der Stamm schießt gerade, zehn oder zwölf Fuß in die Höhe, und breitet sich in viele Aeste aus, das Holz aber ist schwach wie eine Weide. Die Blüthen sind klein, der Saame wie von der Palma Christi, aber von keinem Werthe. Ein Beweis von der Güte des Bodens und der Fruchtbarkeit ist folgender Beweis von dieser Pflanze. Nachdem die Erde zubereitet ist, wozu erfordert wird, daß man sie wohl durcharbeitet, klein zerschlägt und in Haufen zusammen führe: so schneiden sie Aestchen etwa einen Fuß lang und einen Zoll dicke ab, die sie gegen einander geneigt, zwey oder drey in jeden Haufen setzen, so daß die Enden etliche Zoll über die Erde herausragen. Diese schlagen sogleich Wurzel, und schießen in neun oder zehn Monaten zu der Höhe von zwölf Fuß auf, bekommen viele Aeste, und werden so stark, als das dicke Bein eines Mannes; damit die Wurzel groß werde, so muß der Grund etlichemal rein gehalten und das Unkraut ausgerottet werden. Wenn die Pflanze ihre völlige Reife erlangt hat, so hauen sie den Stamm hart an der Erde ab, der zu nichts als Feuerholz nützet, die kleinen Aestchen werden zugerichtet, wieder verpflanzt zu werden, und auf diese Weise ist die Arbeit unerschöpflich. Nach diesem wird die Wurzel aufgegraben und geschecelt; woraus sie vermittelst einer Mühle, die wie ein Wagenrad gemacht ist, Mehl bereiten. Der Umkreis des Rades ist eine Spanne breit und

mit

mit Kupfer beschlagen, auf dem sich scharfe Spitzen, wie auf einer Feile, befinden. Das Mehl fällt in einen darunter gesetzten Trog. Derjenige, der die Wurzel an das Rad hält, hat verschiedene kleine Knaben, die ihn von Zeit zu Zeit diese Wurzeln zutragen, um die Arbeit zu beschleunigen. Auch wird das Mehl durch die Sklaven aus dem Troge genommen und in kupfernen Pfannen, wie in Oefen, getrocknet. Zu dieser Arbeit sind verschiedene Häuser erbauet, die über hundert Fuß Länge und dreyßig oder vierzig Fuß Breite haben. Auf jeder Seite befinden sich zehn Oefen; und zum Ausgraben, Mahlen und Trocknen werden allemal gegen funfzig Sklaven genommen.

Garten- und Feldfrüchte wachsen ohne große Arbeit und fast ohne Zuthuung der Menschen; z. B. Rüben, Kettige, Kohl, der aber mehr offen ist als der unsrige, Blumenkohl, Meehren, Burzelkraut, Spinat, Salbey, Isop, Thymian, Majoran, Koriander u. dergl. nebst noch andern, die in Europa nicht bekannt sind.

Ihre Pflanzen sind die Ananas, Anones, Bananas, Arosses, Kürbisse, Melonen, Gurken, u. dergl. Von den Pflanzen, die nicht hoch wachsen, wird die Ananas am meisten geachtet, deren Blätter der Aloe am meisten gleichen, ihre Frucht aber den Tannzapfen ähnlich ist; nur darinnen unterscheidet sie sich von denselben, daß sie gelb wird, wenn sie reif ist und aus lauter Fleische bestehet. Oben auf der Frucht wächst ein Busch Blätter, die man abnimmt und von neuem pflanzet. Wenn sie reif ist, so schmeckt sie viel süsser als die Melone. Die Ananas sollen ihren Namen von den Portugiesen haben wegen eines Herzoges erhalten, der diese Frucht zuerst hierher gebracht

bracht hat. Sie ist angenehm und sehr wohlschmeckend, aschfarben, so groß als eine Hand und meist rund, wie ein Tannzapfen.

Es giebt nebst diesen kleinen Früchten auch Bäume von erstaunlicher Länge und Dicke, so daß unzählige Schiffe und Häuser daraus können gebauet werden. Der vornehmste heißt bey den Einwohnern Ensada, und Ausländer nennen ihn den indianischen Feigenbaum. Man findet ihn auf dem Eylande Loanda, gemeiniglich wächst er mit einem dicken Stamm zu einer großen Höhe; am Gipfel treibt er verschiedene Aeste, von denen viele kleine, goldfarbene Stränge herabgehen. Wenn diese in den Grund kommen, so schlagen sie wieder Wurzel, und wachsen als neue Pflanzen; in kurzer Zeit werden starke Stämme aus ihnen, von denen bald wieder neue Stränge herunter hängen, die eben so einwurzeln. Solchergestalt erstreckt manchmal ein solcher Baum seine Aeste über tausend Schritte, und wächst in einem kleinen Wald, darin sich wohl dreytausend Mann verbergen können. Die Aeste sind so dicht, daß die Sonnenstrahlen durch die Lauberhütten, die von ihnen gemacht werden, nicht durchgehen, und drey- bis vierfache Wiederhalle geben. Die Blätter des jungen Baumes sind denen des Quittenbaumes ähnlich, bloß grünlich und wollicht. Die Frucht ist inwendig und auswendig roth, und wächst zwischen den Blättern der jungen Bäume, wie eine ordentliche Feige. Unter seiner äußersten Rinde findet sich bisweilen etwas wie Zwirn oder Garn, welches, gereiniget und in die Länge ausgezogen, den gemeinen Leuten zur Kleidung dienet. Dieser Baum wächst auch in Goa und Indien, wo die Einwohner die dünnen Aeste weghauen, und Lauberhütten aus ihnen machen, kühle und im Schatten zu sitzen.

Der

Der Mirrone-Baum, scheint diesem nicht unähnlich zu seyn. Das Holz desselben ist sehr hart, die Blätter gleichen dem Orangebaum, und jeder Ast schickt häufige Wurzel in den Grund. Ordentlich wird er unweit der Häuser gepflanzt, als ob er ein Schutzgott ihrer Wohnungen wäre, denn die Heiden beten ihn als einen Götzen an, und lassen an einigen Orten Kürbisflaschen voll Palmenwein an seinen Füssen, daß er trinken solle. Auf seine Blätter zu treten, ist schon ein Verbrechen; wenn sie aber einen zerbrochen finden, so verehren sie denselben nicht länger, sondern nehmen sogleich die Rinde ab, aus der sich die Weiber der Schwarzen Schürzen machen, und solche aus den Händen der Zauerer nehmen, die sie bereden, allerhand glückliche Erfolge davon zu erfahren.

An dem Flusse Zaire wachsen die Mosumabäume, aus denen alle Kanoes gemacht werden. Dieses Holz ist dem Kork einigermaßen ähnlich und sinkt nicht, ob es gleich voll Wasser ist. Auf diesen Bäumen wächst der Kapot oder die Baumseide, ein sanftes wollichtes Wesen, welches von den Seeleuten, statt der Federn in Küssen und Polstern, gebraucht wird. Die Baumwolle wächst hier wild, und könnte in grosser Menge gezogen werden, wenn sie gewartet würde. Das Ufer vom Flusse Lelunde, der nach St. Salvador zugeht, ist voll schöner Cedern, die von den Einwohnern nur zu Kanoes und Feuerholze gebraucht werden.

Doch giebt es in Kongo auch verschiedene Arten fruchtbarer Bäume. In Pemba nähret sich der größte Theil des Volkes von Baumfrüchten, als Citronen, Limonien und besonders Orangen, die sehr saftig und weder süß noch sauer sind, und man ißt sie

ohne

ohne einigen Schaden. Die Frucht des Baumes Mabokkye ist unsern Orangen nicht unähnlich, sehr rund, und hat eine dichte Rinde. Inwendig sind verschiedene Saamenkörner, wie im Granatapfel, doch nicht so ordentlich. Der Geschmack ist sehr angenehm und nur etwas scharf, dabey sind ihrer zweyerley Arten.

Am höchsten schätzt man den Grafenbaum. Die Frucht dieses Baumes ist der Riesenbirne nicht unähnlich, und ihr Aeußeres hat nichts Besonders, inwendig aber ist sie weiß, wie Milch. Ihr Saame ist wie eine Bohne, und der Saft so angenehm, daß ihn selbst Kranke genüßen können.

Die Kaspinfrucht ist viel größer als ein Apfel, und, wenn sie reif ist, vortreflich gelb und Carmesin von Farbe. Aus ihrem Kröbse nimmt man eine andere dunkelfarbene Frucht, die geröstet, von Geschmack wie eine Kastanie ist, und sehr hitzet, da die erste gelinde und kühlend ist.

Die Kolafrucht ist so groß als ein Tannzapfen, und schließt andere Früchte, wie Kastanien, in ihre Schale. Außer ihren andern Eigenschaften sind sie besonders in den Krankheiten an der Leber sehr heilsam: es giebt dieser Früchte sehr viel, und sie sind daher auch sehr wohlfeil, weshalb sie auch die gewöhnlichste Speise sind.

Die Guajavas sind den Birnen nicht unähnlich, sie haben kurze Stengel, sind außen gelb und inwendig fleischfarben. Wenn ihre Saamen, die feste am Fleische hangen, nicht so hart wären, so würde man sie noch höher achten.

Arosses, oder Granatpflaumen, gleichen den vorigen, sind aber kleiner, gesund, und von einem angenehmen Geschmacke.

In

In morastigen Gegenden wachsen viele Zuckerröhre, die aber nach der Sage der Einwohner unbrauchbar sind, und daher nicht sehr gepflanzt werden. Das Rohr giebt einen braunen Saft, der aber doch noch besserer Zucker ist, als der zu St. Thomas.

Magnette ist eine Art von Körnern wie Pfeffer, aber größer. Er wächst in Büschen, in denen sich Saamen, wie bey den Granatäpfeln, befindet. Sie zeigen, wenn man sie herausnimmt, eine purpur- und dunkelrothe Farbe, werden aber nachher, in der Sonne getrocknet, schwarz und beißend wie Pfeffer.

Es wächst hier auch ein kleiner Baum mit schmalen Blättern, der nur drey oder vier Fuß hoch wird, und eine Frucht wie Coriander trägt. Sie erscheint erstlich in grünen Knospen, hernach in vollen Blüthen und endlich in einer Art kleiner Körner. Wenn diese Beeren reif sind, und an der Sonne getrocknet werden, so runzeln sie sich wie ostindischer Pfeffer zusammen, werden schwarz und hart, und bekommen einen Geschmack wie derselbe, nur daß sie nicht so hitzig sind, welches sie angenehm zu essen und bey allen Speisen brauchbar machet.

Man trifft besonders hier viel Arten von Palmenbäumen an, als die Dattel und den Cocosbaum. Den letztern nennet man so, weil die Schale wie ein Affe aussiehet, damit sie ihre Kinder zu fürchten machen. Eine dritte Art giebt Wein, Oel, Essig, Frucht und Brod. Das Oel wird aus der Haut oder Schale von der Frucht gemacht, die man kochet und presset sie zu erhalten. Sie hat die Farbe und das Wesen einer Butter, nur daß sie etwas grünlich ist; auch dient sie, den Leib damit zu salben. Das Brod wird aus dem Kern der Frucht selbst gemacht, der wie ein Mandelkern ist, nur etwas härter. Er

hat inwendig ein gewisses Mark, das nährend und gesund ist. Die ganze Frucht in der äußern Schale ist grün, und sie essen solche roh und gebraten. Man zapfet den Wein durch Einschnitte aus dem Baume. Die Palmenbäume, die zugleich Oel und Wein geben, werden aber am höchsten geschätzt: man sieht aber nur sehr sparsam auf den Feldern gepflanzet. Die Früchte wachsen in Büscheln so dichte zusammen, daß sie alle ein Stück zu seyn scheinen, und die Büschel sind so groß, daß ein ziemlich starker Mann kaum mehr als einen oder zwey tragen kann.

In der Landessprache heißen sie Khakvey und ihre zahlreichen Saamenkörner, Embe. Diese gleichen einer Dattel, und man ziehet vermittelst heißen Wassers, indem man sie stampfet, eine ölichte Feuchtigkeit aus ihnen heraus, die auch an statt des Oels gebraucht wird. Den Wein zapfet man aus ihnen, wie gewöhnlich.

Noch giebt es hier eine andere Art von Wein, Embetta genannt, der kühlender ist, und aus einem andern Palmbaum eben so gezogen wird; diesen giebt aber ordentlich mehr, und wird nirgends anders, als an der Flußseite, gepflanzet. Der Baum heißt Matome.

Wo die Palmenbäume welche Wein geben, nicht wachsen, da hat man ein Mittel gefunden, ihn durch die Kunst zu machen. Sie lassen nämlich indianischen Weizen eine Zeitlang im Wasser quellen, wie die Europäer die Stärke zubereiten. Diesen nehmen sie hernach heraus, stampfen und pressen ihn und thun den Saft in einen Topf, aus dem sie ihn, in einiger Zeit, in einen andern abziehen und trinken. Sie nennen dieses Getränke Guallo.

Eine andre Art Palmenbäume heißt Tamgra; sie trägt eine olivenartige Frucht: da sie aber wenig oder gar

gar keinen Geschmack hat, so wird sie den Affen überlassen.

Die Meraba ist eine andere Art, deren Frucht wie aus Schnuren voll kleiner Kugeln bestehet, die sehr hart sind, und, wenn sie gestoßen und mit dem Pulver von Engalla oder wilden Schweinszähnen vermenget werden, eine wunderbare Herzstärkung geben.

Viele Arten von Bäumen in diesen Ländern haben gewürzhafte und medicinische Kräfte, die aber hier ihren Einfluß entweder einem Zufall überlassen müssen, oder bis etwa ein Fremder ihnen den Werth dieser Gewächse anschauend macht. Seltsam ist die Würkung des Baumes Mignamigna, der in einem Theile Gift, in andern Gegengift hervorbringt. Wer durch dessen Holz oder Frucht ist vergiftet worden, dem dienen die Blätter zur Gesundheit; und wenn ihm solches von den Blättern wiederfahren ist, so muß er zum Holz, oder zur Frucht, welche einer kleinen Limonie gleicht, seine Zuflucht nehmen.

Der Donnobaum hat nur seiner Rinde wegen einigen Werth, die an Kraft und Geruch dem Zimmte nahe kommt. Diese und noch viele andere wohlschmeckende Kräuter, Pflanzen, Bäume, Gummi und dergleichen sind bloß Geschenke der Natur, nicht das Werk des Kunstfleißes; und ob wir hier auch nur die wenigsten und erheblichsten angezeigt haben, so sind ihrer doch noch unzählig viel mehr anzutreffen, die der Raum hier nicht zu fassen vermag, zumal wir uns nun zu dem Thierreiche wenden müssen.

Es giebt hier sowohl europäische als fremde Vögel und Thiere verschiedener Arten. Die wilden und zahmen Arten von Thieren sind hier in Kongo und in Angula fast einerley, als Elephanten, Nashörner, Tyger, Leoparden, Löwen, ro-

the Büffel, Bären, Wölfe, Füchse, sehr große wilde Katzen und Catamountains, das Thier Makako, Empalanga, Zibethkatzen, Eber, Emgalla, und Kameleons; auch Schlachtvieh, als Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine, u. dergl. von denen besonders in Bamba, einer Provinz von Kongo, eine große Menge vorhanden ist. Eben dieses Land giebt überflüßiges Wild, als Hirsche, Rehe und Gazellen, wovon man große Heerden sehen kann. Auch Füchse, Hasen und Kaninchen, weil sie von keinem Jäger gestöret werden. Elephanten findet man durch ganz Kongo, vornehmlich aber in der Landschaft Bamba, weil diese von Gehölzen, Wiesen und Flüssen mehr erfüllt ist, als irgend eine andere. Ein gewisser Schriftsteller, (Merolla) bemerkte viele Heiden hier, besonders die Jaggaer, welche eine Art von Andacht oder Verehrung gegen den Elephanten-Schwanz äußern; denn wenn einer von ihren Vornehmen oder von ihren Hauptleuten stirbt, so heben sie zu seinem Andenken einen solchen Schwanz auf; den sie mit einer anscheinenden Art von Anbetung verehren, welches von der Meinung, die sie von seiner grossen Stärke haben, herrühren soll. Sie jagen oft diese Thiere, um nur ihnen diese Schwänze abzuhauen; jedoch es muß auf einen Hieb und bey einem lebendigen Elephanten geschehen, sonst hat er, dem Aberglauben gemäß, keine Kraft. Man schreibt übrigens die große Menge der Elephanten in Kongo den häufigen Weiden und seichten Flüssen zu, wo man Heerden von hunderten beysammen antrifft. Ehe die Portugiesen hierher kamen, waren diese Thiere den Einwohnern ganz unbedeutend, und sie sammelten zwar Elephantenzähne, aber ohne sie zum Handel zu gebrauchen; daher war hier ein Uebermaß von Elfenbein; doch durch die erstaunlichen Ausfuhren nehmen sie so

sehr

sehr ab, daß die Schwarzen, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, es zu Fortsetzung des Handels aus andern Ländern holen mußten.

Die Art, wie die Elephanten hier von den Schwarzen umgebracht werden, ist allerdings sehr sonderbar. Wenn sie in Heerden beysammen gehen, so besalbet sich der Jäger über und über mit ihrem Kothe, und macht sich heimlich unter sie, und kriecht mit seiner Lanze unter ihnen herum, bis es ihm glückt, einen davon ins Ohr zu stechen, wovon derselbe sehr bald zu Boden stürzt. Nach diesem Stoße, sucht er so bald er kann, zu entfliehen, ehe sich das Thier wendet und rächet. Die übrigen werden durch den Geruch betrogen, daß sie sich um sein Schreyen nichts bekümmern, sondern glauben, es sey nur einer von ihren Jungen, und fortgehen; den Raub also dem Jäger überlassen. Verfolgt ihn der Verwundete, so bleibt diesem nichts übrig, als durch Herumlaafen im Kreise diesem Thier zu entgehen, denn es kann sich schwer wenden, ob er gleich alles thut, seinem Feind aufzulauren und ihn zu tödten. Glückt es ihm, so verzehrt er zwar den Körper nicht, thut diesem auch weiter keine Beschimpfung, statt dessen vergräbt er ihn; wenn er zuvor mit seinen großen Zähnen ein Loch in die Erde gegraben hat, legt er ihn hinein und bedeckt ihn mit Erde und Aesten von Bäumen. Also kann dieses verwundete Thier nur erst nach seiner Verblutung angegriffen werden, vorher aber muß ihm allemal der Jäger vom Ferne nachgehen.

Ein anderes Thier in diesem Lande heißt **Empakaße**, das, nach einiger Nachricht, der Buffel, nach andrer, nur eines ihm ähnliches Thier ist. Es ist etwas kleiner, als ein Ochse, dem es an Kopfe und den Haaren gleichet, hat rothe Haare, Hörner wie ein Bock, die glatt und glänzend sind, und ins Schwar-

ze fallen. Die Einwohner machen aus denselben verschiedene artige Spielsachen, wie auch aus den Hörnern der Büffel.

Die Häute werden nach Portugall geführt, und von da gehen sie nach Flandern, wo sie zubereitet und Kleidungsstücke aus ihnen gemacht werden. Die Schwarzen bedienen sich auch noch ihrer Häute zu Schildern, wissen sie aber nicht zuzubereiten; denn das Thier hält einen Pfeilschuß aus, ob schon das die Art ist, mehr als der Kugeln, womit man dieses Thier erleget; allein entdecken sie auch den Jäger, dann verfolgen sie ihn, treten ihn mit Füßen und der Schnauze, bis sie ihn getödtet haben.

Der Impalankhe ist gelbroth von Farbe, seine Hörner sind lang und gedreht, auch kennet man sein Alter an der verschiedenen Wendung derselben. Er gleicht gewissermaßen dem Maulthiere. Sein Fleisch ist weiß und würde höher geachtet werden, wenn es nicht unschmackhaft und schwammicht wäre. Das seltenste, und seiner Schönheit wegen hier merkwürdigste Geschöpf, ist das Zebra, derer auch in gewissen Provinzen der Barbarey, obschon sehr wenig, anzutreffen sind. Seine Haut ist von allen andern Häuten der Thiere unterschieden; der ganze Leib und Kopf mit kreisförmigen Streifen umgürtet, die weiß, schwarz und braun abwechseln, und jeder etwa drey Zoll breit ist. Der Kopf, die Ohren, der Nacken, die kleine Mähne und die Füße sind eben so bezeichnet. Die Füße, der Huf und Schwanz gleichen dem Maulthiere, der letztere ist schönglänzend und grau, in andern Eigenschaften aber ist es einem Pferde ähnlich, und könnte an dessen Stelle gebraucht werden, wenn es gezähmet würde, weil es sehr stark und frisch ist. Sie bekommen zwar nur des Jahres einmal Junge, aber sind dennoch erstaunlich zahlreich. Sie

gehen

gehen und laufen so schnell, daß es in Portugal zum Sprüchwort worden ist: „so schnell als ein Zebra.“

Im Lande der **Anzikos** findet man **Löwen**, aber in Bamba keine; diese ist hingegen voller Tyger, welche Engon genannt werden. Diese machen sich an die Schwarzen, nie aber an die Weißen; man hat daher befunden, wenn sie bey der Nacht gekommen sind, daß sie der Weißen verschonet, und die Schwarzen umgebracht haben. Sie sind so kühn und grausam, als der Löwe nur immer seyn kann, und brüllen auch fast wie derselbe. Auch giebt es hier häufige **Wölfe**, welche fast wie die europaischen gestaltet sind, nur etwas größer; die Köpfe sind grau mit schwarzen Flecken, gleich den Tygern, aber viel häßlicher gestaltet. Diese Wölfe sind unersättliche Liebhaber vom Palmöl, welches sie ungemein weit riechen, und bey Nacht aus den leichten Häusern, oder auf dem Wege, wenn diejenigen die es fortführen, schlafen, zu stehlen gewohnt sind. Ingleichen giebt es auch hier eine Art **wilder Hunde**, die zahlreich auf die Jagd gehen, und wenn sie einen Löwen, Tyger oder Elephanten unterwegens antreffen, solchen so hitzig anfallen, daß sie ihn gemeiniglich zu Boden bringen, ob sie gleich viele von ihrem Gefolge dabey verlieren; doch thun diese Hunde den Einwohnern gar keinen Schaden. Sie sind roth von Haaren, dünn und schlank vom Leibe, und ihre Schwänze kehren sich nach dem Rücken zu in die Höhe, wie bey den Spürhunden. Auch soll es hier **Bäre** und **Eber** geben, welche letztere zwey große Waffen haben, mit denen sie alles, was sich ihnen nähert, zerreißen. Die Schwarzen fürchten sich für diesen Thieren mehr, als für irgend einem andern und fliehen schon, wenn sie es nur hören. Der **Engallo**, der in dem Gehölze von Benguella gefunden wird, gleicht einem Eber sehr. In Bemba giebt es

wilde Zibethkatzen, die von den Portugiesen wegen ihres Zibethes häufig gezähmt werden. Batta liefert eine Menge sehr schöne weiße Zobel, die so hoch geschätzt werden, daß niemand, ohne besondere Erlaubniß des Fürsten, dieses Pelzwerk tragen darf, und jeder für einen Sklaven verkauft wird. Gegen die Anzikos zu fängt man auch Marder, in deren Häute sie sich kleiden. Ensingir ist ein kleines Thier, mit schwarz und grau gesprenkelter Haut. Ein anderes kleines Thier heißt Entiengio, welches sehr artig gestreift und schlank vom Leibe ist, mit einem schönen Schwanz und Füßen geziert. Es hält sich beständig auf den Bäumen auf, und steigt nie auf die Erde herunter, deren bloße Berührung ihm schon tödtlich seyn soll. Es hat allezeit zwanzig schwarzhärigte Geschöpfe, Ambis genannt, zu Begleitern, und zwar zehne vor sich, und eben so viel hinter sich. Sind die erstern gefangen, so fliehen die letztern sogleich, und das Entiengio ist alsdann, nach dem Verlust seiner Leibwache, leicht zu fangen. Das Fell dieses Thierchens wird so hoch geschätzt, daß es nur der König tragen darf, und solche große Herrn, denen er es als ein Zeichen der Ehre verstattet, unter denen sich die Könige von Kongo, Loango, Kakungo und Angoy befinden.

Affen und wilde Katzen fallen, ihrer Menge wegen, den Einwohnern beschwerlich, besonders in Sogno, am Flusse Zaire. Man hat sie in drey Klassen getheilet, als erstens die Papiane, welche die größten sind, eine andere Art so groß als Katzen, und hundsprencklicht ist, und eine noch kleinere. Alle diese Arten haben längere Schwänze, als ihre Leiber sind, und Leute vom Stande halten sich oft verschiedene, bloß zum Vergnügen.

In Kongo findet man auch diejenigen großen Thiere, die in Westindien Oran Outang heißen, die das Mit-

Mittel, oder vielleicht besser, die Gränze zwischen Menschen und Thieren, und das Mittel zwischen den Affen sind. Im Königreich Loango soll es besonders zwey Arten von seltsamen Thieren geben, die großen Pongo, und die kleinen Enjeko genannt. Die ersten sind vollkommen wie ein Mensch gestaltet, aber nur etwas größer, das Gesicht ist ganz menschlich nur liegen die Augen etwas tief im Kopfe. Haare hat dieses Thier an Händen, Gesichte und Füßen nicht, aber sehr lange an den Augenbraunen. Sein Leib ist mit Haaren bedeckt, die dunkel und nicht dicke sind; nur an den Füßen ist es von den Menschen unterschieden, denn es fehlen ihm die Waden. Es gehet dabey ganz aufgerichtet, und hat im Gehen die Hände am Nacken. Sie schlafen in Bäumen und bauen sich Hütten vor den Regen, und nähren sich, da sie kein Fleisch fressen, bloß von Waldfrüchten. Wenn die Schwarzen durch die Wälder reisen, so machen sie allezeit an dem Orte, wo sie schlafen, ein Feuer, des Morgens, wenn sie dasselbe verlassen, kommen die Pongos und setzen sich um dasselbe herum, bis es ausgehet, denn das verstehen sie doch nicht, Holz zuzulegen. Oft gehen sie in Heerden beysammen, und tödten die Schwarzen, die sie auf den Wegen in Wäldern antreffen. Sie fallen auch die Elephanten an, die da, wo sie sich aufhalten, weiden wollen, und schlagen sie mit ihren Stecken so sehr, daß diese ungeheuern Thiere brüllend davon laufen. Man fängt diese Pongos niemals lebendig, denn sie sind so stark, das zehn Personen noch nicht Herr von einem werden können; dagegen fängt man die Jungen, wenn sie die Alten getödtet haben, denn diesen hängen sie sehr fest am Bauche. Wenn eins von diesen Thieren stirbt, so decken die übrigen den todten Körper mit Haufen von Aesten und Stämmen zu.

Eine andere Art Thiere hier zu Lande, die mehr schädlich als nützlich und den Wohnungen der Einge-

bohrnen sehr nachtheilig sind, sind die Scorpione, Tausendfüße und Schlangen. Es giebt besonders eine Art außerordentlicher großer Schlangen, manche zu fünf und zwanzig Spannen lang und fünf Spannen breit; dieser ihr Bauch und Rachen ist so weit, daß sie einen ganzen Hirsch verschlingen können. Sie nennen solche die große Wasserotter, weil sie sich in Flüssen aufhält, doch aber auf dem Lande ihren Raub suchet, und machet sich daselbst auf die Bäume, dem Viehe, wenn es auf die Weide gehet, aufzulauren. Sobald es ihr nahe genug kommt, fällt sie das Stück Vieh an, schlingt sich um dasselbe herum, und schlägt es mit dem Schwanze fest. Hat sie solchergestalt das Vieh in ihrer Gewalt, so versetzt sie ihm etliche tödtliche Bisse, und schleppt es nachher in ein Gehölze, oder auf einen wüsten Platz, um es in Ruhe, mit Haut, Hörnern, Knochen zu verzehren. Ist sie auf diese Weise satt, so wird sie dumm und voll Schlaf, so daß sie nun von einem Kinde überwältigt werden kann. In diesem Zustande bleibt sie etliche Tage, dann kommt sie wieder zu sich selbst. Diese Ottern verändern ihre Haut zur gewöhnlichen Zeit, und manchmal, nachdem sie so sehr gefressen haben, welche alsdann zum Bewundern aufgehoben werden, wenn man sie findet. Die heidnischen Neger halten ihr Fleisch für eine weit angenehmere Speise, als das Geflügel; und wenn diese ihre dicken Hölzer wegbrennen, finden sie oft eine große Menge von diesen Schlangen schon gebraten.

Die merkwürdigste Schlange ist die Copra, eine Art Schlange, deren Gift in ihrem Geifer ist. Sie speien solchen in einer großen Entfernung in die Augen, und verursachen davon so heftige Schmerzen, daß die Verletzten davon sogleich blind werden, wenn nicht Weiber da sind, die mit ihrer Milch Linderung verschaffen.

schaffen. Sie gehen in die Häuser, und klettern bey Tag und Nacht auf die Bäume. Eine andere Art Schlangen, die am Ende ihres Schwanzes einen Knopf mit einer Glocke haben, welche während ihres Fortkriechens dadurch läutet, als ob die Natur für ihre Gegenwart warnen wollte. Eben so giebt es giftige Ottern, so daß man von ihrem Gifte in Zeit von vier und zwanzig Stunden stirbt. Die Schwarzen wissen aber gewisse Kräuter, welche diese Wunden heilen.

Doch wir müssen auch etwas von den Gesang- und andern Vögeln des Königreiches Kongo sagen, deren Arten auch bey uns in Europa anzutreffen sind. Ihre Sümpfe z. B. sind voll von grauen Rohrdommeln und Reihern, die sie Königsvögel nennen. Eine Art Vögel sind einem Krannich gleich mit rothem Schnabel und rothen Füßen, so hoch wie ein Storch. Ihre Federn sind weißroth, manche dunkelgrau; es ist ein schöner Vogel und gut zu essen. Die Schwerzen nennen sie Flamingos, weil sie denselben sehr gleichen. Auch giebt es viel indianische Hühner und Hähne, Gänse und Enten von allerley Art, wilde und zahme; auch soviel Rebhüner, daß die Kinder sie mit Schlingen fangen. Fasane, Tauben, kleine Vögel in unzähliger Menge. Desgleichen viel Adler, Falken, Sperber, Habichte und andere Raubvögel, mit denen sie aber nie jagen. Sie haben graue und grüne Papagoyen; die ersten sind groß und sehr gesprächig, die letztern klein und nicht so gelehrig. Aelstern, Fledermäuse, Kanarienvögel und Eulen; die letztern nennen sie Teufel, weil ihre Erscheinung Unglück bedeutet. Es giebt auch zwey Arten Rebhühner und Fasanen, wilde und zahme, mit sehr schönen gefärbten Federn. Die erste Art hat einen Federbusch auf dem Kopfe, die andere ist kahl,

beyde

beyde aber haben blaues und schwarzes Gefieder mit einigen weißen Federn vermengt.

In den Gegenden von Sundi findet man Strauße, wie auch bey Batta, nach dem Muzambi zu. Ihre Federn werden mit Pfauenfedern vermengt und in der Gestalt eines Sonnenschirmes, als Feldzeichen und Fahnen, im Kriege gebraucht. An den Gränzen von Angola findet sich ein Wald, der mit Mauern eingefaßt ist, wo Pfauen zum Gebrauch des Königes gehalten werden, der sonst niemanden, welche zu halten verstattet, weil sie zu Zeichen der königlichen Würde gebraucht werden. Es giebt auch große weiße Pelicane, die unter das Wasser tauchen, und einen Fisch auf einmal verschlingen können, der von ihnen, wegen ihres hitzigen Magens, leicht verdauet wird. Ihre Haut ist so hitzig, daß man sie trägt, den Magen zu erwärmen.

Die kleinen Vögel bauen ihre Nester nach Art der Schwalben in Italien, und meist aus den Fäden der Palmenblätter, die sie durch Hülfe ihrer Schnäbel herauszihen. Sie hängen solche rund um einen dünnen Ast, daß ihre Jungen, wenn der Wind wehet, gleichsam als in einer Wiege herumschwanken. Die grössern Vögel bauen entweder auf den Gipfel, in den Stamm, oder in die dornichten Aeste des Baumes Mosuma, der die Seide trägt. Es giebt hier Vögel die sie Musikvögel nennen. Sie sind, etwas größer als Kanarienvögel, manche über und über roth, andere grün, nur mit schwarzen Füßen und Schnabel. Manche sind ganz weißgrau, dunkelbraun oder schwarz, die letztern haben die angenehmste Stimme und scheinen in ihrem Singen zu reden. Die Vornehmsten im Lande halten sie in Kefichten. Unter allen geflügelten Einwohnern dieser Gegend, gilt keiner mehr, als der kleine braune Vogel, dessen Gesang

nicht

nicht nur einen reitzenden Ton hervorbringt, sondern auch, wie es scheint, fast allemal die Worte, Jesus Christ, wenigstens so gut, als er kann, ausspricht.

In dieses Thierreich gehört auch eine kurze Anzeige der See- und Flußthiere, wie auch der Amphibien. Die See längst der Küste von Kongo ist voll von Fischen, besonders um Loanda: die Sardellen sind so häufig, daß sie im Winter an das Land springen. Es giebt auch eine Menge von Stören, Solen, Barben, Forellen, Schleyen, und andere vortreffliche Fische. Man kann sich kaum vorstellen, welch eine Menge von Fischen in den Seen befindlich sind, und wie wohlfeil sie also auch zu haben sind. Die Schwarzen leben auch fast nur von Fischen, und die Weißen schätzen sie dagegen nicht so sehr; auch sind sie lange nicht so wohlschmeckend, als die europäischen. Die kleinen Alsen sind so fett und groß als Heringe.

Die Schaalenfische sind Krebse, Austern, Muscheln und Zimbos, welche letztern längst der Küste von Kongo gefunden werden, und von verschiedener, oft dem Gold ähnlicher Farbe sind. Die grauen sind jedoch noch höher geachtet, weil sie oft anstatt des Geldes dienen. Sie werden an den Ufern des Eylandes Loanda von Weibern gesammlet, die sich über zwey Ellen untertauchen, und ihre Körbe mit Sande füllen, nachgehends den Gries von den Fischen und die Männchen von den Weibchen absondern, welche an dem Glanze ihrer Farbe sehr leicht zu kennen sind.

Auf der Seite der Insel, die dem festen Lande gegen über liegt, findet man nach der Fluth, unten an den Bäumen, noch eine Art Schaalenfische, welche von den Schwarzen Klippenfische genennt werden. Sie sind so groß als eine Mannshand und

sehr

sehr gut zu essen. Aus ihren Schaalen wird sehr guter Kalk gebrannt; dem weil er der Rinde von Manghibaume gleicht: so richten sie damit die Ochsenhäute zu, die sie zu Schuhsolen brauchen. Austern, Muscheln und große Krabben werden an den Mündungen der Flüsse Quanza, Lukala und Bengo gefunden. Häufige Schaalenfische, als Schnecken, Muscheln u. dergl. hängen an dem Rücken der Wallfische. Dieser Wallfische giebt es unzählig viel in der See, vor dem Eylande Loanda, wo sie oft mit einander kämpfen und einander umbringen. Wenn solches geschehen ist, so gehen die Schwarzen in ihren Booten aus, und fangen die Körper auf, das Oel aus ihnen zu sammlen, welches sie mit Pech vermengen und zum Kalfatern ihrer Boote brauchen.

Die Flüsse sind voll von mancherley Fischen; unter andern wird ein sehr merkwürdiger Fisch in dem Flusse Zaire, Namens Schweinfisch, gefunden, weil er so fett als ein Schwein ist, und ihnen Speck liefert. Er hat zwey Hände und einen Schwanz wie Schild; das Fleisch ist sehr gut, hat aber keinen Fischgeschmack. Er hat einen Rachen wie ein Ochse, und nähret sich von dem Grase, das an dem Flußufer wächset, ohne an das Land zu gehen. Manche wiegen fünf hundert Pfund; die Fischer wissen sie sogar mit Angeln zu fangen, und durchstechen sie mit Gabeln, hauen sie in Stücke, und bringen sie dem Könige, wozu sie bey Lebensstrafe verbunden sind. Ein anderer Fisch dieses Flusses ist der Kakongo, wie eine Salme gestaltet. Er ist nicht roth, aber so fett, das er daß Feuer auslöschet, weil man ihn zurichtet; man bringt ihn ebenfalls dem Könige. Der Fluß Zaire soll, nach Einigen, Krokodille enthalten, nach andern aber nicht, außer bloß sehr gute Fische; sollte er aber auch keine enthalten, so sind ihrer doch genug in den andern Flüssen anzutreffen.

So

So trifft man auch in demselben Flusse, und in derselben Menge, das Flußpferd an, welches so groß als zwey Landpferde ist, mit kurzen, dicken Schenkeln, runden Füßen und einem großen, weiten Rachen, nebst einer doppelten Reihe gekrümmter Zähne. Außer den langen Haaren im untern Kinnbacken ist alles, wie an einem großen Eber, mit denen es im Grimme alles, was ihm vorkommt, erleget; und man hält dafür, daß diese Thiere, nach dem Elephanten, die größten im Lande sind. Jeder Fuß hat, wie bey dem Ochsen, vier Klauen, und dem Klauen des linken Fußes werden in der Heilkunst allerhand wirksame Erfolge beygelegt.

Es giebt in Kongo **Bergwerke** von verschiedenen Metallen auch von **Gold** und **Silber**; ob aber die Ausbeute und ihre Anzahl gar zu groß seyn möchte, wäre noch sehr zu untersuchen: denn Portugal, welches ein sehr wachsames Auge auf diese unterirdischen Schätze hätte, würde dieselben wohl mehr an das Licht gebracht haben, wenn der Reichthum wirklich so groß wäre, als ihm Einige angeben. Doch haben sie wirklich **Kupferbergwerke** in verschiedenen Theilen von Kongo, besonders in Pemba, ohnweit derselben Stadt, deren Metall so gelb aussieht, daß sie es beständig für Gold angesehen haben. Eben dergleichen Bergwerk findet man auch in Songo, die noch besseres Kupfer geben, als die zu Pemba und daraus werden insgemein zu Loanda die purpurfarbenen Armbänder gemacht, welche die Portugiesen nach Kalabar-Rio del Rey und andern Plätzen führen. Krystall und Eisen sind gleichfalls zu finden; das letztere wird am höchsten geachtet, weil es dienet, Schwerdter daraus zu machen. Die Berge von Kongo enthalten an manchen Orten Steinbrüche der vortrefflichsten Steine, aus welchen ganze Säulen von einer

einer solchen Größe ausgegraben werden, daß, wie man vorgiebt, einen ganzen Tempel aus einem Stücke zu arbeiten, möglich wäre. Es giebt ganze Berge voll Porphyr, Jaspis und Marmor von verschiedenen Farben, eben so einen Stein, mit eingesprengten Körnern, oder Streifen, deren einige schöne Hyacinten enthalten; denn die Streifen, so wie Adern durch den Stein durchgehen, können wie Granatkörner herausgenommen werden, und zerfallen in Körner und Stückchen vollkommener Hyacinten. Man kann aus der ganze Masse schöne Säulen verfertigen, die einen vortrefflichen Glanz von sich geben. Noch giebt es mehrere Arten Steine, welche sehr selten sind, und wie Kupfer oder andere Metalle aussehen, und dabey eine gute Politur annehmen.

Einwohner. Nach einem so vortheilhaften Anscheine des besten Wohlstandes dieses Landes, ist es wohl die natürlichste Frage, welches sind seine Bewohner? welches sind ihre Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche, ihre Regierungsform, ihre Verwaltung der Rechte, ihre Lebensart, Handel, Religion und dergleichen mehr? welches uns die folgende Beschreibung so treu, als möglich überliefern wird.

Zuförderst muß man wissen, daß die Anzahl der Einwohner von Kongo ohnmöglich angegeben werden kann, da es hier noch nie zu einer wirklichen Zählung gekommen ist, und andern Theils kein Fremder Gelegenheit hat, nur die geringste Erfahrung anzustellen. Ohne eine Zahl anzugeben, muß man auch sagen, daß sie unzählig sind; denn selbst die außerordentliche Fortpflanzung dieser Nation verschafft ihnen viele Bürger; dabey sind es auch nicht einerley Völker, sondern sie weichen in verschiedenen Stücken von einander ab, wie uns eine nähere Kenntniß sattsam zeigen wird.

Die

Die Mosikomgoer sind gemeiniglich schwarz von Farbe, einige fallen in das Olivenfarbige. Ihr Haar ist schwarz und kraus, die Statur mittelmäßig und sehen, die Schwärze ausgenommen, den Portugiesen sehr ähnlich. Die Augäpfel sind bey einigen schwarz, bey andern seegrün; ihre Lippen sind nicht aufgeworfen, wie der Nubianer und andrer Neger ihre. Viele von ihnen sind stolz und hochmüthig; allein gegen Fremde sind sie es keinesweges, vielmehr sind sie gegen dieselben freundlich und gefällig, dabey sind sie, im Allgemeinen genommen, höflich, gesprächig, artig und überhaupt geschickt, das gesellige Leben anzunehmen; nur der Trunck steht ihnen zum öftern im Wege, dem sie sich zuweilen mit einiger Ausschweifung im Gebrauch des spanischen Weines und Branntweines überlassen. Im Umgange zeigen sie eine große Fertigkeit des Verstandes, drücken sich artig aus, und würden bey weniger Unterweisung sehr leicht alle Sitten unsrer großen Welt in Europa annehmen.

Den Einwohnern von Songo wirft man besonders vor, daß sie hochmüthig, faul und wollüstig sind; doch haben sie ebenfalls ein gefälliges Betragen im Umgange und eine große Fertigkeit in der Sprache, weit mehr als diejenigen, so an der Nordseite von dem Zaire wohnen. So werden die Einwohner von Bamba für die stärksten Leute und für die besten Soldaten gehalten. Doch auch sie haben ihre Schattenseiten. Sie sind zum Stehlen geneigt, und vertrinken sogleich, was sie gestohlen haben. Auf der Straße zwischen den Städten St. Salvator und Loanda halten sich viele abgedankte und bey dem Könige in Ungnade gefallene Edelleute in großer Anzahl zusammen, die nicht immer das beste Handwerk treiben; denn sie rauben und stehlen so lange, bis sie so viel zusammen

gebracht haben, die Gnade des Fürsten wieder zu erkaufen; ja sie sind wohl fähig, einander selbst mit Gifte zu vergeben.

Man sollte hier kaum erwarten, daß die Abänderung ihrer Gebräuche durch irgend etwas hätte sollen verändert werden, da es bey den Völkern dieses Welttheiles kaum mehr anzutreffen ist, und dennoch ist hier in Kongo eine Ausnahme davon zu machen. Denn ehe die Portugiesen hierher kamen, war ihre Art, sich zu kleiden, ganz anders, als heut zu Tage z. B.

Ehedem giengen die Könige von Kongo mit ihren Hofbedienten, von den Hüften an bis unten zu, mit einem Zeuge von Palmbäumen, welche sie mit schönen Gürteln von eben dem Zeuge befestigten. Sie hiengen auch, zur mehrerer Zierde, Felle von kleinen Tygern, Zibethkatzen, Zobeln, Mardern und andern dergleichen Thieren um sich statt einer Schürze; und auf den Achseln hieng eine Kappe, die wie eine Mütze aussah. Ueber diese Felle trugen sie eine Art Oberrock, welchen sie Inkutto nannten, der bis an die Knie reichte, von sehr feinen Zeugen von Palmbäumen, gleich einem Netze, gemacht, und untenher mit Franzen besetzt war. Diese Röcke wurden wieder aufgesteckt und auf der rechten Schulter angeheftet, damit der Arm desto freyer seyn möchte. Auf eben dieser Schulter trugen sie auch einen Schwanz von Zebra, der mit einer Schleife befestiget war. Sie trugen gelbe und rothe Kappen, die oben viereckigt und sehr klein waren, so daß sie kaum den Kopf bedeckten und mehr zum Staate, als zur Bequemlichkeit, da zu seyn schienen. Die Meisten von ihnen giengen mit bloßen Füßen, außer dem König und einigen andern großen Herren, die eine Art von Schuhen, oder Pantoffeln trugen, welche gleichfalls aus Palmbaumholz verfertiget wa-

waren. Arme waren von der Mitte an bis hinunter bekleidet, das übrige war bloß und die Zeuge waren etwas gröber. Die Frauen bedienten sich einer Art von dreyfachem Schurze von verschiedener Länge, davon die eine bis auf die Füße reichte, alle aber waren sie mit Franzen besetzt, und wurden in der Mitte des Leibes befestiget. Sie trugen auch eine Art Mieder, das vorne offen war, und von der Brust bis an den Gürtel gieng. Um die Schultern hatten sie einen Mantel, welches alles von Palmbaumzeuge gemacht war. Sie giengen mit unbedecktem Angesicht, und hatten eine kleine Kappe auf ihrem Haupte, die bald wie ein Mannshut aussah. Geringere waren auf dieselbe Art gekleidet, nur daß der Stof zu ihren Kleidern schlechter war. Die Mägde und die übrigen gemeinen Leute giengen ebenfalls nur von dem Gürtel an bekleidet, das übrige war bloß.

Dieses war aber, wie gesagt, die Tracht in Kongo, ehe die Portugiesen hierher kamen, allein ihr Umgang mit ihnen lehrte die Großen am Hofe, sich nach ihrer Art zu kleiden, und trugen nur spanische Mäntel, Hüte, weite Kamisöler von Seide und feinem Tuche, Pantoffeln von Sammt und Leder, Stiefeln und lange Degen an der Seite. Das gemeine Volk, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechtes, behält seine alte Art der Kleidung, doch nur aus Noth; die Reichern hingegen gehen auch nach portugiesischer Art reich gekleidet, nur daß sie keine Mäntel tragen. Sie bedecken ihr Gesicht mit einem Schleyer, über welchem sie eine Sammtkappe haben, die mit Juwelen besetzt ist, und an ihrem Halse tragen sie eine Menge goldne Ketten. Eine umständlichere Beschreibung werden wir weiter unten erhalten, hier reden wir nur im Allgemeinen.

Bey dem allem sind sie in ihren Speisen und Getränken mäßig. Man hat zwar in Kongo über das Getreide und Wurzeln, die im Lande wachsen, und ihnen statt des Brodes dienen, verschiedene Arten Fleisch; doch ist das geschlachtete Fleisch eben nicht überflüssig und das Flügelwerk sogar nicht immer zu haben.

Man sollte kaum glauben, daß dieses Volk so wenig Liebe zu ihrem vaterländischen Begebenheiten hätte, die doch sonst bey den rohesten Nationen anzutreffen ist: sie hingegen lernen nicht nur keine Wissenschaften, sondern haben auch keine Historie ihrer ehemaligen Könige, noch einige Nachrichten von den vergangenen Zeiten, weil (und das ist fast noch das einzige Entschuldigungsmittel) die Kunst zu schreiben ihnen ganz und gar unbekannt ist; sie wissen sich also auf keine andere Weise auszudrücken, wenn sie ja etwas von ihren ehemaligen Geschichten anführen wollen, als daß sie sagen, es geschah, da dieser oder jener berühmte Mann lebte. Sie rechnen das Jahr nach Wintern, welcher bey ihnen den funfzehnten May angehet und den funfzehnten November aufhöret; die Monate aber nach den Vollmonden, und die Tage der Woche nach ihren Märkten, deren sie jeden Tag einen an verschiedenen Plätzen haben. Die Zeit in Stunden und kleiuere Theile einzutheilen, wissen sie nicht. So rechnen sie auch die Weite eines Ortes von einem andern nicht nach Meilen oder andern dergleichen Maaße, sondern nach den Tagereisen einer Person, die entweder beladen oder unbeladen ist.

Ihre vornehmsten Zeitvertreibe sind Tanz und Singen; zwar spielen sie auch ein Kartenspiel, wo sie kleine Muscheln einsetzen, welches ihr Geld ist. Abends, wenn die Weiber mit ihren Kindern vom Felde nach Hause kommen, machen sie in ihren Hütten ein Feuer an, setzen sich, da es in der Mitte ist,

auf

auf der Erde um das Feuer herum und verzehren, was dieſe mitgebracht haben. Sie unterhalten ſich dabey mit Geſprächen, und fallen oft ſchlafend dabey um: ſo bringen ſie alſo die Nacht zu. Doch bey ihren Feſten leidet dieſes Ausnahme. Gemeiniglich werden ihre Feſte, worunter wir hier Gaſtereyen verſtehen, zur Nachtzeit gehalten. Wenn ſie zuſammen gekommen ſind, und ſich in einen Zirkel niedergeſetzt haben, ſo wird eine große, dicke, hölzerne Schüſſel, die ſie Malunga nennen, in die Mitte geſetzt. Der Aelteſte unter ihnen muß die Portionen eintheilen, und ſolche einem jeden geben, welches er mit ſolcher Sorgfalt, was die Art der Speiſen, als auch die Menge derſelben betrift, verrichtet, daß keiner die geringſte Urſache hat, ſich zu beſchweren. Beym Trinken bedürfen ſie weder Gläſer noch Becher, ſondern der Ceremonienmeiſter hält dem Trinker die Flaſche zum Munde, und nimmt ſie weg, wenn er denkt, daß ſie genug getrunken haben. Dieſes wird bis zu Ende des Feſtes alſo fortgetrieben. Solche Gaſtmähler werden bey ihnen, bey verſchiedenen Gelegenheiten, angeſtellet, als z. B. wenn ſie einen Proceß gewonnen, bey Hochzeiten, bey der Geburt eines Kindes, wenn ſie eine Würde erlanget haben, u. dergl. alsdann bemüht ſich ein jeder, ſeinem Herren etwas, das ſich für ihn ſchicket, zu ſchencken. Bey dieſer Gelegenheit ſingen ſie allerhand luſtige Geſänge, und ſpielen dazu auf einem Inſtrumente von ſeltener Geſtalt. Der Körper und Hals deſſelben gleichet einer Lauten, der Bauch aber, wo die Roſe eingeſchnitten iſt, iſt nicht von Holz, ſondern, von einer Haut die ſo dünne wie eine Blaſe iſt. Die Saiten ſind ſtarke und durchſichtige Haare vom einen Elephantenſchwanze, oder auch Fäden vom Palmbaum, die von unten bis an den Hals des Inſtrumentes gehen, und an verſchiedenen, neben einanderſtehenden Ringeln, davon einige höher, andere

niedriger sind, befestiget werden. An den Ringen hängen sehr dünne Platten von Eisen und Silber von verschiedener Größe, und von verschiedenen Tönen. Wenn diese Saiten berührt werden, so bewegen sich die Ringel, welche an die Platten anschlagen, und einen verwirrten Glockenklang hervorbringen. Diejenigen, so auf diesem Instrumente spielen, greifen die Saiten nach dem Accord, und reißen sie, wie auf einer Harfe, sehr künstlich mit den Fingern, so daß sie einen leidlich angenehmen, wenn auch nicht schönen, Klang erwecken.

Das sinnreichste und auch das angenehmste und gebräuchlichste Instrument unter ihnen ist folgendes. Sie nehmen einen Stab, den, sie wie einen Bogen krümmen, und binden an solchen funfzehn lange, trockene und leere Kürbisse von verschiedener Größe, welche verschiedene Töne geben; alle haben sie oben ein Loch, und, vier Finger tiefer, ein kleineres. Dieses letztere verstopfen sie halb, und bedecken das obere mit einem kleinen und dünnen Bretchen, welches etwas über dem Loche angemacht ist; alsdann nehmen sie einen Strick, der von der Rinde eines Baumes gemacht ist, befestigen solchen an beyden Enden des Instrumentes, hängen es um den Hals.

Um darauf zu spielen, bedienen sie sich zweyer Klöppel, die unten mit Lappen bewunden sind: mit diesen schlagen sie auf die kleinen Bretchen, und machen, daß die Kürbisse Wind fangen, welches fast dem Klange einer Orgel gleich kommt, und einen ziemlich anmuthigen Klang verursachet, besonders, wenn ihrer etliche zusammen spielen.

Die Hauptinstrumente, welcher man sich an Festtagen bedienet, werden Embukhi genannt. Sie kommen nur dem Könige, den Prinzen und königlichen Anverwandten zu, und sind eine Art von elfenbeinernen Trom-

Trompeten, welche durchaus hohl sind, und die man jedoch aus einander nehmen kann, bey ihrer Zusammensetzung aber haben sie die Länge eines Armes. Ihre Trommeln sind alle aus dem Ganzen von dünnem Holze gemacht, und sehen aus wie unsere irdene Krüge. Diese, wenn sie mit einem Fell überzogen sind, werden nicht mit Klöppeln, sondern mit der Hand geschlagen, und machen einen weit stärkern Schall, als unsere Trommeln.

Die Art zu bauen ist mehrentheils eben dieselbe, wie auf der ganzen Küste von Afrika, nämlich in der Mitte eines eingeschlossenen Bezirkes, werden verschiedene Häuser geraubt sind. Diese Häuser sind von Holz, mit Stroh gedeckt, und in gehörige Stuben abgetheilet, die alle auf der Erde sind; denn Oberstuben findet man gar nicht. Sie sind mit kostbaren Matten behangen und mit andern Zierrathen sehr ausgeputzt. Sie bauen nur aus Bequemlichkeit auf diese Art, nicht aber aus Mangel der Steine, indem die Gebirge so verschiedene Arten Steine geben, als irgend ein Land in der Welt. Zu den Balken werden besonders Lindenbäume genommen, und überhaupt haben sie alle zum Bau erforderlichen Materialien sowohl, als auch Vieh, diese Materialien fortzubringen; allein es fehlet ihnen an verständigen Maurern, Zimmerleuten und andern erforderlichen Handwerkern. Um eingeschlossene Bezirke zu machen, pflanzen sie Zweige von Oghe-ghebäumen dicht zusammen, welche, wenn sie groß werden, einen dichten Zaun abgeben. Dieser wird mit Matten behangen, und macht auf diese Weise einen Hof oder Bezirk, in welchen sie wie in einen Garten spatzieren gehen, und für der Sonnenhitzegeschützt sind.

Die Einwohner, welche in Städten leben, ernähren sich hauptsächlich vom Handel, das Landvolk vom

Ackerbau und der Viehzucht: diejenigen, so um den Fluß Zaire wohnen, ernähren sich von der Fischerey, andere mit Weinabziehen, andere mit Weben, und so sind sie in verschiedenen Handwerken sehr erfahren, doch treiben sie am wenigsten solche, die schwere Arbeit erfordern.

Die an den östlichen Gränzen von Kongo wohnen, sind überaus künstlich, verschiedene Arten Zeuge zu verfertigen, als Sammt, geschnitten, und ungeschnitten, reiche Zeuge, Sattine, Tafende, Damast, und dergleichen. Das Garn wird von Palmbaumblättern gemacht, deßhalb halten sie diese Bäume beständig niedrig, schneiden sie alle Jahre ab, wässern sie, damit sie das künftige Frühjahr wieder ausschlagen mögen. Von diesen Blättern, die sie nach ihrer Art bearbeiten, ziehen sie ihre Fäden, die sehr fein und gleich sind: aus den längsten werden die größten Stücke gewebt. Diese Zeuge werden auf verschiedene Art gewirkt, einige gestreift, wie Sammt, auf beyden Seiten, andere mit Figuren und Blumen; ihre Brocade, so wohl die leichten als die schweren, sind weit kostbarer als die italiänischen; niemand aber als der König darf diese Zeuge tragen, und wem der König diese Erlaubniß mittheilet. Die größten Stücke sind nur vier oder fünf Spannen lang und drey oder viere breit.

Ihr Vermögen bestehet größtentheils in Sklaven, Elephantenzähnen, kleinen Muscheln. Doch giebt es in Kongo, Songo und Bamba nur wenig Sklaven, und solche sind die schlechtesten von allen, denn sie sind gewohnt, müßig zu gehen; und wenn sie zur Arbeit angehalten werden, so sterben sie gleich.

Man findet in Kongo gar kein geprägtes Geld, weder Gold, noch Silber, noch Kupfer, sondern ihr ganzer

zer Handel geschiehet mit kleinen Muscheln, die hier statt des Geldes sind. In andern Ländern achtet man sie gar nicht. Die Portugiesen bedienen sich derselben auf ihren Reisen nach Kongo, wenn sie oder ihre Sklaven, nach Pombo und andern außerhalb Angola gelegenen Oertern mit Waaren geschickt werden. Die Einwohner setzen einen Werth in diese Muscheln, ungeachtet sie ihnen nichts nutzen, nur damit sie mit andern Afrikanern handeln können. Diese beten die See an, und nennen diese Muscheln, die sie in ihrem Lande nicht haben, „Gottes Kinder“: deshalb sehen sie solche als einen Schatz an, und vertauschen sie gegen allerley Waaren, die sie haben. Der ist ein reicher und glückseliger Mensch unter ihnen, der den größten Vorrath von diesen Muscheln hat; denn dreytausend fünfhundert machen den Werth einer Pistolette aus.

Weil es in dem Königreiche Kongo keine Pferde giebt, so lassen sie sich, wenn sie reisen wollen, von ihren Sklaven, oder gedungenen Trägern, die in den Posthäusern anzutreffen sind, auf den Schultern mit Stangen tragen, und liegen entweder der Länge lang in einem in der Luft schwebenden Bette, oder sitzen auf einem Stuhle, über welchem ein Sonnenschirm ist. Diejenigen, welche sehr geschwind reisen wollen, nehmen viele Sklaven mit sich, die einander ablösen, und, wenn sie dazu abgerichtet sind, so geschwind gehen lernen, als ein Pferd nur immer gehen kann.

Die Flüsse hinauf und herunter zu fahren, oder auf den Küsten zu fischen, bedienen sie sich gewisser Kähne oder Boote. Ihre größten werden aus dem Stamme eines Baumes von ungeheuerer Größe gemacht, so daß in einem Boote über zweyhundert Menschen Raum haben. Beym Rudern legen sie ihre Ruder nicht auf die Seiten des Kahnes an, sondern halten sie frey in der Hand, und wissen auch mit ihnen

zu steuern. Wenn sie zu Wasser fechten, legen sie ihre Ruder weg und ergreifen ihre Bogen.

Sie versprechen und verheurathen sich nach Art der Christen; doch lassen sie sich davon nicht abbringen; so viele Nebenweiber dabey zu haben, als sie ernähren können. Ihre Ehebündniße werden auf folgende Art vollzogen. Die Eltern der jungen Mannsperson senden den Eltern des Mädchens, um welche er freyet, ein Geschenk, welches zugleich das Brautgeschenke ist, und lassen für ihren Sohn um die Tochter anhalten. Bey diesem Geschenk wird zugleich ein irdener Topf voll Palmwein gesandt, welchen die Eltern der Braut, ehe das Geschenke angenommen wird, austrinken müssen; und die Unterlassung wird für die größte Beschimpfung gehalten. Auf dieses Ansuchen, folgt dann die Antwort vom Vater; behält er das Geschenke, so ist es sein Wille, die Ehe zu erlauben. Alles Ceremonienwesen ist ihnen unbekannt, und nur der Wille der Eltern ist ihr eheliches Band.

Die Haushaltung wird auf folgende Art getrieben. Der Mann ist genöthiget, eine Wohnung zu schaffen, sein Weib und seine Kinder nach ihrem Stande zu kleiden, die Bäume zu beschneiden, Wurzeln auf dem Felde auszugraben, und den Palmwein zu besorgen. Die Frau muß für das Essen sorgen, solches einkaufen, und auch die Frau geht den Vormittag auf das Feld; fehlt etwas, so muß in allen Stücken die Frau dafür sorgen, daß sie keine Noth leiden. Der Mann sitzt allein am Tische und die Frau steht mit ihren Kindern hinter ihm, um aufzuwarten; und sie essen von dem, was er übrig gelassen hat, uud können sich alsdann auch setzen.

Diese Leute haben im Gebrauche, ihren Kindern, so lange sie klein sind, gewisse Schnüre umzubinden, wel-

welche die Zauberer sehr empfehlen. Auch hängen sie ihnen Knochen und Zähne von verschiedenen Thieren um, welche, wie sie sagen, für alle Krankheiten helfen.

Ehe die Portugiesen hierher kamen, kannten sie keine besondere Namen. Das gemeine Volk wurde mit dem Namen der Kräuter, Pflanzen, Steine, Vögel, Thiere und lebendiger Geschöpfe genannt. Die Vornehmsten und Herren hatten die Namen von den Ländern, über welche sie herrschten, angenommen, z. B. der Herr von Songo hieß sich Mani Songo, d. h. der Herr von Songo, jetzt aber bekommen beyde Geschlechter und Menschen von allen Ständen einen bestimmten Namen, auch der König ist davon nicht ausgeschlossen.

Auch findet man hier weder Aerzte noch Apothecken, als die sie sich von den Pflanzen, Baumrinden, Wurzeln, Steinen, Wasser und Oel machen, welches sie für das Fieber und alle andere Krankheiten brauchen. Sie haben aber auch diese Hülfsmittel selten nöthig, indem sie unter einer gemäßigten Himmelsgegend wohnen, und auch im Essen und Trinken sehr mäßig sind, daher sie selten von schweren Krankheiten befallen werden. Die gemeinste ihrer Krankheiten ist das Fieber, welches sonderlich im Winter sehr natürlich, wegen der feuchten Witterung, die der beständige Regen verursacht, entstehen muß. Doch wissen sie sich durch Palmöl und durch Reiben gewisser Baumrinden bald davon zu befreyen.

Von den Verstorbenen haben sie wunderbare Meinungen. Wenn eine Frau oder ein Mann stirbt, so haben sie den überlebenden Ehegatten im Verdacht, und glauben fest, sie könnten gar nicht sterben, ohne gerufen

rufen zu werden. Man muß sich nämlich diese Meinung aus Folgendem begreiflich machen. Sie bilden sich ein, niemand könne sterben, als durch Gift, Gewalt, oder auf andere dergleichen Art, bis ihn nicht seine andern Freunde in die gute Welt riefen; daher nehmen die Anverwandten des Verstorbenen dem überlebenden Theile alles weg, martern ihn ganzer acht Tage lang damit, daß sie ihn die Haut aufkratzen und darzu sagen, „das ist die Strafe, die du ausstehen mußt, wofern du an dem Tode unsers Freundes schuld bist.“ Nach diesen acht Tagen wird der überlebende Ehegatte von neuem vor Gericht verhöret, und wenn er frey gesprochen wird, darf er in dem Hause fortwohnen; wofern er aber schuldig erklärt worden ist, so wird er aus seiner Wohnung verteieben.

In den Königreichen, Kakongo und Angoy, wird niemand eher begraben, als bis alle Anverwandte, wären sie auch noch so weit entfernet, beysammen sind. Sie fangen die Leichengebräuche mit Erwürgung der Hühner an, mit deren Blute sie das Haus inwendig besprengen: hierauf werfen sie die erwürgten Thiere auf das Dach, um damit zu verhindern, daß die Seele des Verstorbenen nicht wieder komme, oder den künftigen Besitzern erscheine, indem sie dafür halten, daß die Person, der sie erscheinet, augenblicklich sterben müsse. Wenn die Ceremonie mit den Hühnern vorbey ist, dann fangen sie über die verstorbene Person zu klagen an; und wenn es ihnen an Thränen fehlet, so halten sie sich indianischen Pfeffer unter die Nase. Nach diesem Klaggeschrey so fangen sie aufeinmal an, lustig zu seyn, und schmausen zusammen auf Unkosten des nächsten Anverwandten des Verstorbenen, der immer noch unbegraben im Hause liegt. Ist der Schmaus vorbey, so schlagen sie die Trommel, fangen nach Tische an zu tanzen, und gehen also augenblicklich

lich von dem Anschein des tiefsten Schmertzes zur wirkchen Fröhlichkeit über. Nach diesem Tanze begeben sie sich zusammen in einen dazu bestimmten Ort, wo sie im Finstern eingesperret werden und zu behaupten suchen, daß ihnen in diesem Zustande jede Art von Ausschweifung erlaubt sey.

Sobald das Volk den Klang einer solchen Trommel höret, so läuft es mit der größten Neugier zu diesen Versammlungen, und ist die Leiche eines vornehmen Herren, so bestreuen sie den Weg mit Blumen und Blättern: er muß auch in einer graden Linie zu seinem Grabe getragen werden; und sollte ihnen daher irgend ein Haus auf diesem Zuge im Wege stehen, so wird es im Augenblick niedergerissen. Gemeiniglich verscharren sie in dem Grabe auch einige lebendige Personen, nebst Essen und Trinken, und geben vor, daß es dem Verstorbenen auch im Grabe an nichts fehlen müsse. Manchmal bringen sie bey dem Tode ihrer guten Freunde einen ihrer Sklaven ums Leben, damit er sie in der andern Welt bedienen könne.

Die Begräbnisse unter den Heiden sind mehrentheils auf den Feldern, und man stecket etwas nach der Beschaffenheit der beerdigten Personen darüber. Einige haben einen großen Hügel Erde darüber aufgeworfen, bey andern steckt ein grades Horn von einem raren Thiere darin, oder auch eine irdene Schüssel, ein Topf, oder ein anderes irdenes Gefäß wird darüber gedeckt. Einige richten Gebüsche auf, die mit allerhand abergläubischen Sachen, welche die Zauberer bereitet haben, unterflochten und behangen sind. Sie haben keinen Sarg oder irgend ein hölzernes Behältniß für den Todten, sondern sie wickeln ihn in katunene Leinwand ein, nähen solche fest zusammen, und zieren die auswendige Seite mit allerhand lächerlichen Sachen. Arme werden nach der landesüblichen Art nur in eine Strohmatte gewickelt und begraben.

In

In jeder Herrschaft von Angala sind vier Arten von Leuten: die ersten sind die Edlen, Mokatas genannt; die zweyten heißen Kinder der Herrschaft, welches Landeskinder und meistens Künstler oder Landwirthe sind. Drittens die Kuisikos oder Sklaven, die zu des Herren Eigenthume gehören, wie seine andern Güter und auch eben so vererbt werden können. Viertens, die Mobikas oder Sklaven der Sovas, welche in diese Umstände durch Krieg, oder auf andere Art gekommen sind. Manchmal werden einige von der andern Klasse auch durch ganz geringe Verbrechen zu Sklaven gemacht: denn wenn ein Sova erfährt, daß einer seiner Unterthanen im Sinne gehabt hat, ihn zu beleidigen, oder seinem Feind im Kriege beyzustehen; so wird er nicht nur ihn, sondern auch seine Familie entweder zu Sklaven machen, oder auch hinrichten.

Alle Schwarzen um Loanda sind sehr faul, und leiden eher Hunger, als daß sie sich die Mühe nehmen sollten, den Acker zu bauen. Sie tauschen von ihren Nachbarn, was sie an Lebensmitteln nothwendig haben müssen, durch Sklaven ein. Die Kleidung der Einwohner von Angola kommt der in Kongo sehr nahe. Die Zierrathen, die sie am Halse und Armen tragen, bestehen in runden Glaskorallen nnd ihre Sitten sind überhaupt den Gebräuchen, in Kongo so ähnlich, daß zu der schon gegebenen Nachricht nicht viel hinzuzusetzen ist; jedoch wollen wir uns bemühen, einige einzelne Züge von ihnen zu sammeln, und sie zum vollständigen Gemählde hinzusetzen.

Sielschätzen z. B. das Fleisch von Hunden mehr, als andere Speisen, und mästen deshalb einige Hunde, so wie es auch auf öffentlichen Märkten zum Verkaufe ausgestellt ist. Ihre Waffen bestehen in Bogen und Pfeilen, aber die vornehmsten sind Lanzen, Aexte und Hackemesser,

ser, welche sie auf der linken Seite am Gürtel tragen; kurz, sie haben fast eben das Gewehr, wie in Kongo und eben die Ordnung im Fechten. Ihre Sprache ist von der Sprache in Angola sehr wenig unterschieden, und die geringe Abweichung im Schreiben ist kaum merklich, außer daß die verschiedene Mundart in einigen Provinzen der Sprache selbst ein anderes Ansehen zu geben scheint. Folgende Beschreibung von der Regierung des Königes, vom Ansehen desselben, von seinen Einkünften und überhaupt von der Verwaltung der Gerechtigkeit werden das obige Gemählde mit noch weit mehr Interesse erfüllen.

Ein König von Kongo ist ein unumschränkter Fürst, und kann mit den Gütern seiner Unterthanen nicht nur verfahren, wie er will, sondern er hat auch dasselbe Recht über ihr Leben. Wer sich ihm nahet, muß die demüthigste Gebärde annehmen, und sie fällt ihnen im Ernst nicht schwer anzunehmen, weil sie augenblicklich mit Furcht und Schrecken für seinen strengen und unwiderruflichen Aussprüchen erfüllt sind, und in diesem Sklavensinn von Kindheit an nur den Despot fürchten, nie aber ihren König zu lieben gelehret werden; denn wer nur im Geringsten die schuldige Ehrerbietung gegen die Person des Königes vernachläßiget, wird augenblicklich mit ewiger Sklaverey bestrafet. Sein Gebieth war ehedem noch weit ausgebreiteter, und also auch eben so sehr seine Herrschaft, wovon seine prächtigen Titel noch zeigen. Er heißt König von Kongo und den Abundos, Matama, Quizama, Angola, Kakongo, den sieben Königreichen von Kongere, Amotara, Beherrscher des großen und wunderbaren Flusses Zaire u. s. w.

Ob er schon in jeder Sache das Wort allein führt, und seinen Anordnungen niemand zu widersprechen waget, so hat er doch mehr zum Staat, als zur Wirklichkeit, ein Kollegium zur Ueberlegung der Staatsgeschäfte, welche Krieg und Frieden betreffen, welches aus zehn oder zwölf Personen bestehet, die zugleich auch seine Vertrautesten sind, wenn ein Despot Vertraute haben kann, wenigstens, die seine Befehle unter seinem Namen ausfertigen.

Sein Gefolge ist zahlreich, und trägt überall das Gepräge der gefürchteten Macht. Viele aus dem Adel bedienen ihn, die in und um seinen Pallast wohnen, doch auch seine übrigen Bedienten wohnen ihm in der Nähe. Er hat auch eine Leibwache zum Staate und zur Sicherheit, die aus Anziki und andern Nationen bestehet.

Seine Kleidung ist reich und prächtig, und bestehet meistentheils von Gold und Silber, nebst einem langen sammtnen Mantel. Er trägt gemeiniglich eine weiße Mütze, dergleichen seine Fidalgos, oder bey ihm in Gnaden stehenden Adliche, auch tragen: und dieses ist wirklich ein so untrügliches Zeichen davon, daß wenn der König auf einen von ihnen ungnädig ist, er nichts geschwinder thun läßt, als diese Mütze abzunehmen befiehlet; denn diese weiße Mütze ist völlig das Zeichen des Adels, so gut als irgend das Zeichen eines Ordens in Europa.

Er giebt wöchentlich zweymal Audienz, doch aber spricht niemand mit ihm, als die Großen seines Reiches. Als die holländischen Gesandten von Loanda, im Jahr 1642, gleich nachdem sie diesen Ort den Portugiesen weggenommen hatten, dem Könige von Kongo ihre Aufwartung machten, so hatten sie ihre Audienz des Nachts, und wurden durch eine Gallerie, die zweyhundert Schritte lang war, zu der Audienz gefüh-

geführet; woselbst zu beyden Seiten zwey Reihen Personen standen, welche Wachskerzen hielten.

Der König saß in einer kleinen Kapelle, die mit Strohteppichen behangen war, und an deren Decke ein Leuchter mit Wachslichtern hieng. Er war mit einem von Golde gewirkten Kleide und eben dergleichen Beinkleidern angezogen, und hatte um seinen Hals drey starke goldne Ketten. Sein rechter Daumen war mit einem Ringe von einem sehr großen Rubin gezieret; seine linke Hand mit zwey großen Smaragden. Auf dem linken Aermel seines Kleides war ein goldenes Kreuß angeheftet, welches in ein kostbares Stück Krystall eingeschlossen und sehr reich besetzt war. Auf seinem Kopfe trug er eine weiße feine Mütze, und an seinen Füßen ein paar röthliche Stiefeln. Zu seiner rechten Hand stand ein Hofbedienter, der dann und wann mit dem Schnupftuche die Luft abkühlte; zu seiner Linken ein anderer, der einen zinnernen Bogen und zinnernen Zepter hielt, der mit einem gestreiften Tuche bedeckt war. Sein Siß war ein rothsammtner spanischer Stuhl, auf welchem oben an der Lehne folgende Schrift gestickt war: „Don Alvaro König von Kongo.“ Gleich vor ihm lag ein großer türkischer Teppich ausgebreitet, und über seinem Haupte hieng ein Himmel von weißem Atlas, der mit Gold durchwirkt und reich eingefaßt war. Endlich zur rechten Hand kniete sein Dolmetscher und Secretair. Obschon dieses nur die Art der vorhin erwähnten Audienz im Jahr 1642 war, so ist sie noch bis auf den heutigen Tag dieselbe, ob sie auch jedesmal anders, nach dem Gefallen des Monarchen, abgeändert wird, und also darf man nur eine beschreiben, um sich ein Bild von allen zu entwerfen.

Wenn der König ausgeht, so bekleidet ihn nicht nur sein Adel, sondern auch alle, die nicht weit von

seinem Schlosse wohnen, oder zu der Zeit sich da befinden. Einige gehen voran, andere folgen nach, und tanzen und taumeln insgesammt mit seltsamen Geberden nach der Musik übel gestimmter Trommeln und langer elfenbeinerner Flöten, bis der König in sein Schloß tritt.

Erscheinet er öffentlich, so ist er allemal mit seinen kostbarsten Kleidern angethan, welche in einem großen langen Mantel, von seidenem Sammet, oder feinem Tuche, der aufs prächtigste zubereitet ist, bestehen. An seinen Fingern hat er etliche goldene Ketten, die mit kostbaren Korallen untermenget sind, und auf seinem Haupte trägt er eine eingefaßte und kostbare Mütze.

Nach der Bekehrung des Königes hat er seinen Hofstaat gewissermaßen verändert, und ihn nach dem Hofe des Königes von Portugall eingerichtet. Wenn er öffentliche Tafel hält, so wird vor ihm ein Tisch, der auf einem drey Stufen hoch erhabenen Platze stehet, welcher mit indianischen Tapeten bedeckt ist, gesetzt, wie auch ein prächtiger Stuhl mit sammtenen Decken. Er speiset allezeit allein, und die Prinzen stehen mit bedeckten Häuptern um ihn herum. Sein Servis bestehet aus Gold und Silber. Doch nirgends zeigt er seine Prachtliebe sichtbarer, als wenn er ein großes Gastmahl giebt, wo er seine Hofleute, die Großen des Reiches und den Adel dazu versammlet. Zu Mittage läßt er alle Adelichen, die sich zu der Zeit innerhalb seines Pallastes befinden, zählen, und hierauf werden die Töpfe alle für sie hingesetzt, der eine mit gekochten Bohnen, ein anderer mit Fleisch, mit Hirse und so weiter. Den Vornehmsten darunter schickt er einem jeden seinen Theil in einer hölzernen Schüssel, nebst einem kleinen Fläschgen Palmwein; den Geringern aber werden zu sechs, sieben und mehreren zusam-

sammen aufgetragen, ihre Namen ausgerufen und bekommen so viel Töpfe mit Speisen, als der König für sie bestimmt hat. Ist das Fest zu Ende, so kommen sie alle vor den König, fallen auf ihre Knie, drücken ihm die Hände, und beugen ihre Köpfe, zum Zeichen der Dankbarkeit und Ehrfurcht. Hierauf gehen sie alle nach Hause, bis auf einige Vertraute des Königes, welche den ganzen Tag da bleiben, mit ihm Taback rauchen und Wein trinken, so lange bis sie oft allen Verstand dabey verlieren.

Diesem alleinigen Beherrscher von Kongo steht also auch das Eigenthum der Güter und Länder, womit er einen jeden belohnen kann, als auch die Vergebung der Aemter, zu, so daß niemand seine Güter auf seine Erben bringen kann, wenn es nicht mit Bewilligung des Königes geschiehet. Diesem Gesetze sind die leiblichen Kinder des Königes unterworfen; wenn daher einer seinen jährlichen Tribut nicht pünktlich bezahlt, so nimmt ihm der König seine Statthalterschaft, und giebt sie einem andern.

Die königlichen Einkünfte bestehen hauptsächlich in jährlichen Tributen, die ihm von dem Herzog von Bamba, Batta, Sundo, Nambanganga, Bumbi, Mussulo, Oando, Quinghengo und andern wegen der Grafschaft Pembo, Pango u. dergl. bezahlet werden. Es ist unmöglich, zu bestimmen, wie groß die Einkünfte dieses Königes sind; denn die Angabe gewisser Schriftsteller von hundert und zwanzig französischen Kronen möchte wohl die aller unrichtigste seyn. Wenn man auf die Größe des Landes, seine erstaunliche Bevölkerung, die große Anzahl Fürsten und den Despotismus einen Blick wirft, so schwindet jene Angabe gewiß und man kann sich eine weit größere Summe denken, obschon, welches auch wahr ist,

viele Geschenke und Abgaben nicht im Gelde, sondern in Palmwein, Früchten und Vieh bestehet.

Eben so wenig kann man eine hinlängliche Angabe seiner Kriegesheere angeben, ob es schon gewiß ist, daß er, als ein mächtiger König, gänzlich in seiner Gewalt hat, und auf seinen Befehl sogleich so viel ins Feld rücken müssen, als er befiehlet. Nach den Berichten der Portugiesen soll einmal einer dieser Monarchen eine Armee von neunmal hundert tausend Mann gegen sie angeführet haben, welche jedoch vor vierhundert Portugiesen und etlichen Kanonen in kurzer Zeit, die Flucht genommen hätten. Wenn auch diese Erzählung vielleicht etwas zu stolz seyn möchte, so ist doch so viel gewiß, daß ihre Heere sehr groß und die Kunst, Kriege gegen Europäer zu führen, sehr klein ist. Sie sind in der Kriegszucht ganz fremde, und ihre Art zu fechten ist ihnen mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Wenn beyde Partheyen an den bestimmten Ort angekommen sind, so fangen sie damit an, sich die Ursachen ihres Streites vorzustellen. Von diesen gehen sie zu schimpflichen Reden über, bis sie endlich von Worten zum Schlägen gerathen, und ihre Trommeln ein verwirrtes Getöse verursachen. Diejenigen, welche Schießgewehr bey sich haben, werfen solches, gleich nach dem ersten Angriff, weg, und brauchen es mehr, den Feind zu erschrecken, als daß sie ihm wirklich viel Schaden thäten. Sie setzen es an die Brust, ohne nach etwas zu zielen, und also fliegt jedesmal der Schuß, wohin er will; unter diesem Feuern fällt die andere Parthey nieder, und springt dann wieder auf, in die Feinde hinein. Endlich greifen beyde zum Pfeilen und Bogen, und sind sie weit von einander, so schießen sie alle Pfeile in die Luft, weil sie eine desto stärkere Wirkung haben sollen; sind sie aber einander nahe, so richten sie dieselben in gerader Linie,

Linie, vergiften sie auch wohl zuweilen. Alle Ueberwundene werden zu Sklaven gemacht, und diejenigen, die überwunden, aber nicht gefangen worden sind, bringen sich oft selbst aus Bosheit ums Leben.

Wenn der König stirbt, so beobachten sie weiter keine Ordnung oder Thronfolge, sie sehen weder auf Geburt, noch auf Alter, als in so weit es den regierenden Großen gefällt, die sie alle gleicher Ehren werth achten, und sich einen unter den Söhnen des Königes erwählen, und zwar, für den sie die größte Ehrerbietung haben; doch übergehen sie auch oft die Söhne des Königes alle, und geben die Herrschaft einem Bruder des Königes, oder sonst einem berühmten Verwandten.

Bey der Krönung eines Königes werden folgende Ceremonien vorgenommen. Alle Edelleute und Portugiesen versammlen sich vor dem Pallast auf einem viereckigten Platz, der ehedem bloß zu dieser Bestimmung erbauet worden ist, den ein schlechter steinerner, etwa zehn Ellen hoher Wall umgiebt. In der Mitte stehet ein großer Stuhl, mit Sammet bedeckt und mit einem davor ausgebreiteten Teppiche und einer von Gold- und Silberdrate gemachten Krone; wie auch drey goldene Armbänder, etwan eines Fingers dick; und ein sammtner Beutel, worin die päpstliche Bulle, oder das Bestätigungsschreiben ist.

Einige Zeit darauf kommt der Fürst in die Versammlung auf Einladung der Edelleute, auf welche die Wahl vornehmlich ankommt. Ist auf diese Weise alles bestellet, so ruft einer, welcher den Herold vorstellet, die Worte aus: „Ihr, den man zum König machen will, sollt weder ein Dieb, noch geizig, noch rachgierig, sondern ein Freund der Armen seyn; ihr sollet Allmosen zur Aus-

lösung der Gefangenen oder Sklaven geben, den Dürftigen helfen und euch gegen die Kirche gutthätig erweisen. Ihr sollet euch allezeit bemühen, dieß Königreich in Friede und Ruhe zu erhalten, und das Bündniß mit eurem Bruder, dem Könige von Portugall, unverbrüchlich beobachten."

Nach dieser gehaltenen Vorlesung wird eine Zeitlang musiciret; worauf zwey von den Edlen, die auf dem Boden sitzen, aufstehen, den Prinzen gleichsam unter dem Volke zu suchen. Nachdem sie ihn bald gefunden haben, so bringen sie ihn, der eine bey der rechten, der andere bey der linken Hand geführet; setzen ihn auf den königlichen Thron, die Krone auf sein Haupt, legen ihm die goldenen Armbänder um seine Arme, und hängen das gewöhnliche schwarze Tuch, oder den Boymantel, über seinen Leib. Hierauf legt er seine Hand auf ein Meßbuch und auf das Evangelienbuch, welches ihm ein Priester vorhält. Hier schwöret er, alles zu erfüllen, was ihm von dem Herold ist vorgestellt worden; und ist dieß geschehen, so begeben sich die zwölf Adelichen mit dem Könige in den Pallast, und werden von allen, die bey der Krönung gegenwärtig sind, begleitet, welche Erde und Sand auf ihn werfen, theils zum Zeichen der Freude, theils zur Erinnerung, daß er, ob er gleich jetzt König ist, doch wie sie Staub und Erde werden wird.

Acht Tage lang nach dieser Krönung geht der König nicht aus seinem Pallast, binnen welcher Zeit der ganze Adel ihn besuchet, und ihm Glück wünschet. Die Schwarzen leisten ihm eine Art von Huldigungseid auf den Knien, indem sie in ihre Hände klopfen und des Königes Hände küssen. Nach den verflossenen acht Tagen erscheint der König auf dem Markte, und hält eine Rede an das Volk, darin er seinen

Vor-

Vorsatz erklärt, dasjenige zu erfüllen, was ihm vorgestellet worden; und versichert sie, daß ihm nichts mehr am Herzeu liegen werde, als die Wohlfahrt des Königreiches und die Fortpflanzung des römischkatholischen Glaubens. So rühmlich der Anfang dieser Regierung zu seyn scheint, mit so viel Zeichen der Ehrfurcht und Treue die Unterthanen ihren neuen König annehmen, so schnell verwandelt sich diese Scene in ein hartes, drückendes Joch und in Aufruhr, Mord und Absetzung bey dem Volke, wenn der König nicht alles dahin abzuzielen sucht, daß er ihnen alles benimmt, was hierzu den Weg bahnen könnte.

Der König hat eine Gemahlin zur Ehe, allein neben dieser eine große Anzahl anderer Frauen. Für seiner Gemahlin Unterhalt ist eine jährliche Steuer angelegt, indem ein jedes Haus in dem Königreiche eine Auflage für ihr Bette bezahlen muß, nämlich einen Sklaven für eines jedem Spannes Breite; wenn es also drey Spannen breit ist, so geben sie drey Sklaven. Auch hat die Königin ihr Zimmer in dem Pallaste besonders, nebst ihren Staatsfrauen, die sie wechselsweise bedienen; die übrigen gehen meistens alle Nächte aus, um nächtliche Besuche abzuwarten.

Ehemals wenn der König begraben ward, so sprangen ein Dutzend junge Mädchen in das Grab, worin sich der Körper sitzend befand, und wurden lebendig begraben, um ihm in der andern Welt zu dienen; und diese Mädchen waren oft so begierig nach diesem Dienst ihres verstorbenen Fürsten, daß sie über den Streit, welche die erste seyn wollt, einander umbrachten. Ihre Anverwandten und Freunde pflegten ihnen alle Arten von kostbaren Kleidern in das Grab mit zu geben, damit sie sich derselben, in jenem fremden Lande, bedienen könnten. Des Königs Begräbniß wird, anstatt anderer Trauer, acht Tage hinter

einander mit beständigem Essen und Trinken gefeyert. diese Gewohnheit, die auch der Adel nach seinem Stande beobachtet, ist bis auf gegenwärtige Zeit üblich, allein jene grausame Sitte, Lebendige mit den Todten zu begraben, hat aufgehöret.

Diese weitläufigen Provinzen in Kongo werden unter dem Könige durch Mani, oder Herren regieret, und eine jede begreift wieder kleinere Provinzen oder Landschaften unter sich, die auch durch Manes, nur von geringerer Art, regieret werden; so ist z. B. der Mani Vamma, welches nur ein District von einer Provinz ist, geringer. als der Mani Bamba, welcher einen Regenten über eine ganze Provinz vorstellet. Ihre Verrichtung soll eigentlich seyn, die königlichen Einkünfte einzunehmen, und die Bauern anzuhalten, daß sie die Aecker der Krone richtig bestellen und zur Erndtezeit behalten sie einen gewissen Theil der Einfuhre für sich selbst zur Belohnung; allein diese Sovas, wie sie im eigentlichen Verstande heißen, spielen die Rolle des Königes im kleinen, und suchen nur ihr Ansehen und ihre Reichthümer zu vermehren, wenn auch die Unterthanen dabey verhungern sollten.

Eben so bestellt der König in einer jeden Provinz einen Richter, die bürgerlichen Streitigkeiten anzuhören und zu entscheiden. Da nun hier keine ausdrücklichen Gesetze sind, so handeln diese Richter allemal nach ihrem Gefallen, oder nach alten Gewohnheiten; es sey denn, daß die Sache zu wichtig, oder ein Todesurtheil zu vollziehen sey, so muß der König hierzu die Einwilligung zuvor geben. Bey der Ueberführung eines Verbrechens verdammt der König gemeiniglich den Verbrecher auf eine wüste Insel, und glaubt ihn dadurch weit mehr zu strafen, als wenn er ihn des Lebens im Augenblicke berauben lasse. Glückt es dem Verwiesenen, zehn oder zwölf Jahr zu leben,

so

so begnadiget ihn der König gewöhnlich, und wenn es Personen von einigem Ansehen sind, so braucht er sie zu Staatsgeschäften, als Leute, die zahm gemacht und an Arbeit gewöhnet sind.

Wenn in bürgerlichen Streitigkeiten ein Portugiese einen Proceß wider einen aus Kongo hat, so kann er seine Zuflucht zu dem Richter von Kongo nehmen, und im umgekehrten Falle entscheidet der portugiesische Konsul, den der König dazu bestätiget hat. Am schärfsten werden Zaubereyen und Abgötterey bestraft. Alle Zauberer und Mörder, die durch Zeugen überführet sind, werden zum Tode verurtheilet, und zwar die ersten zum Feuer. Wenn ein Uebelthäter auf des Königs Urtheil am Leben gestraft wird, so werden alle seine Güter und Sklaven eingezogen, und manchmal verurtheilt der König, um seinen Schatz zu bereichern, Leute wegen sehr geringer Ursache zur Verdammung.

Die Verwaltung der Gerechtigkeit ruhet also, bis auf wenige Fälle, in den Händen der Mani. Der Kläger bringet erst seine Bewegungsgründe auf den Knien vor dem Richter an, welcher auf einem Teppiche, einen kleinen Stab, seine Gewalt anzudeuten, in der Hand haltend, und unter einem schattigen Baume sitzt, dergleichen hier in vornehmer Leute Höfen zu wachsen pflegen. Manchmal nimmt der Richter auch die Sachen in einer großen, dazu erbauten Strohhütte vor. Wenn die Kläger ihre Sache vorgetragen haben, so hört er den Beklagten mit eben der Aufmerksamkeit an, und alsdann fordert er die Zeugen vor. Wenn diese nicht erscheinen, so bleibt die Sache auf einen andern Tag verschoben, am Ende aber spricht er den Ausspruch ohne alle Kenntniß von Gesetzen, bloß nach der Natur der Sache, nach Recht und Billigkeit, je mehr er nämlich ein guter Mani ist. Der

so Recht behalten hat, bezahlet etwas Weniges in des Richters Kasse, und streckt sich, zum Zeichen der Dankbarkeit längst auf den Boden hin. Seine Freunde begleiten ihn unter allerhand Freudengeschrey zu Hause, und er giebt ihnen dafür ein Gastgebot.

Bey gemeinen Händeln unter ihnen schwören sie im Namen ihres Kalikate. Bey Streitigkeiten oder Proceßsachen aber haben sie einen feyerlichern Eid. Zu diesem Ende legen sie eine Axt ins Feuer, welche der Oberpriester des Götzen glühend herausziehet, und sie an die Schenkel des Beklagten, oder wenn deren zwey sind, zwischen ihre Schenkel hält, ohne sie zu berühren: brennt sie einen davon, so ist dieses die schuldige Person, wo nicht, so ist sie frey. Von eben der Art ist der Eid, wo man den Beklagten mit einem glühenden Eisen über den bloßen Schenkel fährt; verursachet es ihm Blasen, so ist er schuldig, wo nicht, so wird er frey. Allein der Betrug, der hierbey vorgehet, ist folgender. Man nimmt eine gewisse kalte Salbe von außerordentlicher kalter Natur, bestreicht damit diejenigen Theile gelinde, durch welches Mittel das Feuer, wenn es daran gehalten wird, seine Kraft verlieret. Man hat noch verschiedene Arten von Proben, unter denen wir nur der folgenden gedenken. Man hat eine zarte und weiche Wurzel von dem Bananabaume, welche sie den Beklagten in den Mund stecken; denn wenn diese Wurzel daran kleben bleibt, und es scheint, als ob er etwas Klebrichtes esse, so wird er für strafbar gehalten. Eine andere Art ist das Essen der Frucht von dem Oelpalmbaume, welche zum Schein vorher von dem Priester gekostet, und als eine unschädliche Frucht erkannt wird; nachher aber, wenn nicht Bestechungen mitwirken, so wird sie vergiftet und der nicht Bezahlende muß sterben. Noch eine andere ist, sie müssen aus kochendem Wasser einen Stein langen; wer

sich

sich verbrühet, ist der Schuldige. Oder sie legen verschiedene Schneckenschaalen an des Beklagten Schläfe, und er ist schuldig, wenn sie nicht daran hangen bleiben. Unter den Schwarzen ist folgende Probe in Kongo die üblichste, daß sie eine brennende Fackel, die von einem gewissen Harze, so von den Bäumen fließet, bereitet ist, im Wasser auslöschen, und dieses Wasser hernach dem vermeinten Uebelthäter zu trinken geben; ist er schuldig, so schadet es ihm, ist er unschuldig, so hat es keine Wirkung.

Wenn sie einen Diebstahl entdecken wollen, so suchen sie mit zauberischen Mitteln die Wahrheit zu erforschen. Der Zauberer nimmt z. B. einen langen Faden von Baumwolle, oder Wolle, und hält das eine Ende selbst, das andere Ende giebt er dem vermeintlichen Diebe. Ist dieses geschehen, so hält er ein glühendes Eisen an die Mitte des Fadens; und wenn dieser abbrennt, so muß die verdächtige Person den Werth erstatten; oder ist es von großem Werthe, so wird er zum Sklaven genommen. Man wird sich weit weniger über diese grausamen und auf nichts als Betrug und Aberglauben gegründeten Handlungen wundern, wenn man bedenkt, unter welchen Umständen sie zu diesen Ideen geleitet worden sind und einen aufmerksamen Blick auf ihre Religionsbegriffe werfen will.

Die meisten Einwohner von Kongo beobachten durchgängig die alte Landesreligion, die in der Verehrung der Mokissos oder Götzenbilder bestehet. Dieselben werden mitten in ihre Städte und Flecken gesetzt; sie sind meist von Holz, mit dem Kopfe einer Schildkröte, mit Füßen von wilden Thieren; man nennet sie mit einem gemeinen Namen Ganjumba, und durch selbige redet der Mokisso mit ihnen, wie ihre Priester vorgeben. Sie werden von Priestern,

Namens

Namens Ganga, bedienet, und haben einen Tanz, der Quimboara genannt wird, bey welchem, wie sie vorgeben, der Mokisso in einen unter ihnen fähret, und die Fragen der zukünftigen und vergangenen Begebenheiten beantwortet. Viele sind von den Jesuiten zu der römischen Kirche bekehret worden. Im Jahr 1584 wurden sie zu tausenden getauft, so daß sie sich im Jahr 1590 auf zwanzigtausend Familien beliefen.

Jeder Sova hat einen Kapellan in seiner Banza oder Flecken, Kinder zu taufen und Messe zu halten, viele aber sind nur dem äußern Scheine nach römischkatholische Christen, in der That aber hängen sie an dem alten Götzendienste ihrer Vorältern.

Die Gangas oder Priester in diesen Gegenden werden Götter der Erden genannt, und haben ein Oberhaupt über sich, Namens Ganga Khitorna, der als ein Gott der Erde angesehen wird. Diesen schreiben sie alles, was ihnen die Natur liefert, zu, bringen ihm von allen die Erstlinge, als seinen Antheil, und er behauptet von sich, sein Leib könne keines natürlichen Todes sterben. Um seine Anbetung in dieser Meinung zu bestärken, ruft er einen von seinen Schülern, wenn er denkt, daß sein Ende, Alters oder Krankheit wegen, herannahet, und giebt vor, er theile ihm seine große Macht, Regen und dergleichen Dinge hervorzubringen, mit. Er befiehlet ihm alsdann öffentlich, ihn entweder mit einem Stricke zu erwürgen, oder mit einer Keule todt zu schlagen; welches auch sogleich geschiehet. Es muß diese Handlung ihrer Meinung nach öffentlich geschehen, und seinem Nachfolger bekannt gemacht werden. Denn sie glauben, wenn es nicht geschähe, so würde die Erde bald unfruchtbar werden, und dieses das Verderben der Menschen zuwege bringen. Eben so sterben auch die niedrigen

Gangas

Gangas alle eines gewaltsamen und freywilligen Todes.

Die Veranlassung zur christlichen Religion macht hier in Kongo eine zu erhebliche Epoche, als daß wir ihrer nicht etwas umständlich gedenken sollten. Der König von Portugall Don Juan I. schickte verschiedene Schiffe aus, um den Weg nach Ostindien zu entdecken, und eigentlich auch, durch Einziehung jener Reichthümer, die christliche Religion dahin zu bringen. Als diese die Eylande des grünen Vorgebirges und St. Thomas gefunden hatten, so liefen sie längst der Küste, hin und giengen an den Fluß Zaire, wo sie einen vortheilhaften Handel und die friedliebensten Bewohner antrafen. Um diesen Handel zu erhalten, schickte er noch andere Schiffe, welche verschiedene Portugiesen zurückließen, um die Sprache zu erlernen, und während dessen den Handel zu unterhalten.

Unter diesen nun befand sich auch ein Geistlicher. Der Herr von Songo, ein Vetter des Königes, nahm sie sehr freundlich auf: sein Sitz war in dem Hafen Praza, innerhalb der Mündung des Flusses Zaire. Dieser Priester bediente sich hier der grossen Hochachtung, welche die Leute ihm erwiesen, fieng an mit dem Prinzen über die Umschaffung der Religion zu sprechen, und brachte ihn in kurzem zur christlichen Religion.

Als der Prinz dieses bey Hofe anzeigte, so ließ der König den Priester fordern, und dieser gewann so schnell Eingang in sein Herz, und sein Zutrauen war so groß, daß er gleich versprach, ein Christ zu werden; sogleich auch mit den abgehenden Schiffen an den Don Juan um einige Geistliche schrieb. Der Priester ertheilte gleichfalls dem Könige von allem Nachricht, und sogleich schickte der König eine Menge

Prie-

Priester mit allen möglichen Reliquien und Kirchenzierrathen ab, die im Jahr 1491 zu Praza anlangeten. Während dessen ließ der König von Kongo, auf Anrathen des Priesters, eine Art von Kirche aus Baumästen und Stämmen bauen, die er selbst in Person hatte helfen niederhauen, und richtete darin drey Altäre auf. Nachgehends wurde der Graf und sein junger Sohn getauft: der erste nahm den Namen Emanuel und der andere Antonius an. Ein so grosses Beyspiel konnte ohnmöglich unter dem gemeinen Volke nicht ohne Erfolg bleiben, zumal häufige Predigten an sie gerichtet wurden, diesem großen Beyspiele nachzufolgen.

Als dieses geschehen, so giengen die Portugiesen wieder nach Hofe fort, den König zu taufen. Es begleiteten sie viele Großen des Landes mit Musik und Freudensbezeugungen. Die Wege von St. Salvator, welche einhundert und funfzig Meilen betragen, waren alle gekehrt und mit allen Arten von Lebensmitteln und allen Nothwendigkeiten für die Portugiesen versehen, eben so, als wenn der König, oder sonst ein Großer des Landes, auf der Reise ist.

Nach etlichen Tagen kam der ganze Hof ihn zu bewillkommen, und hier sah man so viel Pracht zusammen gehäufet, als ihnen nur immer zusammen zu bringen möglich gewesen war, weil sie sich nichts Glänzenders denken konnten, als die Handlung, die der König unternehmen würde. Der König selbst erwartete sie im Eingange seines Pallastes auf einem Staatsthrone, der, auf einem Gerüste erhöhet, prächtig bekleidet war, und nahm sie daselbst mit allen Zeichen der Gnade auf.

Nach vorhergegangener Verrichtung dessen, was dem portugiesischen Gesandten von seinem Könige

war

war auszurichten befohlen worden, stand der König voll Freuden auf, und selbst das Volk ertönnte mit Gesang und Musik in lauter Freudengeschreyen. Hierauf nahm der König die mitgebrachten Geschenke aus Portugall an, begab sich alsdann wieder weg, und der Abgesandte wurde, nebst den übrigen, ansehnlich bewirthet. Es dauerte nun nicht lange, so wurden alle zum Bau erforderlichen Materialien zusammen gebracht und die Erbauung einer Kirche war nun des Königs einziger und angenehmster Gedanke. Nur die Empörung von Anziki unterbrach diesen Plan. Diese Leute wohnten auf den Eylanden an dem Flusse Zaire, an den großen Wasserfällen und der See ihrer waren etwa dreyßigtausend an der Zahl, und erregten einen Aufruhr, in dem sie des Königs Statthalter tödteten. Obschon der Sohn des Königs wider sie zu Felde geschickt wurde, so konnte er doch nichts gegen sie ausrichten, und die Aufrührer nahmen so sehr zu, daß der König selbst gezwungen war, wider sie aufzubrechen. Weil er aber vor seinem Abzuge getauft seyn wollte, und die Erbauung einer steinernen Kirche nicht zu Stande kommen konnte, so wurde indessen eine hölzerne aufgerichtet und dem St. Salvator geheiliget. Er wurde darin getauft und erhielt den Namen Don Juan; seine Gemahlin aber Donna Eleonora. Viele Vornehme folgten seinem Exempel nach, und nach einer so sollennen Ceremonie gieng der König, die Rebellen zu strafen. Seine Gegenwart that die gewünschte Wirkung; denn sobald sich der König sehen ließ, unterwarf sich der Feind, und bey ihrer Rückkunft wurde eine große Menge von den königlichen Begleitern, wie auch der Prinz getauft, welche alle portugiesische Namen erhielten. Nach diesem wurden alle Götzenbilder in der Provinz verbrannt, und es schien, als ob die christliche Religion hier ihre wärmsten Verehrer gefunden habe.

Allein

Allein der zweete Sohn des Königes und eine grosse Anzahl, die es mit ihm hielten, wollten von der Annahme dieser neuen Religion nichts wissen. Es entstanden eine Menge Uneinigkeiten unter den Einwohnern und unter den Eheleuten, die sich theils hatten taufen und nicht taufen lassen, bis endlich diese Unruhe durch die wirksamsten Mittel gestillet und die drohende Gefahr für dieses Mal nicht zum Ausbruche kam.

Mittlerweile starb der König, wie auch sein Nachfolger, sein Sohn Alfonso, und sein Sohn Petro folgte ihm nach, unter dessen Regierung die Schiffahrt nach diesen Gegenden ungemein zunahm, und das Eyland St. Thomas von den Portugiesen und andern Nationen bevölkert ward; denn zuvor war es ganz wüste, und die Küste war nur von etlichen wenigen Seeleuten aus den benachbarten Ländern bewohnt. Nach der Zeit schickte der König einen Bischof hin, die Religionssachen sowohl auf diesem Eylande, als in Kongo, zu beobachten. Er wurde von dem Volke und dem König mit großen Freuden aufgenommen, und alles schien sich zu der großen Revolution, die das Heidenthum erfahren sollte, vorzubereiten; allein der Ausgang entsprach diesem Anscheine nicht. Häufige Unruhen, theils um der Religion willen, theils Abfall und Aufruhr gewisser Nationen, wie z. B. der Jaggner, gaben stets neuen Anlaß zu der schon vorhandenen Gährung, und es erfolgte in kurzem, was die abgeneigte Parthey lange gewünscht hatte.

Denn als die Jaggner einen Aufstand erregten, so verwüsteten sie nicht nur die ganze Gegend umher, sondern drangen auch, durch die Provinz Batta, in Kongo ein. Alles, was ihnen entgegen war, wurde niedergehauen, und die Stadt Kongo wurde belagert. Der König fühlte sich zu schwach, diesem reissenden Stroh

Strome Einhalt zu thun, und flüchtete nach einem kurzen und vergeblichen Widerstand auf die Pferdeinsel, und seine Unterthanen auf die Gebirge und in die Wüsten; die Feinde aber drangen in die Stadt, und verwüsteten und zerstörten alle Kirchen und Gebäude.

Der König von Kongo schickte indessen nach Portugall und bat um Unterstützung, welche auch sogleich erfolgte. Es kamen gegen sechshundert Mann auf der Insel St. Thomas an, und vereinigten sich auf der Pferdeinsel mit dem König von Kongo, welchem es in verschiedenen Treffen glückte, die Aufrührer zu überwinden, und in einer Zeit von zwey Jahren das Reich wieder in seine vorigen Umstände zu setzen.

Dieser Beystand sollte den Portugiesen nun eine neue Quelle des Glückes verschaffen, und so eifrig sie jetzt gestritten hatten, der Religion Eingang zu verschaffen, so eifrig wollten sie nun auch in dem Untersuchen der Bergwerke von Kongo seyn, dessen Gold und Silber so reiche Ausbeute zu geben schienen. Entweder war der König von Kongo wirklich nicht so sehr der neuen Religion zugethan, als sie dachten, oder war es eine geheime Staatslist, die er hier äußerte; kurz, er ließ auf Anfragen, wo die Gold- und Silbergruben wären? sie an solche Orte weisen wo keine waren, oder, wo doch der Erfolg nicht die Mühe vergolten haben würde. Als dieß die handelnden Portugiesen sahen, so verlosch auch auf einmal der Eifer für Kongo, sie bekümmerten sich wenig um sie, kamen nur sehr selten mit Waaren dahin, schickten keine Geistliche mehr, und in einiger Zeit schien alles wieder zu verlöschen; bis in der Folge ein gewisser König, Don Alvaro, wieder nach Portugall, um Geistliche zu erhalten, eine Gesandschaft schickte und erhielt. So wurden von Zeit zu Zeit der christlichen Religion bald Hindernisse in den Weg gelegt, bald gelang es den

Missionarien, welche theils Dominicanermönche und Franciscaner waren, die römische Religion aufrecht zu erhalten, und sie erreichten ihre Absicht allemal am meisten, wenn sie den König am meisten dazu bewegen konnten. Der Papst Urban der Achte schickte im Jahr 1640 eine Mission mit offenen Briefen dahin, und sie wurde sehr freundschaftlich aufgenommen. Man kann also nicht sagen, daß die Christen hier in Kongo sehr viel Vorzug hätten, ob schon die christliche Religion hier bekannt ist, sondern die Annahme derselben ist noch viel zu schwankend, und die Gemüther der Einwohner zu partheyisch, als daß sie jetzt noch zu einer allgemeinen christlichen Nation umgeschaffen werden sollten.

Landschaften und merkwürdige Orte.

Den Nachrichten der Reisenden zu Folge theilt man jetzt das Königreich Kongo in sechs Landschaften. (Einige sagen nur in fünfe) ein: als Bamba, Songo, Sundi, Pango, Batta und Pemba.

Die Landschaft Bamba.

Bamba, welches die größte und reichste unter allen diesen Landschaften ist, gränzt gegen Westen an den Ocean, und erstreckt sich von dem Flusse Ambrize an, gegen Süden, bis an den Fluß Koanza oder Quanza. Gegen Süden hat es Angola und gegen Osten, nach dem See Ackhelunda zu, das Land Quizama. Man sagt, diese Provinz gäbe an Größe den Königreichen Neapolis und Sicilien zusammen gerechnet, nichts nach.

Diese Landschaft wird von einem Fürsten, der viele andere Fürsten und Herren unter sich hat, regieret. Die Vornehmsten davon sind, der an der Seekuste von Bamba, welcher den Namen eines Statthalters führet, der von Lomba, Dandi, Bengo, Loanda, welcher über die Inseln, Loanda, Korimba, Quanza und Kazzanza gesetzet ist. Auf dem festen Lande, in demjenigen

jenigen Theile, das dem Volke, welches Ambundos genennt wird, zugehöret, und welches in Angola an den Gränzen, wohnet und dem Mani-Bamba unterworfen ist, befindet sich der Mani von Agazi, Khinghengo-Motollo-Khabonba und viele andere geringere.

Unter der Regierung dieser Provinz versteht man auch noch eine Menge anderer Herrschaften, welche die Portugiesen Sovas nennen, und wovon jeder einen kleinen District zu verwalten hat, deren Namen aber nicht erheblich sind. Die einzige Gegend, oder das Gebiete Vamma, ist erheblicher, und stößt an die See und an den Fluß Danda. Weiter herauf an dem Flusse liegt Quansa, unter welchem, neben dem oben gedachten Manibamba, alle übrigen kleinen Sova stehen. Alsdann folgt das Gebiete von Kalle, welches etwas gegen Süden zu liegt und über etliche kleine Ländereyen zu gebieten hat. Hieran stößt Konvangongo, und etwas südwärts liegt Engombia. Etwas weiter gegen Norden an dem Flusse Danda, liegt Motemmo-Konvangongo; und hingegen westwärts an der Küste liegt die Grafschaft Mussula, welche die Landsaften Pumbo und Bamba unter sich begreift, und über den ganzen Strich an der See, von den Danda bis an den Fluß Lope, zu gebieten hat; dieser Sova hat eine sehr große Macht, doch ist ihm der vorhergehende von Konvangongo überlegener.

Von Motemmo-Konvangongo gegen Osten liegt Motemmo-Quingongo, und gegen Südost liegt Kahonda, welches vor diesem eines von den mächtigsten Ländern in dieser Gegend war, jetzt aber sehr geschwächt ist. Dieses Gebiet liegt sechs oder acht Tagereisen ostwärts von Konvangongo, und diesen beyden gegenüber liegt das Gebiet von Amboille,

eine besondere Herrschaft, die Kongo nicht unterthan ist.

Südwärts von da kommt man nach Oanda, welches der Fluß Loze von dem vorigen scheidet, und welches gegen Westen an Bamba stößet. Es ist ein großes, mächtiges und Kongo unterwürfiges Land; doch ward es im Jahr 1646 von dem Könige Ghingo verwüstet und die Einwohner wurden, als Sklaven, weggeführet.

Gegen Osten liegt ein kleines Ländchen, Quina genannt, und gegen Westen Bamba, wo aber ein schmaler Strich von Pembo zwischen inne liegt.

Dicht dabey liegt das Herzogthum Bamba: und diesem gegen Südwest die Landschaft Bumbo, die weder an Macht noch an Bevölkerung beträchtlich ist und gegen Westen die Landschaft Mussula hat.

Zwischen Bamboa und Quina liegt Ensala, deren Statthalter den Titel Mansala führet. Als sich dieser im Jahr 1643 dem Könige von Kongo widersetzte, so schickten ihm die Holländer, auf Verlangen des letztern, eine Compagnie von funfzig Soldaten, die ihm das Land plündern halfen.

Jenseits des Flusses Loze kommt man nach Quintingo, die sich längst an der Seeküste hin und in das Land hinein bis dreyßig oder vierzig Meilen, so weit als Sonho oder Binda, erstrecken.

Die oben gedachten Gebiete haben alle ihre genauen Gränzen, welches mehrentheils Berge sind, die in der kongoischen Sprache Quibambis heißen, und dicht an denselben liegen verschiedene Gränzstädte, die gemeiniglich der Sitz der Sovasen sind; daher kommt es, daß unter ihnen wegen der Gränzen sehr selten Streitigkeiten entstehen. An dem Flusse Onza, unweit

weit der Küste, liegen drey Dörfer in einem Dreyeck, Mongonendoin gegen Süden, Jagado sechs Meilen weiter ins Land, und das dritte ist Lengo. Nicht weit davon liegt Mussula, eine Handelsstadt, welche von den Holländern fleißig besucht wird.

Die vornehmste Stadt in dieser Landschaft, wo auch der Befehlshaber wohnet, liegt im flachen Lande, zwischen den Flüssen Loze und Ambrize. Sie heißt Panza oder Banza, welches ein gemeiner Name für alle Städte ist, und liegt hundert Meilen von der See. Sie ist sechs Tagereisen von Landa in Angola, etwa der halbe Weg zwischen den Herzogthümern Sonho und Pemba, in dem Gebirge gelegen. Diese Stadt hat einen großen Umfang, und ist sehr weitläuftig gebauet; mitten durch sie fließen zwey kleine Bäche.

In dieser Herrschaft fangen sich die Hügel an, wo Silber und andere Mineralien gefunden werden, und erstrecken sich nach dem Königreiche Angola zu. Sie ist sehr reich, denn an der Küste hat sie einen großen Vorrath von Lumache, welches in Kongo statt des Geldes gebraucht wird. Ueberdieß ist hier ein größerer Handel mit den Sklaven von Angola, als in einer andern Gegend, und die Portugiesen führen deren jährlich über fünftausend von hier aus.

Die Einwohner dieser Landschaft gehen bewaffnet, wie die Sklavonier, mit langen und breiten Schwerdtern, so aus Portugall kommen. Einige besitzen eine seltene Leibesstärke und sind wohl im Stande, einem Ochsen mit einem Hiebe den Kopf abzuhauen.

Bamba ist die Schanze von Kongo wider seine Feinde; denn da die Einwohner die stärksten im ganzen Königreiche sind, so halten sie ihre Feinde in Angola und andern Orten in beständiger Furcht.

Im Nothfall kann es viermalhunderttausend Mann stellen, und doch soll dieses erst der sechste Theil des ganzen Königreiches seyn.

Dieser Regent von **Bamba** ist sehr mächtig und der oberste Befehlshaber an dem kongoischen Hofe, denn er ist der oberste Hauptmann über alle Truppen, doch behält er diese Stelle nur nach Gefallen. Er macht Anspruch auf die beyden Ondans gegen Süden von dem Flusse Danda. Die Einwohner sind großentheils der katholischen Religion zugethan, und unterhalten zu ihrem Dienste verschiedene Jesuiten und andere Priester, beydes Mulaten und Schwarze.

Die oben genannte Landschaft **Quizama** wird wie eine Republik regieret, und hat eine Menge von Herren, welche sonst keinem König unterthan seyn mochten. Jedoch begaben sie sich endlich auf die Seite der Portugiesen.

Die Landschaft Songo.

Die zweyte Landschaft **Songo**, oder **Sonho**, gränzt gegen Morgen an den Fluß Zaire, gegen Süden an den Telunda, und gegen Westen an die See. Sie ist mit einem Walde fast umgeben, und macht eine Halbinsel, die gegen Osten an das Herzogthum Bamba gränzet und davon, durch dem Ambrize geschieden wird.

Die Länder von Songo sind sehr weitläufig und groß, sie befassen viele kleine Herrschaften, die ehedem frey gewesen sind, nebst verschiedenen Inseln auf dem Zaire. Es ist ferner voll von großen Städten, welche Banza heißen, denen wieder andere Gegenden und Gebiete unterthan sind.

Eine von den vornehmsten Städten ist **Kiova**, allein die größte ist sie nicht, denn diese ist **Banza**, wo der Graf seinen Sitz hat. Dieses Banza wird allezeit

lezeit von einem nahen Anverwandten oder Freunde des Grafen regieret, welcher allein Regente genannt wird, und die andern heißen nur Mani.

Die Stadt **Songo** bestehet aus ohngefähr vierhundert Häusern, die unordentlich und zerstreuet gebauet sind, so daß also die Stadt einen sehr großen Raum einnimmt. Sie liegt etwa eine Meile ins Land von dem Ende des Flusses oder der Bucht von Sonho, welche sehr enge ist, und die Sandbänke darinnen sind mit kleinen Bäumen und dicken Sträuchern so sehr bewachsen, das die Boote nicht füglich bis an die Stadt hinauffahren können.

Die Häuser sind durchgängig mit Stroh gedeckt, und alle vier Wände mit Palmästen umzäunet oder auch mit Laubwerk zierlich umflochten. Sie werden mit einer Art von Strohdecken von verschiedenen Farben behangen. Die Fußböden sind von Leimen geschlagen und sehr hart, die Böden und Decken aber sind von Binsen gemacht. Des Grafen Haus ist gleichfalls viereckigt und von Bretern gebaut; die Vorderseite ist aber allezeit mit einer Farbe, die aus dem Ahornholze kommt, angestrichen. Selbst die Kirchen sind meistens nur von Bretern gebauet.

Die Einwohner sind durchgängig von mittlerer Statur, wohlgebildet und äußern einen leichten scharfen Verstand. Im Handel sind sie so argwöhnisch und vorsichtig, daß, wenn sie mit den Weißen handeln, sie allemal einen gewissen kleinen Betrug dabey spielen, den jene nicht so geschwind einsehen.

Die englische Factorey die im Jahr 1760 errichtet und auch wieder verlassen ward, stand an einer Anhöhe, nahe bey der Stadt. Diese Landschaft bringt besonders viel Kupfer hervor, welches an Güte besser als das andere aus den Gegenden von Kongo ist, in-

gleichen liefert es auch etwas Baumwolle, wovon sie aber wenig verkaufen.

Die Vornehmen in Songo tragen eine Art von Strohdecken auf ihren Schultern, welche sehr artig gewirkt sind, und den Oberleib bedecken, von denen zwey Zipfel bis auf die Erde niederhangen. Einige tragen auch seidene, gewirkte, gestickte Mützen auf den Köpfen, jedoch ist dieses nur ein Zeichen der Ehre, wie schon oben gedacht worden ist. Die vornehmen Weiber haben eine Art von strohernen Unterröcken, die aber nur sehr kurz sind. Den Oberleib bedecken sie mit einem Stücke Zeug, welchen sie zweymal um sich nehmen und in der Kirche, wie einen Schleyer um den Kopf wickeln. Beyde Geschlechter haben stets die Tabackspfeife im Gebrauch, das gemeine Volk beyderley Geschlechts hat nur ein Tuch um die Lenden, welches nur bis an die Knie reichet.

Die Kleidung des Grafen ist nach verschiedenen Festen und manchen andern Gelegenheiten eingerichtet, doch trägt er gemeiniglich eine stroherne Weste, die fest um ihn angegürtet und von solcher Arbeit ist, daß sie bloß von ihm, oder von andern, die er mit diesem Vorrechte beehren will, darf getragen werden. Ueber dieser Weste hängt ein Mantel bis auf die Erde herab, und an Festtagen verändert er diesen Mantel mit einem kurzen Scharlachenem, der mit Franzen besetzt ist; an den allergrößten Festen aber trägt er ein Hemde von sehr feiner Leinwand, wie auch gelbe oder karmosin seidene Strümpfe und einen seidenen geblumten Mantel, welcher den Namen des Frühlings führet. Bey der Feyer des Abendmahles trägt er einen weißen Mantel, den er hinter sich her schleppet. Geht er in die Kirche, so trägt man ihm einen sammtnen Stuhl voran, und er selbst wird in einem Netze

von

von zwey Personen, auf den Schultern getragen; wovon ein jeder einen Regentenstab in seiner Hand trägt, davon der eine ganz von Silber, der andere aber von Ebenholz und mit Silber ausgelegt ist. Sein Hut ist erstens mit Taffend und darüber mit sehr feinen Federn bezogen. Vor ihm geht ein Musikus, der verschiedene kleine runde Glöckchen, die an einem zwey Spannen langen Eisen angemacht sind, trägt, worauf er spielet und Gesänge von dem Ruhme und der Größe seines Herren dabey absingt.

Wenn er im Glanz erscheint, so hat er von dem Nacken bis auf die Knie hinunter gemeiniglich verschiedene Schnüre von purpurfarbenen Korallen hängen, nebst einer breiten Kette von dem feinsten Golde und ein starkes Kreutz auf seiner Brust; an den Händen trägt er gemeiniglich Armbänder von kostbaren Korallen, und an allen Festen goldene Ketten von der feinsten Arbeit. Seine Finger sind fast allezeit mit Ringen bedeckt, und an den Füßen trägt er gemeiniglich Pantoffeln statt der Schuhe. Man trägt beständig vor ihm zwey Sonnenschirme von Pfauenfedern, und zwey andere von Stroh, die beyderseits oben an lange Stangen angemacht sind; eben so haben zwey von seinen größten Günstlingen unter seinem Gefolge das Geschäfte auf sich, die Fliegen von ihm wegzutreiben, obgleich dieses mehr zum Staat als zur Nothwendigkeit dienet, weil diese Insekten hiernicht sehr häufig angetroffen werden.

An den vornehmsten Festen giebt er eine Art von Schauspiel, welche eine Kriegsübung vorstellen soll; und an den geringern verrichtet solches entweder der oberste Feldherr für ihn, oder seine Hofleute unterhalten ihn mit Tanzen und Musik.

Diese Grafschaft ist niemanden unterworfen und entrichtet dem König von Kongo nur einen geringen Tribut. Wohl aber hat der Graf viele kleine Herren unter sich, die ehedem unabhängig waren: dergleichen die Mombalaer sind, ein Volk, das gegen die Hauptstadt Kongo zu wohnet, und jetzt unter diesem Grafen stehet.

Diese Würde bestimmet neun Wahlherren, und diese wählen oft schon einen neuen, wenn der verstorbene noch nicht begraben ist, und während als der Thron leer ist, regieret indessen ein Kind, welches in allen die Würde des Grafen vertritt, und dem jedermann denselben Gehorsam und dieselbe Ehrerbietung erzeiget, als ob es der Prinz wäre. Ist die Wahl geschehen, so wird sie den Missionarien angemeldet, um sie zu bestätigen, außerdem wird sie für ungültig angesehen.

Doch der verwittweten Gräfin wiederfährt nach ihres Mannes Tode sehr geringe Ehre, so wie der Königin in Kongo; sie gehen beyde nebst ihren Kinderu, in ihre erste Wohnung zurück, und werden nur als gemeine Frauen angesehen, mit dem einzigen Vorrang, daß sie gleich nach der regierenden Gräfin ihren Rang nimmt: und so leben oft viele solcher Wittwen zu einer Zeit, weil sie niemand anders als der Thronfolger heurathen darf. Da nun die Söhne des Verstorbenen gemeiniglich nach der Regierung streben, so entstehen auch dadurch oft sehrgroße Unruhen und Partheyen, und diese brechen oft noch bey Lebzeiten des alten Fürsten aus, denn sie nehmen mehrentheils durch Hülfe ihrer Anhänger den Weg zum Throne, und verhindern die Wählenden; weshalb der Tod eines Grafen, so lange als möglich, verborgen gehalten wird. Ist es keinem von diesen Söhnen geglückt, zu der Regierung zu kommen, so kehren sie gleichfalls in den Stand gemeiner Edelleute zurück; und wenn

der

der Vater ihnen bey Lebzeiten einige Güter kaufen will, so muß er durch sein ganzes Land kund thun lassen, das er es für sein eigenes Geld gethan habe, sonst würden seine Kinder aller dieser Güter beraubt werden.

An dem St. Jakobsfeste muß jeder dem Fürsten Treue und Gehorsam auf folgende Art versprechen. Auf dem großen Markte, in dem Capucinerkloster, ist ein Thron für den Grafen aufgerichtet, welcher, in Gegenwart des ganzen Volkes, von dem Missionario, der deshalb in der Halle der Kirche wartet, den Seegen erhält. Hierauf verrichtet er zwey Kriegesübungen; erstlich da er, nach des Landes Gewohnheit, eine Krone von fliegenden Federn auf dem Kopfe trägt, bedienet er sich eines Bogens und der Pfeile; alsdann übet er sich mit der Flinte. Das Volk folgt seinem Beyspiel nach, und thut nach ihm eben dasselbe, sie stellen sich, als ob sie Feinde angriffen, für ihm flüchtig würden, kurz, sie halten eine förmliche Kriegesübung. Ist dieses vorbey, so begiebt sich der Graf wieder auf seinen Thron, der für ihn unter einem Baume an der Südseite des Marktes zubereitet ist.

Nach ihm verrichtet der oberste Hauptmann und das Volk eben diese Uebung, mit verschiedenen Arten von Angriffen, Zurückziehen, und andern Kriegslisten und sobald er das verrichtet hat, setzt er sich gleichfalls auf einen hohen Stuhl, der aber nur mit Leder bedeckt ist. Ihm folgen die Mani in ähnlichen Uebungen nach, jeder Mani ist Hauptmann von seiner Compagnie, und trägt ein Probestück von dem, was er dem Grafen jährlich liefern muß; so trägt er z. B. wenn er Fische liefern muß, ein Paar Fische oben an einem Spieße zusammengebunden. Giebt er Oehl, so trägt er die Palmfrucht, woraus es gemacht wird; muß er Fleisch geben, so trägt er ein Horn von einem Thie-

re,

re, ja, er wickelt sich wohl oft selbst in eine Kuhhaut ein. Diese Feyerlichkeit am St. Jakobstage hat ihren Ursprung deshalb, weil dieser für den Beschützer der Gegend angesehen wird, und weil Alphonsus der Zweyte, König von Kongo, an dem Jakobstage eine Schlacht wider seine ungetreuen Unterthanen gewonnen hat.

Gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts befestigte der Graf von Songo die Wälder, welche sein Land gleich einer Schanze umgeben; und weil er überall für den mächtigsten Grafen angesehen wurde, auch wirklich der wichtigste ist, so wollte er auch den König von Kongo für nichts anders, als einen Bundesgenossen, ansehen. Hierüber wurden langwierige und blutige Kriege geführt, und, ohne es auf einen festen Fuß zu bringen, sucht jeder neue Graf, die Vorrechte des erstern zu behaupten, oder jeder König von Kongo sucht, so gut er kann, seine Ansprüche auf Songo zu erhalten.

Die Landschaft Sundi.

Die Landschaft **Sundi**, als die dritte, liegt von Bango aus gegen Westen, und von Pembo aus gegen Osten, etwa vierzig Meilen von St. Salvator. Sie gränzt gegen Norden an die Zaire, von dem Kristallberg bis an den Fluß Benkare, und von da bis an den Wasserfall; von dort aus erstreckt sie sich zu beyden Seiten des großen Flusses bis an die Gränze von Anziko. Die Hauptstadt, welche **Sundi** heißt, wo der Statthalter wohnet, liegt nahe an der Landschaft Songo, etwa eine Tagereise vom gedachten Wasserfalle.

Diese Landschaft ist die vornehmste unter allen, und ist gleichsam das erbliche Kammergut der Könige von Kongo; daher ist es allezeit, seit dem Don Johann, dem ersten christlichen Königes, von seinem ältesten Sohn oder Prinzen, der ihm auf dem Thron folgen

folgen soll, regieret worden. Diesem Prinzen sind viele andere Prinzen unterworfen.

Die Einwohner handeln in den benachbarten Landschaften mit Salz, Tüchern von vielerley Farben, die aus Indien und Portugall hierher gebracht werden, und mit Muscheln, die sie anstatt des Geldes vertauschen; ingleichen mit Zeugen von Palmbäumen, Elfenbein, Zobel und Marderhäute, wie auch mit gewissen Gürteln, die von dem Laube der Palmbäume gemacht und hier sehr hoch geachtet werden.

Hier findet man auch verschiedene Arten Metall und Kristall, doch achten sie nichts als Eisen, weil sie dessen Nutzen verstehen, um Messer, Waffen, Aexte u. dergl. Dinge daraus zu verfertigen.

Die vierte Landschaft ist **Pango**, und hat gegen Norden Sundi, gegen Süden Batta, gegen Westen Pemba und gegen Osten die Sonnenberge. Die Landschaft Pango.

Die Hauptstadt **Pango**, die ehedem Pangue-Lungos hieß, wo auch der Statthalter wohnet, liegt auf der westlichen Seite des Barbela. Dieser Fluß läuft mitten durch die Landschaft, welche, ob sie gleich die kleinste unter den übrigen ist, dennoch eben so viel an den König Abgaben entrichten muß, als irgend eine andere.

Diese Landschaft war ehedem ein freyes Königreich, und wurde, nach der Landschaft Sundi, von den Königen von Kongo erobert, und die Einwohner haben einerley Sitten und Sprache.

Etwa hundert und funfzig Meilen gegen Osten von Batta liegt das Gebiete von **Konde** oder Pango de Okango, wodurch der tiefe und schnelle Fluß Koan-

Koango fließt, und endlich seinen Ausgang in die Zaire nimmt.

Dieses Land wird, einer alten Gewohnheit zu Folge, von einem Frauenzimmer regieret, das dem Mani Batta, oder Fürsten von Batta zinsbar ist, der diesen Zins im Namen des Königes von Kongo einnimmt.

Die Landschaft Batta.

Die fünfte Landschaft, Batta, gränzet gegen Norden an Pango: gegen Osten erstreckt sie sich über den Fluß Barbela, bis an die Sonnen- und Salpeterberge: und südwärts von diesen Bergen, bis wo die Flüsse Barbela und Kasinga zusammenfließen; von da, bis an den Berg Brusyato, das heißt, das verbrannte Gebirge.

Die Hauptstadt, wo der Fürst sich aufhält, heißt auch Batta, ehedem aber Aghirimba. Sie war damals ein großes Königreich und sehr mächtig, und nicht durch Eroberungen ist es mehr, was es ehedem war, sondern es hat sich freywillig mit Kongo vereiniget, wozu vielleicht die Uneinigkeit der Großen im Lande, unter einander selbst, die Quelle gewesen ist. Die Regierung wird allezeit von den Königen von Kongo einer Person, die von den alten Königen dieses Landes herstammet, übergeben; jedoch richten sie sich dabey allemal nach ihrem Alter oder andern Umständen.

Dieser Mani wohnet dem König näher als die übrigen, und hat den zweyten Rang im Königreiche; was er befiehlt, das darf kein anderer verwerfen, und wenn die königliche Linie ausstirbt, so kommt die Thronfolge eigentlich auf ihn. Er speiset auch sehr oft an des Königes Tafel, jedoch niedriger und stehend, welches ein Vorrecht ist, das nicht einmal dem Sohn des Königes erlaubet wird. Sein Hofstaat und sein Gefolge ist nicht viel kleiner als des Königes von Kongo; und geht es aus, so geschieht er nie anders, als

unter

unter Musik. Seine Kriegesmacht ist gleichfalls nicht geringe, denn er ist im Stande, siebenzig bis achtzig tausend Mann aufzubringen; und weil er einen beständigen Krieg mit den Jaggas hat, so ist ihm erlaubt, Musketier zu halten, die seine eigenen Unterthanen sind; da doch außer ihm niemanden diese Ehre zugelassen wird, weil diese Soldaten zu gefährlich für den Staat sind.

Dieser Fürst hat ebenfalls verschiedene Herren unter sich. Die einheimischen Einwohner dieser Landschaft werden Mansoboer genannt, und ihre Sprache können die Mosikongoer wohl verstehen; sie sind aber viel wilder nnd zum Aufruhr geneigter, als jene. Selbst die Sklaven, welche von hier gebracht werden, sind viel hartnäckiger, als die, welche aus andern Landschaften kommen.

Die Handlung anbelangend, ist weiter nichts zu sagen, sondern sie ist eben dieselbe, wie in den vorigen Landschaften, und die Einkünfte, die der König von hier erhält, betragen zweymal so viel, als er aus zwey andern Provinzen erhält.

Die sechste Landschaft, **Pemba**, hat Sundi gegen Norden, Batta gegen Osten, Bamba gegen Süden, und Songo gegen Westen; so daß es also den Mittelpunkt von Kongo ausmacht. Aus dieser Landschaft stammten die alten Könige von Kongo her, und die königliche Hauptstadt liegt auch darin. Die Landschaft Pemba.

Der Statthalter von Pemba wohnt in einem Gebiete, das eben diesen Namen führet, und unten an dem verbrannten Gebirge, längst an dem Flusse Loze hin, liegt.

Die vornehmen Personen und Bedienten des Königes von Kongo haben ihre Güter und ihr Vermögen

gen in dieser Landschaft, weil sie dem Hofe am nächsten liegt, und weil sie mit mehrerer Bequemlichkeit die nothwendigsten Sachen können daher bringen lassen. Einige von diesen Herren in der Gegend, die an Bamba stößt, haben viel Mühe, sich wider die Einwohner von Kuizama zu schützen, weil sie ihre Freyheit behaupten wollen, und wider den König von Kongo schon zu wiederholten Malen Aufruhr erreget haben.

Man theilt diese Landschaft gemeiniglich in zwey Theile, die erste in die Markgrafschaft Pemba, und die andere in die Landschaft St. Salvator, oder heil. Erlöser, von dem Namen der Hauptstadt, wo damals der König, Don Alvaro, wohnte.

Diese Stadt hieß ehedem Banza, welches in ihrer Mundart so viel als den Hof bedeutet, weil der König oder Statthalter gemeiniglich hier wohnet. Sie liegt etwa hundert und funfzig Meilen von der See, auf einem großen und hohen Berge, der mehrentheils ein bloßer Fels ist, und eine Eisenmiene hat. Auf der Spitze ist eine große Fläche, ohngefähr zehn Meilen im Umfange, die wohl angebaut und mit Häusern und Dörfern besetzt ist, auf welchen wohl hunderttausend Menschen wohnen. Die Spitze unterscheidet sich von den übrigen Bergen sehr wohl, daß sie die Portugiesen auch die Aussicht oder den Prospect nennen, wovon man einen unbeschreiblich schönen Anblick auf die ganze Gegend hat. Und ob schon die Spitze des Berges sehr hoch ist, so hat sie doch im Ueberfluß Brunnen mit verschiedenem guten Wasser; die Einwohner aber trinken nur aus einem davon, welcher einen Flintenschuß weit gegen Norden an, dem Berge hinunter liegt; aus welchem ihre Sklaven alle ihr Wasser in Gefäßen von Holz und Leder holen. Diese Ebene ist sehr fruchtbar am Getreide, und hat sehr fettes Land: es sind darauf Wiesen voller Gras und

Bäu-

Bäume, die immer grün sind, die Luft ist gleichfalls kühl und gesund. Deshalb haben die Könige meistens ihren Sitz hier genommen, auch darum vorzüglich, weil es im Mittelpunkt des Reiches liegt, von wo aus jeder andern Provinz die geschwindeste Hülfe geleistet werden kann. Dabey ist die ganze Gegend sehr hoch, die es zu einem unersteiglichen Aufenthalt machet. Von unten an der Westseite des Berges an bis auf die Spitze sind fünf Meilen, und dieses ist auch der gewöhnliche Weg nach der Stadt, der sehr breit, aber etwas krumm ist. An der Ostseite fließt ein Fluß, wo die Weiber eine Meile weit heruntersteigen und ihre Kleider waschen. Das Vieh, welches sie haben, wird meistentheils in der Stadt gehalten und gefüttert, als Schweine, Ziegen, einige wenige Schafe, aber keine Kühe, die des Nachts in Zäune, die um ihre Häuser sind, verschlossen werden.

Die Stadt liegt in einem Winkel des Berges gegen Südost, und der erste christliche König, gab ihr die ersten Mauern, davon die Thore des Nachts niemals geschlossen werden, die auch weiter keine Besatzung hat. Zwischen den beyden Ringmauern, jede eine Meile im Umfange, ist ein leerer Platz gelassen, auf welchem die Hauptkirche gebauet ist, welche einen schönen Marktplatz hat, an dessen obersten Ende verschiedene Grosse vom Hofe wohnen, deren Häuser auf Art der Portugiesen gebauet sind, und der Kirche gegenüber stehen.

Außer des Königs Gebäuden und der portugiesischen Stadt, giebt es eine große Anzahl andere Häuser, die der Adel erbauet hat, so daß die Größe der Stadt nicht wohl bestimmt werden kann; denn die ganze Spitze des Berges ist mit Dörfern und Schlössern eingenommen, und ein jeder großer Herr besitzt gleichsam eine ganze Stadt für sich. Es ist sonder-

bar, daß in dieser Stadt nichts von allem dem Ungezieser anzutreffen ist, das sonst andere Städte sehr unangenehm machet.

Die gemeinen Häuser stehen in guter Ordnung, und sind fast in einerley Geschmack erbauet, die meisten sind groß, wohl angeleget und umzäunet, dabey aber alle mit Stroh gedeckt, nur diejenigen ausgenommen, welche den Portugiesen gehören.

Das Schloß des Königs ist von großem Umfange, mit vier Mauern umgeben, d von die, gegen die portugiesische Seite, von Leimen und Stein ist, die übrigen aber von Stroh sehr sauber gearbeitet sind. Die Zimmer, Speisesäle, Gänge und andere Behältnisse darinne sind auf europäische Art mit Tapeten behangen. In der innersten Mauer sind verschiedene Gärten, die mit Pflanzen und Bäumen reichlich besetzt sind. In diesen Gärten sind verschiedene kleine Säle angelegt, die alles Schöne in sich enthalten, was bey ihnen schön genannt zu werden verdienet.

Dieser königliche Pallast hat eine französische Meile im Umfange, und ist, wie gesagt, mit allen europäischen Zierrathen ausgeschmückt, der vor der Portugiesen Ankunft ein viel einfacheres Ansehen hatte.

St. Salvator hat verschiedene Kirchen, von denen einige aus Steinen gebauet sind, und, ohne die unbedeutendsten mit zu rechnen, befinden sich hier eilf gute Kirchen. Die Jesuiten haben hier ein Kloster, wo sie täglich die Schwarzen unterrichten; es sind auch Schulen, wo viel Jugend in der lateinischen und portugiesischen Sprache unterrichtet wird.

Das Gebiete dieser Stadt begreift etwa zwanzig Meilen im Umfange, und steht bloß unter der Botmäßigkeit des Königes. Die Zahl der Einwohner soll

soll sich auf vierzigtausend belaufen, mehrentheils vornehmen Bürger und Adliche, die aber in dem ärmsten Zustand leben, und selten die nöthigsten Lebensmittel haben; und der gute Ruf der Einwohner ist sehr verdächtig gemacht worden.

Ehe wir das Königreich Kongo verlassen, müssen wir noch einige Nachrichten von den benachbarten Nationen, besonders den Jaggaern und Anzikern ertheilen, welcher Völker zwar schon bey der Beschreibung von Nigritien gedacht worden ist, hier aber einer vollständigern Erwähnung verdienen.

Diese Völker schließen Kongo, weit nach Osten zu, fest ein, und haben ihren Namen überall so furchtbar gemacht, daß wenige Provinzen es wagen können, sich mit ihnen in einen Krieg einzulassen, weil ihnen der Sieg allemal zur Seite stehet. Daher kommt es, daß diese Nationen verschiedene Königreiche aufgerichtet haben, als z. B. Bokko Meala, Anziko, Matamba, Kasanji u. dergl. allein ihre Lage von Norden nach Süden ist uns Europäern wenig oder gar nicht bekannt. Wie erheblich aber diese Länder seyn müssen, kann uns der Begriff von ihrer Größe mittheilen. Das Königreich Anziko hält sechshundert und dreyßig Meilen von Westen nach Osten, und fünfhundert und vierzig von Norden nach Süden. Die Gränzen des Landes der Anziker sind westwärts die Leute von Ambus, nordwärts andere afrikanische Nationen, nebst der nubischen Wüste; gegen Osten der zweyte große See, aus welchem der Fluß Kongo entspringt, in dem Theile, das Anzikana heißt, und vom Königreiche Kongo wird es durch den Fluß Zaire abgesondert, dessen Inseln zum Theil den Anzikos gehören, so wie er ihnen auch zu Unterhaltung des Handels mit den Einwohnern von Kongo dienet.

Ob man schon wenig oder gar keine Kenntnisse von der Güte und Fruchtbarkeit dieses Landes hat, so weiß man doch aus den wenigen Nachrichten, daß sich hier viele Kupfergruben und eine große Menge rothes und graues Sandelholz befinden soll, aus welchem letztern sie ein sehr wohlriechendes Pulver, und verschiedene Arzeneymittel verfertigen, oder sie vermischen es mit Palmöle, salben sich damit den ganzen Leib, und sagen, sie könnten auf diese Art ihre Gesundheit viel besser erhalten.

Dem Charakter nach sind sie ein kriegerisches und zum Aufruhr geneigtes Volk, das nicht allemal auf Ursachen zum Kriege wartet, sondern eine immerwährende Unruhe weit höher achtet, als die Erweiterung ihrer Lebensbedürfnisse. Ihre Waffen unterscheiden sich von den Waffen ihrer Nachbarn durch die weit kleinern Bogen und kürzern Pfeilen, die mit Schlangenhäuten von verschiedenen Farben so künstlich umwunden sind, daß man sie für ein Ganzes halten sollte; wie man aber sagt, sollen die Bogen dadurch desto stärker und dauerhafter werden. Die Sehnen sind von biegsamen und dichten Baumästen, aschfarben und dunkelbraun. Ihre Pfeile sind dünne, aber aus sehr hartem Holze; dabey sind die Einwohner so schnell im Gebrauche dieser Waffen, daß sie wohl etliche zwanzig Schüsse thun, ehe der erste Pfeil auf die Erde kommt, und nicht selten auf diese Weise, die Vögel im Fluge erlegen.

Im Kriege streiten sie allemal zu Fuße, und führen eine Art Aexte und Beile bey sich, welche sehr seltsam gestaltet sind, weil das Eisen fast noch einmal so groß, als der Griff, ist. Dieser ist mit einer Schlangenhaut überzogen, und hat am Ende einen Knopf, ihn desto fester zu halten. Auch ist das Eisen sehr glänzend, und an dem Griff mit Kupferplatten, so lang

als

als der Griff, befestiget. Der Rücken der Aexte dient statt eines Hammers, und im Treffen wissen sie sogar die Pfeile der Feinde mit diesen Aexten aufzuhalten, bis sie dieselben endlich auf die Schultern hängen, und selbst zu schießen anfangen. Zuweilen, aber selten, tragen sie auch Dolche in Scheiden von Schlangenhaut.

Dieselbe Geschwindigkeit ihrer Hände äußern sie auch an ihren Füßen, und laufen nicht nur über die größten und gefährlichsten Berge mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, sondern auch mit eben so viel Vorsicht, und ersteigen Anhöhen, die von niemanden anders, als etwan von Vögeln oder Gemsen, erstiegen werden könnten. Daher sind sie auch ein beherztes Volk, und äußern, bey aller ihrer Wildheit, wieder so viel Eigenschaften der Treue, Gefälligkeit und Freundschaft, daß man fast von ihnen sagen muß, sie haben im eigentlichen Sinne gar keinen festen Charakter. Sie kommen nach Kongo, um zu handeln, und bringen Sklaven, so wohl von ihrer eigenen Nation, als auch aus Nubien, woran sie gränzen, leinen Zeug und Elephantenzähne; dagegen führen sie Salz und Zimbos nach Hause, welche ihnen anstatt des Geldes dienen, nebst einer andern größern Art, die von der Insel St. Thomas kommt, und als eine Zierrath getragen wird. Ingleichen seidene Zeuge, Leinwand, Gläser und dergleichen Waaren, die aus Portugall kommen.

Ist es wahr, so beschuldiget man sie, daß sie Menschenfleisch so gut als anderes Fleisch auf öffentlichen Märkten verkaufen; sie essen die Kriegesgefangenen, tödten auch aus der Ursache ihre Sklaven, wenn sie stark und fett sind; oder wenn sie sie nicht zu hohen Preißen verhandeln können, so überlassen sie diese elenden Opfer an die Schlächter. Am

unwahrscheinlichsten und am seltensten wäre es, daß manche so wenig Gefühl für Leben und Tod äußern sollten, daß sie sich freywillig zu Schlachtopfern darböten; da wohl bekannt ist, daß Völker gewisser Gegenden ihre Kriegesgefangenen verzehren; aber ihre eigene Eingeborne dürften wohl mit diesen Nachrichten verwechselt werden.

Daß sie alle Zeichen eines rohen und unkultivirten Lebens an sich tragen, ist gewiß; davon zeiget ihr ganzes äußeres Ansehen. Das gemeine Volk, geht mit bloßem Kopfe, vom Gürtel aufwärts nackend und mit aufgebundenen, in eine Art von Locken gelegten Haaren. Die Vornehmen kleiden sich in Seide und Leinwand, und tragen rothe, blaue oder schwarze Hüte und Mützen von portugiesischem Sammte, nebst andern Kappen. Auch ist es ihnen darum zu thun, sich durch die Kleidung vor dem andern hervorzuthun, jeder nach seinen Verhältnissen, und wenn hier die Vergleichung möglich wäre, so würde man sagen müssen, sie haben dieselbe Eitelkeit, die in Europa unter gewissen, Leuten herrschet. Die Weiber sind vom Fuß bis auf den Kopf, die Aermern aber nur vom Gürtel unterwärts bedeckt; die Edlen und Reichen hingegen tragen gewisse Mäntel, die sie über den Kopf decken, und das Gesicht frey lassen; so haben diese auch eine Art von Schuhe, da hingegen die Armen mit bloßen Füßen gehen.

Die Sprache dieser Leute ist von der in Kongo ganz unterschieden; sie lernen sie aber sehr leicht, weil sie in der Aussprache wenig Schwierigkeiten hat; da gegentheils die Schwarzen von Kongo jene sehr schwer finden. Der Religion nach sind sie Heyden, welches man aus ihren eigenen Geständnissen erfahren hat, übrigens hat noch niemand ihr Religionssystem unterfu-

tersuchen können, ob sie mehr oder weniger von der Religion in Kongo oder einer andern abgehen.

Man findet hier die Provinzen **Pombo**, **Vamba**, **Mopenda** und **Mosongo**, nebst den Ländern der **Bakkabakka**, wo man die Einwohner, ihrer kleinen Figur halber, immer für Zwerge erkläret, und eigentlich in den nördlichen Wäldern ihre Wohnung haben. Die Einwohner von Anziko heißen jetzt **Metikas** oder **Monsols**, vielleicht von der Hauptstadt Monsol, die nach den Gränzen von Bakka Meala zu liegt. Diese Stadt befindet sich gleich unter der Linie, hat aber außer dem königlichen Pallast nichts Merkwürdiges, der, wie man sagt, nach ihrer Art prächtig seyn soll.

Man sagt auch, es wären diesem Könige dreyzehn andere Könige unterthan, ihn aber nennte man den großen **Makokko** oder **Makoko**, und daher hat auch das Königreich den Namen, wie vorher gezeigt worden ist.

Ein Gleiches muß man also auch zu mehrerer Auseinandersetzung von der Völkerschaft der **Jaggaer** sagen. Sie sind weit durch die inländischen Theile von Afrika ausgebreitet. Nordlich fangen sie bey den Gränzen von Abissinien an, und gehen südlich bis zu den Hottentotten, denn außer ihren schon erwähnten Landschaften besitzen sie auch noch einen großen Theil von den Ländern des Mono Muji; über die eigentlichen Gränzen ihres Landes ist man bis jetzt noch sehr streitig und ungewiß, zumal ihr Leben in einem steten Wechsel von Krieg, Aufbruch und Frieden getheilt ist. Eben so zweifelhaft ist ihr Name, denn die Kongo-Schwarzen nennen sie **Jakki**, sie selbst aber heißen sich **Agag**, und wir nennen sie Jaggas.

Ihrem äußern Ansehen nach sind sie schwarz von Farbe, ungestaltet, stark von Person und zu kühnen Unternehmungen geschickt. Auf den Wangen über den Lippen bestreichen sie sich mit heißen Eisenstrichen, und wissen sich durch das Verdrehen ihrer Augen ein abscheuliches Ansehen zu geben. Sie gehen unbekleidet, und sind in ihrer ganzen Lebensart sehr wild; ohne Könige und ohne einen beständigen Wohnort zu haben, leben sie zügellos in Wäldern, und schwärmen gleich den Arabern herum. Sie sind außerordentlich kühn, und wenn sie ihren Feind anfallen, so geschieht es mit einen entsetzlichen Geschrey, den Feind in Furcht zu setzen. Ihre stärksten Gegner sollen die Amazonen seyn, welche man für ein Geschlecht Kriegerinnen hält, welche an den Gränzen dieses Reiches auf die Jaggaer stossen, in den Gegenden von Monoemuji, und versuchen daselbst ihre Stärke, daß sie fast beständig zu Felde sind.

Ihre Waffen sind Dolche, Wurfspieße und lederne Schilder, die ihren ganzen Leib bedecken. Sie stecken sie oft beym Lagern vor sich in die Erde, und bilden gleichsam eine Schanze um sich her; zu anderer Zeit bedecken sie sich damit, ziehen gegen ihre Feinde und beunruhigen sie, damit jene ihre Schüsse auf ihre Schilder abschießen sollen, worauf sie den Angriff erneuern, jene in die Flucht treiben, und oft grosses Blutvergießen anrichten. Wo sie ihr Lager aufschlagen, und wäre es nur auf eine Nacht, da verschanzen sie sich mit Holz oder Bäumen, so gut als es der Platz zuläßt, und eine solche Verschanzung bestehet in einem Kreise mit zwölf Thoren, so daß ein jeder Befehlshaber sein Thor zu bewachen hat. In der Mitte ist des Anführers Haus mit einer besondern Verschanzung nebst einer starken Wache am Thore. Ihre Hütten stehen dicht an einander, und Bogen,

Pfei-

Pfeile und Wurfspieße sind an den Thüren befindlich, so daß sie auf jedem Augenblick in Bereitschaft sind. Ob sie übrigens Menschenfleisch essen; ob es nur ihre Feinde sind, oder dergleichen, kann man nicht mit Gewißheit behaupten.

Sie halten sich an keinem Orte länger auf, als bis der Vorrath aufgezehrt ist; zur Erndtezeit brechen sie auf, und machen sich an die fruchtbarsten Oerter, die sie finden können, erndten ihres Feindes Korn ein, rauben sein Vieh und leben von nichts als vom Stehlen. Der Heerführer kleidet sich auf folgende Weise: er knüpft seine langen Haare in verschiedene Knoten, und zieret sie mit Bambaschalen. Er trägt ein Halsband von Mosos, welches eine Art Muscheln sind, die sie auf der Küste finden und für zwanzig Schillinge verkaufen. Mitten um den Leib hat er Schnuren von Kugeln aus Straußeneyern, nebst einem Palmenzeuge, so fein als Seide. Auf dem Leibe sind verschiedene Figuren eingedruckt, und täglich wird er mit Menschenfett gesalbet. Queer über die Nase trägt er ein Stück Kupfer, zwey Zoll lang und zwey dergleichen Stücke in den Ohren. Der Leib wird überall weiß und roth gemahlt, und seiner Person folgen beständig eine Anzahl von dreyßig und mehrern Weibern zur Bedienung; die eine trägt seinen Bogen und Pfeile, eine andere seine Trinkgefäße, denn wenn er trinkt, so fallen sie alle nieder, klopfen in die Hände und singen.

Die Weiber tragen ihre Haare hoch aufgewickelt, mit Bambaschalen gezieret, und salben sich mit Zibeth. Sonderbar ist es, daß sie zwey von den obern und zwey von den Unterzähnen ausreissen, und dann erst schön zu seyn glauben, verachten auch sogar diejenigen, die das nicht thun, und dürfen weder in ihrem Um-

gange erscheinen, und mit ihnen weder essen noch trinken. Um den Hals, Arm und Füße tragen sie viele Schnuren kleiner Kugeln, auch seidene Zeuge mitten um den Leib; ob sie aber wirklich so grausam sind, daß sie ihre Kinder tödten und verzehren, und nur dann leben lassen, wenn sie einen fremden Ort eingenommen haben, gehört ebenfalls zu den unentschiedenen Nachrichten. So viel ist gewiß, daß sie ihrem kleinen Knaben, ein Band umbinden, welches ein Zeichen der Verachtung ist, und ihm nicht eher abgenommen werden kann, bis sie dem Heerführer, zum Zeichen ihres Muthes, den Kopf eines Feindes gebracht haben; alsdann wird ihm dieses Band abgenommen, und er zum Songo oder zum Soldaten erklärt.

Auch hat man sie durchgängig für Anbeter des Teufels gehalten, welches man aus gewissen Ceremonien schloß, die der Heerführer verrichtete, wenn er etwas Großes unternehmen wollte. Er sitzt zum Beyspiel auf einem Stuhle mit einer Kappe, welche Pfauenfedern zieren, und hat auf jeder Seite einen Zauberer, ringsum vierzig Frauen, von denen jede einen wilden Pferdeschwanz hält, ihn schwenkt und dazu singt. Hinter diesen stehen einige mit musikalischen Instrumenten, und in der Mitte ist ein großes Feuer, auf dem sich ein irdener Topf mit weißem Pulver befindet. Mit diesem Pulver bemahlten die Zauberer den Anführer an der Stirne, den Schläfen, der Brust und an dem Leibe, unter langweiligen Ceremonien und Beschwörungen. Hierauf bringen sie ihm sein Gewehr, welches wie eine Art gestaltet ist, und geben es ihm in die Hand mit der Anpreisung, tapfer gegen die Feinde zu seyn, denn sein Mokisso wäre bey ihm. Gleich darauf bringt man einen Knaben vor ihn, den er tödtet, und nach diesem noch einige Männer, vermuthlich Gefangene. Alsdann werden Ochsen, Ziegen

gen und Hunde geschlachtet, gebraten und verzehrt, während dessen ihr Blut auf das Feuer gesprengt wird, wobey sie die persönliche Gegenwart des Mokisso glauben.

In der Art, ihre Todten zu begraben, haben sie gleichfalls etwas Eigenes. Sie graben etwas tief in die Erde, bereiten einen Sitz, und auf diesen wird der Verstorbene gesetzt. Können sie ihn übrigens durch irgend eine Verschönerung an seinem Körper noch eine Ehre erweisen, so geschiehet es, und, wie man sagt, so werden auch allemal etliche Weiber neben ihn begraben, denen zuvor die Aerme gebrochen werden. Monatlich drey Tage versammlen sich die Verwandten bey diesem Grabe, gießen Palmwein auf das Grab, und wiederholen einige Klagen.

Ueberhaupt gefällt es diesen Völkern an keinem Orte, wo nicht recht viel Vorrath von Palmbäumen anzutreffen ist, weil sie diese Frucht am meisten lieben, theils um zu essen, theils pressen sie ein Oel daraus. Allein sie sind auch dabey die größten Verschwender, denn sie hauen den Baum bey der Wurzel nieder, welche viele Tage liegen, ehe sie Wein geben: hierauf machen sie in den Gipfel und in das Herz des Baumes viereckigte Löcher, aus deren jedem sie des Morgens und Abends ein Quart Getränke nehmen, so daß ein jeder Baum sechs und zwanzig Tage lang täglich zwey Quart Wein giebt, alsdann aber vertrocknet und stirbt.

So wenig dieser Nachrichten auch sind, die wir von diesen Völkern nachgeholt haben, so sind sie doch auch nur die einzigen wahrscheinlichsten. Gegen die Küste befinden sich zwar auch noch verschiedene Herren, die sich den Titel eines Königes anmaßen, allein ihre Armuth ist sehr groß. Auch an den Flüssen sind

keine

keine erheblichen Häfen; giebt es wirklich auch außer diesen noch mehrere Nationen, so sind sie doch theils zu roh, theils zu wenig bekannt, als daß sie einer Beschreibung verdienten.

3) Angola. Wichtiger und auch viel bekannter, ist das folgende Königreich **Angola**, oder wie es seinem eigentlichen Namen nach auch Dongo genannt wird, denn die erste Benennung ist bloß durch die Portugiesen entstanden, und zwar nach dem Namen des Fürsten, der es zuerst von Kongo erobert hatte; ehedem hieß es Ambonda, und auch noch jetzt werden die Einwohner Ambondas genennet.

Die Gränzen dieses Königreiches sind gegen Norden **Kongo**, wovon es durch den Fluß **Danda** geschieden wird; gegen Osten stößt es an das Königreich Matamba, gegen Süden an Benguola, dessen wir weiter unten gedenken werden, und gegen Westen an die offenbare See, in einer Größe, von Westen nach Osten, ungefähr fünfhundert, und von Norden gegen Süden, hundert und neunzig Meilen.

Die Bewässerung ist diesem Stück Landes sehr vortheilhaft, als da sind, die Flüsse **Bengo**, **Quanzo**, **Lukala**, **Kalukala** und noch viele andere kleinere Flüsse und Seen. Der beyden ersten ist zwar schon gedacht worden, allein zu mehrerer Berichtigung muß man wissen, daß, ob man wohl sagt, er nehme seinen Ursprung, gleich dem Nil, aus dem See Zambre, so ist es doch ungewiß, weil man keine zuverlässige Nachricht hat, ob Europäer jemals so weit hinauf gekommen sind. Er bildet auf seinem Lauf verschiedene kleine Inseln, als z. B. die Insel **Massander**, die etwa vierzehn Meilen lang und zwey Meilen breit ist. Sechs und dreyßig Meilen weiter hinauf liegt eine andere, **Mochiama** genannt, zehn Meilen lang und zwey breit, welche beyde aber sehr fruchtbar sind.

Da

Da wir hier eine Beschreibung der Naturgeschichte dieses Königreiches, wie bey jedem andern Lande, liefern sollten, so finden wir jedoch, nach aller angewandten Mühe, nichts Auszeichendes von dem, was wir kurz zuvor bey Kongo vollständig angeführt haben. Diese Länder sind sich in allen und jeden Arten der Produkte, des Stein- Pflanzen- und Thierreiches völlig gleich; und da wir hier keine Specialauswahl einzelner kleiner Produkte liefern dürfen, so verweisen wir unsre Leser mit diesem ganzen Kapitel auf Kongo, und wenden uns dafür zu einer nähern Kenntniß der Lebensart, des Handels, Geldes, der Sprache und Eintheilung der Einwohner von Angola.

Man kann die Einwohner jeder Herrschaft von Angola, ganz schicklich in vier Klassen eintheilen; die erstern sind die Edlen, Mokatas genannt; die zweyten heißen Kinder der Herrschaft, welche meistens den Landbau treiben, drittens die Sklaven oder Quisikos, welche das Eigenthum ihrer Herren ausmachen, und viertens die Sklaven der Sobas, welche durch Krieg oder auf andere Art in die Umstände gekommen sind.

Die Kleidung der Einwohner von Angola ist fast ganz dieselbe, die wir bey Kongo gefunden haben; ihre Zierrathen bestehen in runden Glaskorallen, die sie am Halse und Aermen tragen, so wie überhaupt ihre Sitten und alle Gebräuche der Einwohner denen von Kongo so ähnlich sind, daß wir dieselben Worte wiederholen müßten, wenn wir mehr sagen wollten.

Sie essen verschiedenes Fleisch von Thieren, allein das Fleisch der Hunde hat für sie am meisten Reiz, und wird öffentlich feil geboten; daher ein grosser Bullenbeißer so viel als zwey und zwanzig Sklaven gilt, welches, einem zu zehn Dukaten gerechnet,

zwey-

zweyhundert und zwanzig Dukaten macht, und allenfalls hinlänglich bezeuget, wie hoch ihre Begriffe von diesem Thiere sind.

Ihre Waffen bestehen in Bogen und Pfeilen, doch sind die vornehmsten, Lanzen, Aexte und Hackemesser, welche sie an der linken Seite im Gürtel tragen. Auch hier müßte man in Absicht ihrer Kriegeskunst dasselbe sagen, was bey Kongo steht, denn sie haben dieselben Gewehre und eben die Ordnung im Fechten. Ihr kühner und verwegener Geist verleitet sie oft zu Entschließungen, die mit unmenschlichen Handlungen verbunden sind, oder sie entschließen sich, ein gewisses gefährliches Unternehmen auszuführen, nehmen Abschied vom Könige, oder von ihrer Familie, und kommen wirklich nicht eher zurück, bis sie ihre Absicht erreicht haben.

Bey ihrer unsteten Lebensart können sie also auch wenig oder gar keinen Fleiß auf den Landbau wenden, und müssen bey den wenigen Hülfsmitteln auch noch sehr schlecht arbeiten, wenn sie ja noch etwas thun. Sie werfen z. B. die Erde, wie in Kongo, mit Spaten in einen Rain auf, und lassen auf jeder Seite eine Furche. Wenn die Flüsse vom Regen, der von den Bergen herabkömmt, aufgeschwollen sind, so durchstechen sie derselben Ufer und lassen das Wasser in die Furchen. Nachdem es daselbst einige Zeit gestanden hat, und die Erde wohl durchfeuchtet ist, so lassen sie es wieder in ihre Kanäle ab, und verstopfen die Ufer. Kurz darauf wird die Erde geschickt, den Saamen anzunehmen, der drey Monate hernach schon geerndtet werden kann. Reich werden die Einwohner nicht, und sie sind auch mit etwas Hirse, Vieh und Palmenwein zufrieden, nur daß sie auch zu diesen Nahrungsmitteln nicht immer die ehrlichsten Mittel des Erwerbes anwenden.

Der

Der vornehmste Handel der Portugiesen und anderer Europäer in Angola besteht in Sklaven, die nach den Eyländern, Porto Ricco, Rio Plata, St. Domingo und andern Theilen des festen Landes geführt werden, besonders nach Brasilien, wo sie in den Pflanzstädten und Bergwerken arbeiten müssen. Ehedem schickten die Spanier jährlich über funfzehntausend Sklaven zu dieser Arbeit hinüber, und die Portugiesen bedürfen ihrer wohl nicht weniger. Die letztern kaufen sie etliche hundert Meilen in dem Lande hinauf. Wenn sie an der Seeküste anlangen, so sind diese armen Menschen sehr abgemattet von der unbequemen Reise; alsdann werden sie gleichsam wieder fett gemacht, und dann werden sie eingeschifft. Besonders in der Stadt Rambamba kaufen die Portugiesen viel Sklaven, doch nicht so viel als in Massingan und Embakka; denn wenn die benachbarten Schwarzen der Produkte der Europäer bedürfen, so bringen sie dafür nichts als Sklaven.

Hier werden alle Arten Waaren eingeführt, z. B. Tuche, grobe Leinwand und auch schlesische feine Leinewand, feiner Sammt, goldene und silberne Tressen, Branntewein, Leinöl, alle Arten von Spezerey, weisser Zucker und viele andere Kleinigkeiten; auch Bänder, türkische Teppiche, weißes und buntes Garn von allerhand Farben, Glaskorallen, Seide, Kanarienwein, Nadeln, Schnallen, u. s. w. Gemeiniglich dienen ihnen statt des Geldes die Glaskorallen, so groß als eine Nuß, wie sie in Venedig gemacht werden, so wie die Zimbi, oder Muscheln, die aus Kongo kommen, und auch anstatt des Geldes dienen, und so haben sie noch verschiedene Waaren, so gar Früchte, die sie an statt des Geldes annehmen, eigentlich aber ist ihr ganzer Handel nichts anders, als ein Tausch. Hier pflegen die Weiber den Handel zu treiben, was eigentlich

gentlich an andern Orten die Männer thun, und diese verrichten wieder, während dieser Zeit, alle Arbeiten der Frauen. Sie bleiben zu Hause und spinnen, weben Kattun nebst manchen andern weiblichen Verrichtungen.

Man schreibt der ungesunden Luft verschiedene hier sehr gefährliche Krankheiten zu, allein die unordentliche Lebensart der Einwohner und ihre völlige Unwissenheit, die Hülfsmittel dagegen anzuwenden, raubt vielen schon in den frühen Jahren das Leben, zumal wenn sie sich der Vielweiberey, ohne alle Einschränkung, überlassen.

Sie sind überhaupt, wie schon gesagt, ein Volk, wie ihre Nachbarn, das heißt, ohne Geistesgaben und unfähig, sie zu erweitern, oder ihren Geschmack auszubilden und man hätte, dafür gar keine Beweise, so ist es die unveränderliche Einförmigkeit in der Musik, die den Ohren eines nur halb geübtern schon unerträglich anzuhören wäre; denn sie besteht nur aus einem Instrumente, Ras genannt, das nach Art eines Korbes aus dem Stamme des Palmitobaumes gemacht, mit Blumen ausgeschnitzt und mit einem Brete bedeckt ist, welches, wenn es geschlagen wird, mehr einen Schall, als einen Ton von sich giebt. So ist auch in diesem ganzen weitläuftigen Striche Landes kein Haus, das nur diesen Namen verdiente, als in Loanda und Massingan, welches Städte, von den Portugiesen angelegt, sind; alle übrigen sind elende Hütten, Pfahlwerk und Rohr, sehr schlecht zusammengesetzt, doch an einigen Orten stärker, als an andern. Die Wohnungen der Vornehmern, haben Vorhäuser mit einem Hofe, und von außen einen Platz, Besuche anzunehmen; aber in Angola sind sie fast wie Bienenkörbe gestaltet.

So

So viel man von der Regierung und Kriegsmacht des Königs von Angola weiß, so war er vor Zeiten nur ein Statthalter oder Abgeordneter des Königs von Kongo; allein seitdem er sich zu dem Christenthum gewendet, warf er sich zu einem unumschränkten Herrn auf, nahm Besitz von dem Lande, eroberte noch andere dazu, so daß er seine Güter und sein Ansehen in kurzem so ansehnlich vermehrte, daß es der König von Kongo nicht wagen durfte, ihm mit Gewalt Tribut abzufordern. Dieses haben in der Folge alle Nachkommen gethan und selbst Frauen, welche zur Regierung gelangten, haben sich stets in diesen Rechten zu erhalten gewußt, so daß Angola bis gegenwärtig nicht im geringsten von Kongo abhängt und völlig seinen eigenen König hat. Wohl aber werden die Provinzen von Angola unter der Oberherrschaft eines Königs, von verschiedenen Herren regieret, und die kleinern Kreise von niedrigen Herren oder Sovas. Jeder solche Sova hat eine gewisse Anzahl Räthe, die, so oft sie ihn anreden, auf die Knie niederfallen und in die Hände klopfen. Diese ziehet er bey allen Angelegenheiten zu Rathe, und diese Sovas leben alsdann für sich in ihren Dörfern, die mit dicken Hecken umgeben sind, und nur enge Oeffnungen zum Eingange haben.

Auch haben sie Strafen für die Verbrechen, welches gemeiniglich in der Beraubung der Freyheit bestehet, manchmal wird auch dem Verbrecher Gift gegeben; denn, an statt auf die Gründe der beyden Partheyen zu hören, gehen sie in diesem Falle von ihren Nachbarn ab, und der Ausspruch oder der Wille des Sovas entscheidet, es mag Recht oder Unrecht seyn.

Doch müssen die Statthalter aller Länder, welche die Portugiesen in Angola vermittelst der Waffen im Gehorsam halten, jährlich einen Tribut liefern, und ih-

nen als Vasallen Dienste leisten. Der portugiesische Statthalter von Loanda pflegt daher seinen Tribut von den Sovas an einige von ihren eigenen Nationen zu verpachten, welche mit der gesetzten Zahl von Sklaven nicht zufrieden sind, sondern oft mehr nehmen, und dadurch einen unversöhnlichen Haß der Einwohner gegen sich erregen. Auch müssen sie Träger für die Portugiesen besorgen, wenn sie von einem Ort zum andern reisen wollen.

Jedoch sind die Einkünfte des Königes von Angola sehr beträchtlich, welche theils von dem jährlichen Tribut der Sovas, theils aus den Zöllen auf die Waaren und Sklaven, die man aus und ein führt, herstammen. Man sagt, daß sich die Einkünfte, nebst dem Rechte, Sklaven nach Brasilien und an andere Orte zu führen, jährlich auf eine große Summe beliefen, die zu Lissabon an einen oder mehrere, die den Namen, Contractador, führen, und ihre Factorey zu Loanda halten, verpachtet wird. Ein solcher Mann entscheidet, wie ein Consul, alle Sachen, die Tausch und Handel betreffen. Er hat einen Secretair, zwey Notarien und zwey Unterbedienten.

Auch muß die Macht des Königs sehr groß seyn; ob man zwar behauptet, daß sich die Anzahl der Einwohner, seit der Annahme des Christenthumes, sehr verringert habe; dahingegen Angola, wegen Beybehaltung der Vielweiberey, unglaublich volkreich ist; ja man will behaupten, daß dem König eine Million streitbarer Männer dienen, und gewiß ist es, daß der König in kurzer Zeit eine ungeheuere Anzahl ins Feld stellen kann. Die Zahl wäre furchtbar, wenn sie mit dem Muth und Tapferkeit überein käme, allein die Kriege mit den Portugiesen haben das Gegentheil bewiesen. Die Bewegungen ihrer Kriegsvölker werden von dem Generalcapitain angeordnet, der sich

selbst

selbst ins Mittel des Heeres stellet, und durch den Ton eines Instrumentes den Befehl ertheilet, ob sie sich zurückziehen oder vorrücken, fliehen oder fechten sollen.

Sie haben drey Arten von Kriegesmusik: die erste sind große Klappern, in hölzernen Büchsen befestiget, aus einem Baume ausgehöhlt und mit Leder überzogen sind. Diese werden mit kleinen elfenbeinernen Stäben geschlagen. Die zweete ist wie eine umgekehrte Glocke, und aus dünnen Eisenplatten gemacht; diese werden durch hölzerne Stecken geschlagen. Das dritte ist ein ausgehöhlter Elephantenzahn, darein sie durch ein Loch in der Seite blasen, welches eben so klingt, als ein Horn. Diese Instrumente sind von verschiedener Größe, Klang und Gestalt, die größern aber gehören nur zum Dienst des Generalcapitains, und die kleinern für die niedern Befehlshaber des Heeres.

Der Befehlshaber, oder vielmehr alle Befehlshaber zeichnen sich vor den übrigen aus. Sie haben viereckigte Mützen mit Federn von Straußen, Pfauen und dergleichen gezieret, welches ihnen ein schönes, aber auch furchtbares Ansehen giebet. Der Oberleib ist bloß und nur über die Schultern hängen eiserne Ketten mit Gliedern eines kleinen Fingers lang. Unter dem Gürtel tragen sie Hosen von Leinwand, die bis auf die Ferse reichen; aufwärts aber sind sie gefaltet und an dem Gürtel zusammen gebunden. An diesem sehr artig gemachten Gürtel hängen Glocken, und an den Füßen tragen sie, nach Art der Portugiesen, Halbstiefeln.

Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, Schwerdt, Dolch und Schilde, das Schwerdt und Schild können zusammen getragen werden. Diejenigen, welche

Bogen führen, tragen einen Dolch und kein Schild; die gemeinen Soldaten, welche vom Unterleib aufwärts bloß gehen, führen Bogen und Dolche, wie Messer, die sie an die linke Seite in den Gürtel stecken. Ihre Bogen sind drey Fuß lang, mit Sehnen von Baumrinden; die Pfeile eben so lang, aber nicht so stark als ein Finger; haben eiserne Spitzen, wie Hacken gekrümmt, und tragen ihrer sechs bis sieben in der Hand. In der Schlacht rücken diejenigen, so Bogen und Dolche führen, vor den übrigen auf den Feind zu voraus, reitzen ihn zum Gefechte an, und vermeiden seine Pfeilschüsse, indem sie, mit seltener Geschicklichkeit, auf diese und jene Seite hüpfen. Diese streiten so lange, bis sie ermüden, oder sie der Feldherr abruft, oder endlich beyde Heere näher an einander erkommen.

Nur kennen sie weder Ordnung noch Kriegszucht, und der König zieht niemals mit zu Felde; die Soldaten fliehen, sobald ihr Anführer todt ist, und können durch nichts wieder in Ordnung gebracht werden. Ihre ganze Macht bestehet in Fußvolk, denn sie haben wenig oder keine Pferde, daher die Befehlshaber auf den Schultern der Sklaven getragen werden, wie auch mit ihren Lebensmitteln geschehen muß.

Diese Völker sind, in Absicht der Religion, eben das, was die Einwohner von Kongo sind, und alle ihre Götzen, Verehrungen und Fabeln gehören also zu einer und derselben Religion, so daß wir das schon Gesage hier gleichfalls nicht wiederholen können; gegenwärtig wollen wir an dessen Stelle etwas von der Herrschaft der Portugiesen in Angola, ihren Sitten und Gebräuchen gedenken.

Es ist sehr schwer, die Gränzen und den Umfang der portugiesischen Herrschaft in dieser Gegend von Afri-

Afrika zu bestimmen, weil es bis jetzt noch an guten Nachrichten fehlet, und gewiß sind sie nicht so groß, als sie gemeiniglich angegeben werden; denn ob die Portugiesen auch behaupten, daß sie Herren weit hinter den Ländern von Angola und Benguela, ingleichen hinter den Seeküsten wären; so haben sie doch, aller Wahrscheinlichkeit nach, hinter diesen Seeküsten keinen Fuß gefaßt, außer zu Massingan, in Bengo, Danda und einigen wenigen Orten im Lande, deren Beschreibung uns weiter unten übrig bleibrt.

Der Ursprung von ihrer Einnahme dieser Plätze war dieser. Zur Zeit des König Johanns des von Portugall, führten die Portugiesen mit Erlaubniß des Königes von Kongo, dem Angola damals zugehörte, einen großen Sklavenhandel zu Loando, welche sie nach St. Thomas brachten, und das sie auf ihrem Wege dahin bloß berührten. Als dieser Handel zuzunehmen anfieng, so schickten sie ihre Schiffe von Lissabon gerade nach Angola, und sandten den Paul Diaz von Novais, als Statthalter mit, dessen Verfahren zuerst diese Küste entdeckt hatten. Don Sebastian gab diesem Diaz einen Verwilligungsbrief für ihn und seine Erben auf alles, was er längst der Küste innerhalb drey und dreyßig Seemeilen gegen Norden, von dem Flusse Quanza, und innerhalb des Landes, so weit er kommen könnte, erobern würde, um die Unkosten dieser Unternehmung zu bestreiten. Hier giengen nun manche Schiffe der Handlung wegen mit, die vielen Handel um Angola eröffneten und wo Loanda der Markt war. Nach und nach faßte Diaz festen Fuß hieselbst, bauete sich ein Haus in dem Dorfe Anzelle, eine Meile von besagtem Flusse, welches sehr bequem zur Handlung mit Angola liegt.

Die Portugiesen und andere Europäer, die in diesen Landen leben, sind von dreyerley Art. Erstlich die

Geistlichen, deren nur wenige sind, zweytens, die nur hinkommen, um zu handeln oder zu befehlen, und derer sind viele; drittens Verbrecher, deren eine sehr große Anzahl ist; aber doch nicht so viel von der andern Art, und unter diesen sind verschiedene, die von den Juden herstammen, daher auch von den Bürgern die neuen Christen genennt werden. Diese werden von den geistlichen Gerichten herübergeschickt und abgehalten, daß sie zu keiner priesterlichen Bedienung gelangen können.

Die unter den Schwarzen erzogene Frauenspersonen werden, einige wenigeausgenommen, so verändert, daß sie außer, ihrer Haut, nichts Reinlichweisses, an sich behalten, und maßen sich wie man sagt, eine Gewalt über die Männer an, andie sie in Europa nicht einmal denken können. Gehen die Weißen aus, so folgen ihnen zwey Schwarze mit einer geflochtenen Hamack. Ein anderer Schwarzer geht an der Seite seines Herren mit einem Sonnenschirm; und gehen die weißen Weiber aus, welches aber sehr selten geschieht, so werden sie in einem bedeckten Netze getragen, und haben Sklaven zur Begleitung, welche knieen, wenn sie mit ihrem Herrn reden. Ist eine Komödie zu sehen, so geht alles und jedes dahin. Auch giebt es eine große Anzahl Mulatten hier; und diese Weiber tragen weder Hemden noch Röcke, sondern bloß ein Stück Zeug unter den Armen um den Leib gegürtet; doch werden die Mulatten gemeiniglich Soldaten, oder auch Priester.

Was die in Loanda und dem Königreiche Angola wohnenden Negern betrifft, einige wenige ausgenommen, welche als Eingebohrne frey sind, so sind sie alle Sklaven der Weißen; einige werden zu den Pachtern geschickt, den Landbau oder die Fischerey zu treiben, oder auch zum Bauen gebraucht.

Bey

Bey der großen Mannigfaltigkeit der Sklaven von so verschiedenen Völkern dieses Landes, muß auch nothwendig eine eben so große Mannigfaltigkeit der Gemüthsart und der Gebräuche bestehen; denn ob sie gleich Christen sind, so wird doch bemerkt, daß sie ihre Religion mehr aus Furcht für ihre Herren, als aus wirklicher Achtung für dieselbe, ausübten.

Diejenigen Landschaften, welche zu diesem hier beschriebenen Königreich Angola gerechnet werden, sind folgende: **Loanda, Sinso, Jlamba, Jkollo, Ensaka, Massingano, Embakka, Kambamba**, und eine jede hiervon wird wieder in kleinere Kreise eingetheilet, die unter besondere Regenten oder Sovas stehen. So begreift z. B. Loanda deren neun und dreyßig; Jlamba zwey und vierzig; Jkollo und Ensaka etliche; Mansingano zwölfe; Kambamba sechszig und Embakka eben so viel.

Sinso ist das Land, welches von Loanda gegen Norden über dem Fluß Bengo liegt. Sinso.

Jlamba oder Elvama ist ein großer Strich Landes, der über hundert Meilen lang ist, sich Südostwärts an dem Gebiete von Jkollo an ausbreitet, und sich von dem Flusse Bengo, bis an den Quanza und wieder von Kolumba bis an Massingano, erstreckt; dabey so wohl bevölkert, daß man aller drey Meilen, oder auch öfterer, ein Dorf, oder etliche Familien antrifft. Die Negern pflegen die Gränzen ihres Landes zu bezeichnen, daher die Eintheilung des Ganzen in zwey und vierzig Kreise entstanden ist. Jlamba.

Der erste davon, der an Jkollo stößt, heißt Rhonso; hernach folgen die andern hinter einander, als Namboal, Quolon a, Bamba, Galungo, Makea, Kombi, Quitendel, Etombe und so weiter, aus denen gegen zwölftausend Bogenschützen aufgebracht

werden können. Ob man zwar denken sollte, es müßte wegen der Gränzen so vieler Sovas stets Uneinigkeit entstehen; so ist es doch selten der Fall, weil die Sovas eine genaue Ordnung in denselben erhalten.

Ikollo. Von Ilamba nordwärts liegt **Ikollo.**

Ensaka. **Ensaka** geht sechs oder sieben Meilen ostwärts von Loanda an, und liegt zwischen den Flüssen Bengo und Quanza. Allein das Gebiete ist nur klein, und man kann es sogar in einem halben Tage durchreisen.

In einigen kleinen Gegenden können die Einwohner das Feld bauen, denn zwey oder drey Meilen aufwärts ist viel Wald, welches zwar dem Lande große Sicherheit, aber wenig Nutzen giebt.

Massingan. Dreyßig Meilen ostwärts und über oben gedachter Insel, Mochiama, in der Landschaft **Massingan**, liegt eine Stadt gleiches Namens, wo selbst die Portugiesen ein Fort haben, und welche Stadt zwischen dem Quanza und Sunda erbauet ist, davon der letzte sie gegen Norden, der erstere gegen Süden umgiebt, und die sich beyde, zwey Stunden davon, mit einander vereinigen. Von dieser Vereinigung hat die Stadt ihren Namen erhalten, weil in ihrer Sprache Massingan die Vereinigung der Gewässer ausdrückt. Ehedem war sie nur ein großes, offenes Dorf, nachgehends aber ist sie mit verschiedenen steinernen Häusern vermehret und endlich zu einer Stadt erhoben worden. Nicht weit von der Stadt ist die königliche Residenz von Angola, auf einem großen Gebirge, welches auf sieben Meilen im Umkreise hat, und vieles vortreffliches Land in sich begreifet. Auch ist nur ein einziger Zugang hierzu, und nach ihrer Art so befestiget, daß er sich weder vor den Königinnen von Sina, noch vor den Jaggaern zu fürchten hat.

Kam-

Kambamba stößt an den Quanza, woselbst ostwärts von Massingan, etwa eine Tagereise weit, ein Dorf liegt, das auch diesen Namen führet. Hier haben die Portugiesen ein Fort, das ebenfalls von verschiedenen Familien und vielen freyen Schwarzen, die eine große Anzahl Sklaven haben, bewohnet wird. Kambamba.

Etwa acht Tagereisen nach dem Flusse Lukala hinauf kommt man nach Embakka, woselbst, zwölf Tagereisen von der See aus, ebenfalls ein Dorf gleiches Namens ist. Dieser Ort ist der Portugiesen Gränze. Embakka.

Luiola ist ein sehr fester Ort, liegt, wo sich der Quanza und Luiola vereinigen, hundert und fünf Meilen von der See. Diese Flüsse scheiden sich kurz nach ihrer Vereinigung wieder und bilden nicht weit davon eine Insel. In diesem Eylande, wo die zwey Flüsse zusammen kommen, erheben sich verschiedene Hügel, die zu des Diaz Zeiten kleine Festungen abgaben. Luiola.

Die Provinz Loanda, führt den Namen der in ihr befindlichen Stadt, und ist die Hauptstadt von allen in diesen Gegenden, so wie auch der Statthalter den Rang über alle andere behauptet. Ein Theil der Stadt liegt nach der Seeseite, der andere erhebt sich zu der Spitze eines Berges. An der Nordseite erscheint ein ander Gebirge, welches sehr hoch und steil ist, an dessen Seite die Jesuiten ein Kloster, nebst einigen anliegenden Häusern errichtet haben. Diese Stadt wurde von den Jesuiten im Jahr 1578 erbauet, als Paul Diaz hierher geschickt wurde, ihr erster Statthalter zu seyn. Sie hat, bey einem großen Umfange, auch wirklich schöne Häuser, Kirchen und Klöster, ist aber weder mit einer Mauer umgeben, noch befestiget, nur an der Wasserseite sind einige Forts, zur Sicherheit des Hafens, errichtet. Die Häuser der Loanda.

Schwarzen bestehen nur aus Thon und Stroh, dagegen sind die Häuser der Weißen in europäischer Art; und hier hält sich auch der Bischof von Kongo und Angola, nebst dem Kapitel von acht oder neun Stiftsherren auf. Ehe die Holländer sich dessen im Jahr 1641 bemächtigten, hatten die Portugiesen sechs Kirchen hieselbst.

Hier bedienen sich die Einwohner zu ihrer täglichen Nahrung viel Fleisch von Kühen, Ziegen und Schafen, und an statt des Brodes essen sie die Wurzel Manjoza, so wie in Brasilien, dabey auch den indianischen Weizen, woraus sie verschiedene Kuchen und Backwerk bereiten. Nur sehr schlecht ist ihr Wasser, welches sie von einem benachbarten Eylande bringen, wo sie einen Teich graben, der mit der See gleich hoch ist, und dieses Wasser wird, so wie es durch den Sand dringt, süße, jedoch nicht völlig. Ja, sie holen ihr süßes Wasser wohl zwölf oder vierzehn Meilen weit von Loanda in Kähnen, die dazu gebaut sind, auf eine leichte Art das Wasser einzunehmen, und zwar durch eine Oeffnung am Boden, die, wenn sie auf den Fluß kommen, geöffnet, und, wenn das Kahn genug geschöpft hat, wieder verstopft wird.

Diese schlechte Bewässerung hat daher einen sehr großen Einfluß auf die schlechte Fruchtbarkeit dieses Landes, an der andern Seite des Flusses Bengo, aber ist es fruchtbarer, trägt viel Reis, Bohnen, Früchte und Kräuter.

Als die Portugiesen hier ankamen, war diese Gegend mehr einem Walde gleich, allein von Zeit zu Zeit wurde sie, durch Hülfe der Sklaven, von dem Buschwerk gereiniget und in wohnbares Land verwandelt. Nur der Krieg mit den Holländern verwandelte diese aufkeimende Gegend wieder in eine Wohnung wilder Thiere, bis es nach dem Frieden von beyden

den Nationen wieder zu seiner Schönheit und Fruchtbarkeit gebracht worden ist.

Etliche Meilen von der Stadt liegt das Eyland Loanda, welches etliche Meilen breit, und gegen zwanzig Meilen lang ist. Man hält dafür, es sey nach und nach entstanden, indem sich der Sand und Schlamme gesetzet, der von den beyden großen Flüssen, Bengo und Quanza, herzugeführet worden sey.

Das beste Wasser in diesem ganzen Lande wird auf diesem Eylande geholet, wenn man nur etliche Hände tief gräbt, und seltsam ist es, daß dieses Wasser bey der Fluth süße, und bey der Ebbe salzig ist.

In diesem Eylande sind sieben oder acht Flecken, welche die Einwohner Labata nennen, worunter der vornehmste Spirito Santo ist. Hier wohnt des Königes von Kongo Statthalter, die Gerechtigkeit zu verwalten, und die Einkünfte einzunehmen, die sich auf eilftausend Dukaten jährlich belaufen sollen. Dieses Eyland ist ihm unterthan, ob er gleich keinen Fußbreit auf dem festen Lande gegen Süden von dem Flusse Bengo besitzt.

Was das Erdreich betrifft, so ist es sehr sandigt, und nur hier und da mit Buschwerk bedeckt, so wie an der Nordseite noch weit weniger Dornsträucher, und hat weder Korn noch Wein; dafür sind aber viel Ziegen, Schafe und Eber in großer Anzahl allhier. Auch haben die Portugiesen ihrer Seites schöne und mit Früchten versehene Gärten angelegt, so daß es jetzt durch die Portugiesen immer mehr zu seiner Vollkommenheit schreitet.

Ehedem wohnten die Jaggaer hieselbst, aber im Jahr 1578 wurden sie von den Portugiesen vertrieben und nach Massingan gejagt, wo sie, zu ihrer Sicherheit, ein Fort errichteten. Die Holländer besaßen die

die Stadt Loanda Santo Paulo bis ums Jahr 1648, um welche Zeit sie die Portugiesen, durch einen Vertrag, den ein und zwanzigsten August wieder erhielten, und dem zu Folge verließen die Holländer noch in demselben Monat diese Gegend.

4) Benguela.

Das Königreich Benguela wird gegen Norden von Angola, zu dessen Theil es Einige zählen, gegen Osten von dem Lande der Jagga Kassanji, wovon es durch den Fluß Kumeni abgesondert ist, gegen Süden von Mataman, und gegen Westen von dem Ocean begränzet.

Ehedem gehörte Benguela zu Angola, und wo jetzt die Stadt S. Philipp steht, liegt in der Mitte der Küste, von da man es, bis an das Vorgebirge Negro, zweyhundert und zwanzig Meilen rechnet. Das Land und Erdreich ist dem gegen Norden gleich, und gehört vielen Herren, die unter dem König von Angola stehen. Die südliche Gränze von Angola läuft von jdem Vorgebirge ostwärts mitten durch die kalten Gebirge, welche in einigen Theilen gegen die Linie, die höher sind als die andern, sich mit den Schneegebirgen endigen. Diese versehen die Seen mit Wasser, bis sich diese Gewässer mit dem Flusse Zairo im Königreich Kongo vereinigen.

Die vornehmsten Flüsse von Norden her sind der Longo, Nika, St. Francisco, nebst vielen andern großen und kleinen Flüssen, welche alle von Osten nach Westen ihren Lauf nehmen. Das Klima ist hier außerordentlich schlecht, und giebt den Speisen eine sehr schädliche Eigenschaft, daß die gewiß sterben, welche nicht recht behutsam von europäischen Speisen zu diesen übergehen. Es fliehen daher alle Reisenden diesen Ort und Wasser, und man kann es an den Weißen, die hier leben, sehen, wie ungesund diese

Land-

Landschaft ist, da sie lebend schon wie Schatten aussehen.

Die hier befindliche Bay, die Kubbay genannt, ist nicht sehr groß, aber geschickt, viele Schiffe aufzunehmen. Ihren Namen hat sie von den vielen Heerden Rindvieh erhalten, welche hierherum gefunden werden. Sonst war gar kein Ort hieselbst, und nur durch die Portugiesen ist es angelegt worden, und das Dorf Neu St. Philippe hat seine Entstehung bloß den Portugiesen zu verdanken.

Die eigentliche Stadt St. Philippe, oder auch Benguela, hat ungefähr zweyhundert weiße Einwohner und eine Menge Schwarze. Die Häuser sind von Stroh und Leim gebauet, eben so die Kirchen und das Fort. Man sagt, dieses Volk habe gar keine Regierung, und es sey also auch sehr gefährlich, mit ihnen zu handeln. Dabey sind sie einfältig, so daß sie es ganz ungestraft ansehen können, wenn Fremde sich tief ins Land hinein wagen, und ihr Vieh wegtreiben; wenn sie aber Kühe an Fremde verkaufen, so geschieht es für Glaskorallen, deren funfzehn für eine Kuh gelten.

Das männliche Geschlecht kleidet sich in Häute, die sie mitten um den Leib wickeln und Knöpfchen um den Hals. Dabey führen sie Wurfspieße, Bogen und Pfeile. Das weibliche Geschlecht trägt um den Kopf einen kupfernen Ring, welcher wenigstens etliche Pfund schwer ist, oder kleinere kupferne Armbänder; um die Lenden tragen sie einen leichten Zeug, der aus dem Insandiebaum gemacht, weder gesponnen noch gewebt ist, und an den Füßen haben sie ebenfalls Ringe aus Kupfer.

Die Provinz, zu der dieser Kreis gehöret, heißt Dombe. Dombe, und hat eine Reihe hoher Berge in ihrem

Gebie-

Gebiete, die sich von denen von Kambamba erstrecken, wo man etliche Bergwerke antrifft. Diese liegen längst der Küste süd- und westwärts, und haben viel feines Kupfer, wenn anders die Einwohner diesen Reichthum zu benutzen wüßten, so aber nehmen sie nicht mehr daraus, als sie bedürfen, um sich zu putzen.

Kaschil. Kaschil ist ein Flecken, der ziemlich groß und so baumreich ist, daß die Straßen ganz dunkel sind. In der Mitte der Stadt befindet sich eine Statue von zwölf Fuß Höhe, in deren Fuße ein Zirkel von Elephantenzähnen in dem Boden stecket. Auf diesen Zähnen stehen verschiedene Hirnschädel von den Kriegsgefangenen, oder die dem Götzen geopfert worden sind. Sie gießen auch Palmwein und Ziegenblut zu seinen Füßen, und ist eigentlich ihr Mokisso, oder, wie er hier heißt, Quesongo. Außer dieser Statue sind noch viele andere kleinere der Art, und die Straßen sind mit Palmenröhren verpfählet. Die Häuser sind rund, und sehen eher den Bienenstöcken ähnlich, inwendig aber sind sie mit artigen Matten behangen.

Das gangbare Geld in diesem Königreiche bestehet aus kleinen Stückchen Glaskorallen, die von den Portugiesen hergebracht werden, welche die Eingebornen Misangas nennen, und die ihnen so wohl zur Zierrath, als zum Gelde dienen, indem sie dieselben am Halse und an den Armen tragen.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0760
DFG

VIII.

Afrikanische Inseln.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0761
DFG

Um Afrika her liegen eine Menge Inseln zerstreuet, von denen wir noch eine Beschreibung liefern müssen, welche um so vollständiger werden muß, da diese Inseln entweder sehr merkwürdige Dinge enthalten, oder den Europäern zum Theil wichtiger sind, als das ganze übrige Afrika. Man kann sie in die Inseln auf der Ostseite und in die auf der Westseite eintheilen.

Zu den erstern gehören: Madagaskar, Isle Bourbon, Isle de France, die Inseln der sieben Brüder, die Insel Zanzibar Sokatra und die Komorrischen Inseln. Auf der Westseite liegen: die Inseln Helena, St. Ascension, Annabon, Fernand del Po, St. Thomas, die Inseln des grünen Vorgebirges, Madeira und Porto Santo, die Kanarischen und die Azorischen Inseln, welche letztern zwar von den meisten Erdbeschreibern mit zu Europa gerechnet werden, eigentlich aber, und um so mehr, da sie 1432 erst entdeckt worden sind, bey Afrika beschrieben werden sollten.

A) Ost-Afrikanische Inseln.

Wir machen mit den ost-afrikanischen Inseln, und zwar mit der Insel Madagaskar, als der größten von allen, den Anfang. Diese Insel, welche auch ehedem die St. Lorenzinsel genannt wurde, streckt sich der Küste des Kaffernlandes und Zanguebar gegenüber in einer Länge von hundert und etlichen dreyssig Meilen hin, und wird durch den Kanal von Mozambik von dem festen Lande geschieden. Der Flächeninhalt von Madagaskar, beträgt zehntausend fünfhundert Quadratmeilen, so daß es die größte unter allen afrikanischen Inseln ist. Die größte Breite der Insel ist etwan sechszig Meilen; allein so breit

1) Madagaskar.

ist sie auch nur am südlichen Ende, gegen das Vorgebirge der guten Hoffnung zu, gegen Norden wird sie dann immer schmäler, bis sie sich nach dem indischen Meere zu, in Gestalt eines Bogens, herum krümmt. Dieser nördliche Theil ist auch durchaus unbekannt, denn zu Lande kann er, aus Ursachen, die sich bald ergeben werden, nicht besucht werden, und von der See her ins Land zu kommen, ist deswegen schwer, weil die See voll Klippen, Sandbänke und Untiefen ist, welche die Schifffahrt äußerst gefährlich machen.

Die Temperatur des hiesigen Klimats, vornehmlich in den gegen das Meer zu gelegenen Gegenden, ist sehr ungesund. Das ganze Jahr über herrscht beynahe eine ununterbrochne Hitze, die in der Regenzeit nur desto drückender ist. In dieser Regenzeit schwellen alle Ströme außerordentlich an, und da der, in der trocknen Jahrszeit durch die Meereswellen bey ihrer Mündung angehäufte Sand ihren Ausfluß hemmet, so treten sie nunmehr allenthalben aus, bilden auf den Ebenen stehende Gewässer, und vergiften die Luft mit sehr schädlichen Ausdünstungen, bis endlich der Damm gesprengt ist, und das Wasser allmählich Ablauf gewinnet. Die trockne Jahreszeit im Gegentheil, ohngeachtet in derselben der Himmel kaum von einem Wölkchen bedeckt ist, hat niemals so nachtheilige Folgen für die Gesundheit, denn die größte Hitze währet nur ohngefähr vier Monate, fängt auch jeden Tag erst um neun Uhr an, und endigt sich des Nachmittags um drey Uhr, worauf die Luft durch einen frischen Seewind merklich abgekühlet wird.

Wenn man von der ersten Ansicht, welche das Land von den Schiffen, oder auch nachdem man an Land gekommen ist, auf die Fruchtbarkeit desselben schließen wollte, so würde man ein sehr irriges Urtheil fällen,

fällen, und kaum glauben, daß es die nöthigsten Nahrungsmittel hervorzubringen im Stande sey; denn so weit das Auge reichen kann, erblickt es nichts als eine sandigte Ebene, auf welcher nur hier und da ein Gräschen wächst. Allein diese Unfruchtbarkeit gehet nur etliche Meilen ins Land hinein, und macht bald den schönsten grasreichsten Ebenen, und waldigen Anhöhen Platz. Im Innern der Insel sind viele Berge, theils mit Holzung bedeckt, theils kahle steile Felsen, die ihre Spitzen zu einer beträchtlichen Höhe hinauf strecken worunter auch ein Vulkan ist Die Flüsse sind zahlreich und zum Theil schon schiffbar, auch große Teiche, welche man zum Theil Landseen nennen könnte, und Quellen, deren Wässer vielleicht manche noch unentdeckte Heilkraft besitzen.

Die Produkte dieser Insel sind äußerst vielfach, und die meisten von vorzüglicher Güte, ohngeachtet die Madekassen eben nicht die beste Art, das Land zu bauen, anwenden. In den niedrigen Gründen wächst der gewöhnliche Reis in Menge, und auf den Anhöhen wird rother Reis erzeuget. Gerste und Hafer wird gleichfalls häufig gebauet, Roggen kommt aber nicht zur Reife, so wenig als Wein, ohngeachtet man das letztre bey der Hitze des Klimats nicht erwarten sollte. Nur wissen die Insulaner eigentlich von keiner andern Art des Feldbaues, als den des Reises. Man reißt die Binsen, die in den Morästen wachsen, heraus: auf die Plätze wirft man den Saamen nachläßig hin, Heerden gehen hernach darüber, und durch ihr Eindrücken geben sie den Saamen in der Erde: das übrige wird dem Glück überlassen. Ferner hat man Baumwollbäume, Sago, Bananas, Reis und Pfeffer, Indigo, Kokos, Pomeranzen, Gummibäume, Citronen, Granaten, u. s. w. In den Wäldern giebt es sehr gute Holzarten, besonders eine zum Bauen sehr

taugliche Art, welche schwarz und durch Länge der Zeit so hart als Stein wird. Tabak wächst in Menge und von besondrer Stärke. Nebst den Ignames, wovon es hier viele Gattungen giebt, hat das Land vortreffliche Wurzeln, davon sich die Einwohner hauptsächlich nähren. Die vornehmste ist Voiture, welche in gutem Erdreiche Mannsdicke, gemeiniglich aber doch die Dicke eines Schenkels hat. Andere giebt die Natur ohne Mühe der Menschen, als z. B. die Valahairs, die so groß als ein Menschenkopf, und dem Geschmack einer Birne nicht unähnlich sind. Die Fannhirs, ebenfalls von einem sehr angenehmen Geschmack, röthlich von Rinde und oft von mehr denn Menschendicke. Von Bananas hat die Insel mehrere Gattungen, die alle von gutem Geschmack und nahrhaft sind. An einigen Orten macht man aus den Fäden des Stammes Zeuge, die das Ansehen der seidenen Zeuge haben. Die Venanne, eine feigenartige Frucht, wächst auf einem Baum von erstaunlicher Höhe und Dicke; und dennoch reichen einige von den Blättern auf die Erde, wo sie Wurzeln schlagen, und wieder neue Bäume treiben. Eine gewisse Art von Hanf, dessen Blätter die Einwohner statt des Tabacks brauchen, wächst sehr häufig; wer selbige kauet, fällt in kurzem davon in einen Schlaf, und fühlt sich hernach beym Aufwachen sehr lustig; dahingegen, wer ihrer nicht gewohnt ist, etliche Tage eine Raserey darauf folget. Auf den Blättern einer Staude findet man eine Art von Zucker, welcher die Süßigkeit und Härte des Zuckerkandi hat, und, wie man sagt, von einem kleinen Thierchen, welches in der Rinde des Baumes entstehet, zubereitet wird. Zu Anfange gleicht es einer an der Rinde hängenden Blume; nach einiger Zeit reißt es sich los und wird in einen kleinen Schmetterling verwandelt, frißt alsdann etwas von den Blättern der Staude, und bereitet seinen

nen Zucker. Korn und Wein sind zwey Produkte, welche beyde wie gesagt, hier in Madagaskar nicht fortkommen, vermuthlich, weil sie beyde nicht recht zu bauen verstehen, dagegen aber erhalten sie etwas mehr Gerste und Hafer. Alle Erdgewächse werden gewöhnlich zweymal des Jahres geerndet, das Zuckerrohr ausgenommen, welches zwey Jahr auf dem Stamme gelassen werden muß, ehe es zu seiner gehörigen Stärke gelanget. Weihrauch, Benzoe und Ambra sind ebenfalls nichts Seltenes auf den Küsten.

Es ist fast kein Land, wo es mehr Vieh, vorzüglich Ochsen und Kühe giebt, als hier in Madagaskar, und man kann sie eigentlich in drey Gattungen theilen. Die eine hat Hörner, wie alles Rindvieh in Europa; die andern aber haben herabhängende Hörner, und die dritte Gattung hat gar keine; alle drey aber haben einen Höcker von Fett zwischen den Schultern und dem Halse, weshalb sie einige für Kameele gehalten haben. Die Schafe haben einen halben Schuh breiten Schwanz, den sie auf der Erde nachschleppen. Auch giebt es wilde und zahme Schweine auch Ziegen im Menge. Ingleichen ein Thier, Farafes genannt, welches viel Aehnliches mit einem Wolfe hat, aber noch größer und gefräßiger ist. Die Einwohner scheuen es so sehr, daß sie Tag und Nacht ein Feuer in ihren Hütten unterhalten, welches das einzige Mittel, dieses Thier zu entfernen. So giebt es auch in einigen Gegenden böse Affen, vor denen man sich ohne Gewehr nicht sicher sehen lassen kann. Wilde Katzen sind in den Wäldern sehr häufig, aber zum Glück so furchtsam, als unsere Hasen. Hunde und Stachelschweine giebt es in grosser Anzahl, und Schlangen von großer Dicke, aber daben ohne Gift. Der Tondrak, eine Art von Stachelschwein, verscharrt sich in tiefe Löcher, und schläft

in denselben gegen sechs Monate ohne die geringste Nahrung; während der Zeit fallen ihm alle Borsten aus, und wachsen alsdann wieder, wenn er umhergehet. Der Antamba ist eine große wilde Hundsart, und gleicht in etwas den Leoparden, ist aber sehr gefährlich, weil er Menschen und Vieh zerreißt. Tretretretre ist ein Thier in der Größe eines Kalbes, mit einem runden Kopf und menschenähnlichen Gesichte, gleicht an den Vorder- und Hinterfüßen den Affen. Magarsahok ist ein großes Thier mit Pferdefüßen und langen Ohren, hat im Geschrey etwas Aehnliches mit einem wilden Esel. Der kleine Taureck beträgt in seiner ganzen Länge sieben Zoll. Er hat kurze Beine, eine länglichte, fast in eine Spitze auslaufende Schnauße, kleine Augen, keinen Schwanz, ist schwarz von Farbe, und hat fünf länglichte, weiße Streifen über den Leib hin. Alles, was schwarz an ihm ist, ist mit steifen Haaren bewachsen. Die weißen Streifen sind kleine Stacheln, gleich denen am Stachelschwein, und aus den schwarzen Streifen über dem Rücken gehen lange, einzelne Haare hervor, die bis auf die Erde reichen. Sie haben einen langsamen Gang, sie grunzen wie ein Schwein, weshalb sie von den Europäern den Namen Erd- und Stachelschwein erhalten haben. Den Tag über verstecken sie sich, und kommen erst nach Untergang der Sonne hervor, ihre Nahrung zu suchen. Sie leben von Früchten und Kräutern, und ihr ganzer Körper ist nichts, als ein Fettklumpen. Die Einwohner von Madagaskar (das einzige Land, wo man bisher Taurecks angetroffen hat,) essen sie, machen aber jedoch keine besondere Leckerey daraus. Vom Federvieh findet man rothe und grüne, sehr kleine Rebhühner, Holztauben, Turteltauben und graue Papogoyen, auch Enten, Kriechenten, Fasanen, und indianische Hühner, Flamingos, Reiher, eine Art von Straußen

und

und ein dieser Insel eigener Vogel, Nelikurvi genannt. Er ist eine Art von Dickschnabel oder Kernbeißer. Sein Nest, das er am Ufer von Bächen bauet, und meist an Blätter vom Kaldeir, oder Vaquois hänget, bestehet aus künstlich in einander verwebten Strohhalmen und Binsen, und bildet oben einen Beutel, worin sich der Vogel aufhält, auf der einen Seite des Beutels ziehet sich eine Röhre herab, und am Ende derselben ist die Oeffnung des Nestes. Im zweyten Jahre baut der Vogel an das alte Nest ein neues an, so daß oft viele Nester an einander zu hängen kommen. Diese Vögel leben in Gesellschaft zusammen, und bauen gemeinschaftlich ihre Wohnung, und es ist daher nichts Seltenes, fünf bis sechshundert derselben an einem Baume zu sehen. Sie brüten für jedesmal nur drey Jungen aus. Ein anderer Vogel ist die Fami, eine Fledermaus, so groß als ein Kapaun, hängt sich an dürre Bäume, vermittelst zweyer Hacken an ihren Flügeln, worein sie wie in einen Beutel eingeschloßen ist. Sie bringt ihre Jungen lebendig zur Welt, und kein Vogel wird so fett als sie, ob sie gleich nur vom Obst lebt. Unter den Fischen, die man außerhalb Madagaskar gar nicht findet, ist das wilde Meerschwein das seltsamste. Es hat Ochsengröße, Borsten, statt der Schuppen, und ein grosses Loch auf dem Kopfe, Floßfedern auf dem Rücken, kleine Augen, funfzig Zähne auf jeder Seite des Rachens, Krokodillenfüße und einen zottigen Schwanz, der in Klafterslänge gegen das Ende spitzig zuläuft. Ein anderes wird die Fanghene genannt, ein Thier, das noch größer als der Wallfisch seyn soll; allein da die Einwohner dem Aberglauben sehr ergeben sind, und am Seltsamen und Wunderbaren Gefallen haben, so kann wohl manches von der Seltenheit dieser Thiere und ähnlicher andern, die sie Seemenschen u. dergl. nennen, ungegründet seyn. Indessen ist es gewiß,

daß diese Insel manche eigenthümliche Thierarten hat, und besonders unter den kriechenden Thieren und Insekten. Schlangen und Eidechsen giebt es von verschiedenen Arten. Eine andere Art ist der Klama-kantrara, er hat auf dem Rücken, am Schwanze, Beinen, Halse und Ende der Schnautze kleine Klauen, womit er sich an den Bäumen fest hält. Er springt den Menschen an die Brust und klammert sich so fest in die Haut, daß man nur mit Hülfe eines Scheermessers sich von ihm losreißen kann. Er nährt sich eigentlich von Spinnen und Fliegen, doch müssen sie ihm in seinen aufgesperrten Rachen von selbsten hinein kommen. Unter den unzähligen Fliegenarten ist die Herecherefche, eine leuchtende Fliege, davon die Wälder so voll sind, daß sie des Nachts in Feuer zu stehen scheinen. Von Seidenwürmern giebt es vier Arten, welche eine gute Seide liefern. Honig findet man ebenfalls sehr viel auf der Insel, so wohl von ordentlichen Bienen, als von grünen Fliegen und von zweyerley Arten Ameisen, deren eine geflügelt ist und in hohlen Bäumen Honig macht, die andere größere Art aber in aufgeworfenen Erdhügeln wohnet.

Es ist sehr wahrscheinlich, da Madagaskar mit andern Ländern, wo Gold gefunden wird, in gerader Linie lieget, daß dieses Metall auch hier anzutreffen seyn würde, wenn man einige Untersuchung anstellen wollte. Allein man ist noch nicht tief genug ins Land gekommen, um es entdecken zu können. Wahrscheinlich gewiß haben die Insulaner Gold und Silber, allein man glaubt, sie verhehlen den Ausländern den Ort, woher sie es hohlen, und geben vor, dasselbe von einer arabischen Flotte bekommen zu haben, die sich im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts der Insel bemächtigte, und in alle Gegend derselben Befehlshaber aus ihrem

ihrem Volke gesetzt hatte. Allein die Ursache dieser Erzählung ist wohl sehr leicht zu errathen, und vielleicht sind sie auch nur so lange glücklich, als sie dieses Geheimniß verschwiegen halten können. Auch selbst auf den bekannten Stellen des Landes findet man Bergwerke, worin man Steinkohlen, Salpeter, Stahl und Eisen gräbt, und wie könnten also keine Gold- und Silbererze zu finden seyn, da gar keine Hindernisse anzutreffen sind. Auch liefert diese Insel vortreffliche Edelsteine, als z. B. Kristall, Topasen, Granaten, Amethysten, Opale u. s. w. dabey sind die Kristalle vorzüglich schön und groß, ja, man gräbt Stücken von sechs Fuß in der Länge und vier Fuß in der Breite, dabey wohl eben so viel an der Stärke. Blutstein, Agat, Jaspis und Milchsteine, die am häufigsten geschätzt werden, sind häufig. Des Talksteines bedienet man sich in Ermanglung des Glases zu Fensterscheiben.

Einwohner und ihre Kultur.

Die Anzahl der Einwohner kommt mit der Größe des Landes keinesweges überein, denn ob man schon sechszehnmalhunderttausend Menschen darauf zählet; so ist diese Zahl, wenn sie auch richtig seyn sollte, lange nicht groß genug, wenn man die verschiedenen hierlebenden Nationen zusammen vergleicht. Zwar liegen der Vermehrung zwey zu große Hindernisse im Wege, die einen wesentlichen Einfluß aufs Ganze haben, und diese sind erstens, daß sie der unmäßigen Ausschweifung zu sehr ergeben sind, und anderns, daß sie bey der Geburt ihrer Kinder, allemal durch Wahrsagungen und durch den Lauf der Gestirne, das Schicksal derselben zu bestimmen glauben, und, wenn es nicht nach Wunsche erscheint, allemal das Kind ohne Barmherzigkeit verlassen, als es nur einmal wider diese grausame Gewohnheit auf Gradewohl erziehen. Eigentlich giebt es drey sehr von

einander verschiedene Menschengeschlechter auf Madagaskar. Das erstere ist sehr schwarz von Farbe, haben kurze und krause Haare, und machen die Eingebornen aus; diejenigen, welche das andere ausmachen, bewohnen einige innere Provinzen, sind gelb von Farbe, haben lange flache Haare, und heißen Malambus. Sie führen beständig Krieg mit den erstern, sie sind aber dabey ein sehr faules und unkräftiges Volk, das mehr verachtet, als gefürchtet wird. Das dritte Geschlecht wohnt in der Nachbarschaft des Forts Dauphin, und in einigen Gegenden der westlichen Küste. Diese Leute stammen von einigen alten Arabern ab, welche durch Schiffbruch auf die Insel kamen, und sich darauf anbaueten. Sie haben von ihren Vorfahren die äußerliche Gestalt und einige Gewohnheiten beybehalten, wissen aber gar nichts von ihnen, sondern sagen bloß, sie wären keine Eingeborne, wobey sie sich zugleich für Kinder des Meeres halten, weil ihre Stammväter auf diese Weise wären hierher geworfen worden. Eben so stammen auch die Großen im Lande eigentlich aus den Arabern her, welche noch immer etwas von ihrer Farbe behalten, bis sie sich durch die Fortpflanzung endlich auch ins Schwarze verlieret. Man sagt zwar, gegen Morgen der Insel halte sich eine weiße und zwergartige Nation, Quimosse genannt, auf, die fast wie die Hottentotten leben, dabey aber sehr arbeitsam sind, aber mit ihren Nachbarn in keiner Gemeinschaft leben mögen, aus dem Tage Nacht und aus der Nacht Tag machen, und jeden, der in ihre Gegend kommt, opfern sollen. Man weiß zu wenig von diesen drey bis vier Fuß hohen Menschen, und es klingt zu sehr nach fabelhaften Erzählungen, als daß man hiervon was Gewisses sagen könnte. Die eigentlichen Unterscheidungszeichen eines Einwohners von Madagaskar, sind übrigens sein grosser Wuchs, seine hurtige und stolze Geberden, ihr

Gesicht

Gesicht ist stets freundlich, und sollen nicht selten die unredlichen Absichten dadurch verdunkeln. Sie sind zwar zu Künsten geneigt, aber zu träge, sie auszuüben. Bey der geringsten Unpäßlichkeit legen sie sich nieder, und thun nachher in langer Zeit nichts. Ausschweifung ist ihre Hauptleidenschaft, zu der sich bey den meisten Nationen Aufruhr, Grausamkeit und Rachsucht gesellet. Doch dieß sind nur die Urtheile derer, die der ganzen Nation nicht wohlwollen, und aus einzelnen Handlungen auf alle geschlossen haben. Alle jetzige Reisende sagen, sie wären ein von Natur geselliges, lebhaftes, munteres, eiteles, doch auch erkenntliches, Volk und hätten jeden Reisenden, wie Brüder, aufgenommen, und in jedem Bedürfnisse unterstützt. Selbst bis an den Küsten, wo doch das Mistrauen gewöhnlich größer ist, haben die Seefahrer nur selten Gewaltthätigkeit oder Treulosigkeit erfahren.

Die **Kleidung** der Madagasker ist bloß eine drey Ellen lange Schürze, die sie über die Schultern werfen, so daß die beyden Ende vorn herunter hängen. Sie besteht aus Zeug, der aus den Blättern vom Naphia oder Muphia, einer Palmart, die mit dem Sagu auf den Molukken einerley seyn dürfte, gemacht wird. Man kennet diese Zeuge in Europa unter dem Namen Baumrindenzeuge, und einige davon sind feiner als unsere schönsten Kamelote. Die Vornehmen haben ihre Schürze von Seide oder Kattun und am Saume mit Franzen, oder kleinen gläsernen oder zinnernen Stückgen besetzt. Den Kopf bedecken sie mit einer Kappe aus Binsen. Die Weiber umgürten sich mit einer blauen Leinewand von drey bis vier Ellen, welche ihnen statt eines Rockes dienet, unter welcher sie noch ein Stück weiße Leinewand tragen. Auch haben sie noch eine Art von Korset oder Halb-

Halbhemd von blauer Leinwand, das nur bis an die Hälfte des Busens hinunter reicht, und vorn mit vielen goldenen und silbernen Plättchen gezieret ist. Sie tragen auch Ohrgehänge, silberne und gläserne Armbänder, und um den Hals goldene oder silberne Ketten, die im Lande selbst verfertiget werden.

So viel sie auf ihren Putz bedacht zu seyn scheinen, so einfach sind sie in ihren Nahrungsmitteln und Speisen; sie bestehen gewöhnlich in Kuhmilch, Reis und Wurzeln, und nur an Festtagen oder bey besondern Feyerlichkeiten Fleisch. Meistens essen sie auch Reis, mit Fischen und Hühnern vermischt. Ihr liebstes Getränke ist eine Art von Meth, oder ein aus Zuckerrohr bereiteter Wein, auch aus Bananas, der zwar so stark nicht, aber sehr lieblich vom Geschmack ist. Auch brauchen sie die Vorsicht, das Wasser zum Trinken erst allemal abzukochen, welches hier, wo es sehr schlecht ist und fast immer Seewasser bey sich hat, sehr nothwendig ist. Statt des Tischtuches und der Schüsseln bedienen sie sich der Blätter vom Pisang, auf deren eines Ende sie den Reis und auf das andere das Fleisch legen; so wie sie auch zum Reisessen ein Stück Pisangblatt nehmen, das wie ein kleiner Trichter gebogen ist, womit sie etwas Brühe auffassen.

Ihre Häuser haben weder Festigkeit noch äusseres Ansehen, und verdienen kaum Häuser genannt zu werden. Viele derselben haben nur ein einziges Gemach, in welchem die ganze Familie schläft. Das Zimmerwerk daran besteht aus dicken, in die Erde gesteckten Pfählen, und die Wände sind aus zusammengesetzten und an Latten von Bambusholz gehefteten Ribben von Ravenalablättern verfertigt und inwendig mit Matten behangen. Das Dach ist ebenfalls mit solchen Blättern bedeckt, deren Ribben nahe an einander

ander stoßen, welches dem Dache eine feste Oberdecke giebt. Der Fußboden ist gewöhnlich ein oder zwey Fuß hoch erhaben; besteht ebenfalls aus Bambushürden, und ist mit Matten belegt, außer an der einen Ecke, wo der Heerd zum Kochen angebracht ist. Auf diesem Heerde unterhalten sie ihrer Gesundheit wegen beständig Feuer, sogar die Nacht hindurch. Nichts schöner sind die Wohnungen der Vornehmern, und das Einzige, wodurch sie sich unterscheiden, ist ein darum gezogenes Pfahlwerk und ein vor dem Hause stehender Mast, der höher als das Gebäude ist, und woran die Hörner von alle den Ochsen hängen, die man an öffentlichen Festen geopfert hat. Ihr Hausgeräthe besteht aus etwas irdenem Küchengeschirr, aus Kalabaschen oder Kürbissen zum Wasserschöpfen, und aus einigen kleinen geflochtenen Körben, worinnen sie ihre Schürzen verwahren.

In Absicht ihres **ehelichen Lebens** und in der Art ihrer Verheurathung haben sie das Besondere, daß sich der künftige Mann wenig oder gar nicht um die Aufführung oder um den guten Ruf seiner Braut bekümmert. Ein Vornehmer nimmt ihrer gemeiniglich viere zu Frauen, jede wohnt besonders, und jede hat gleiche Rechte. Die Neigung der Kinder kommt wenig dabey in Erwägung, sondern man hält bey den Eltern um sie an, beschenkt sie hernach dafür mit Ochsen, Schafen, silbernen oder goldenen Armbändern, oder andern seinem Stande gemäßen Dingen. Sonderbar ist es, daß hier die Religion gar nichts dabey zu thun hat, da sie doch außerdem so viel abergläubische Gebräuche zu Religionshandlungen machen. Allein ihre frühe Verheurathung, die gewöhnlich im neunten und zehnten Jahre geschiehet, beraubt sie einer Menge Menschen eben so sehr, wie der obengenannte unnatürliche Gebrauch des Verstoßens ihrer Kinder.

Wird

Wird nämlich ein Kind an einem Unglückstage geboren, so wird es nicht gesäuget, sondern weggesetzt, statt daß man bey andern überaus fröhlich ist. Man badet sie im fließenden Wasser; die Mütter tragen sie in einem Tuche auf dem Rücken, und äußern überhaupt alle mögliche mütterliche Zärtlichkeit, zu so grausamen Entschließungen sie andrer Seits ihr Aberglaube verleitet.

Daher ist es gekommen, daß man behauptet, die Einwohner von Madagaskar hätten gar keine Religion; allein so unschicklich sie auch immer diesen Namen führen mag, so glauben sie doch an einen Gott, den sie Janhar nennen, und dem sie die Erschaffung und Abstammung alles Guten und nichts Bösen zuschreiben. Dagegen halten sie den Teufel Angat genannt, für den Urheber alles Uebels und aller Laster, weshalb sie ihm bloß aus Furcht Geschenke bringen, und beym Opfer das erste Stück zueignen. Auch beten sie eine dritte Gottheit an, welche sie den Gott der Reichthümer nennen, und unter welchem sie das Gold verstehen. Abgerechnet der auffallenden Fabeln, die sie in ihre Erzählungen mischen, haben sie verschiedene Begriffe von der Bevölkerung der Welt durch das erste Menschengeschlecht, selbst von der Person Christi, den sie Rahissa nennen, die wenigstens Spuren ehemaliger Kenntniße, oder wenigstens Umgang mit christlichen Nationen vermuthen lassen. Doch haben sie weder Tempel, noch eine andere sichtbare Gottheit, als die sich jeder in seinem Hause macht, und eine Gattung von Grillen ist. Die Grille sitzt in einem Korbe, wird darin gefüttert, und hat die schönsten Sachen des Hausherrn neben sich liegen. Das ganze Wesen zusammen nennen sie ihr Oly, um welches sie in sinnlosem Tanzen umher tanzen. Wenn es ihnen einfällt, als habe ihnen Oly etwas eingegeben,

ben, so vollziehen sie es auch sogleich unerschrocken. Ob sie gleich keine andere Gesetze kennen, als die Gesetze der Natur, so sind sie doch ausnehmend abergläubisch, und bey ihrem groben Begriffen vom Sterndeuten, verbinden sie mit allem, was ihnen einfällt, eine Vorbedeutung; daher sie auch allezeit ihre Wahrsager zuvor um Rath fragen, ehe sie etwas von Wichtigkeit unternehmen. Ihre bösen Tage nehmen mehr als die Hälfte des Jahres weg, und man kann also denken, wie viel tausend Kinder Schlachtopfer dieses Aberglaubens werden. Zuweilen giebt es noch Väter, die menschlich genug sind, diese ausgesetzten Kinder von Sklaven aufsuchen und ernähren zu lassen, allein sie werden niemals mehr für ihre rechte Kinder angesehen. So glauben sie auch, daß die Menschen nach dem Tode böse Geister werden, die ihnen manchmal erscheinen und im Traume mit ihnen reden. Den Lehrsatz von der Seelenwanderung kennen sie zwar nicht, aber doch halten sie dafür, daß einige Seelen, nach dem Charakter der Person, in einen Thierkörper oder in eine Pflanze übergehen.

Es nennen sich einige von ihnen Muselmänner, ob sie schon nicht das Mindeste vom Muhamed wissen, vielleicht bloß deshalb, weil sie mit Arabern handeln, die ihnen das Geld wieder abnehmen, das sie jährlich von den Franzosen für Sklaven, Ochsen und etliche Millionen Scheffel Reis lösen. Mit diesen falschverstandenen Begriffen von Muhamedismus verbinden sie die ausschweifensten abergläubischten Handlungen. Schon in ihrer Kindheit werden sie beschnitten, und diese Ceremonie wird aller drey Jahr vorgenommen, wo man einen großen Fasttag feyert, und an demselben alle Kinder aus der Nachbarschaft herbey bringt. Das Oberhaupt läßt verschiedene Ochsen schlachten und Tock herbey schaffen, welches ein aus

Zucker-

Zuckerrohr mit Bela-aye bereitetes Getränke ist. Das Fest dauert, so lange die Lebensmittel zureichen, und wenn diese aufgezehrt sind, kehrt jedes wieder nach Hause. Dagegen geht die Achtung für ihre Vorältern wieder weiter, als man denken sollte, und es ist was Gewöhnliches, Männer vom hohen Alter noch auf dem Grabhügel ihrer Eltern weinen zu sehen, oder sie in wichtigen Angelegenheiten um Rath fragen zu sehen. Diese starken und wohlgestalten Inselbewohner sind gegen die gegenwärtige Zeit nicht so gleichgültig, als gegen die Zukunft. Da sie in ihrer Religion, Sittenlehre oder Policey keine Zwangsgesetze kennen, so überlassen sie sich ganz und gar dessen, zu was sie ihre Leidenschaft reitzet. Sie lieben die Feste außerordentlich, so auch den Gesang, Tanz und starke Getränke, doch mehr als das alles, das weibliche Geschlecht. Alle Augenblicke eines müßigen, ruhigen und mit allem Bedürfnissen reichlich versehenen Lebens werden in sinnlichen Vergnügungen hingebracht; welche die Natur den nördlichen Wilden verweigert, und sie genöthiget hat, ihre Kräfte zur Ausfindung nothwendiger Nahrungsmittel anzuwenden.

Man sollte auf die Gedanken kommen, daß sie Anbeter des Meeres wären, wenn man sie eine Ceremonie beobachten siehet, die sie, so oft sie eine Reise längst der Küste hin machen, vornehmen. Es ist dieses eine Art von Segnung, die sie dem Schiffe ertheilen. Der Steuermann faßt mit einem Stück Ravenablatt etwas Seewasser auf, und richet alsdann Gebete an das Element, das ihn nun tragen soll; beschwört es, seinem Schiffe nichts zu Leide zu thun, selbiges vielmehr vor allen Klippen zu bewahren, und bald mit vielen Sklaven beladen, wieder in den Hafen zu bringen, hernach läßt er sich ins Wasser hinab, fährt

rings

rings um das Fahrzeug herum und besprengt es allenthalben mit Wasser. Hierauf kommt er wieder ans Gestade, gräbt ein Loch in die Erde und legt ein Stück von obigem Ravenalablatt hinein. Die übrigen Schwarzen, welche die Fahrt mit machen sollen, setzen sich in einem Kreis herum, richten Gebete an das Meer, machen das Fahrzeug flott und laufen dann aus. Man irret, wenn man glaubt, diese und alle andere Ceremonien verrichteten ihre Priester, die man Ombis nennt; sie haben gar keine, und diese sind nichts als Betrüger, die sich für Zauberer ausgeben.

Etwas mehr Einfluß hat die Religion auf die Art ihrer Begräbnisse. Noch ehe sie sich zu schwach fühlen, legen sie ein förmliches Bekenntniß ihres Lebenswandels ab, segnen ihre Kinder, bitten Gott um die Vergebung der Sünden, bringen Versöhnopfer, und theilen ihren Kindern die besten Vermahnungen zum Guten mit. Ist jemand gestorben, so waschen ihn die Anverwandten, schmücken ihn mit allerhand Zierrathen, und legen ihm verschiedene Kleider und Zierrathen an. Hierauf wickelt man ihn in eine Binsenmatte; setzt zwey Lichter zu ihm und alle Anwesende erheben ein lautes und langes Klagen und Weinen. Diese Traurigkeit geht dann in eine Art von Tanz über, der sehr ernsthaft und nach einer Trommel getanzt wird, worin man so wohl die Betrübniß auszudrücken sucht, als auch d bey die Verdienste des Verstorbenen laut dabey zu erheben pflegt. Es ergehen dabey mancherley Fragen an den Verstorbenen auf deren Beantwortung man bis gegen den Abend wartet; alsdann wird ein Ochse geschlachtet, den die sämmtliche Gesellschaft verzehret. Während der Nacht schießt man Flinten vor dem Hause los, um die bösen Geister zu vertreiben. Den andern Morgen wird die Leiche in einen Sarg gelegt, der aus zwey Baumstämmen ge-

macht ist, und man setzt sie unter einem hölzernen Hause bey, doch ist dieß nur eine Ehre für die Vornehmern, denn gemeine Leute begräbt man nur zwischen zwey Pfähle. Man läßt dem Todten eine Pfeife, Taback, Feuer und eine Schürze zurück, und bedient ihn eine Zeitlang mit Speise. Stirbt aber ein Großer außerhalb seines Vaterlandes, so hauet man ihm den Kopf ab, und bringt ihn in sein eigenes Land. Stirbt er in der Schlacht, so begräbt man ihn auf dem Schlachtfelde, und dann erweisen sie, wie schon gesagt, ihren Verstorbenen die möglichste Achtung. Auf dem Begräbnißplatze errichtet man eine Hütte, und hängt vor derselben an einer Stange von alle den Ochsen, die bey seinem Tode geschlachtet worden, die Hörner auf.

Alle ihre **Vergnügungen** sind so wenig geschickt, ihrem Körper Nahrung zu verschaffen, als es die Religionsübungen für den Geist sind. Gemeiniglich versammeln sich die Einwohner einer Stadt oder eines Fleckens nach Sonnenuntergang bey dem Donak, oder Oberhaupt, tanzen und jauchzen vor seinem Pallast, es wäre denn, daß sie Alter oder Krankheit davon abhielte, sonst kommen sie gewiß alle zusammen. Allein, diese Art des Vergnügens dauert nur kurze Zeit, und ist mehr ein sinnloses Durcheinanderlaufen, mit abscheulichem Geschrey begleitet. Dann erzählen sie die Thaten ihrer Vorfahren, auf eben dieselbe Weise mit gräßlichem Geschrey begleitet; oder sie erheben die Tapferkeit ihres Fürsten und suchen Prophezeyungen aufzubringen. Ist es ja einmal ein Tanz, der ohne Lärm geschieht, so tanzen die Weiber im Kreise, nach dem Klange eines Instruments, das aus einem dicken Rohr besteht, und statt der Saiten mit Fäden bezogen ist. Sie können es fast alle spielen, und es ist auch die einfachste Art des Erlernens. Sie stämmen

men es an die linke Brust, welche von einem halben Kürbisse, der unten an das Rohr befestiget ist, bedeckt wird; die Saiten werden mit der rechten Hand berührt und laut dazu gesungen.

Ihre einfache Lebensart findet in diesen Dingen hinlängliches Vergnügen, und ihre hauptsächlichen Beschäftigungen sind diesem Vergnügen auch ziemlich angemessen. Die Sorge für ihr Vieh, das ihren größten Reichthum ausmacht und besonders den Männern obliegt, ist das einzige Hauptgeschäfte dieser Insulaner. Der Reis und Wurzelbau gehört hingegen den Weibern. Diese machen, neben der grossen Zehe am rechten Fuß, mit einem Stock ein Loch in die Erde, und werfen Reiskörner hinein, dasselbe thun sie auch bey dem Wurzelbau, und auf diese Weise ist ihre Arbeit nicht mühsam. Zwar ist, wie wir schon gesagt haben, der Ackerbau noch nicht sehr weit gekommen; sie ackern an manchen Orten das Feld nicht, sondern verbrennen nur das in den Sümpfen wachsende Gras, und säen dann, zu Anfange der Regenzeit, ihren Reis darauf, oder sie geben sich wohl nicht einmal die Mühe zu säen, sondern lassen einige Aehren auf den Stengeln stehen, von denen die künftige Aussaat von selbst ausfallen und aufwachsen muß.

In demselben Verhältnisse stehen die Künste dieser Leute. Die Weiber im südlichen Theile verfertigen zwar Schürzen von Baumwolle und Seide, und die im nördlichen Theile von Raphiablättern, allein sie sind beyde sehr kunstlos. Ihre Weberstühle sind sehr einfach, und bestehen bloß aus vier in die Erde gesteckten Stücken Holz. Zwar findet man auch Goldarbeiter und Schmiede unter ihnen, welche Ketten und andere Sachen verfertigen, die aber weder künstlich sind, noch gefallend aussehen. Auch haben sie es soweit gebracht, alle zu einer Flinte gehörigen einzelnen

Stücke machen zu lernen, allein zum Bohren des Laufes, als der Hauptsache, haben sie es noch nicht bringen können.

Handlung und Gewerbe treiben sie unter einander durch Tausch. Sie haben keine Münze, sondern die Kramwaaren und Glaskorallen vertreten die Stelle derselben. Ja, sie haben so gar nur wenige oder gar keine Begriffe vom auswärtigen Handel, daher sie nie auf die Vermehrung oder Benutzung ihrer Produkte, oder daran sie an auswärtige zu verhandeln denken Die geringste Sache, sobald sie ihnen gefällt, hat bey ihnen viel mehr Werth als die vortrefflichste Seltenheit. So hat, zum Beyspiel, ein kupfernes Halsband vor dem schönsten Edelstein den Vorzug, und sie lachen, wenn ihnen Fremde dergleichen unbedeutende Dinge aufzusuchen anrathen. Sie schätzen weder ihre Kostbarkeiten, noch sind sie von dem Werthe derselben unterrichtet, und brennen bey ihren Opfern eben so oft ein Stück Ambra von sehr hohem Gehalt, als das unbedeutendste Stückgen Holz.

Wer wird von ihnen erwarten, daß sie es in der Gelehrsamkeit nur zur mindesten Vervollkommnung haben bringen können; obgleich ihre Sprache ihnen hierzu keinesweges hinderlich, wohl aber beförderlich seyn würde. Die Sprache der Madagasker scheint mit den morgenländischen Sprachen einige Verwandschaft zu haben; sie ist reich an Worten, und ist auf der ganzen Insel einerley; nur hier und da leidet die Aussprache einige Abweichungen; in einigen Provinzen spricht man geschwind, in andern langsamer, in manchen erhält die Sprache eine gezwungene Zärtlichkeit, die sie mißfallend macht. Ihre Ombiassen schreiben mit arabischen Buchstaben, welche schon einige Jahrhunderte unter ihnen eingeführt sind. Das Papier, welches sie selbst verfertigen, be-

steht

steht aus der mittlern Rinde eines Baumes, Avo genannt, welcher Bast so zart ist, daß man Panges daraus verfertiget, welche den seidenen gleichen. Auch ist die Zubereitung dieses Papieres fast dieselbe, wie in Europa, freylich mit weit weniger Werkzeugen und mühsamer. Ihre Tinte wird aus einem gewissen Holz bereitet, das man im Wasser kocht, und das Wasser verdicken läßt; sie ist mit etwas Vitriol vermischt, so gut und schwarz, wie die unsrige. Anstatt der Federn haben sie Rohrstöcke in der Größe einer Hand, und zwar so dick als unsere Kiele; auch werden sie auf dieselbe Weise geschnitten und gespalten.

Doch ist diese Kunst nur ein Geheimniß der Ombiassen, und nur sie besitzen Bücher, die von der Arzeney und Sternkunde handeln; weshalb auch die Aerzte in großer Achtung stehen, obgleich ihre ganze Kenntniß, bloß in einer unvollständigen Kräuterkunde besteht, deren Nutzen und Wirksamkeit sie weder selbst verstehen, noch durch bewerthe Erfahrungen verstehen lernen können. So lange sich die Natur ohne Hülfsmittel zu helfen vermag, so lange hat es auch den Anschein, als ob die Bemühung des Arztes die Ursache davon sey; sobald aber die Krankheit unheilbar wird, sobald hört auch die Kenntniß des Arztes auf, und alles, was man thut, ist, man steckt ärgend einen Baumast, der seine Blätter noch hat, über die Hausthüre, und verschließt sie mit einer in ein Dreyeck gezogenen Schnur, vermittelst eines in die Erde gesteckten Steckens. Durch dieses Zeichen giebt man den Fremden zu verstehen, daß sie nun nicht, wie gewöhnlich, hierein kommen sollen, und daß die Thüre nur dem Arzt und andern zum Dienst des Kranken brauchbaren Personen geöffnet werde. Wird die Krankheit zum Tode, so verordnet der Arzt die Opfer,

und man schlachtet Ochsen, die den Nachbarn ausgetheilet werden, nachdem man allemal vorher einen Theil für die wohlthätige Gottheit, den andern für das beschädigende Wesen weggethan hat.

Da Madagaskar in große und kleine Provinzen eingetheilt ist, und jede dieser schwachen Gesellschaften einen ihr eigenthümlichen Bezirk regieret, den sie nach ihren Gewohnheiten und nach Gefallen verwalten, ein bald gewähltes, oder ein Erboberhaupt zum Regenten hat; so kann auch die Justizverwaltung nicht anders als auf das Recht der Natur und der Gewohnheiten gegründet seyn. Die ganze Nation hat keine geschriebene Gesetze, sondern die Fürsten halten aufs strengste über die Gesetze der Natur. Der Mord wird mit dem Tode und der Straßenraub mit vierfacher Ersetzung des Geraubten bestraft; hat aber der Räuber keine Mittel, das Eigenthum wieder zu erstatten, so wird er der Sklave des Beleidigten. Dabey bedienen sie sich verschiedener Proben, wodurch sie glauben, die Wahrheit zu erfahren, ob sie gleich an sich nicht die vernünftigsten sind. Die erste besteht darin, daß man bey dem Kayman schwört. Die, welche sich dieser Probe unterwerfen, müssen durch einen Fluß waten, worin sich diese Thiere in Menge aufhalten, und eine Zeitlang darin verweilen; werden sie von den Kaymans nicht angefallen, so hält man sie für unschuldig. Die südlichen Bewohner haben eine andre Wasserprobe. Man wartet, bis die See äußerst stürmisch ist, und setzt dann den Schuldigen auf einen außer dem Fort Dauphin liegenden Felsen; wird er da von den Wellen verschont, so ist seine Unschuld erwiesen. Eine andre Probe ist die mit dem Feuer, daß man ein glühendes Eisen über die Zunge zieht. Da es unmöglich ist, daß diese nicht davon verletzt werde, so werden allezit diejenigen, welche sich dieser

ser Probe unterziehen müssen, für schuldig erkannt. Noch eine andere Art ist die Giftprobe. Das Daughin ist eins der tödtlichsten Gifte aus dem Pflanzenreich. Man läßt solches in zweifelhaften Fällen, wo es an Beweisen mangelt, die Beschuldigten verschlingen; doch werden nur Leute, welche Sklaven und Heerden besitzen, dieser Probe unterworfen. Stirbt einem Oberhaupte ein Anverwandter, und es ist ihm etwa ein reicher Privatmann bekennt, so veranstaltet er einen Rabar, d. i. eine Rathsversammlung der Vornehmsten im Dorfe und der benachbarten Dorfshäupter, klagt vor ihnen den Mann, dessen Güter er an sich ziehen will, an, er habe seinen Freund mit Gift vergeben, und verlangt, daß er das Daughin nehmen solle. Findet er Gehör, so geht er nun selbst zu dem Angeklagten und kündiget es ihm an. Jener, weil er sich in seinem Gewissen rein glaubt, hofft, das Gift werde ihm nichts schaden, bestimmt selbst, woran er es nehmen will, läßt seine Verwandten zu sich kommen, und bereitet sich zur Probe vor, indem er nichts von alle dem genießt, was Leben hatte. An dem gesetzten Tage reicht man ihm eine starke Dosis Gift, die ihn alsdann, wie ganz natürlich, tödtet. Er wird dahero für schuldig erklärt, und seine Verwandten werden Sklaven des Oberhaupts, dem nun die Güter des Unglücklichen von Rechtswegen zugehören. Indeß, da es diesem nur um die hinterlassenen Heerden und Sklaven zu thun ist, so schenkt er oft jenen die Freyheit. Diese und ähnliche andere Rechte sind hier so fest gegründet, und werden so streng beobachtet, als ob sie durch tausend Gesetzbücher befestiget wären.

Weil nun die Insel niemals einem höchsten Regenten unterworfen gewesen ist, sondern unter vielen Fürsten und Oberhäuptern stehet, so sind diese auch

stets in Kriege verwickelt, wo einer den andern zu vertreiben denkt. Ob schon das Oberhaupt eine ziemliche Gewalt hat, so kann er doch nicht anders, als mit Einwilligung der vornehmsten Glieder des Staats den Krieg anfangen, noch auch anders, als mit Beysteuer und freywilliger Theilnehmung seines Volkes, solchen fortführen. Die Verheerung der besäeten Felder, oder der Raub einer Heerde, die Entführung der Weiber und Kinder, sind die gewöhnlichsten Quellen ihrer Streitigkeiten. Diese rohen Völker werden von der Wuth, durch Ungerechtigkeit und Gewalt etwas an sich zu ziehen, eben so sehr gequält, als die aufgeklärtesten Nationen. Zwar sind ihre Feindseligkeiten nicht mörderisch; aber die Gefangenen werden allemal zu Sklaven gemacht. Man hat zwar zu Madagaskar eben nicht viel Begriffe von Eigenthumsrecht, von dem Geschmack an Arbeit, den Beweggrund zur Vertheidigung. Daher zeigen diese Völker auch wenig Anhänglichkeit an ihren Geburtsort. Gründe des Mißvergnügens, der Zuträglichkeit oder der Nothwendigkeit, verursachen, daß sie ihren Aufenthalt gegen einen andern bessern, oder auf dem von ihren Feldern entfernten Gegenden, leicht vertauschen. Oft wählen sie sich bloß aus Unstätigkeit ein ander Vaterland, um es noch einmal zu vertauschen, wenn sie auf irgend eine Weise etwas begangen, oder Verantwortung zu erwarten haben; denn sie wissen daß sie überall Felder zum Anbauen finden werdn. Diese sind niemals abgetheilt worden, sondern gewöhnlich besäet solche die Gemeinheit, und diese vertheilt dann auch die Erzeugnisse unter sich; daher das bürgerliche Recht eben so unbedeutend als das Staatsrecht ist. Ob sie schon genöthiget sind, Kriege zu führen, so ist ihnen doch die Kriegskunst unbekannt; sie ziehen nie ordentlich gegen einander zu Felde, sondern nähern sich durch allerhand Umwege heimlich der feindlichen

chen Hauptstadt, thun unversehens einen wilden Angriff mit erschrecklichem Geschrey, dringen hinein, und machen alles nieder, oder zu Sklaven. Gewinnt aber der überfallende Theil Zeit, sich zusammen zu ziehen, so wird das Blutbad größer, und dann bleiben gewöhnlich von beyden Seiten nur wenig übrig. Ihre Waffen sind lange und große eiserne Wurfspieße, deren einer gemeiniglich zehn bis funfzehn führet; auch haben einige Schilde und Andere Bogen und Pfeile. Die Nation der Manambruller wird unter allen für die tapfersten gehalten; allein sie streiten ebenfalls ohne Ordnung, machen dabey tausend lächerliche Stellungen, und stoßen singend allerley Schmähungen gegen den Feind aus. Während die Männer im Kriege sind, so lassen die Weiber keinen Tag oder Nacht vorbeygehen, ohne zu tanzen; weil sie dafür halten, sie flößen ihren Männern dadurch Muth und Stärke ein. Im Fall, daß ein Fürst Frieden verlangen sollte, so schickt er einige von seinen Unterthanen mit Geschenken an den Feind; welcher ihm gleichfalls Gesandte mit Geschenken zuschickt und eine Zusammenkunft vorschlägt. Am festgesetzten Tage kommen sie mit gerüsteten Heeren bey einem Flusse zusammen, schlachten beyderseits einen Ochsen, und schicken einander ein Stück Leber, welches sie aufessen müssen. Dann schwören sie, den Frieden zu halten, und gehen aus einander. Sind aber die beyden Partheyen nicht gleich mächtig, so muß sich der Schwächere dem Mächtigern unterwerfen, und der Sieger schickt alsdann dem Besiegten ein Stück Ochsenleber, um ihn zur Treue zu verbinden.

So war Madagaskar beschaffen, als im Jahr 1665 vier französische Schiffe daselbst anlangten. Die Gesellschaft, welche sie ausgerüstet hatte, war entschlossen, auf dieser Insel eine dauerhafte Besitzung anzulegen, und die Ausführung desselben konnte nicht

kostbar seyn. Alle Colonien, welche die Europäer in Amerika, um Erzeugnisse davon zu erhalten, oder auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung auf Isle de France und Bourbon, St. Helene, wegen der Ausbreitung ihres Handels in beyden Indien, anlegten, haben fast unerschwingliche Kosten eine lange Zeit hindurch undviel Arbeit erfordert. Verschiedene dieser Gegenden waren völlig verlassen, und in den andern sah man bloß Einwohner, die man ohnmöglich nützlich machen konnte. Madagaskar stellte einen von Natur fruchtbaren Boden und eine zahlreiche, gelehrige verständige Völkerschaft dar, die nur Anleitung bedurfte, um die sich vorgesetzten Absichten zu unterstützen. Diese Insel-Bewohner waren des Zustandes von Kriegen und Anarchie, in dem sie beständig lebten, müde. Sie seufzten nach einer Staatseinrichtung, die ihnen den Genuß des Friedens und der Freyheit verschaffte. So günstige Umstände ließen keinen Zweifel übrig, daß sie sich nicht gern in die Bemühung, welche man zu ihrer Verfeinerung anwandte, schicken sollten. Mit fortgesetzten Bemühungen mußte Madagaskar viele für beyde Indien, Persien, Arabien und das feste Land von Afrika, taugliche Lebensbedürfnisse hervorbringen. Man hätte leicht Schiffe daselbst erbauen können, weil die Materialien von guter Art und im Ueberfluß vorhanden sind; selbst die Bemannung wäre leicht gewesen, weil die Leute daselbst zur Schiffahrt aufgelegt befunden wurden. Alle diese Veränderungen würden eine Dauer gehabt haben, welche die Eroberung der Europäer in Indien, wo die Landeseingebornen niemals unsere Gesetze, Sitten und Gewohnheiten annehmen, niemals erreichen werden.

Eine solche glückliche Veränderung mußte aber nicht das Werk der Gewaltthätigkeit seyn. Ein williges, zahlreiches und tapferes Volk würde seine Hände

de keinesweges den Fesseln, die ihn die Hand roher Fremden hätte anlegen wollen, dargeboten haben. Durch diese verführerische Lockspeise des Glückes, durch die Reitze eines ruhigen Lebens, durch die Vortheile der Staatseinrichtung u. s. w. mußte die ganze Insel zu einem, beyden Nationen gleich nützlichen, Endzweck geleitet werden. Die Gesetzgebung, welche diesen Völkern angemessen seyn sollte, mußte auf ihre Sitten, ihren Charakter, ihren Himmelsstrich passen. Sie mußte sich in allen Stücken, von der durch die Barbarey der Lehnsgewohnheiten verdorbenen und verworrnen europäischen gänzlich entfernen. Diese und noch tausend größere Vortheile hätte die französische Nation von Madagaskar ziehen können; allein das Betragen ihrer Bedienten, untergrub diese Hoffnungen, sie bereicherten sich selbst, verhaten unsägliche Summen in Kleinigkeiten und unnützen Dingen, machten sich gegen die Insulaner verhaßt, und so wurden die Theilnehmer der Gesellschaft, die diesen Plan unterstützten, wieder in Jahr 1672 gezwungen, ihre Besitzungen fruchtlos zurück zu nehmen. Der größte Theil der Franzosen, der auf der Insel geblieben war, machte sich ebenfalls mehr verhaßt, als beliebt, und wurde zwey Jahr nachher ermordet; die aber entgiengen, mußten sich auf immer von ihnen entfernen. Der Hof hatte jedoch zuweilen auf Madagaskar ein aufmerksames Auge gerichtet, doch ohne dessen ganzen Werth jemals recht zu fühlen; daher diese Macht all ihr Ansehen und ihre Handlung in Indien verlieren mußte, um der Wichtigkeit einer Insel, deren Besitz ihr wahrscheinlich dieses Uebel erspart haben würde. Seit diesem Zeitpunkt hat man bemerkt, das sie ein großes Verlangen hegt, sich daselbst niederzulassen. Die beyden Versuche vom Jahr 1770 und 1773 sollten sie nicht abgeschreckt haben, weil sie ohne Plan und Hülfsmittel geschehen sind, und

weil

weil man, statt dem Ueberfluß der Einwohner von Bourbon, dieser friedfertigen, gescheuten und der Gegend gewohnten Leute nur Landläufer hinsannde. Alles, was der Nation zu ihrer Beruhigung übrig bleibt, ob gleich diese Ruhe sehr schwankend ist, ist die, daß England ebenfalls vergebliche Versuche angewendet hat, diese Gegend zu behaupten. Die Festung Fanshere, die ihren ganzen Ernst anzeigte, hat sie demohngeachtet nicht in dem Besitz erhalten, den sie sich vorsetzten, und Portugal, als der erste Erfinder, hat es nie wieder so weit bringen können, oder bringen wollen, als an dem Tage des heil. Laurentius 1506, wo sie dieselbe entdeckten und nach dem Namen des Heiligen nannten.

Geographische Beschreibung.

Man kennet bloß die östliche Küste dieser Insel, und die vorzüglichsten Häfen an derselben sind: das Fort Dauphin, Tamatave, Foule pointe, die Insel St. Marie und der Hafen Choiseul in der Bucht von Antongil. Der westliche Theil hingegen wird, wegen der Unsicherheit dieser Küstenbewohner, sehr wenig besucht, und ist daher auch wenig bekannt. Die Spitze, worauf die Festung auf dem Fort Dauphin gebauet war, wird für die gesundeste Gegend auf der ganzen Insel gehalten. Es giebt aber wenig Vieh daselbst; daher sind die Verdrüßlichkeiten der Franzosen entstanden, welche beständig Partheyen ausschicken mußten, um solches aus andern Provinzen herbey zu holen. Der lange Weg und das beschwerliche Fortkommen in den engen Pässen, benahm den Einwohnern die Lust, es ihnen zuzutreiben. Der Hafen konnte fünf oder sechs Schiffe einnehmen, aber um sicher zu seyn, mußte man sich unter der Festung vor Anker legen, denn die Winde in der Bay sind allezeit mit Gefahr verknüpft. Außer dem vornehmsten Platze hatten die Franzosen noch andere Wohnungen;

Das Fort Dauphin.

nungen; sie dienten ihnen aber fast zu nichts, als das weggenommene Vieh daselbst zu füttern. Sie erbaueten zwar auch etwas Taback, niemals aber genug, um ihn zu verkaufen.

Die Bay von Antongil scheint einen Vorzug zu haben, weil die Schiffe sicherer darin liegen können. Ihre Oeffnung hat fünf oder sechs Stunden in der Breite, und nimmt auch nach und nach mehr zu. Zum Unglück sind die hier fallenden Regen gefährlich, und machen die Gegend sehr ungesund. Die Holländer laden alle Jahre daselbst für zwey Schiffe, welche sie von dem Kap der guten Hoffnung abschicken, und hier ist auch der beste Reis, den die Holländer gegen allerhand Arten von Eisen und Klipperarbeiten eintauschen. Die Bay von Antongil.

Die Bay St. Augustin, ob sie schon keinen sonderlichen Sicherheitsort für die Schiffe abgiebt, ist doch lange Zeit die Niederlage der englischen Schiffe auf ihren Reisen nach Indien gewesen. Sie mußten ihre Zuflucht zu einer zwey Stunden weit entlegenen Insel nehmen, wo sie ein kleines Fort von Erde, auf einer sehr dürren Ebene, angelegt hatten; weil aber die Leute, die sie daselbst zurückließen, alle an Krankheiten starben, so haben sie die ganze Einrichtung eingehen lassen. Man bedient sich dieser Bay, um frisches Wasser und Holz zu laden, weil die Schaluppen die Bequemlichkeit haben, in zwey Flüsse einzulaufen, wo die Schwarzen auch Rindvieh gegen Salz herbey bringen; welches letztere ungemein selten daselbst ist. Insonderheit lieben diese Wilden das Schießpulver, ob man schon kein Feuergewehr bey ihnen antrifft. Sie haben auch Schalen von Schildkröten, allerhand Muschelwerk und eine Art von Gummi, dem Drachenblute ähnlich, dessen sie sich anstatt des Peches bedienen, um ihre Schiffe damit zu bessern. Die Bay St. Augustin.

Die

Die nördliche Spitze von Madagaskar ist noch wenig bekannt, weil viele kleine Inseln, Klippen und Sandbänke da herum liegen, welche die Schiffahrt gefährlich machen. Dieser Theil der Insel krümmt sich nach dem indianischen Meere zu, und ist schmaler, als der südliche, welcher sich bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung erweitert. An den Küsten, ja auch in dem Innersten der Insel, sieht man Städte, Flecken und Dörfer. Es giebt einige von diesen Städten, welche gegen tausend Häuser haben, und mit Gräben und Pallisaden umgeben sind. Diese Häuser sind aber nichts als hölzerne Baraken mit, Blättern gedeckt und so niedrig, daß man kaum darinnen stehen kann. In der Mitte ragt das Herrn-Haus hervor, welches höher und größer, aber von eben den Materialien, gebaut ist, d. h. mit Holz, Bretern und Baumblättern.

Hier folgt noch eine kurze Beschreibung der mittäglich Provinzen, die wir kennen.

Die Provinz Matalan.

Die Provinz Matalan ist ohnstreitig eine der besten auf Madagaskar. Sie liegt auf einem angenehmen Hügel, dessen Anhöhe einen sanften, sich bis an das Seeufer hin erstreckenden, Abhang bildet, den verschiedene stillfließende Bäche durchschneiden, und die Fruchtbarkeit des Bodens vermehren. Man findet daselbst viel hochstämmiges Holz, eine Menge Kokos-Areken und andere Palmbäume, den Maniock, Pataten und die Kambarts gedeihen zu einer seltenen Stärke, und das Zuckerrohr wird daselbst viel schöner, als auf andern Inseln. Die Einwohner bauen den Reis auf trocknem Boden. Diese Provinz wird von zwanzig Dorfsherren beherrscht, von denen einer in wichtigen Vorfällen ein überwiegendes Ansehen hat. Man nennt sie Zafe Raminie, und sie stammen alle von einer arabischen Familie ab, die sich in dieser Gegend

gend niedergelassen hat, und deren Oberhaupt Raminie hieß. Dieser hatte viele Kinder: zwey davon zogen sich in die Provinz Anossie, machten sich zu Herren derselben, und ihre Nachkommen beherrschen sie noch immer; die übrigen erbten die Würde ihres Vaters, die nun seit ohngefähr dreyhundert Jahren bey ihren Abkömmlingen geblieben ist. Matalan nährt ohngefähr sechstausend Einwohner und viertausend Stück Hornvieh, Hammel und Ziegen sind selten, Federvieh aber giebt es im Ueberfluß. Auch findet man eine große Menge wildes Geflügel und verschiedene Arten von Tauben und Papogoyen.

Die Provinz Manatinghe wird von dem Fluß Menanpanie bewässert, der sich in verschiedene Arme theilet. Die Inselchn, welche er bildet, werden sehr oft von ihm unter Wasser gesetzt, und es entstehen daraus in der Folge viel Moräste, welche die Provinz ungesund machen. Ihre Produkte, an welchen sie zwar nicht so sehr ergiebig ist, als die erstere, sind inzwischen die nämlichen. Sie ernährt gegen zweytausend Stück Hornvieh und dreytausend Einwohner, die von acht Herren, welche Zaphe-Raniu heißen, regiert werden. Diese letztern Eingeborne des Landes, sind fast immer mit den Zaphe-Raminies in Krieg verwickelt, indem sie selbige für fremde Usurpatoren ansehen. Sie haben einen verrätherischen Charakter, und werden deshalb von allen ihren Nachbarn gefürchtet. Die Provinz Manatinghe.

Die Provinz Anossie ist diejenige, in welcher das Fort Dauphin liegt, dessen wir schon oben gedacht haben. Diese ganze Provinz enthält gegen funfzehntausend Stück Hornvieh, und in derselben schlägt auch die Ziegen- und Hammelzucht am besten an. Die Pomeranzen und Bananen, Ananas und Granaten sind die gemeinsten Früchte hieselbst; auch sieht man einige Die Provinz Anossie.

einige Weinstöcke, die, ohne Kultur, die schmackhaftesten Trauben tragen. Die Anzahl der Menschen beträgt zehntausene Seelen, die unter der Regierung zweyer Oberhäupter stehen, welche mit denen in Matalan einerley Namen führen, weil sie von eben den zwey Söhnen des Raminie abstammen, die höchste Gewalt gleich unter sich vertheilen und das Recht über Leben und Tod ihrer Unterthanen haben. Man findet in dem Teiche Fauzer immer noch die Ruinen einer Schanze, welche die Portugiesen 1506 daselbst angelegt haben, als sie auf Madagaskar landeten. Auch sieht man beträchtliche Höhlungen auf einem Berge, dessen Mienen sie bearbeitet und, woraus sie, wie die Einwohner sagen, viel Gold gezogen haben sollen.

Die Provinz Andrue.

Die Provinz Andrue wird von dem Fluß Mandar bewässert, der sich alljährlich nur zwey oder dreymal ins Meer ergießt, und auch weiter als zwanzig Mailen Landeinwärts Seewasser mit sich führet. Dieses Land ist ungemein flach, und hat mit der See fast einerley Höhe; daher auch alle Gewässer unrein sind. Der Boden ist trocken und zum Reisbau nicht sehr geschickt. Die Einwohner bauen Sorg, Mais, Pataten, Baumwolle und den Wunderbaum, wovon sie ein Oel machen, das sie bey ihren Nachbarn gegen Reis vertauschen. Sie sind wilderen Charakters als die letztern, und diese und jene vom Handel mit den handelnden Nationen abzuschrecken, bereden sie andere, daß sie nur Sklaven kaufen, um sie zu essen. Diese Provinz enthält dreytausend Einwohner, die von acht Oberhäuptern regiert werden, und ernährt zweytausend Stück Vieh nebst ansehnlichen Schaf- und Ziegenheerden.

Die Provinz Antekuda.

Die Provinz Antekuda oder Empate enthält sechstausend Einwohner, die unter eilf Oberhäuptern stehen. Sie sind aus den anliegenden Provinzen ausgewan-

gewandert, und leben daher immer mit ihren Nachbarn im Streit: Ihr Boden besteht aus einer röthlichen Erde, die bloß zum Bau von Sorg, Pataten und Mais tauglich ist. Man trifft daselbst sehr schlechtes Wasser an, und die Einwohner sind genöthigt, Regenwasser zu trinken, das sie bey stürmischem Wetter auffangen. Hier sieht man wenig Hornvieh, weil es ihnen an Weide mangelt, die Hammel aber und die Ziegen kommen sehr gut fort.

Die Provinz Mariafale hat einen sehr großen Umfang. Der Boden ist eben so dürre, wie in den vorigen. Man bauet bloß Hirse, Mais, Ambrevadis und Wasser-Melonen, doch giebt es auch einige reichlich mit Holz bewachsene Gegenden. Durch diese Provinz läuft ein sehr großer Fluß, der sich in die See ergießt und eine Bucht bildet, wo die Schiffe ankern können, wenn anders die Süd- und Südostwinde nicht an der Seite hinstreichen. Sie ernährt zehntausend Einwohner, die von zehn barbarischen Herren regiert werden. An Ochsen, Hammeln, Ziegen und Sklaven hat diese Landschaft einen Ueberfluß. Aus derselben hohlen die Einwohner des Fort Dauphin die meisten, die sie an die Franzosen verkaufen. Die Provinz Mariafale.

Die Provinz Fierien, worin die Bay St. Augustin liegt, der schon oben gedacht worden ist. Sie enthält ohngefähr achttausend Einwohner, die unter sieben Herren stehen. Die Engländer besuchen diese Bay mehr, als irgend eine andere Nation. Hier ist das Vieh sehr wohlfeil. Das Land wird von einem sehr großen Fluß durchströmt, und nährt gegen sechstausend Stück Hornvieh. Die Provinz Fierien.

Die Provinz Maschikores liegt im Innern der Insel. Sie ist voll kleiner Berge, die mit Kiesel- Die Provinz Maschikores.

steinen bedeckt sind, und enthält gegen zehntausend Menschen, die von eilf Oberherren regiert werden, und bloß nur Reis bauen, den sie, so wie das Regenwetter einfällt, in den Sümpfen pflanzen. Die Weiber ziehen Seidenwürmer, welche ihnen den Stoff geben, wovon sie Schürzen, die sehr theuer bezahlt werden und sehr im Werth sind, verfertigen. Diese Provinz ernährt gegen tausend Stück Hornvieh. Es giebt darin Brüche von weißem, schwarzem und grauem Marmor. Ingleichen eine Art von Tuffstein, den man, so wie er aus der Erde kommt, so leicht wie Seife schneiden kann; der aber an der Luft hart wird. Die reichen Einwohner haben ihre Serails, die, so wie in verschiedenen andern Provinzen, von Verschnittenen bewacht werden. Vermuthlich haben sie diese Gewohnheit, die in dem ganzen nördlichen Theil verabscheuet wird, von den Arabern angenommen.

Die Provinz Salame.

Die Provinz Salame ist von hohen Bergen eingeschlossen, von welchen sich verschiedene Bäche ergießen, die die Thäler fruchtbar machen, und auf welchen man auch eine Menge von Weinstöcken antrifft. Sie enthält gegen zweytausend Einwohner, die von fünf Oberhäuptern beherrscht werden. Es sind daselbst noch die Ruinen eines steinernen Hauses, von dreyßig Fuß in die Länge und über zwanzig in die Breite, zu sehen, das, nach dem Vorgeben der Einwohner, von Europäern erbaut gewesen seyn soll, die sich bey ihnen niederließen.

Die Provinz Elakelake.

Die kleine Provinz Elakelake liegt zwischen den beyden Provinzen Anosste und Andrue. Obschon der Boden derselben zum Anbau nicht sehr tauglich und mit eisenhaltigen Felsen bedeckt ist; so hat er doch vortreffliche Viehweiden. Sie enthält zweytausend Einwohner, die von vier Oberherren regieret werden.

Die

Die Provinz Ambulle, eigentlich nur ein Thal genannt, ist eine der schönsten Provinzen auf Madagaskar. Sie wird von einem sehr großen Fluß bewässert, und erstreckt sich auf der einen Seite bis Manatinghe, und auf der andern wird sie von einer Bergkette begränzt, die nur drey Durchgänge hat. Die Thäler zwischen den Bergen sind mit Holz, das zum Bauen geschickt ist, bewachsen, und werden von kleinen Bächen fruchtbar gemacht. Diese Provinz mag gegen funfzehntausend Einwohner enthalten, die von zwölf Herren regiert werden. Das Hornvieh wird hier mehr fett als in den übrigen Provinzen. Es finden sich auch hier zwey warme mineralische Wasserquellen, die einerley Grad der Hitze, einerley Geschmack und Kraft haben, woraus man vermuthet, daß sie einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, ob sie gleich etliche Meilen aus einander liegen. Die Eingebornen schreiben auch dem Wasser alle mögliche gute Wirkung, bey allen Arten der Schmerzen, zu. So findet sich auch hier ein kleiner Fluß, der Goldsand mit sich führet. An demselben finden sich Ueberreste einer kleinen Schanze, die ebenfalls von den Europäern angelegt seyn soll. Die Provinz Ambulle.

Die Provinz Mandrere, eigentlich ein kleines Ländchen von zweytausend Einwohnern, die von vier Oberhäuptern regieret werden, liegt auf einer sehr hohen Gebirgfläche. Vier Monat im Jahr ist es daselbst so kalt, daß das Wasser zwey Zoll dick friert. Der Boden ist sehr gut, und man bauet vortrefflichen Reis. Es sind noch die Ueberreste einer alten Wohnung zu sehen, welche die Franzosen 1662 daselbst gebauet haben. Die Provinz Mandrere.

Die Provinz Ekuda-Inwerse ist gut und fruchtbar, wird aber wenig besucht, weil die Einwohner, an der Zahl dreytausend, von sechs Oberherren Die Provinz Ekuda-Inwerse.

regiert, immer mit den Bewohnern der Provinzen, Matatan oder Manatinghe, in Krieg verwickelt sind.

Die Provinz Manatan.

Die Provinz Manatan, oder auch das Land Racki-Muschy, macht eine kleine, an dem Ursprung des Flusses Matatan liegende, Provinz aus. Der Boden ist zu dürre, daß nichts als Kambards und Pisangbäume darauf wachsen. Diese Provinz enthält zweytausend Einwohner, die unter sechs Oberhäuptern stehen, welche von einem kleinen, drey Fuß hohen, Manne abstammen sollen; und ob sie gleich die gewöhnliche Länge eines Mannes haben, dennoch den Namen Zaphe-Rakimusche, d. i. Zwerg, beybehalten haben. Allein diese Zwerg Nation hat wohl nie existiret, ausser in der Einbildung abergläubischer Reisenden. Man findet hier eine Menge wilder Ochsen, von besonderer Art; sie sind sehr klein, und haben kleine Höcker, wie die andern.

Außerhalb Madagaskar sieht man noch eine Menge anderer Inseln, womit sie gleichsam wie Jupiter von seinen Trabanten umringt wird. Einige, an der Zahl sieben, heißen Irmas, oder die sieben Schwestern. Sie gehören den Portugiesen, sind sehr unbedeutend und meistentheils unbewohnt. Die andern fünfe, Comorres genannt, nach dem Namen der größten unter ihnen, werden von kleinen Souverainen beherrscht, welche beständig wider einander zu Felde liegen, und sind mit Schwarzen besetzt, die sich kaum erhalten können. Außer ihren allgemeinen Namen haben sie noch besondere, sind auch nicht alle unfruchtbar. Die, welche Johanna oder Anjuan heißt, ist mit Bergen und Thälern bedeckt: jene geben schöne Weide und diese herrliches Obst, auch noch dazu im Ueberfluß. Wären die Einwohner nicht zu faul, so lieferte der Boden noch weit mehr, allein sie hungern lieber, als daß sie arbeiteten. Man hält sie für Nach-

Nachkommen von schwarzgelben Arabern, die sich mit äthiopischen Weibern vermischt haben. Ihre Religion, wenn sie eine haben, ist Mohämedanisch, und ihre Sprache Arabisch. Ihr Reichthum besteht in Muscheln, die in verschiedenen Theilen Asiens, anstatt des Geldes, gebraucht werden. Einige alte Ueberreste von einer großen Mauer in der Stadt Demos, auf portugiesische Art gebauet, zeugen, daß die Insel ehedem dieser Nation zugehöret hat. Es findet sich hier ein sonderbarer Baum, der von den Einländern sehr hoch gehalten wird, und dessen Stamm eine Verbindung vieler kleiner, in einander gewachsener, Bäume zu seyn scheinet, die aber nur einen einzigen Schaft ausmachen. Unter diesen Baum legt man die Körper der Missethäter zur Schau, um durch das Beyspiel der Strafe einen Abscheu an den Verbrechen einzuflößen. Keine benachbarte Nation ist so kriegerisch, wie die Anjuaner: die Männer lieben nichts als Eisen und Waffen: die Weiber sind ihre Sklavinnen.

2) Insel Bourbon.

Die Insel **Bourbon** wurde im sechszehnten Jahrhundert von den Portugiesen entdeckt, welche sie **Mascarenhas** nannten, sich aber mit der bloßen Entdeckung begnügten, und weiter keine Niederlassung darauf bildeten. So blieb sie bis 1660, da einige Franzosen und nachher noch etliche von den Trümmern der Kolonie auf Madagaskar hierher kamen, und sich anzubauen anfiengen. Diese Leute, denen es durchaus an Sitten fehlte, und die kein ordentliches Oberhaupt über sich hatten, lebten zwar in der größten Ungebundenheit, waren aber doch dabey darauf bedacht, das Land worauf sie sich festgesetzt hatten anzubauen, und europäische Getreidearten, asiatische und afrikanische Früchte, nebst einigen der Insel eigenen Gewächsen zu kultiviren. Die Auffindung eines

wilden Koffeebaumes flößte ihnen den Gedanken ein, einige Koffeebäume aus Arabien zu ziehen, und sich auf den Bau dieser zum Bedürfniß gewordnen Bohne zu legen. Das Unternehmen gelang über ihre Erwartung; und die Insel Bourbon, denn diesen Namen hatten ihr die Franzosen statt das ehemaligen gegeben, ward nun ein Gegenstand, auf welchen die französisch-ostindische Kompagnie ihre Aufmerksamkeit richtete. Unglücklicherweise hatte die Insel keinen Hafen, man richtete also sein Augenmerk auf die Insel Cerne oder Moritz, wohin 1720 einige Pflanzer von Bourbon ausgesendet wurden.

Im J. 1735 bekam Bourbon durch den Herrn de la Bourdonnais, einen Mann, dem Frankreich sehr viel verdanket, ein, so zu sagen, beständiges Daseyn, und noch ist sie durch ihre Produkte, und als eine gute Niederlage für die nach Ostindien gehenden Schiffe, von großer Wichtigkeit.

Diese Insel hat dreyßig Meilen in der Länge und etliche zwanzig in der Breite, aber der größte Theil dieses Raums ist von der Natur unnütz für seine Bewohner gemacht. Allenthalben ist sie von hohen Bergen durchschnitten, von denen drey völlig unzugänglich sind und auf sechszehnhundert Toisen hoch geschätzt werden. Unter diesen Bergen ist auch ein Vulkan, der ehemals schrecklich gewütet haben muß, da man noch in ziemlicher Entfernung von demselben Spuren des Feuers, und, wenn man drey Fuß gegraben hat, die Felsen zu wirklichen Kalche gebrannt findet. Auch sind die Gipfel der übrigen Berge alle dürre rauhe Felsspitzen, das meiste übrige Land sogar ist so abhängig, daß es nicht anders, als mit der größten Mühe, urbar gemacht werden kann. Die Ufer sind äußerst steil, und liegen beständig voll Kiesel, welche von den Wellen darauf geworfen werden, die zuweilen so gewaltig

gehen,

gehen, daß das Ufer mit einem Gäscht bedeckt wird, der sich wie Schnee ballen läßt.

Die Luft ist ziemlich heiß, aber doch gesund, wie denn auch die Einwohner ein sehr hohes Alter erreichen. Im Christmond erhebt sich jährlich ein heftiger Wind, der alle Unreinigkeiten von der Erde und alle übeln Dünste aus der Luft hinwegnimmt. Dieser Orkan wird zwar zuweilen so heftig, daß er ganze Pflanzungen zerstöret, und Häuser zu Boden wirft, aber man hat auch bemerkt, daß, wenn er ein einziges Jahr außenbleibt, sich sogleich ansteckende Seuchen einstellen, welche einen großen Theil der Einwohner wegraffen. Ein französischer Reisender giebt folgende Nachricht von diesem merkwürdigen Phänomene: „Den ersten December legte sich der Landwind, der „mehrere Tage vorher sehr stark geweht hatte, und es „stieg aus der offenen See eine ungeheure Barre, die „sich an dem Ufer mit dem heftigsten Ungestüm brach. „Auf den Gipfeln der Gebirge lagen dicke Wolken, „starr und unbeweglich. Drey Barren, kleinen Bergen ähnlich, nahten sich, eine hinter der andern, dem „Ufer, und aus ihrem Obertheile kamen mächtige „Wasserstralen hervor. Sie stürzten sich auf das Ufer, „indem sich das Wasser zu einer Höhe von mehr als „funfzig Fuß erhob. Der Athem fiel einem schwer, „der Himmel ward immer dunkler, und die Seevögel flüchteten nach dem Strande. Den zweyten waren die Barren noch heftiger, und die See tobte weit „stärker. Gegen Mittag fieng der Wind sich an aus „Südost zu erheben; man fürchtete, daß er nach Westen gehen und die Schiffe, die auf der Rheede lagen, „an Land werfen würde, daher ihnen das Zeichen zum „Abseegeln gegeben ward. Um drey Uhr Nachmittags endlich brach der Orkan mit völliger Stärke „los; alle Winde tobten wechselsweise; das geschla-

„gene von, Grund aus bewegte, Meer warf ganze „Wolken Schaum, Muscheln, Sand und Steine „ans Land; eine Schaluppe ward unter den Stei„nen begraben, und der Wind führte einen Theil des „Kirchdachs nebst der Kolonnade des Gouvernements„hauses weg.“

So sandig übrigens der Boden ist, so wird er doch von vielen fischreichen Strömen, und einer Menge Bäche und Quellen gewässert, welche sehr gutes Wasser geben, und das Erdreich fruchtbar machen, welches von so trockner Beschaffenheit ist, daß das Vieh im Junius, Julius und August fast gar keine Weide findet, sondern in die Gebirge getrieben werden muß, wo es sich von dem Laube der Bäume ernähret.

Man erbaut auf dieser Insel Getreide, Mais, Reis, und diesen vorzüglich, weil das Getreide sich nur ein Jahr hält, und mit Handmühlen gemahlen werden muß. Im Jahr 1776 betrug die Erndte 5,441,025 Quintal Korn, 3,191, 440 Tonnen Reis, 22,461, 800 Tonnen Mais, 2,515, 190 Tonnen Küchenkräuter, welches alles zum Theil hier verzehrt, zum Theil auch nach der Insel Frankreich gebracht ward. Ferner erzeugt man Baumwolle, Maniok, weißen Pfeffer, Indigo, Zucker, und der Koffee ist, wie schon erwähnt worden, sehr gut fortgekommen, so daß ihm an Güte nur der arabische vorzuziehen seyn soll. In dem genannten Jahre waren hier 8,493,583 Koffeebäume, von denen jeder ohngefähr ein Pfund Koffee gab. Die anfangs hier gepflanzten Weinstöcke kamen ebenfalls sehr gut fort; allein die Trauben wurden so, wie sie reiften, von den Vögeln abgefressen. Obstbäume giebt es mehrere Arten, und viele geben theils köstliches Harz, theils sehr gutes Bauholz, das aber zum Schiffbau dennoch nicht tauglich ist, weil es

zu

zu schwer ist, und auch, seiner Härte ohngeachtet, leicht reißt und splittert. Die schönsten Bäume sind die sogenannten Nattins oder Mattenbäume, das Ebenholz und die Benjoinbäume, welche ein wohlriechendes Harz geben, mit welchem man in Ermanglung des Theers die Schiffe auspicht.

Von zahmen Thieren befanden sich an Hornvieh, Ziegen, Schweinen und Pferden in dem besagten Jahre 5-,858 Stück auf der Insel. Die Jagd war ehedem sehr ergiebig, weil das Wild, statt sich für dem Jäger zu scheuen, vielmehr zu ihm hintrat, und sich fangen ließ. Allein das häufige Schießen hat hierinnen viel verändert. Die wilden Schweine und Ziegen, deren es in Menge giebt, haben sich auf die Gebirge zurückgezogen. Von den Kaninchen, Wachteln, Rephühnern und Pintados sind nur die Pintados geblieben, welche sich häufig gemehrt haben. Die Wachteln zogen bald weg, die Rephühner wurden ebenfalls unsichtbar, und die Kaninchen, welche sich nicht eingraben konnten, starben völlig aus. Von andern Vögelarten findet man viele Papogoien, schöne blaue Vögel von sehr gutem Geschmack, Drosseln welche für Fett kaum fliegen können, Flattermäuse, welche so groß als Hühner, und von trefflichem Geschmack sind. Erdschildkröten waren sonst häufig, sind aber so selten worden, daß selbst die Einwohner bloß in der Fastenzeit welche fangen dürfen. Schädliche und giftige Thiere trifft man gar nicht auf der Insel, denn die Baumspinnen, welche so groß als Taubeneyer sind, haben keinen Gift in sich. In der See und den Flüssen fängt man sehr viele Fische, so wie auch an den Ufern Muscheln, Korallen und Ambra gefunden werden.

Die Bevölkerung der Insel belief sich im Jahr 1776 auf 6,340 Weiße, welche wohlgebaute, star-

ke, muthige Leute sind, welche in neun Pfarreyen eingetheilt leben, von denen St. Denis die vornehmste ist. Die Anzahl der Negersklaven war 26,175. Unter den weißen Leuten befinden sich nur wenig Geschlechter ohne Vermischung mit Negergeblüte. Ehedem waren die Sitten den Einwohner von Bourbon sehr einfach, und ihre Rechtschaffenheit, Aufrichtigkeit und Billigkeit standen überall in dem besten Rufe. Ihre Wohnungen standen meist alle offen und ein Thürenschloß war eine Seltenheit, welche man nur bey sehr Wenigen zu sehen bekam. Viele hatten ihr baares Geld in einer Schildkrötenschale über der Hausthür liegen. Ihre Kleidung bestand in einem Rocke von blauer Leinwand; Strümpfe und Schuhe war keine gewöhnliche Tracht, und die beynahe allgemeine Nahrung bestand in Reis und Koffee. Aus Europa zogen sie fast gar nichts, und wenn ein Fremder auf die Insel kam, stritten sich die Einwohner um die Ehre, wer ihm sein Haus zur Wohnung anbieten sollte.

Diese einfachen ungekünstelten Sitten sind durch die letztern Kriege nicht wenig verdorben worden, und die Liebe zur Pracht, der Geist der Verschwendung und des Stolzes haben sich in vielfacher Gestalt auf der Insel eingeschlichen. Ehedem begnügte sich jeder, wenn er hier in Ruhe sein Brod essen konnte, jetzt ist vielen jungen Leuten der Wirkungskreis, in welchem sie sich befinden, zu klein: sie gehen also nach Frankreich, von woher sie entweder gar nicht, oder mit zerrütteter Gesundheit und verdorbenen Sitten zurückkehren, daher auch zuweilen sich etliche hundert mannbare, unverheurathete Frauenzimmer auf der Insel befinden.

Der Hauptort der Insel, wo sich auch der Statthalter aufhält und der hohe Rath seinen Sitz hat, ist St.

St. Denis. Hier ist eine Redoute in Stein gebaut, und eine Batterie vor dem Gouvernementshause. Weil das Ufer sehr steil ist, so hat man zur Bequemlichkeit der anlandenden Schaluppen eine Zugbrücke angelegt, welche von starken eisernen Ketten gehalten wird. Sie erstreckt sich über achtzig Fuß ins Meer hinaus. Am Ende derselben ist eine Strickleiter, an welcher diejenigen, welche an Land wollen, hinaufklettern. Auf der ganzen übrigen Insel kann man nicht anders als schwimmend ankommen. St. Denis.

Der zweyte vorzügliche Ort ist St. Paul, in einer weiten sandigen Ebene gelegen. Es sind große, nach der Schnur abgesteckte, mit Zäunen umgebene Anbauplätze, in deren Mitte ein Häuschen steht, in welchem die Familie wohnt. Eben so ist auch St. Denis gebaut, so daß diese Orte wie große zerstörte Flecken aussehen, in welchen nur hier und da ein Haus stehen geblieben ist. St. Paul.

3) Insel Frankreich.

Diese Insel, welche nur vier und zwanzig Stunden von Bourbon entlegen ist, ward zu gleicher Zeit mit der letztern entdeckt, und von den Portugiesen Cerne genannt. Nachher setzten sich die Holländer darauf fest, und gaben ihr den Namen Moritzinsel, verließen sie aber wieder im J. 1712, worauf die Franzosen sich darauf niederließen, in deren Händen sie auch noch gegenwärtig ist, die aber lange Zeit sich mehr damit beschäftigten, daß sie untersuchten, zu welchem Behufe sich die Insel am besten benutzen lasse, als daß sie in der That Gebrauch von derselben gemacht hätten. Dem ersten Plane nach sollte es eine Art von Niederlage für alle asiatische Waaren seyn, welche in indischen Schiffen hieher gebracht und nachher erst in französische geladen werden sollten. Diese Einrichtung schien mit großer Ersparniß verbunden zu seyn, weil nicht allein die Besoldung und

Kost

Kost indischer Matrosen weit wohlfeiler ist, als die der europäischen, sondern weil auch dabey viele Leute gerettet wurden, die theils schon durch die bloße weite Reise, noch öftrer durch die ungesunde Witterung, in den arabischen und bengalischen Gewässern drauf gehen. Indessen ward doch aus dem ganzen Unternehmen nichts, weil man fürchtete, die Kompagnie würde verächtlich werden, wenn sie in diesen Gegenden keine beträchtliche Seemacht erscheinen lasse. Man kam nun auf den Einfall, den Einwohnern der Insel Frankreich, den indischen Handel frey zu geben, der ihnen vorher untersagt gewesen war. Die Vertheidiger dieses neuen Systems behaupteten, daß diese Freyheit eine ergiebige Quelle des Reichthums für die Kolonie so wohl als das Mutterland werden würde. Die Insel hatte aber weder Schiffe noch Geld, weder Gegenstände der Ausfuhr, noch Mittel zur Konsumtion. So fiel auch dieser Plan, und die Kolonie ward bloß auf den Ackerbau gesetzt. Das verursachte denn abermals wieder neue Fehler: man schickte Menschen aus Frankreich her, welche weder Lust noch Geschick zur Arbeit hatten. Die Ländereyen wurden auf Gerathewohl vertheilet und die Vorschüsse, welche die Pflanzer erhielten, wurden ihnen nicht nach Verhältniß ihrer Arbeitsamkeit, sondern nach Maaßgabe des Schutzes ertheilt, den sie genossen. Die Kompagnie, welche an den europäischen Waaren hundert aufs hundert, und funfzig aufs hundert an den indischen gewann, foderte, daß die Produkte der Insel um sehr niedrige Preise in ihre Magazine geliefert werden sollten. Dadurch und durch ähnliche schlechte Anstalten mehr, verfielen die Pflanzer in den höchsten Grad der Unthätigkeit, und diejenigen, denen noch einige Thätigkeit übriggeblieben war, hatten entweder keine Mittel, oder keine Standhaftigkeit, die ihnen im Wege liegenden Hindernisse zu

über-

übersteigen. Im J. 1764 endlich nahm sich die Regierung der Kolonie unmittelbar an, und seitdem hat sich der Zustand der Insel merklich verbessert, welche, da sie gewissermaßen am Eingange des indischen Meeres liegt, für Frankreich von sehr großer Wichtigkeit ist.

Nach der Ausmessung des Abt de la Caille hat die Insel Frankreich 90,668 Ruthen im Umfange; ihre größte Länge von Norden nach Süden ist 31890 Ruthen, die Breite von Osten nach Westen 22124 Ruthen, und ihre Fläche enthält 432,680 Morgen, den Morgen zu hundert Ruthen, und die Ruthe zu zwanzig Schuh gerechnet.

Gegen Nord-Westen hin ist die Insel ziemlich eben, allein auf der andern Seite sind ganze Ketten von Bergen, die dreyhundert bis dreyhundert und funfzig Ruthen hoch sind. Der höchste Berg auf der ganzen Insel hat vierhundert und vier und zwanzig Ruthen, und liegt am Ausfluß des schwarzen Flusses. Ein andrer Berg, Pieterboth genannt, ist vierhundert und zwanzig Fuß hoch, und endigt sich in Gestalt eines Obelisken, auf welchem ein großer würflichter Felsen ruht, den noch niemand hat besteigen können. Die Insel wird von mehr als sechszig Bächen gewässert, von denen aber einige in der trocknen Jahreszeit kein Wasser führen. Im Innern der Insel sind viele Teiche, und Regen fällt dort beynahe das ganze Jahr durch, weil die Wolken sich an den Gipfeln der Berge und der darauf wachsenden Wälder verweilen.

Der Boden ist fast allenthalben von röthlicher Farbe, und mit Eisenadern vermischt, so daß man öfters, auf der Oberfläche der Erde, Eisenkörner von der Größe einer Erbse findet. In der trocknen Jahrszeit

zeit gleicht die Erde einem hart gekneteten Thon, und muß oft, wenn man Gräben machen will, mit Aexten von einander gehauen werden. Ueberall ist das Erdreich mit Felsen bedeckt, von der Größe einer Faust an, bis zur Größe einer Tonne und drüber. Sie sind voller Löcher, und viele bestehen aus geschobnen Lagen, welche wie Nieren aussehen, und man könnte beynahe sagen, daß die ganze Insel mit diesen Felsen gepflastert sey.

Gras findet man von dreyerley Arten: das eine hat ein feines Blatt, so spitzig, daß es durch die Kleider sticht. Das Vieh frißt es nicht. Ferner eine Art Hundsgras, das in der Länge fortläuft, und aus seinen Knoten Zweige treibt. Das beste Gras wächst in den kühlen Gegenden, und hat breite, saftige Blätter, welche das ganze Jahr durch grün und zart bleiben. Andre einheimische bekannte Gewächse sind: ein Kraut, dessen Frucht aus einer Hülse besteht, welche mit einer Art Seide angefüllt ist, die wahrscheinlicherweise zu nutzen wäre. Ferner eine Art **stachlichter Spargel**, der höher als zwölf Fuß schießt. Am Vorgebürge der guten Hoffnung wächst er häufig, und wird gegessen. Ferner eine Art **Pappeln** mit kleinen Blättern, eine Art kleiner **Disteln** mit gelben Blüten, deren Saamenkörner dem Federvieh tödtlich sind; lebendiges **Basilikum**, dessen Geruch dem Nelkengeruch ähnlich ist, und bey Wunden mit Nutzen gebraucht wird. Die **Raketten**, aus welchen man Hecken macht, welche sehr gefährlich sind, tragen eine gelbe, mit Rothgesprenkelte Blume. Die Dornen stehen dicht bey einander und sind äußerst spitzig. Der **Sammetartige** wächst im Sande am Meerufer. Seine Zweige sind mit einem weichen Wesen bedeckt, das sich wie Sammet anfühlt; und die Blätter stehen voll glänzender Haare. Der

Strauch

Strauch und die Blumenbüschel, welche er trägt, gegen in der Entfernung einen angenehmen Geruch von sich, der, je näher man kommt, immer mehr abnimmt, bis er zuletzt ganz unausstehlich widrig wird.

Man findet hier eine Pflanze, welche, in sehr stachlichten Schalen, eine harte Nuß, perlgrau von Farbe und so groß als eine Flintenkugel hervorbringt. Diese Nuß ist sehr bitter, und wird von den Negern wider venerische Krankheiten gebraucht. In den Wäldern wächst ein holzigtes Kraut, Korbkraut genannt. Man hat Fäden daraus gesponnen und Zeug davon verfertigt, der nicht ganz schlecht gerathen ist. Die Blätter desselben werden als Ptisane bey Brustkrankheiten gebraucht. Lianen giebt es eine sehr große Menge. Sie hängen sich an die Bäume an, und erhalten dieselben gegen die Wuth der Orkane, von denen wir nachher noch etwas sagen werden. Wenn Holz in den Wäldern geschlagen wird, schneidet man ohngefähr zweyhundert Stämme unten am Fuße durch, und diese bleiben so lange stehen, bis die Lianen abgehauen worden sind, worauf ein Theil des Waldes zu gleicher Zeit mit einem schrecklichen Geprassel niederstürzt. Auf den Wiesen entdeckt man auch nicht eine einzige Blume, die unsern Wiesen so viel Zierde geben, und die wir, ohne auf sie zu merken, mit Füßen treten.

Die vorzüglichsten einheimischen Bäume sind folgende: der Mapu, ein großer Baum, der aber so weich ist, daß man ohne Mühe ein Messer bis an den Heft hineinstoßen kann. Man hält ihn für giftig. Das Rundholz, ein kleiner harter, krum gewachsener Baum. Man macht Fackeln daraus, und hält das Holz für unverweslich. Das Zimmerholz, einer der größten Bäume auf der Insel, dessen Holz an Farbe

und

und Adern dem Nußbaum gleicht und zur Tischlerarbeit sehr tauglich ist. Gleich nach der Verarbeitung hat es einen Geruch, der mit dem Geruch der Zimmtblüte einige Aehnlichkeit hat. Das Mattenholz giebt das schönste rothe Holz, und wird zu Zimmerarbeiten gebrauchet, wozu auch das Olivenholz dienet, dessen Blätter den Blättern des Oelbaums gleich sehen. Das Aepfelholz, ein rothes Holz von mittelmäßiger Güte. Der Baum trägt eine Frucht, die man Affenäpfel nennt und einen äußerst kraftlosen Geschmack hat. Der Benjoinbaum, das beugsamste Holz auf der Insel, wächst sehr dick und splittert niemals. Der Ater Tatamaka giebt gutes Bauholz, ist sehr geschmeidig, hat zuweilen funfzehn Schuh im Umfange, und giebt ein Harz von sich. Der Milchbaum hat einen milchweißen Saft bey sich. Der Eisenbaum, der ein so hartes Holz hat, daß es im Wasser untersinket, und sich das Eisen der Beile daran umlegt. Der Feigenbaum, ein sehr großer Baum, der aber weder Blätter noch Holz mit dem unsrigen gemein hat. Die Feigen gleichen den ächten, sind aber nicht besser als Affenäpfel. Sein Saft ist milchigt, und giebt, wenn er getrocknet ist, das bekannte elastische Gummi. Der Ebenbaum, dessen Rinde weiß, das Blatt breit, dick, unten weiß und oben dunkelgrün ist. Nur das Mittlere dieses Baumes ist schwarz und ein Stamm von sechs Zoll im Gevierte hat zuweilen nicht zwey Zoll Ebenholz. Der Ebenbaum trägt Früchte, welche den Mispeln gleichen, aber voll eines zuckersüssen lieblichen Saftes. Der Zitronenbaum bringt nur an frischen und feuchten Orten Früchte, welche zwar klein, aber voll Saft sind. An dergleichen Orten wächst auch der Orangenbaum; seine Früchte sind bitter und herbe. Der Sandelbaum ist selten, und sein Holz giebt nur einen sehr schwachen Geruch. Der Vacca ist eine kleine Palmenart, deren

Blät-

Blätter in einer Schneckenlinie um den Stamm her wachsen. Es werden Matten und Säcke daraus verfertigt. Mit den Blättern des Latamiers aber, der weit größer ist, werden Dächer gedeckt. Der Palmit ist der höchste von allen. An seinem Gipfel steht ein Busch Blätter, aus welchem eine hohe Spitze junger zarter Blätter empor ragt, welche eßbar sind, derentwillen man aber den ganzen Baum umhauen muß. Am Gestade wächst auch der Manglier, den wir noch aus Guinea her kennen. In den hiesigen Wäldern, sagt ein philosophischer Reisender, trifft man sehr einsame schauervolle Gegenden an. Bald winden sich die Ströme stillschweigend durch Felsentrümmer; bald stürzen sie mit einem dumpfen Getöse über dieselben herab. Ihre Ufer sind mit Bäumen besetzt, von welchen große Büschel Milchkraut und Lianen herabhangen. — Alte Stämme ruhen hier von ungeheuern Schwämmen bedeckt, und statt der Büsche und des Schilfes, welche unsre Ufer so angenehm einfassen, findet man hier nichts als Träume (eine Art Nymphea, welche auf dem Wasser schwimmt), die im Ueberfluß wachsen. Nie werden diese Wildnisse durch den Gesang der Vögel ermuntert: und man hört nichts, als die Stimme der Papagoien, oder das gellende Geschrey boshafter Affen — und doch, trotz aller Wildnisse, würden diese Felsen angenehm seyn, wenn der Europäer nicht noch weit mehr Uebel hergebracht hätte, als sie von der Natur erhalten haben.

So viel von den der Insel einheimischen Gewächsen; es giebt deren auch eine Menge, welche hieher verpflanzt worden sind. Dahin gehören unter den wildwachsenden: eine Art Indigo, die aber weiter zu nichts genutzt wird. Portulak wächst an sandigen Orten, ist auch vielleicht diesem Lande eigen. Kreß wird in allen Bächen angetroffen, ohngeachtet sie

nicht vor langer Zeit hergebracht worden ist. Das weiße Kraut, von der Farbe seiner Blumen so genannt, ist als ein gutes Futter hergebracht worden, wird aber dennoch von keiner Thierart gefressen. Die Brette d. i. ein Blatt, welches sich essen läßt, ist eine Art Nachtschatten. Es giebt zwey Arten; die eine Brette von Madagaskar genannt, hat stachlichte Blätter, einen lieblichen Geschmack und eine abführende Kraft. Die andre wird auf den Tafeln statt des Spinats gebraucht, wächst allenthalben, und ist die einzige Kost, deren Gebrauch den Negern frey steht.

Fremde Pflanzen, welche auf dem Felde gebaut werden, sind der Mantok. Eine eigne Art desselben wird Camaignok genannt. Er wächst an den trockensten Orten. Sein Saft hat völlig seine giftige Eigenschaft verloren. Die Wurzel ist dick und armslang. Sie wird geraspelt, und, ohne gepreßt zu werden, grobes Brod daraus gebacken. Es ist die gewöhnliche Nahrung der Neger, und kommt aus Amerika. Mais oder türkischer Waizen wächst hier sehr gut; außer daß es eine Speise der Neger, Hühner und des Viehs ist, bäckt man auch nebst Zucker, Waizenmehl und Eydottern Kuchen davon. Korn gedeiht sehr gut, kommt aber nie zu einer beträchtlichen Höhe. Man steckt es körnerweise mit der Hand, worauf es mit Messern abgeschnitten, und mit kleinen Stecken gedroschen wird. Es erhält sich nicht über zwey Jahr. Reis kömmt ebenfalls sehr vortrefflich fort, hält sich länger als das Korn, und trägt weit stärker. Kleine Hirse trägt hier tausendfältig, ist aber fast allein eine Speise der Neger und des Viehs. Hafer kommt auch so ziemlich fort, wird aber wenig gebauet, weil das, was nur für Sklaven und Vieh taugt, im höchsten Grade vernachläßigt wird. Der

Tabak

Tabak taugt nicht viel, und nur die Neger bauen sich welchen. Man hat versucht Wicken, Klee; Lein, Hanf und Hopfen hier anzubauen, es hat aber nicht gelingen wollen. Von unsern Zugemüsen arten die meisten hier aus, und wer noch etwas Erträgliches haben will, läßt alle Jahre Saamen aus Europa oder vom Kap kommen. Die Zuckererbsen sind hart und nicht süß; eben so wie die Schminkbohnen, von denen eine Art zu kleinen Lauben gezogen wird. Man hackt ihre Schoten grün zu Muß, und macht kleine Erbsen daraus. Die Artischocken treiben große Blätter, und haben kleine Früchte Der Giromon ist eine Art Kürbis; die Gurke ist kleiner als die unsrige; die Melone taugt gar nichts; die Wassermelone ist etwas besser. Piment giebt es zwey Arten, den, welchen man in Europa kennt, und ein andrer, der dem Lande eigen ist. Die Körner sind sehr klein, sehen korallenroth aus, und übertreffen den schärfsten, beissendsten Pfeffer noch. Die Ananas wird niemals reif; Erdbeeren fangen an, sich an kühlen Orten zu vermehren, kommen aber an Geruch und Süßigkeit den unsrigen gar nicht gleich. Sie tragen wenig, so wie die Himbeeren, welche gänzlich aus der Art geschlagen sind.

Spinat ist selten, Peterssilje, Fenchel, Kerbel, Sellerie bekommen fasrigte Stengel, und vermehren sich nicht stark. Lattig, Blumenkohl, Cichorien sind weder so groß, noch so gut, als die unsrigen, nur der Kohl, das beste Zugemüse, das allenthalben geräth, kommt sehr gut fort. Der Spargel ist nur von der Stärke eines Bindfadens, und hat auch an Geschmack abgenommen, so wie die Pastinaken, Steckrüben, Radisgen und Rüben. Der Erdapfel wird nicht viel größer als eine Nuß, der Erdapfel aus Indien, Cambar genannt, aber

wiegt manchmal über ein Pfund. Seine Haut hat eine schöne Violettfarbe, inwendig aber ist er weiß und sehr fade vom Geschmack. Der hiesige Ingwer ist nicht so hitzig wie der Indianische. Die Pimpernuß besteht aus einer kleinen Mandel, welche in der Erde in einer runzlichten Hülse wächst. Gebraten schmeckt sie gut, ist aber unverdaulich; man braucht sie, um Brennöl daraus zu schlagen.

Von Blumen kommen hier mehrere europäische Arten recht gut fort, als z. B. Tuberosen, Nelken, Ritterspor .u s. w. Die meisten andern Blumen wollen nicht fortkommen, so viele Mühe sich auch einige Kolonisten gegeben haben, sie zum Wachsthum zu bringen. Von afrikanischen Blumen findet man eine sehr schöne Sonnengoldblume, welche ein großes rothes Saamenkorn hat, das traubenartig am Ende des Stengels hervorkommt. Ferner eine Boise, nicht stärker als ein Haar, die oben einen Busch weißer und violetter Blumen hat; so daß der Strauß von weitem in der Luft zu schweben scheint. Sie kommt vom Kap, so wie eine Art Tulipane, welche nur zwey Blätter hat. Eine sinesische Pflanze, welche kleine Rosen von verschiedener rother Farbe trägt. Keine von diesen Blumen hat Geruch, und selbst die europäischen verlieren denselben. Die Aloe kommt sehr gut fort, und es giebt deren verschiedene Arten. Einige bestehen aus lauter Blättern, die stark und dick von der Größe eines Menschen, und mit langen Stacheln bewaffnet sind; aus ihrem Mittelpunkt erhebt sich ein Stengel, der so hoch wie ein Baum und voller Blumen ist. Die andern sind gerade, wie große Wachskerzen, sind mit Dornen versehen, und sehen wie Schlangen aus. Der Rosenstock vermehrt sich so stark, daß man Zäune davon macht. Seine Blüte ist aber weder, so voll noch

so

so wohlriechend, als die unsrigen. Außer diesen, dem Jasmin, dem Granatbaum und der Myrthe, hat hier kein europäischer Strauch gedeihen wollen. Von andern aus den übrigen drey Welttheilen sind hier: die schwarze Johannisbeere, ein großer Strauch mit gelben wohlriechenden Blüten, die wie kleine Quasten aussehen; nach ihnen kommen Schoten, deren Körner zum Schwarzfärben gebraucht werden. Die Fulsapatte d. i. Schusterblume, vermuthlich deshalb so genannt, weil die Blüte, auf Leder gerieben, schwarz färbt. Aus diesem und dem vorigen Strauch macht man Hecken. Die Poinciade stammt aus Amerika, ist eine Art Brombeere, und hat schöne gelb und rothe Blumenbüsche, denen eine Bohne folgt. Die Mougris und Frambipanier sind Jasminarten, deren Blätter sehr wohlriechend sind. Die Pfefferstaude kommt sehr gut fort, trägt aber keine Früchte; der Baumwollenbaum trägt Wolle, die aber aus Mangel an Mühlen, wo sie gereinigt werden könnte, nicht gesammelt wird. Zuckerrohr gedeiht recht gut, und die Einwohner machen einen schlechten Liqueur daraus.

Von europäischen Bäumen gelangen Fichten, Tannen und Eichen zu einer mittelmäßigen Höhe, und gehen als dann ein. Kirsch- Abrikosen- Aepfel- Birn- und andre Obstbäume bringen keine Früchte; die des Feigenbaums taugen nichts, von den Weintrauben reift nur ein Theil auf einmal.

Andere hieher verpflanzte Obstbäume sind: der Attier, dessen Frucht dem Fichtenapfel gleicht, und, wenn sie reif ist, einen weißen, süßen, wie Orangeblüte riechenden Saft enthält, der aber erhitzt und Halsweh verursacht. Der Mangiuer ist ein sehr schöner Baum, dessen Blüte den wilden Kastanienblüten ähnlich ist. Seine zahlreichen Früchte haben die Gestalt großer

platter Pflaumen, und sind mit einem Balg überzogen, der wie Terpentin riecht. Ihr Geschmack ist angenehm, und sie schaden niemals. Der Bananasbaum wächst allenthalben; unsre Leser kennen ihn noch von Ostindien her. Die Jam-Rose ist ein kleiner schattigter Baum, dessen Früchte wie Rosenknospen riechen, aber kraftlos vom Geschmack sind. Der Badamier erhebt sich in Gestalt einer schönen Pyramide, die aus vielen, von einander gesonderten Absätzen besteht. Er bringt Mandeln, welche nicht übel schmecken. Der Jaqueira ist ein Baum mit schönem Laub, dessen Frucht einem großen länglicht geformten Kürbisse gleichet. Papay- und Tamarindenbäume wachsen allenthalben, so wie auch mehrere Arten Orangenbäume. Der Kokos kommt ebenfalls fort, erreicht aber seine gehörige Größe nicht. Man hat auch Seekokos angepflanzt, welche auf den Inseln Sechelles wachsen, und deren Frucht zuweilen durch Seeströme an die Küste von Malabar geworfen wird. Der Baum trägt nur drey bis vier solcher Früchte, jede derselben wiegt aber vierzig Pfund. Im Geschmack ist sie wenig von der gewöhnlichen verschieden.

Der Dattelbaum trägt selten Früchte, eben so haben auch der Areka, Kassia und Sagobaum kein rechtes Gedeihen. Der Zimmtbaum giebt eine nur wenig aromatische Rinde. Alle diese und mehrere andere Bäume kommen mit Mühe fort, weil das Klima für die asiatischen Bäume zu kalt, und für die europäischen zu heiß ist. Mit dem Anbau des Kaffees hat man sich große Mühe gegeben, ohne weiter den mindesten Vortheil davon zu haben.

Im Jahr 1770 kamen durch die Bemühungen des Herrn le Poivre die ersten Muskat- und Negeleinpflanzen nach der Insel Frankreich, von welchen aber

aber die ersten Jahre darauf der größte Theil wieder zu Grunde gieng. Im Jahr 1775 blühten zwey dieser letztern Bäume, bekamen aber nur trockne, kleine und magre Früchte. Vor zwey Jahren aber wurden hier und auf Bourbon von vierhundert und funfzig Bäumen hundert Pfund Negelein gezogen, und hundert und dreyßig lieferten überdem noch dreyßig bis vierzigtausend Mutternägelein, welche die Holländer mit Essig und Zucker einmachen. Die Muskatbäume sind nicht so gut gerathen, demohngeachtet aber brachten in demselben Jahre zehn Bäume achthundert Nüsse, nachdem ein Orkan im Brachmond dreyhundert Bäume mit unreifen Früchten umgeworfen hatte.

Von Thieren giebt es auf der Insel Frankreich **Affen**, welche von mittelmäßiger Größe sind, graurothes, dichtes Haar und lange Schwänze haben. Sie leben in Gesellschaft von funfzig bis sechszig beysammen, und plündern sehr oft die Plantagen. Man weiß nicht genau, ob diese Thiere natürliche Bewohner der Insel sind. Von den **Ratten**, welche in ungeheurer Menge da sind, wird dieß wenigstens durchgängig behauptet. Es giebt Plantagen, wo deren jährlich gegen dreyßigtausend getödtet werden. In der Erde legen sie große Magazine von Korn und Früchten an, auch klettern sie auf die Gipfel der Bäume, und fressen die kleinen Vögel. Sie gleichen übrigens den europäischen Ratten, und sind daher auch wohl durch Schiffe hierher gekommen. Fast eben so gemein sind die Mäuse, welche unsäglichen Schaden thun.

Einheimische Vögel sind **Flamingos**, **Tropikvögel**, viele Arten **Papagoien**, worunter grüne, so groß wie Sperlinge, welche nie zahm werden, aber gut zu essen sind, **Amseln**, welche dem Jäger bis vor die Mündung der Flinte kommen, **Holztau-**

ben, wovon eine Art so gefährlich ist, daß diejenigen, welche davon essen, Verzuckungen bekommen, zwey Arten Fledermäuse, die eine gleicht den unsrigen, die andre von der Größe einer jungen Katze, sehr fett und wohlschmeckend, eine Art Sperber, Hühnerfresser genannt, die auch von Heuschrecken lebt, Meerschildkröten, Krabben, welche in und außer dem Wasser leben, und sich Höhlen gleich den Maulwürfen graben. Eine andere Krabbenart hält sich am Fuße des Kokosbaums auf. Sie hat vorn an einem langen Fuß einen Nagel, mit welchem sie das Wesen der Frucht durch ihre Löcher heraus holt. Ein andres sonderbares Amphibion ist Bernhard der Einsiedler, eine Art kleiner Krebse, deren Hintertheil keine Schale hat, und die den Trieb hat, sich in leere Schneckenhäuser zu begeben. Schädliche Insekten auf der Insel sind Heuschrecken, welche wie Schneeflocken auf die Erde herabfallen, und einige Zoll hoch auf dem Boden liegen bleiben, Ameisen, die alles, was eßbar ist, verzehren, und vor denen man die Speisebehälter nicht anders sichern kann, als daß man sie ins Wasser setzt, Tausendfüße, deren Biß heftig schmerzt, die aber von den Ameisen verzehrt werden, Skorpione, Wespen, u. s. w. Die Bienen bereiten einen Honig, der nicht der schlechteste ist. Eine Art Insekten, Karias genannt, kommt den Ameisen gleich, thut großen Schaden an Bäumen und Zimmerholz, welche sie in Staub verwandeln, mit dem sie Gewölber erbauen. Viele Häuser sind durch sie zu Grunde gerichtet worden. Eine Käferart zerstört Papier und Bücher. Es giebt Fliegen, Maraigoins, kleine Eydechsen, welche nur fingerlang sind, und in den Zimmern sich aufhalten, und alles Ungeziefer wegfangen. Noch fürchterlicher ist diesem eine Spinne, deren Gewebe so dicht ist, daß sich kleine Vögel darinnen fangen. Ohne die Orkane, welche

che zuweilen alle diese Insekten vertilgen, würde man kaum auf diesem Eilande bleiben können.

In der See findet man bey dieser Insel **Wallfische**, die aber hier nicht gefangen werden, **Lamentius**, alte **Weiber**, **Kapitäns**, **Karangas**, **Haye**, **Röthlings**, **Makreelen**, **Sardellen**, weiße **Rochen**, und andre, an welchen Haut und Fleisch schwarz ist; ferner **Säbel**, welche von ihrer Gestalt so genennt worden, **Beutel**, deren Haut wie gestrickt aussieht, **Papagoien**, die nicht allein grün sind, sondern auch einen gelben Kopf, weißen und krummen Schnabel haben, und truppweise wie diese Vögel ziehen **bewaffnete Fische**; diese sind klein, ihr Kopf ist wie ein Hechtskopf, von Farbe sind sie braun mit Weiß gestreift, und auf dem Rücken haben sie sieben Stacheln, so lang als der Körper, deren Stich sehr giftig ist; der **Kufferfisch**, so genannt, weil er viereckt wie ein Kuffer ist, hat zwey Hörner gleich einem Ochsen, das **Stachelschwein**, das ganz mit langen Spitzen übersäet ist. Alle diese Seefische sind am Geschmack, weit unter den europäischen, die aus dem süßem Wasser aber sind weit besser. Man bemerkt darunter den **Lubin**, den **Karpfen**, den **Meeraland**, die **Chevrette**, den **Aal**, der zuweilen bis acht Fuß lang ist, sich in Löchern aufhält, und zuweilen diejenigen frißt, welche sich baden. **Hummern** giebt es hier von außerordentlicher Größe. Sie haben keine großen Füße, und sind blau mit Weiß gesprenkelt; eine andre Art ist himmelblau, hat zwey kleine Beine. **Krabben** sind hier folgende Arten: eine Art, die wie ein Madrepore ganz rauch ist; eine, die auf dem Rücken ein Gepräge, wie fünf rothe Siegel, hat; eine, die mit Haaren bedeckt ist, keine Scheeren hat, und sich an dem Kiel der Schiffe an-

hängt; eine, die grau gemarmelt ist, und, ob sie gleich glatt ist, eine sehr ungleiche Schaale hat.

Am Ufer hin trifft man etliche Fuß tief unter dem Wasser eine große Menge Thiere an, welche Würste genannt werden. Sie sind dick, weiß und schwarz, und lassen, wenn man sie aus dem Wasser zieht, einen weißen dicken Schleim fahren, der sich augenblicklich in klebrichte Fäden verwandelt. Man hält es für einen Feind der Krabben, unter denen es häufig gefunden wird. Es giebt verschiedne Arten Meerigel, und eine ungeheure Menge Muscheln, Schnecken und Madreporen, von welchen letztern wir hier einige Nachricht geben müssen. Es sind steinigte Gewächse, welche die Gestalt einer Pflanze haben, und von äußerst verschiedner Gestalt sind, in der That aber keine Gewächse, sondern das Werk einer unendlichen Menge kleiner Thierchen sind.

Dieß sind die Thierarten alle, welche dieser Insel eigen sind: man hat aber auch etliche einheimisch gemacht, oder doch zu machen versucht, und dieß sind folgende: Pferde von schlechter Art, aber ausnehmend theuer, da ein gewöhnliches hundert Pistolen kostet; Maulthiere und Esel sind gleichfalls selten, so nützlich auch die letztern für die Insel werden könnten. Die Schafe nehmen ab, und verlieren die Wolle, Ziegen kommen besser fort, die Ochsen stammen aus Madagaskar, und haben oben am Halse ein grosses Gewächs; europäisches Rindvieh artet schon in der ersten Generation aus, und wird weit kleiner. Die Katzen sind gleichfalls aus der Art geschlagen, und die Ratten haben keine Furcht vor ihnen, daher auch die Hunde, welche die Haare und den Geruch verlieren, zur Rattenjagd weit besser sind. In den Wäldern trifft man wilde Ziegen, entlaufene Schweine und besonders Hirsche, welche in so großer Menge

da

da sind, daß man ganze Schiffe damit beladen kann. Man zieht Heerden von zahmen auf, die sich aber nicht vermehren.

Die Tauben schlagen hier gut ein, und sind das beste Geflügel auf der Insel; andres zahmes Geflügel sind manillische Enten, europäische Hühner, afrikanische, deren Haut, Fleisch und Knochen schwarz sind. In den Wälden sind Pintadohühner, sinesische Fasane angesetzt worden, auch hat man drey Arten Rephühner, und Gänse und Enten. Andre fremde Vögel sind: der Kardinal, der zu einer gewissen Jahreszeit einen rothen Kopf, Bauch und Hals hat; ferner der Kapvogel, eine Art Zeisige, welche der Erndte so nachtheilig sind, daß die Regierung einen Preis auf ihren Kopf gesetzt hat. Der Rabe, den man in die Wälder hat fliegen lassen, um die Ratten und Mäuse zu vertilgen, den aber die Einwohner beschuldigen, daß er die jungen Hühner fresse, den Martin, eine Art indianischen Staars, der allen Vögeln nachäfft und vorzüglich von Heuschrecken lebt, und der Gärtnerfreund, ein kleiner brauner Vogel, der von Würmern, Raupen und kleinen Schlangen lebt, die er nicht nur gleich auf der Stelle auffrißt, sondern auch an die Dorne der Zäune spießt, und als Vorrath aufhebt.

Sogar ausländische Fische sind in die hiesigen Wässer gesetzt worden, z. B. der Gurami, der aus Indien kommt, dem Salm gleicht, und einen sehr guten Geschmack hat; und den bekannten sinesischen Goldfisch. Auch hat man versucht, Frösche einheimisch zu machen, weil sie die Eyer fressen, welche die Fliegen auf stehende Wässer legen, allein sie sind verschwunden, ohne daß man weiß, wo sie hingekommen sind.

Zum

Zum Beschluß dieser naturhistorischen Nachrichten fügen wir noch etwas über die hiesige Witterung hinzu. Die trockne Jahreszeit fängt gegen Ende des Märzmonats an, wo es doch mit unter noch Regenschauer setzt, die auch im Junius schon wieder ihren Anfang nehmen. Im Julius ist die Luft so frisch, daß man nicht gut ohne Tuchkleider seyn kann. Im August regnet es beynahe täglich, so wie im September, wo die Zeit der Erndte fällt. Zu Ende des Oktobers fängt die Hitze an stark zu werden, und im December wird es abmattend heiß, und nun ist die Zeit des Donners, der Orkane, und der fürchterlichsten Regengüsse. Im Jahr 1760 wurde ein großer Balken mit der Schnelligkeit eines Pfeils durch die Luft geführt. Im Jenner und Hornung fährt dieselbe Witterung fort; und wenn gleich die Erde sich wieder mit Gras und Kräutern schmückt, so ist doch der Himmel beständig mit schweren Regen und Donnerwolken bedeckt.

Als die Portugiesen diese Insel entdeckten, war sie ohne alle Einwohner, und die ersten, welche sich darauf niederließen, waren einige Pflanzer, die von Bourbon herüber geschickt wurden. Dieß waren gute, ehrliche, gastfreye, mit Wenigem sich begnügende Leute, die aber übrigens ziemlich nach Art der Wilden gelebt haben würden, wenn Herr de la Bourdonnaye, den man als den Stifter der Kolonie ansehen kann, ihnen nicht einige Handwerker zugeführt hätte, wodurch einige Thätigkeit unter diese Leute kam, und die Insel in einen weit blühendern Zustand versetzt wurde. Wie man in Frankreich mit der Idee schwanger gieng, die Niederlage des indischen Handels aus dieser Insel zu machen, fanden sich Leute aus allen Ständen hier ein; besonders im Anfang Kompagniebediente, welche alle erste Aemter auf der Insel in Hän-

den

den hatten, und den Ackermann, der doch, einer gesunden Politik zu Folge, vorzüglich hätte geschützt werden sollen, viele Hindernisse in den Weg legten. Jedermann klagte über sie, aber niemand konnte ihrer Uebermacht entgehen. Nachher ließen sich einige Seefahrer, in Diensten der Kompagnie hier nieder; sie machten so wenig ihr Glück, als die Officiers von den königlichen Landtruppen. Alle diese verschiednen Klassen von Menschen haßten einander, und die Kaufleute wurden von allen gehaßt, und mit dem Namen Banianen gebrandmarkt. Endlich füllte der vorletzte indische Krieg die Insel mit Bankerottmachern, Wollüstlingen, die in Frankreich nicht mehr zu sündigen im Stande waren, und mit Bösewichtern an, die ihrer Verbrechen wegen aus Europa gejagt worden waren. Bey ihrer Ankunft nahm das Misvergnügen allenthalben zu, und die Insel Frankreich stand am Rande des Verderbens, als die Kompagnie dem König 1765 diese unruhige Kolonie völlig überließ. Man glaubte nun, es würde Ruhe und Ordnung hergestellt werden, aber es geschah nicht, was man gehofft hatte. Noch vor wenigen Jahren herrschte hier Uneinigkeit durch alle Klassen, die Geselligkeit der Franzosen war völlig verbannt, und jeder suchte nur sein Glück zu machen, und sobald als möglich wieder nach Hause zu kommen.

Der Officier, der aus Europa kommt, sagt der Reisende, aus dessen Beschreibung wir diese Nachrichten ziehen, verliert hier bald alle militärische Beeiferung. Da er gewöhnlich wenig Geld hat, da die Lebensmittel im einzelnen sehr theuer sind, da er nichts zu verdienen im Stande ist, so fängt er bald an, Wucher zu treiben. Von den gemeinen Soldaten arbeiten viele als Handwerker; es ist aber nicht sehr überdacht, daß so viele boshafte Buben als Rekruten hieher

her geschickt werden, welche der Kolonie ohnmöglich Nutzen bringen können. Auch die Seefahrer, ob ihr Aufenthalt gleich nicht von Dauer ist, haben starken Einfluß auf die Sitten der Kolonie, und geben dem gesellschaftlichen Ton einen Anstrich von Grobheit, der nicht der beste ist. Aus dieser Mischung ist ein höchst sonderbarer Charakter geflossen: nichts wird hier geschätzt als die Falschheit, und um einen klugen Mann zu bezeichnen, sagt man, daß er fein sey. Man ist hier fühllos für Wissenschaften und Künste, selbst die Empfindungen der Menschheit sind schwächer worden, und es ist sehr gemein, daß Kinder bey dem Tode ihrer Eltern, Männer bey dem Tode ihrer Weiber auch nicht eine Thräne vergießen. Diese Gleichgültigkeit erstreckt sich auf alles, was sie umgiebt. Ihre Gassen und Höfe sind weder gepflastert, noch mit Bäumen besetzt, ihre Häuser sind hölzerne Hütten, die gleich den hölzernen Häusern in Moskau auf Walzen fortgeschafft werden können, ihre Fenster haben weder Glasscheiben noch Vorhänge, und ihr Hausgeräthe ist nicht viel besser, als das, was man bey den Negern in Guinea findet.

Verheurathete Weiße giebt es nur wenig auf der Insel. Die nicht reich sind, entschuldigen sich mit ihren mittelmäßigen Vermögensumständen, und die Reichen geben für, daß sie sich in Frankreich setzen wollen; da doch die wahre Ursache diese ist, daß sie so leicht sich Beyschläferinnen unter den Negerweibern halten können. Wer noch verheurathet ist, lebt auf seiner Plantage, und die Weiber kommen nur in die Stadt, um zum Abendmahl zu gehen, oder zu tanzen, denn den Tanz lieben sie bis zum Unsinn. Die Frauenzimmer haben überhaupt wenig Farbe, sind aber wohlgebaut und von guter Bildung. Sie haben von Natur Anlage zum Witz; und wenn ihre Erziehung

ziehung weniger vernachläßigt wäre, die so schlecht ist, daß viele nicht lesen können, so würde ihr Umgang sehr angenehm sein. Uebrigens besitzen sie wirklich sehr lobenswürdige Eigenschaften: man rühmt ihre Keuschheit, die doch mit dem heißen Klima, der Gleichgültigkeit der Männer und dem wilden Ungestüm der Seefahrer zu kämpfen hat. Ihre Kleidung ist sehr sauber. Sie tragen, Mußelin mit rosenfarbnem Tafft gefüttert. Ihre Kinder lieben sie außerordentlich, und diese, werden von der physischen Seite betrachtet, sehr gut erzogen. Kaum sind sie auf die Welt gekommen, so kriechen sie nackend auf die Erde herum, werden nie in Windeln gepreßt, oft gebadet, essen soviel Früchte, als sie wollen, und werden zu keinem Lernen angehalten. In kurzer Zeit sind sie stark und handfest, und es giebt Mädchen, die mit eilf Jahren schon mannbar sind.

Man zählet nicht mehr als vierhundert Pflanzer oder Landeigenthümer auf der Insel; den übrigen Theil der Bewohner dieser Insel machen die Indianer und Negern aus.

Die erstern sind Malabaren, kommen von Pondichery, sind fast alle Handwerker, und wohnen in einer eignen Vorstadt, le camp des noirs das Lager der Schwarzen genannt. Sie sind mäßig, wirthschaftlich und Ausschweifungen mit dem weiblichen Geschlechte ergeben. Ihr Kopfputz ist ein Tulbant; sie tragen lange Röcke von Mußelin, große goldne Ohrgehänge, und silberne Armbänder. Einige von ihnen treten als Pions (eine Art Bedienten, welche ein großes Rohr in der Hand tragen, und im Gürtel einen Dolch stecken haben) in Dienste reicher Leute.

Die Neger, welche das Land bauen, kommen von Madagaskar. Der theuerste kommt nicht über funfzig

zig Thaler zu stehen, und die Anzahl derselben beläuft sich auf 25154. Diese Armen sind geschickt, witzig, und haben Gefühl für Ehre und Dankbarkeit. Die größte Beleidigung, welche man einem Neger anthun kann, ist diese, daß man seine Familie schimpft; gegen persönliche Beleidigungen aber sind sie weit weniger empfindlich. Tanz und Musik lieben sie leidenschaftlich. Ihr Instrument heißt Tamtam, und ist eine Art Bogen, an welchem eine hohle Kürbißflasche angebracht ist. Dieß einfache Instrument giebt eben so einfache, aber sanfte, Töne von sich, mit denen sie ihre Lieder, deren Hauptinhalt Liebe ist, begleiten.

Ihr hiesiges Schicksal ist so, wie man es bey rohen wilden Menschen erwarten kann. Sie werden ganz nackend, mit ein paar Lumpen um den Leib, an Land gebracht. Die Männer werden auf die eine, die Weiber auf die andre Seite gestellt, und die Kinder nach dem Geschlechte zu diesem oder jenem. Brüder, Schwestern, Eltern, Kinder und Gatten werden nun von einander getrennt; und nun wenn sie abreisen müssen, gerathen sie manchmal in Verzweiflung, fürchtend, daß die Weißen sie fressen, und aus ihrem Blute rothen Wein und aus ihren Knochen Schießpulver machen werden. Auf den Plantagen erwartet sie das schrecklichste Elend; drey Peitschenhiebe geben mit Anbruch des Tages das Signal zur Arbeit. Jeder muß nun mit seiner Hacke auf das Feld, wo sie in der Sonnenhitze beynahe nackend arbeiten. Ihre Speise ist in Wasser zerriebner Mais, oder Brod von Maniok; ein Stück Zeug ist ihre Kleidung. Des geringsten Versehens wegen werden sie mit Händen und Füßen an eine Leiter befestigt, und von dem Aufseher mit hundert, ja wohl gar zweyhundert Peitschenhieben auf den Hintern gezüchtigt. Jeder Hieb nimmt

ein

ein Stück Haut mit weg; Männer und Weiber werden auf gleiche barbarische Weise behandelt; und damit auch die Religion mit ins Spiel gebracht werde, läßt man sie Abends, wenn sie wieder in ihren Löchern angelangt sind, zu Gott für das Wohl ihrer Herren beten.

Man hat ein Gesetz, das zu ihrem Besten gemacht ist, und das schwarze Gesetzbuch, code noir genannt wird; allein alles, was dieses Gesetz thut, ist, daß es dem Herrn verbietet, seine Sklaven zu verstümmeln und zu ermorden, und auch dieß Gesetz wird nicht befolget. Man jagt sie zuweilen fort, wenn sie alt worden sind, und unser Reisende sah einst einen, der nichts als Haut und Knochen war, Fleisch von einem todten Pferde reissen, um es zu essen. So aufgeräumt diese Unglücklichen auch von Natur sind, so fallen sie doch in tiefe Schwermuth, wenn sie einige Zeit in der Sklaverey zugebracht haben. Bloß die Liebe scheint ihr Elend noch einigermaßen erträglich zu machen: sie thun, was in ihrem Vermögen steht, eine Geliebte zu erhalten, schenken dieser, was in ihrem Vermögen ist, und laufen, wenn sie in einer andern Plantage wohnt, mitten in der Nacht die ödesten Wege, um sie zu sehen. Zuweilen kommen mehrere dieser glücklichen Paare in der Nacht zusammen, und tanzen hier nach dem traurigen Schall einer mit Erbsen angefüllten Kalabasche, aber bloß das Bellen eines europäischen Hundes zerstört plötzlich diese nächtlichen Versammlungen.

Wird ihnen ihr Schicksal endlich zu schwer so überlassen sie sich der Verzweiflung. Einige erhängen oder vergiften sich, andre setzen sich in einen elenden Kahn, und wagen ohne Segel, ohne Proviant, ohne Kompaß eine Reise von zweyhundert Stunden, um nach Madagaskar zurück zu kehren, da man denn Beyspiele hat, daß welche wieder ergriffen und an ihre Her-

ren ausgeliefert worden sind. Gewöhnlich flüchten sie in die Wälder, wo man sie mit Kommandos, die aus Soldaten, Negern und Hunden bestehen, aufsucht und wie Wildpret jagt. Kann man welche erreichen, so werden sie erschossen, den Getödteten aber die Köpfe abgehauen und auf Stangen herumgetragen. Ertappt man einen flüchtigen Neger, so wird er gepeitscht und ihm ein Ohr abgeschnitten. Entwischt er wieder, so erhält er abermals die Peitsche, man zerschneidet ihm eine Kniescheibe und er wird an die Kette gelegt. Entweicht er endlich zum drittenmale, so wird er gehangen.

Man taufet welche, sagt ihnen dann, sie wären Brüder der Weisen worden, und würden ins Himmelreich kommen, was ihnen aber nur einen schwachen Trost bey der Behandlung giebt, der sie auch noch als Christen ausgesetzt bleiben.

P. Louis. **Port Louis** ist der Hauptort der Insel, der zugleich im unangenehmsten Theile der ganzen Insel liegt. Die Wohnungen, welche zusammen kaum das Bild eines elenden Fleckens geben, sind im Grunde des Hafens an der Oeffnung eines Thals angebaut, das durch eine Kette steiler Felsen in der Form eines Winkels gebildet ist. Die Seiten dieser Gebirge sind sechs Monat im Jahr mit einem verbrannten Kraute bedeckt, so daß die ganze Landschaft schwarz wie eine Köhlerhütte ist. Die Stadt selbst besteht aus hölzernen Hütten, die nur ein Stockwerk haben. Jedes Haus liegt einzeln und ist mit Pallisaden umgeben. Der Boden ist allenthalben mit Felsen bedeckt, und daher so höckerig, daß man keinen Schritt thun kann, ohne Gefahr zu fallen. Sie hat weder Mauern noch sonst einige Befestigung; nur zur Linken, nach dem Meere zu, liegt eine schlechte Verschanzung, aus schlech-

schlecht über einander gelegten Steinen, die ohne Mörtel und Kalk befestigt sind.

Am großen Flusse, der aber nichts weiter als ein breiter Bach ist, liegt wieder ein kleiner Ort, der aus einem Spital und einigen Vorrathshäusern besteht, wo auch die Wasserleitung anfängt, welche das Wasser in die Stadt bringt. Eine Stunde weiter davon ist eine Höhle, wie ein Kellerloch gestaltet, dessen Gewölbe eingefallen ist. Das Gewölbe dieser Höhle besteht aus schwarzem Fels, hat dreyßig Schuh in der Breite und zwanzig in der Höhe. An jeder Seite der Höhle läuft ein Mauerkranz herum, und das ganze Gewölbe ist mit einem glänzenden und trocknen Firniß überzogen. Diese Höhle wird immer enger, je weiter man kommt, und wird mit Wahrscheinlichkeit für das alte Bette eines unterirdischen Flusses gehalten.

Weiter sind keine ordentliche Flecken auf der Insel; sondern die Einwohner leben in ihren Pflanzungen zerstreuet, wo die Lebensart oft wenig von der Lebensart der Wilden verschieden ist. Bis jetzt hat Frankreich übrigens nur noch sehr geringe Vortheile von dieser Insel gezogen; legt man sich aber mehr auf den Landbau, und ist es wahr, daß der Anbau der Negelein und Muskatbäume einen so glücklichen Erfolg gehabt hat, so kann sie mit der Zeit noch eine seiner einträglichsten Besitzungen werden.

4) Komorrische Inseln.

Zwischen der Küste Zanguebar und der Insel Madagaskar im Kanal von Mozambik liegen die komorrischen Inseln, deren vier an der Zahl sind. Die vornehmste darunter heißt Komorra, und ist wenig bekannt. Die Portugiesen, welche bey ihren ersten Unternehmungen diese Inselgruppe entdeckten, machten durch ihre Grausamkeiten den Namen der Europäer auf Komorra so verhaßt, daß sich seitdem kei-

ner hier hat dürfen sehen lassen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, sein Leben zu verlieren. Die Inseln Mayotta und Moely werden eben so wenig besucht, weil man wegen Seichtheit des Ankergrundes nicht gut landen kann.

Die letzte heißt Anjouan, und diese ist die einzige, von der man wenigstens etwas sagen kann, weil die Engländer hier zuweilen anlanden, und Erfrischungen einnehmen.

Diese Insel hat nur dreyßig Stunden im Umfange, aber sie ist von der Natur mit den köstlichsten Gaben, welche sie hat, reichlich beschenkt worden. Das Land ist meist allenthalben eben, und hat hier nur hie und da angenehme, mit einem ewigen Grün bedeckte, Höhen, zwischen denen sich die schönsten Thäler befinden. Produkte von Anjouan sind, so viel man weiß, Mais, Pataten und andre Wurzeln und Kräuter, Kokos- Orangen- und andre Fruchtbäume, Ochsen, Ziegen, Flügelwerk, Rephühner, Fasane, Pintados, Rehe, Hasen, u. s. w.

Die Anzahl der Einwohner wird auf dreyßigtausend geschätzt, welche in drey und siebzig Dörfern wohnen, und von nichts als Milchspeisen und Vegetabilien leben. Sie reden arabisch, und bekennen sich zu einem sehr verdorbenen Mohämedisme. Ihre Sitten sollen eine weit gesundre Moral verrathen, als man sie sonst in diesen Gegenden findet. Arbeit scheuen sie sehr, und aus dieser Nachläßigkeit ist wahrscheinlich die Gewohnheit entsprungen, daß einigermaßen wohlhabende Leute die Nägel an ihren Fingern zu einer ungeheuern Größe wachsen lassen. Damit diese langen Nägel aber doch auch schön aussehen, färben sie dieselben mit dem Saft eines Strauches, der sie gelbroth machet. Ehedem hatten diese Leute eine Art republika-

publikanische Verfassung, allein vor hundert Jahren etwan kam ein arabischer Kaufmann durch einen Zufall von Mozambik nabch Anjouan. Seine überlegnen Talente und Kenntniße machten ihn bald zum wichtigsten Mann auf der Insel, und da er von einigen seiner Landsleute Unterstützung erhielt, bemächtigte er sich bald der völligen Oberherrschaft, in deren Besitz vor zehn Jahren noch sein Enkel war.

Diese Revolution verminderte indessen die Sicherheit, welche die Engländer ehedem bey ihren hiesigen Landungen gefunden hatten; sie durften nach wie vor ihre Kranken an Land setzen, wo sie durch die gesunde Luft, die Güte der Landesfrüchte und des Wassers bald wieder hergestellt waren, und die einzige Veränderung bestand darinnen, daß sie die Dinge deren sie nöthig hatten, theurer als vorher bezahlen mußten. Dieß kommt aber daher, weil sich, seit der Zeit, daß eine arabische Familie hier die Regierung hat, mehrere arabische Kaufleute hieher gewandt, und den Geschmack an indische Manufakturwaaren, die nicht mit Koris und Kakos zu bezahlen sind, unter diese Insulaner gebracht haben, so daß sie nun für ihr Vieh und andre Lebensmittel, die sie vorher für Glaskorallen und dergleichen Kleinigkeiten vertauschten, Geld haben müssen.

5) Insel Sokatra.

Noch mehr nach der arabischen Küste zu, aber doch noch im afrikanischen Gewässer, liegt die Insel **Sokatra**, auch **Sokotora** und **Zokotora** genannt, welche von den Portugiesen im Jahr 1507 entdeckt ward. Sie ist zwanzig deutsche Meilen lang und neune breit, und in der Mitte der Insel streicht eine Bergkette durch, deren Gipfel sich noch über die Wolken erheben; dennoch aber, sagt man, führen die Nordwinde den Sand vom Ufer des Meeres bis zu den Spitzen der Berge. Das Klima ist äußerst

hitzig, die Luft, wenn sie nicht durch den Nordwind gemildert wird, brennend heiß, und der Boden so glühend, daß man zuweilen die Füße darauf verbrennet. Da nun das Land bey dieser, dem Wachsthum und Gedeihen aller Erzeugnisse so wenig ersprießlichen, Beschaffenheit des Klimats auch fast überall bergigt ist, und die wenigen Ebenen sandigt und steinigt sind, so ist Sokatra sehr arm, und bringt weder Reis noch Mais, noch andres Getreide, noch einige zum Lebensunterhalt nothwendige Gewächse hervor.

Bäume wachsen nur in einigen Thälern im Innern des Landes, welche auch, dem Anschein nach, gut angebaut werden könnten, wenn die Einwohner nur etwas Fleiß daran wenden wollten. Unter den wenigen fruchttragenden Bäumen ist der Dattelbaum noch am meisten zu finden, von dem auch die Einwohner ihre vorzüglichste Nahrung haben. Den Mangel an eßbaren Gewächsen ersetzt indessen die Menge Arzneypflanzen und gewürzhafter Kräuter, welche die Berge im Ueberfluß hervorbringen. Das wichtigste Produkt der Insel aber ist die Aloe Sokotorina, welche für die beste in der ganzen Welt gehalten wird. Auch der Drachenbaum ist nicht selten, und liefert den schönen Gummi, der unter dem Namen Drachenblut bekannt ist.

Zahmes Vieh, als Ochsen, Kühe, Ziegen, Schafe und Hühner giebt es in Menge, alles Vieh aber ist ausserordentlich mager, weil die Weide so außerordentlich schlecht ist. Wildpret findet man gar nicht, doch hat das Gebirge einige Füchse. Desto fischreicher ist aber die See, welche den Insulanern reichlichen Unterhalt giebt.

Die vorzüglichsten und an der Anzahl stärksten Einwohner der Insel sind arabische Beduinen, welche

che sich ehedem des Landes bemeistert und die alten Ureinwohner in die Sklaverey versetzt haben. Diese Leute sind groß von Statur, wohl gewachsen, gut gebildet von Gesicht, und schwärzlicht von Farbe. Es sind wilde ungesittete Leute, faul, träge, unmäßig und im höchsten Grade mistrauisch. Sie gehen meist nackend, und bedecken bloß den Unterleib mit einem Stück Kamboms, einer Art Zeugs, das auf der Insel in Menge verfertigt wird. Zuweilen bedecken sie den Leib mit einem Mantel, der mit einer Kappe versehen und von Ziegenhaaren gemacht ist. Ihre Wohnungen sind Höhlen und Felslöcher wie bey den alten Troglodyten, oder mit Stroh bedeckte Hütten, deren eine von der andern abgesondert ist. Gehen sie des Morgens frühe mit ihren Weibern, Kindern und Viehe aus, so irren sie auf den Feldern umher, und bleiben liegen, wo sie von der Nacht überfallen werden. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Datteln, Fische Muscheln und das Fleisch ihrer Thiere; dabey trinken sie Milch und Wasser.

Jeder nimmt so viele Weiber, als er ernähren kann, und wenn er mehrere nimmt, kann er sie ohne viele Umstände los werden. Oft vertauschen sie auch die Weiber gegen einander, und zwar nur auf eine Zeit, nach deren Ablauf jede wieder zu ihrem Manne zurückkehrt. Die Beschneidung sollen sie schon seit undenklichen Zeiten im Gebrauch gehabt haben, ohne daß sie übrigens den Ursprung dieses Gebrauchs anzugeben wissen. Ein Unbeschnittener würde, wenn man ihn entdeckte, die Finger verlieren, und in die Tempel darf nie einer kommen.

Sie begraben diejenigen, welche in den letzten Zügen liegen, eben so als die Todten, und man glaubt, daß man dem Kranken dadurch einen wirklich sehr großen Liebesdienst erweise. Die Kranken selbst se-

hen diesem Augenblick mit einer außerordentlichen Heiterkeit entgegen, versammeln ihre Angehörigen um sich, unterhalten sich noch eine Zeitlang mit ihnen, und sagen ihnen dann gelassen, daß sie nun begraben zu werden wünschten. Sie treiben einige Handlung auf den arabischen Küsten, und kommen sogar, wie man sagt, bis nach Goa, wo sie Datteln, Drachenblut, Aloe, Räucherwerk, Bernstein und schöne von Palmblättern gemachte Matten, und dergleichen hinbringen.

Nach den Berichten einiger Schriftsteller sollen die Einwohner von Sokatra Christen und zwar durch den Apostel Thomas schon bekehrt worden seyn. Man weiß aber schon, wie viel von dergleichen Sagen zu halten ist, und wie wenig man vorzüglich dem blinden Bekehrungseifer der Mönche bey allen dergleichen Erzählungen trauen darf. Jene Schriftsteller behaupten, man finde in allen ihren Tempeln Kreutze, für welche sie eine sehr große Ehrerbietung hätten, die Männer hätten gewöhnlich Namen dieser oder jener Apostel, und die Weiber hießen gewöhnlich Maria. Andre aber, welche sie näher haben kennen lernen, sagen sehr bestimmt, daß sie von der christlichen Religion gar keine Kenntniß haben, sondern ihre Religion ein schrecklicher Mischmasch von der christlichen, mohämedanischen und heidnischen sey. Sie beten den Mond an, halten ihn für den Schöpfer aller Wesen, rufen ihn um eine gute Erndte an, und glauben, daß ihnen nichts glücklich von statten gehen könne, wenn der Mond ihnen nicht hülfreich dabey sey. Haben sie kein Wasser, welches in dieser heißen Gegend sehr oft der Fall ist, so schließen sie einen von ihnen an einem gewissen Orte mit einem Erdwalle ein, aus welchem er bey Lebensstrafe nicht gehen darf, wo er denn den Mond ohne Unterlaß um Regen anrufen muß. Wird sein Gebet erhört, so bekommt er häufige Ge-

kein

schenke; kommt aber, alles Betens ungeachtet, dennoch kein Regen, so werden ihm beyde Hände abgehauen.

Ihre Tempel sind klein und niedrig, und haben drey enge niedrige Thüren. Inwendig, sagt man, ist ein Altar, auf welchem ein Kreutz stehet. Beym Auf- und Untergange des Mondes versammelt sich das Volk in diesen Tempeln, wo es unter einer Menge sonderbarer Ceremonien, den Mond anbetet, und ihm zu Ehren wohlriechend Holz und von Butter gemachte Lichter verbrennet werden. An gewissen Tagen im Jahre halten sie feyerliche Processionen, und wer durch das Loos dazu berufen wird, einen besonders großen geweiheten Stab zu tragen, bezahlt diese Ehre mit zween seiner Finger; ein Verlust, welcher ihm dadurch vergütet wird, daß er erstens auf Lebenszeit einen mit gewissen Figuren bezeichneten kleinen Stab erhält, kraft dessen er eine Art von Unverletzlichkeit erhält, und daß er überall in den Geruch der Heiligkeit kömmt, weil er vom Himmel gewürdigt worden, bey dem Umgange den großen geweihten Stab zu tragen.

Von der politischen Verfassung dieser Insel ist äußerst wenig bekannt; man sagt aber, daß sie der Botmäßigkeit eines arabischen Fürsten unterworfen sey, der sie durch eine Art von Statthalter regieren lassen. Sonst machen die Pfaffen auch die Richter, wie das von jeher bey einem recht dummen bigotten Volke so Sitte gewesen ist. Hat jemand gestohlen und wird dabey verfolgt, so entgeht er der Strafe, wenn er das Glück hat, in einen Tempel zu kommen, und da jemand findet, der ihm statt eines Beschützers dienet, stellt sich aber niemand dar, der ihm diesen Dienst erweisen will, so bringt man ihn aus dem Tempel heraus, und hauet ihm die Hände ab. — Weiter ist von Sokatra gar nichts bekannt, was nur

einigermaßen erwähnt zu werden verdiente. Noch weit weniger bekannt aber sind die folgenden Inseln, von denen wir nun etwas anführen müssen.

6) Inseln der sieben Brüder u. s. w.

Die Inseln der sieben Brüder nebst der Admiranten-Insel liegen östlich von der Küste Zanguebar, und südlich von der Insel Sokatra. Es sind kleine, zum Theil aber an Mais, Gemüsen, Wurzeln, Baumfrüchten, Vieh und Fischen sehr fruchtbare Inseln, daher sie auch stark bewohnt sind. Ihre Einwohner leben meist vom Fischfang. Die Portugiesen behaupten eine Art von Oberherrschaft über diese Inseln.

7) Insel Zanzibar.

Noch näher an der Küste Zanguebar liegt die Insel Zanzibar, ein kleines, aber fruchtbares, Eyland, dessen Bewohner sich wenig von den Bewohnern der benachbarten Küste unterscheiden, und mit den Europäern gar keinen Verkehr haben.

Dieß ist das Merkwürdigste, was sich ohngefähr von den Inseln auf der Ostseite von Afrika sagen läßt; die auf der Westseite gelegnen sind meist ungleich bekannter, meist zum Theil merkwürdiger und wichtiger für Europäer. Darunter sind denn die vornehmsten fürs erste die

1) St. Helene.

Insel St. Helene, welche von den Portugiesen im Jahre 1508 am Tage dieser Heiligen entdeckt ward. Die gesunde Beschaffenheit der hiesigen Luft, wodurch die Kranken, welche ausgesetzt wurden, sehr bald ihre Gesundheit wieder erlangten, brachte die Seefahrer der europäischen Nationen dahin, daß sie diese sonst eben nicht so angenehme Insel zu einem Ruheplatz wählten, bis endlich, nachdem sich die Portugiesen und Holländer lange über den Besitz derselben gestritten hatten, die Engländer 1673 beyde davon wegjagten, sich der Insel bemeisterten und die Festung James Fort darauf anlegten.

Diese

Diese Insel liegt mitten im großen Weltmeere, vier hundert Stunden von der afrikanischen und auf fünfhundert und drüber von der amerikanischen Küste entfernt. Sie hat nur ohngefähr sechs deutsche Meilen im Umkreise, ist mit ungeheuern Felsen eingefaßt, an denen sich die Wellen mit Ungestüm unaufhörlich brechen, und in welchen sie Höhlungen bilden, worinnen das zurückbleibende Seewasser ein herrliches Salz ansetzet. Die ganze Insel selbst ist ein ungestalteter Klumpen von Bergen und Felsen, an deren jedem man unverkennbare Spuren findet, daß hier ehedem Vulkane gewesen sind. Nach den Berichten einiger Schriftsteller ist aber dennoch der Boden so vortrefflich, daß er alley Lebensmittel in Menge hervorbringt. Glaubt man ihnen, so bringt das Land, Erbsen, Bohnen, große und kleine Rüben, Ananas, Bananas, Citronen, Orangen, Granaten, Melonen und Feigen; das Rindvieh ist zahlreich, und überdem findet man Ziegen, wilde Schweine, Pferde und eine Menge des schönsten Geflügels, so daß die Bequemlichkeit des Lebens durch nichts als eine unsägliche Menge Ratzen gestört wird. Nach andern hingegen muß man sich von St. Helene einen ganz verschiednen Begriff machen: ihnen zu Folge hat von allen hieher verpflanzten Fruchtbäumen kein einziger gedeihen wollen, als der Pfirsichbaum; der Weinstock ist sogleich wieder eingegangen; eine Menge Ungeziefer hat alle Pflanzen zernaget, die Feldmäuse lassen nur einen geringen Theil der Erndte übrig, und man hat sich bloß auf die Hornviehzucht einschränken müssen, die aber auch nicht eher gelungen ist, als bis ein grosser Theil dieser Thiere gefallen war. Dieß kam daher, weil alle gesäten Grasarten wieder eingiengen, bis man auf den Einfall kam, kleines Strauchwerk zu pflanzen, in dessen Schatten bald ein sehr frisches, gesundes Gras zum Vorschein kam, das indessen nie

mehr

mehr als dreytausend Ochsen zu ernähren im Stande gewesen ist, eine Anzahl, die für die Bedürfnisse der Seefahrer und Einwohner nicht hinreichend ist. Die letzte Nachricht scheint uns mehr das Gepräge der Wahrscheinlichkeit zu haben, als die erste, denn St. Helene ist in der That für die Engländer nichts weiter als ein Erhohlungsplatz, da es doch eine nutzbare Kolonie hätte werden müssen, wenn der dasige Boden nur halb so gut wäre, als ihn jene Schriftsteller machen.

Indessen hat die Insel doch eine Bevölkerung von zwey tausend Einwohnern, worunter sich sechshundert Neger befinden, welche zur Bestreitung beschwerlicher Arbeiten vom festen Lande herüber gebracht werden.

Der Hauptort auf der ganzen Insel ist das Fort James. Die Häuser liegen unordentlich wie Negerhütten durch einander, sind aber weit fester und zierlicher als auf den Insel Bourbon und Frankreich erbauet. Die Festungswerke haben nicht viel zu bedeuten, und die Garnison besteht aus fünfhundert, mit ihrem Standort sehr unzufriednen, Soldaten. Die Einwohner bekommen fast alles, was sie bedürfen, aus Europa, wofür sie nichts als etliche Erfrischungen und Ochsen geben können. Fische sind die gewöhnliche Nahrung der Schwarzen, und selbst die Weißen haben sehr oft weiter keine andern Speisen. Die Insel ist auch oft als ein Verweisungsplatz für Bösewichter gebraucht worden, welches wieder zu der Vermuthung führt, daß sie nicht so ganz fruchtbar seyn müsse.

2) St. Ascension.

Diese Insel, welche eigentlich nichts als ein grauser schrecklicher Felsen, ein Ueberbleibsel eines alten Vulkans ist, der vielleicht vor Jahrtausenden hier sein Daseyn gehabt hat, hat nur ohngefähr anderthalbe Stunden im Durchschnitt, erhebt sich aber so sehr

über

über des Meeres Oberfläche, daß man sie wohl in einer Entfernung von zehn Stunden entdecket. Ein einziges Kap sieht grün aus, die ganze übrige Insel besteht aus schwarzen und rostfarbenen Felsen. Kommt man näher an die Küste, so wird der Anblick noch weit größlicher; und die ganze Küste giebt den Anblick von den Trümmern einer ungeheuern Stadt. Es sind dieß geschmolzne Felsen, die als Lava aus dem Vulkan geflossen sind, und sich unter seltsamen Gestalten über die Ebene, und bis an das Meer verbreitet haben. Das ganze Ufer besteht daraus, und hat allerhand abentheuerliche Gestalten. Die ganze Insel hat keine bessre Gestalt; allenthalben ist der Boden mit Sande von allen Farben bedeckt; überall stehen Felsen, welche sich in Menschengröße erheben, nirgends wächst ein schattigter Baum, nirgends ein Strauch oder nur eine kleine Grasblume; alles ist öde und still, und man hört nichts, als das Brausen des Meers oder das dumpfe Geschrey der Fregatten und Seemöven.

Indessen, obgleich dieser schreckliche Felsen weder Wasser noch Erde hat, so nimmt er doch keinen ganz unbrauchbaren Platz ein. Er ist ein Aufenthalt unzählbarer Schildkröten, welche hier ihre Eyer legen, und der Fregatten und anderer Seevögel, welche hier in ungestörter Freyheit nisten und brüten. Die Schiffe versehen sich hier mit Schildkröten, Austern, und Fischen, von denen eine Gattung Meerschlange mit blauen Gräten besonders berühmt ist. Die hiesige Luft ist sehr rein, und wenn ein Matrose am Scharbock krank liegt, so bringt man ihn auf die Insel, bedeckt ihn mit Sand, und er spürt eine geschwinde Erleichterung.

In einigen Tiefen soll es etliche Wassertümpfel geben; und dort sollen auch einige magere Ziegen gesehen

sehen werden, sonst aber sieht man auf der ganzen Insel, wie schon erwähnt, nichts als Sand, Asche, und einen mit Salzrinde bedeckten Boden; kein andres Gewächs als Hundegras und äußerst giftige Wolfsmilch; und keine anderen Thiere als, außer den schon erwähnten, einige Krabben und Skorpione.

Die Insel hat keinen Oberherrn, aber die meisten nach Indien gehenden englischen sowohl, als französischen Schiffe legen hier an, und lassen in einer Flasche, welche in einer Grotte verwahrt liegt, Briefe an die Nachkommenden zurück.

3) St. Thomá. Die **Thomasinsel** erhielt diesen Namen von den Portugiesen, welche sie am Tage dieses Heiligen im Jahr 1505 entdeckten. Sie liegt unterhalb der Küste von Guinea, und hat ohngefähr vierzig Meilen im Umfange. Da sie nicht weit von der Linie entfernt ist, so hat sie auch ein sehr hitziges Klima und alle die Unbequemlichkeiten, welche Ländern, die sich in dieser Lage befinden, eigen sind. In der Regenzeit, welche vom December bis zum April währt, fällt der Regen in Strömen vom Himmel, und alle niedrige Landereyen werden mit stehenden Wassern bedeckt, welche die schädlichsten Ausdünstungen geben; im Sommer aber oder der trocknen Jahreszeit ist die Hitze so groß, daß alles verbrennt, und der Erdboden dergestalt erhitzt wird, daß die Glut sogar durch doppelte Sohlen dringt. Das Klima ist daher auch so ungesund, daß die wenigsten Europäer auch nur funfzig Jahr alt werden, wenn auch die Landeseingebohrnen ein etwas höheres Alter erreichen. Man sagt sogar, daß, wenn noch unerwachsene Leute hieher kämen, sie nicht gröser wüchsen, als sie bey ihrer Ankunft wären; und daß jeder thierische Körper in der Erde binnen vier und zwanzig Stunde verwese, welches eine Folge der großen feuchten Hitze des Bodens sey.

Dabey

Dabey ist der Boden aber außerordentlich fruchtbar, und alle Gewächse kommen im Ueberfluß sehr gut fort. Die vornehmsten Erzeugnisse sind, Reis, Ignames, Maniok, Pataten, Citronen, Pomeranzen, Weintrauben und andres Obst, nebst vielem Ingwer, Malaghettepfeffer und Zuckerrohr, welches letztre aber, weil der Boden gar zu geil ist, allzu hoch schießt, und daher nicht so viel Saft als anders wo bringt, auch nur einen schwarzen Zucker liefert, von welchem aber doch jährlich ohngefähr dreymalhundert tausend Pfund zubereitet werden.

An zahmen Thieren, als Hornvieh, Ziegen, besonders Schweinen, wie auch an Hirschen, Rehen, wilden Schweinen, Geflügel und vielen Fischen, Muscheln und Austern ist kein Mangel, daher auch die hiesigen Portugiesen ein sehr träges lüderliches Leben führen, und alles durch die Negersklaven verrichten lassen, die sie jährlich aus Kongo hierher führen. Die Bevölkerung der ganzen Insel soll sich etwan auf dreytausend Seelen belaufen, die zum Theil in einer häßlich gebauten und schlecht befestigten Stadt wohnen, wo auch der Statthalter und ein Bischof ihren Sitz haben.

4) Annabon und Fernand del Po.

Die Inseln, **Annabon** oder die gute Jahrszeit und **Fernand del Po**, sind klein, haben aber gute Produkte, als Getreide, Reis, Pataten, Ignames, Citronen, Orangen und andre Obstfrüchte; ferner Ziegen, Schweine und eine Menge Geflügel. Die Bevölkerung ist nicht die stärkste, und die Einwohner sind theils Weiße theils Neger. Beyde Inseln sind im Jahre 1777 im Traktat von San Ildefonse, von den Portugiesen den Spaniern abgetreten worden, wobey letztere die Freyheit erhalten haben, für spanische Unterthanen auf der gegenüber liegenden Küste von Guinea handeln zu dürfen; eine Vergünstigung, welche

welche diesen Inseln, die an und für sich keine wichtige Besitzung sind, noch einigen Werth ertheilet.

5) Inseln des grünen Vorgebirges.

Diese Inseln haben ihren Namen vom demgrünen Vorgebirge auf der Küste von Afrika, welchem sie in einer Entfernung von etwan funfzig Meilen gegen über liegen. Sie wurden im Jahre 1456 vom Kada Mosto entdeckt, der zuerst an die Insel Buena vista kam, welche er, so wie die übrigen, unbewohnt fand. Die Portugiesen setzten sich zuerst zu S. Jago, der größten und fruchtbarsten unter allen, feste und von hier schickten sie nach und nach einige Leute in die übrigen aus, von denen aber etliche aus Mangel an Lebensmitteln wieder verlassen wurden.

Dieser Inseln sind zehn, nehmlich: St. Jakob, Brava, del Fuogo, Majo, Buena vista, del Sale, St. Niklas, St. Lucia, St. Vincent, und St. Antonio. Nach dem einhelligen Zeugnisse aller Reisenden ist die Luft auf allen diesen Inseln äußerst heiß und ungesund, und der Erdboden beständig so erhitzt, daß man es kaum mit guten Schuhen aushalten kann, im Sonnenschein zu gehen. Der Nordostwind, der kurz vor vier Uhr Nachmittags zu wehen anfängt, macht so eine jählinge Veränderung in der Temperatur der Luft, daß, wer nicht daran gewöhnt ist, übeln Zufällen in Absicht seiner Gesundheit unterworfe ist. Auch soll der Mond hier sehr bösartige Einflüsse auf den menschlichen Körper haben, daher niemand bey offnem Fenster oder unter freyem Himmel schlafen darf. Krankheiten sind auch sehr gemein, besonders Fieber, Dysenterie, Schnupfen, u. dergl. von der Veränderlichkeit der Witterung entstehende Krankheiten.

Die Jahreszeiten treten hier nicht beständig zu gleicher Zeit ein. So erwartet man schon zu Ende des Brachmonds den Südwind, mit welchem die Regen-

Regenzeit eintritt, der aber oft erst im Heumonat oder August kommt. Im Herbstmonat haben sie gewöhnlich starke Südostwinde mit Regen, im Weinmonat Südwest- und am Ende Nordwestwinde mit starkem Donner, Platzregen und Stürmen, die aber selten lange anhalten. Nach der Regenzeit tritt eine sehr heftige Hitze ein, welche gewöhnlich vom Anfang des Wintermonats bis zum Ausgange des Winters fortwähret. Im Februar, März und April springt der Wind meist von Nordosten nach Nord, und von hier an bis zur Regenzeit wendet er sich immer mehr nach Osten und wird beständig schwächer.

Diese Inseln sind zwar sehr gebirgigt und voller Steine, doch ist auf den niedrigen Bergen alles mit Grase bedeckt. Im Ganzen genommen, fehlt es diesen Inseln auch am Wasser, denn die Insel St. Jago ausgenommen, auf welcher ein mäßiger Fluß ist, giebt es auf einigen allein Brunnenwasser. Eine Insel besteht aus einem feuerspeyenden Berg.

Die Fruchtbarkeit der Inseln des grünen Vorgebirges ist nicht geringe, und sie zählen eine Menge der schönsten Produkte. Dahin gehören Reis, Mais, Bananas, Limonien, Citronen, Pommeranzen, Granaten, Kokosnüsse, Feigen, Melonen, Pisang, Gujaves, Baumwolle, Wein, Zuckerrohr und Papahs. Diese letztere Frucht wächst an einem etwan zehn Fuß hohen Bäumchen, dessen Stamm etwan dreyviertel Ellen dick ist. Der Baum hat keine Aeste, sondern nur große breite zackigte Blätter, zwischen welchen die Frucht von Größe, Gestalt und Farbe der Bisammelone hervorwächst. Inwendig ist sie weich, voll glänzender Kerne und von sehr angenehmem Geschmacke.

An zahmen Vieh haben diese Insulaner Ochsen, aber in geringer Anzahl, Esel in großer Menge,

Schweine, die ein vorzüglich gutes, zartes, und gesundes Fleisch haben, besonders aber Ziegen und Schafe, von welchen die erstern oft drey bis vier Junge, und das oft dreymal in einem Jahre, haben. Das gewöhnliche Wildpret besteht in Truthühnern, Perlhühnern, Wachteln, Rephühnern, Flamingos und vielen Kaninchen. Hayfische, Piloten und Saugefische fängt man zuweilen an den Küsten; Schildkröten aber sind hier in so großer Menge, daß jährlich viele Schiffe bloß deshalb herkommen, um welche zu fangen, und einzusalzen, worauf sie in die europäischen Kolonien nach Amerika geführt werden, da ihr Fleisch so beliebt als in Europa der Stockfisch ist. An der Küste des Meeres findet man auch Ambra, und hie und da etwas Gold, das aber von geringem Ertrag ist. Das Wichtigste aber, was diese Inseln liefern, ist Salz, welches hier in so großem Ueberflusse gefunden wird, daß man wohl zwey tausend Schiffe damit beladen könnte.

Drey der größten von diesen Inseln, nehmlich Sal, St. Lucia und St. Vincent, sind ganz unbewohnt, auf den übrigen aber sind die Einwohner meist Neger und Mulatten, die sie aber auch nur erst seit der Zeit der portugiesischen Besitznehmung haben, denn vorher hatten sie durchgängig keine Einwohner. Als nehmlich die Portugiesen sich auf St. Jago niedergelassen hatten, und, um die schweren Arbeiten zu verrichten, von Guinea Sklaven herüberbrachten, ward es bald unter ihnen zur Gewohnheit, um für ihre Sünden zu büßen, einem oder etlichen dieser Sklaven die Freyheit zu schenken. Da sich nun diese in einer Gegend befanden, die ihrer Natur gemäß war, so nahmen sie allmählig überhand, und wurden zuletzt so zahlreich, daß sie von den Weißen nicht mehr überwältigt werden konnten, sondern diese es geschehen lassen mußten, daß sie sich auf mehreren Eylanden neben ihnen setzten, wor-

woraus nachher Vermischungen der Schwarzen und Weißen entstanden sind.

Die hiesigen Neger sind muntre, starke Leute, Männer und Weiber sind fett und fleischig, und ihre Kinder sehen wie kleine ungestaltete Fettklumpen aus. Vom Charakter sind sie mehrentheils unschuldige, unschädliche und leutselige Leute, aber unwissend und abergläubisch im höchsten Grade. Kleider haben sie gar nicht, sondern gehen größtentheils nackend, und bedecken nur den Untertheil des Leibes mit einem um die Hüften geschlagenen Tuche. Ihre Lebensart ist höchst armselig, und ihre Speisen, die in Fischen, Schildkröten, Ziegenfleische und Milch bestehen, sind alle auf die einfachste Weise zubereitet. Viele von ihnen nähren sich davon, daß sie den Europäern bey Verfertigung des Salzes helfen, und das Salz auf ihren Eseln an das Meer herab bringen, wofür sie Lebensmittel, alte Kleider u. dergl. erhalten. Die Portugiesen haben sie zum Christenthum bekehrt, ihre Religion besteht aber in nichts weiter, als in Beobachtung der äußern Kirchengebräuche, in Verehrung der Geistlichen und darinnen, daß sie heydnischen Aberglauben gegen christlichen vertauscht haben. Diese Negern sind die zahlreichsten; die hiesigen Portugiesen sind in Farbe, Sitten und Verstandeskräften nicht sehr von ihnen unterschieden.

Die ersten Portugiesen, welche sich auf St. Jago niederließen, waren meist alle Leute, welche wegen ihrer Diebereyen, Mordthaten und anderer Verbrechen aus dem Vaterlande verjagt worden waren; also ohne Sitten, ohne Arbeitsamkeit, die hier nicht besser wurden, und auch keine beßre Nachkommenschaft hinterlassen konnten, und die immer noch durch nichts als Avantüriers und lüderliches Gesindel Zuwachs erhalten. Nimmt man eine geringe Aehnlichkeit in

der Gestalt und Farbe und die Mundart weg, welche mit der portugiesischen Sprache doch mehr Verwandtschaft hat, als mit der Sprache der Negern, so sind diese Leute fast gar nicht von den Negern zu unterscheiden. Sie sind alle vollkommne Mulatten, lang, aber nicht wohlgestaltet, besonders die Weiber, welche breite Lippen, übelgebaute Gliedmaßen, hoch aufgestülpte Nasen, und obendrein einen schlechten Charakter haben, der durch Leichtsinnigkeit und lasterhafte Neigungen bezeichnet ist. Die meisten leben in der äußersten Dürftigkeit, und da sie ihr Stolz abhält, zu arbeiten, so betteln und stehlen sie lieber, als daß sie etwas thun sollten. Wenige von ihnen besitzen eine vollständige Bekleidung; und es fehlen ihnen entweder Schuhe und Strümpfe, oder die Schultern sind entblößet, oder es fehlt sonst etwas, das nicht fehlen sollte. Ist einer von ihnen dahin gekommen, daß er einen alten Hut mit einer goldnen oder silbernen Quaste, ein weiß Hemde, ein Kamisol, ein Paar Hosen und einen langen Degen besitzt, so dünkt er sich so viel als ein Grand, wenn er gleich weder Schuhe noch Strümpfe hat. Ihre Einsichten sind eben so beschränket; sie wissen gar nichts was nur etwas weiter hinaus geht, als ihre thierischen Bedürfnisse reichen, und ihre Unwissenheit in der Religion, so wohl bey Laien als Geistlichen, ist unter aller Erwartung. Die letztern führen noch über dieß ein sehr ärgerliches, ausschweifendes Leben. Es giebt auch viele schwarze Priester auf den Inseln, die aber nicht zur Würde eines Bischofs, Domherrn, oder bischöflichen Kapellans gelassen werden, welche Stellen alle mit Europäern besetzt werden müssen. Man erzieht viele junge Schwarze zu St. Jago, welche mit der Zeit als Priester angestellt werden, aber einen sehr kläglichen Unterricht erhalten.

Bey

Bey dem allen treiben diesem Inseln besonders wegen der Nachbarschaft von Guinea und Benin, mit den Negern einen ansehnlichen Handel. Die vornehmste Waare ist Salz, und nächst diesem Zucker, Baumwolle, Ambra, Zibeth, Schwefel, Esel, welche nach Barbados in Westindien gebracht werden, nebst allerley Lebensmitteln. Doch dürfen die letztern ohne Erlaubniß des Statthalters nicht verkauft werden, und aller Handel mit zahmen Vieh ist allein in seinen Händen. Unter den Waaren welche hier Absatz finden, nehmen alte Kleider die erste Stelle ein; dann folgen Messer und Scheeren, welche in größerm Werthe stehen, als die schönsten Piaster. Der Hafen Praya auf der Insel St. Jago wird am meisten besucht, indem die nach Ostindien, Guinea und Brasilien gehenden Schiffe hier gewöhnlich einlaufen, um frisches Wasser und andere Lebensmittel einzunehmen.

Diese Inseln gehören der Krone von Portugall, die sie vor einiger Zeit wieder in Besitz genommen hat, nachdem sie lange in den Händen einer Gesellschaft Kaufleute gewesen waren. Die Krone setzt einen Statthalter zu St. Jago, welcher den Titel eines Generals über alle Eylande des grünen Vorgebirges, und die Küste Guinea von Rio Sanaga bis Sierra Leona führet. Auf jeder der andern Inseln ist ein Ovidor, der alle bürgerliche Gerichtsbarkeit und die Besorgung der Kroneinkünfte hat. Die letztern sind sehr geringe, doch kosten die Inseln auch sehr wenig zu erhalten, weil nur zu St. Jago und Philipp Festungswerke angelegt sind, und sie auch von den Einwohnern selbst vertheidigt werden.

Die Inseln haben wir schon genannt; wir müssen nun noch eine kleine Beschreibung von jeder einzelnen liefern. Die vorzüglichste, welche auch zuerst erwähnt zu werden verdient, ist die Insel St. Jago. Sie ist die a) St. Jago.
größte unter allen Inseln des grünen Vorgebirges

und hat fünf und neunzig Seemeilen im Umfange. Man versichert, daß die Witterung in der Regenzeit hier so äußerst ungesund sey, daß man alsdann die Insel mit einem Lande, in welchem die Pest wüte, vergleichen könne. Dabey ist aber der Boden sehr fruchtbar, von anmuthigen Bächen gewässert, und hat die schönsten fettesten Viehweiden. Er giebt vielen Mais, Hirse, Pataten, Ignames, Bananas, Pisang und andre Obstfrüchte. Ein beynahe dieser Insel eigenes Gewächs ist der Kustardapfel, der die Größe einer Granate hat, auch beynahe von derselben Farbe ist. Dieser Apfel ist rund umher mit einer Art von Warzen besetzt, und hat inwendig ein weißes, sehr süß schmeckendes Fleisch, das, weil es einem Milchfladen (Kustard) an Geschmack und Farbe gleich ist, dem Apfel den Namen gegeben hat.

An zahmen und wilden Thieren hat St. Jago keinen Mangel. Dahin gehören Ochsen, Pferde, Esel, Maulesel, Ziegen, Schweine, sowohl zahme als wilde, Rehe, Affen, Meerkatzen, Hühner, Pintados, Pfauen u. s. w. Reis und Meersalz wird von hieraus häufig verführt. Die Anzahl der Einwohner wird auf zehn bis sechszehntausend geschätzet. Die Haupt- und die Residenzstadt des portugiesischen Statthalters heißt Ribeira Grande, und ist ein nach dasiger Art gut gebauter Ort, bey welchem auch zwey schöne Häfen sind.

b) St. Juan. Brava.

Die Insel St. Juan oder Brava ist ein sehr hochliegendes Land, das sich wie ein Terassen über die Fläche des Meeres erhebt. Der Boden ist dabey so fruchtbar als auf einer der andern Inseln, und bringt Mais und andre Früchte reichlich hervor, hat auch allerley Thiere, besonders Schweine im Ueberfluß. Eines der ergiebigsten Produkte ist der Salpeter, der in einigen Höhlen der Insel wächst, und die ganze inwendige Seite derselben, wie ein dicker Reif, bedeckt, hie

und

und da auch wie Eiszapfen hängt. Auch wird in den Felslöchern, in welchen von der hohen Fluth Seewasser zurückbleibt, viel Salz gewonnen. An der Küste fängt man viele Fische, worunter eine Art Wallfische ist, und sammelt etwas sehr guten Ambra.

c) Majo.

Die Mayen-Insel oder Insel Majo hat sieben Seemeilen im Umfange, einen niedrigen Boden, ein sehr trocknes und im Ganzen unfruchtbares Erdreich, das sehr sandigt und steinigt ist. Früchte desselben sind Mais, Reis, Yams, Pataten, Platanen, Bananas, Papahs, Feigen, Wassermelonen und Kürbisse, welche die gewöhnliche Speise der Einwohner ausmachen. Unter allen Inseln des grünen Vorgebirges hat diese das beste Rindvieh, viel Esel und die meisten Ziegen. Das vornehmste Produkt ist Salz, daher auch Majo unter allen diesen Inseln am häufigsten besucht wird, besonders von den Engländern, welche das Salz nach Terre-Neuve in Amerika bringen, und dort den Stockfisch damit einsalzen. Das Salz wird hier auf folgende Art gewonnen: an der Westseite des Eylandes ist eine große Sandbank, welche zwar nur etwa vierzig Schritte breit ist, aber in einer Strecke von mehr denn einer Stunde längs dem Ufer hinläuft. Zwischen dieser Sandbank und den Hügeln, welche auf der Insel hinter ihr sind, findet sich eine große Salzlache, in welche das Wasser aus dem Meere durch eine hohe Oeffnung bey hoher Fluth eintritt. In dieser Salzlache erzeugt sich das Salz in der trocknen Jahrszeit vom November bis zum May. Wenn zu der Zeit, da die Fluth eintritt, Salz in der Lache ist, löset es sich den Augenblick auf. Nach zwey oder drey Tagen aber fängt es an körnigt zu werden, und dieß währet denn so lange, bis alles Salzwasser oder doch der größte Theil sich gekörnt hat, oder bis eine neue Fluth nachkömmt. Die See-

fahrer, welche hier Salz einnehmen, lassen es zusammenscharren, wenn es körnet und auf dem trocknen Lande in Haufen legen, ehe die neue Fluth eintritt.

d) Bona Vista.

Die Insel **Bona Vista**, oder der **guten Aussicht**, war ehedem das reichste unter allen, und hatte einen Ueberfluß von Mais, Pataten, Kürbissen, Melonen und andern Früchten, so wie von Rindvieh, Pferden, Eseln, Ziegen und Schweinen. Im J. 1722 kam aber so eine anhaltende außerordentliche Dürre, daß alle Keime des Wachsthums erstickt wurden, und die Insel auf einmal ihre ganze Fruchtbarkeit verlohr. Seitdem hat sie sich auch nie wieder erholen können, und man findet gegenwärtig nichts weiter als Salz, Ziegen, Esel, Fische, Schildkröten und Muscheln auf derselben. Doch sind noch die **Baumwollenbäume** häufig, so wie auch die **Indigopflanze**, welche die Einwohner aber nicht zu benutzen wissen. Eine Seltenheit der Insel ist ein Stein von grauer Farbe, welcher gleich einer Pflanze und in Gestalt wie Blumenkohl ausschießt und sehr viele Luftlöcher hat, wahrscheinlicherweise aber zu dem Geschlechte der Madreporen gehöret.

e) Salzinsel.

Die **Salzinsel** ist sehr bergigt und hat einen äusserst unfruchtbaren Boden. Auch diese Insel wurde 1705 durch eine große Dürre beynahe in eine völlige Wüste verwandelt, und hat seit dieser Zeit nur sehr wenige Einwohner. Es wächst hier das **Feschun**, eine Pflanze, die sich gleich unserm europäischen Hopfen an den Bäumen hinaufwindet, und im Monat August eine gute eßbare Frucht liefert. Die Datteln sind hier von außerordentlicher Güte; auch Seidenwollenbäume sind häufig; die Seidenwolle aber hat weiter keinen Nutzen, als daß Betten damit gestopft werden. Seit der angeführten großen Dürre giebt es fast gar keine Thiere, als etliche wenige Ziegen

und

und wilde Esel auf der Insel. Seevögel sind hier in großer Menge, und das Ufer ist mit Schildkröten bedeckt, besonders um die Zeit, wenn sie Eyer legen. Ambragries wird hier oft in großer Menge gefunden, meist aber von den wilden Katzen oder grünen Schildkröten aufgefressen. Die Insel ist übrigens voller Salzlachen, in denen sowohl, als in den Ritzen der Felsen, das Salz von der Sonnenhitze bereitet wird.

Die Insel St. Niklas ist sehr bergigt und an der Küste unfruchtbar, hat aber gegen die Mitte zu Thäler, wo die Portugiesen Weinberge und andre Pflanzungen angelegt haben. Es wächst hier Mais, viel Feschun, schöne Obstfrüchte, auch etwas Zuckerrohr und Wein. Sonst hatten die Einwohner eine starke Rindviehzucht, allein diese ist, durch die bey der vorigen Insel angeführte Dürre, ebenfalls drauf gegangen. Doch sind noch Schweine, Pferde und Esel sehr häufig. f) St. Niklas.

Die Insel St. Lucia ist klein, hat viele Ziegen und Esel, aber gar keine Einwohner. g) St. Lucia.

Eben so ist auch St. Vincent nicht bevölkert, sondern sie ist gebirgigt und hat einen dürren unfruchtbaren Boden, der nicht einmal Gewächse hervorzubringen im Stande ist. Sie hat auch gar keine andern Thiere als Ziegen und wilde Esel, an den Küsten aber giebt es eine große Menge Schildkröten. h) St. Vincent.

Weit fruchtbarer ist die Insel St. Antonio, welche durch eine Menge Bäche gewässert und fruchtbar gemacht wird, daher auch Mais, Feschun, Obst und ziemlich viel Wein hier wächset. Ferner findet man Indigo und Baumwolle in Menge, und in den Thälern sehr viel Holz, worunter der Drachenbaum sehr häufig ist. Esel und Schweine sind gemein, das Rindvieh geht in zahlreichen Heerden, und die Ber- i) St. Antonio.

ge sind mit wilden Ziegen bedeckt. Es soll auch eine Silbermine vorhanden seyn, die aber nicht gebaut wird.

k) del Fuego. Die Insel del Fuego (d. i. die Feuerinsel), auch sonst die Insel St. Philipe genannt, ist weit höher als die andern, und so zusagen, nur ein einziger Berg, der ohngefähr um die Mitte eine hervorragende Spitze macht. Aus dieser brechen fast unaufhörlich Feuerflammen hervor, wodurch der Berg zur Nachtzeit in einer sehr weiten Entfernung gesehen werden kann. Zuweilen warf er durch diese geöffnete Spitze ungeheure Steine mit dem schrecklichsten Getöse in einer sehr beträchtlichen Ferne; die Asche, welche aus ihm kommt, bedeckt zollhoch die umliegenden Felder, und der geschmolzene Schwefel soll bey heftigen Ausbrüchen wie Wasser vom Berge herablaufen.

An Wasser fehlt es dieser Insel, aber so wie volkanische Gegenden überhaupt fruchtbar sind, bringt auch sie Mais, Reis, Feschun, Kürbisse, Wassermelonen und andere Früchte, und hat viele Ziegen, Pferde, Rindvieh, Esel und Schweine.

6) Insel Madera. Ueber den Inseln des grünen Vorgebirges, der Küste der Barbarey gegen über, liegt die Insel Madera, den Portugiesen gehörig, deren wichtigste afrikanische Kolonie sie ist. Die Erzählung, wie sie zuerst im funzehnten Jahrhundert entdeckt worden, ist etwas abentheuerlich, soll aber in der That strenge Wahrheit seyn. Ein Engländer, Namens Robert a Machin oder Macham, hatte, sich in ein schönes und edles Mädchen Anna d'Arfet verliebt, und ward von ihr mit der zärtlichsten Gegenliebe wieder geliebet. Doch hatte er keine Aussicht im Vaterlande, je ihre Hand zu erhalten; er floh also mit ihr, des Vorsatzes, in Frankreich eine Freystätte für seine Liebe zu suchen.

Ein

Ein widriger Wind trieb sie, die der Schiffahrt völlig unkundig waren, auf das offene Meer; wo sie vierzehn Tage lang umher getrieben wurden, bis sie endlich ein unbekanntes waldigtes Land entdeckten. Machin gieng mit seiner Geliebten und einigen Leuten an Land; ein Sturm aber trieb ihr Schiff vom Ancker an die Küste von Marokko, wo es scheiterte, und das Volk in die Sklaverey kam. Dieses Unglück setzte die auf der Insel zurückgebliebene in Verzweiflung; Anna starb drey Tage nachher und Machin überlebte sie nur fünf Tage. Die noch Uebergebliebenen wollten in der Schaluppe nach England segeln, allein sie kamen ebenfalls an die Küste der Barbarey und wurden Sklaven. Ein Spanier **Juan de Morales**, der auch zu Marokko in der Sklaverey war, hörte dies Abentheuer, und lernte von seinen Mitgefangnen die Lage und Merkmale des neuentdeckten Landes. Er wurde hernach mit andern los gekauft, unter Weges aber von einem portugiesischen Schiffe weggenommen, und zum Prinzen Heinrich von Portugall gebracht, dessen Trieb nach neuen Entdeckungen bekannt ist. Dieser schickte im Jahr 1419 ein gut ausgerüstetes Schiff aus, welches die Insel auch glücklich fand, da sie, wegen der Menge des darauf befindlichen Holzes, den Namen **Madera** erhielt. Der Schiffshauptmann, **Juan Gonsalvo Zarka**, nahm das Eyland im Namen der Krone Portugall in Besitz, und wurde das Jahr darauf als Hauptmann wieder zurückgeschickt, wo er die Stadt **Funchal** erbaute. Die Insel gerieth in der Folge mit Portugall unter spanische Herrschaft, ward aber 1640 bey der Revolution wieder portugiesisch, welches sie auch seitdem geblieben ist.

Madera hat ohngefähr hundert und vierzig Seemeilen im Umfange, und besteht in gewisser Betrachtung

tung aus einem einzigen großen Berge, der sich von allen Seiten von der See gegen die Mitte der Insel erhebt und zuletzt in eine Spitze zusammen läuft. Alles verräth hier ehemalige volkanische Ausbrüche von den Kratern, die man hie und da entdecket, bis auf die mit Erde vermengte, noch häufig gefundene Lava. Madera genießt eines sehr gesunden Klimats, daher es auch eines der angenehmsten Länder der bekannten Erde ist. Hier wüten keine Orkane, welche dem Landmann plötzlich die Frucht seines emsigsten Fleißes rauben, keine Regengüsse schwemmen die die Hoffnungen eines ganzen Jahres fort, keine stickende Hitze benimmt dem Körper die Beweglichkeit und dem Geiste seine Spannkraft, sondern es herrscht ein ewiger Frühling, der Pflanzen und thierischen Körpern gleich heilsam und vortheilhaft ist.

Auch hat die ganze Insel ein ganz herrliche romantische Gestalt und Seefahrer können den reitzenden Anblick, den sievon den Schiffen aus darbietet, gar nicht genug beschreiben, denn da das Land sich bergan streckt, so übersieht man mit einemmale die ganze Seite der Insel, welcher man gegenüber ist, wie ein Amphitheater. Oben sind die Spitzen der Berge mit Waldungen gekrönt, zwischen denen hie und da ein schroffer Fels hervorraget; weiter herab zeigt sich die Hand der Kultur in Pflanzungen aller Art, in Landhäusern, und Weinbergen, zwischen denen sich zahlreiche Bäche herabwinden, die, in Kanäle vertheilt, allenthalben Fruchtbarkeit verbreiten.

Ehedem soll die Insel guten Getreideboden gehabt haben; gegenwärtig aber wird zwar Weitzen und Gerste gesäet, allein die ganze Erndte reicht kaum auf drey Monate zu, und die Einwohner müssen dreyviertel ihres Brodkorns kaufen, daher süße Kartoffeln nebst Kastanien die Hauptnahrung armer Leute ausmachen.

machen. Die größte und einträglichste Erndte auf Madera giebt der Wein, von welchem die Insel auch berühmt ist. Die Weinberge sind entweder mit Mauerwerk oder mit Hecken von Granaten, Myrthen, Brombeer und wilden Rosen umgeben, und nehmen die Rücken der Anhöhen ein, auf deren Gipfeln Kastanienbäume wachsen. Der Ertrag der Weinberge wird in zehn Theile getheilet: nehmlich einer für den König, einer für die Geistlichkeit, vier für den Eigenthümer, und eben so viel für den Winzer. Es wachsen hier mehrere Arten von Wein; die beste und seltenste kommt von Stöcken, welche von der Insel Kandien gebracht worden sind. Er ist von einer höchst angenehmen Süße, und unter dem Namen Madera sattsam bekannt. Die Pipe wird für hundert Pistolen verkaufet. Eine etwas geringre Art geht vorzüglich nach England, und die noch schlechtern finden in beyden Indien und Nordamerika ihren Absatz. Gewöhnlich giebt eine Erndte dreyßigtausend Pipen. Zehrwurzel werden häufig gepflanzt; die Insulaner brauchen die Blätter zum Futter für die Schweine, die Wurzeln aber wird von den Landleuten gegessen. In den Gärten werden auch Pfirsichen, Aprikosen, Quitten, Aepfel, Birnen, welsche Nüsse und andre europäische Früchte, wie auch Ananas, Pisangs und Gujaves gezogen. Orangen und Limonien sind allenthalben im Ueberflusse, und aus den häufigen Citronen machen die Einwohner Konfituren, mit welchen jährlich etliche kleine Schiffe nach Frankreich geladen werden. Unter den Bäumen haben die Ceder und der Nasso den Vorzug. Die erste ist groß, stark und gerade; der Nasso hat ein schönes rosenfarbnes Holz, aus welchem allerley Geräthschaften verfertigt werden. Auch wächst der Drachenbaum und sehr gutes Zuckerrohr hier.

Alle

Alle zahme europäischen Thiere findet man auch auf Madera, und wenn die dasigen Ochsen und Hämmel nur sehr klein sind, so ist ihr Fleisch dafür von besonderm Wohlgeschmack. Auch die Pferde sind klein, aber dauerhaft gebauet und sicher im Gange, daher sie mit der größten Fertigkeit die steilsten Wege hinauf klettern. Zum Ziehen werden sie gar nicht gebraucht, denn kein Räderfuhrwerk ist auf der ganzen Insel, und die Schleifen oder Schlitten, welche aus zwey durch Queerhölzern verbundenen Bretern bestehen, werden durch Ochsen gezogen. Schafe hat man wenig, dafür aber desto mehr Schweine und Ziegen. Wildpret ist nicht zu finden, Kaninchen ausgenommen, aber an wildem Geflügel ist kein Mangel, wofür aber wieder Hühner, Enten, Gänse und Truthühner sehr selten sind. Fische fängt man häufig an der Küste; Schlangen giebt es gar nicht; aber alle Häuser, Weinberge und Gärten wimmeln von Eydechsen.

Die Einwohner, deren Anzahl sich 1768 auf 63,913 belief, und welche in der Stadt Funchal, sieben Flecken und drey und vierzig Pfarrdörfern leben, sind ein Gemengsel von Portugiesen, Negern und Mulatten, und treiben fast alle Handlung. Die meisten sind wohlgebildet und von starkem, dauerhaftem Körperbau. Geilheit und Unzucht ist hier herrschendes Laster, und die Männer geben den Weibern so üble Beyspiele, daß diese so wenig aus der Beobachtung der ehelichen Treue machen, als ob sie in der aufgeklärtesten Stadt Europas wohnten. Mordthaten stehen hier in einer Art von Hochachtung, und es wird für ein Kennzeichen eines Menschen vom Stande gehalten, Menschenblut vergossen zu haben. Auch ist das Morden deshalb mit so gemein, weil die Mörder allezeit in den Kirchen ihre Zuflucht finden. Die

größte

größte Strafe, welche er dann etwan noch erhält, ist Verbannung oder Gefangenschaft, kann aber durch Geschenke leichtlich abgekauft werden.

Die hiesige Kleidung ist völlig portugiesisch und weit anständiger als auf den Inseln des grünen Vorgebirges. Die schwarze Farbe wird aus Achtung gegen die Geistlichen sehr hoch geschätzt, ohne Degen oder Dolch aber glaubt niemand bekleidet zu seyn, und es ist nichts Seltenes, daß selbst die Bedienten die Speisen mit einem langen Korbdegen an der Seite auftragen. In Absicht der Tafel herrscht hier überall eine seltene Mäßigkeit. Gewöhnliche Speisen wohlhabender Leute sind Gartengewächse, Obst, Ziegen und Schweinefleisch. Arme begnügen sich mit Kartoffeln, Kräutern, Wurzeln, Obst und Fischen; zur Zeit der Weinlese aber sind reife Trauben mit Brod eine auf der ganzen Insel bey Reichen und Armen gemeine Speise.

Bey Heurathskontrakten gehen die vorzüglichsten Untersuchungen auf das Geschlecht des Freyers, um die Verbindung mit Mohren und Juden zu vermeiden, weil es besonders Frauenzimmern für einen Schimpf gehalten wird, wenn sie sich mit Leuten dieser Art verheurathen. Auch sagt man, daß auch ein regelmäßiger Wandel denjenigen geschadet hat, welche um ein Mädchen angehalten haben, weil man geglaubt daß Leute, die nicht mit venerischen Seuchen für ihre Ausschweifungen gestraft worden, eine sehr schwächliche Leibesbeschaffenheit haben müßten.

Die Einwohner der Insel treiben einen unmittelbaren Handel mit den Engländern, wie sich denn auch beständig englische Kaufleute hier aufhalten. Der Handel wird durch Tausch getrieben. Die Einfuhre besteht in Lebensmitteln, als Brod, Rindfleisch, Hering, Käse,

Käse, Butter, Salz und Oel; in wollnen und leinenen, besonders schwarzen Zeugen, Hemden, Strümpfen und Hausgeeräthe. Ausgeführt werden dagegen Zucker, Honig, Wachs, Orangen, Citronen, Konfituren und Wein.

Die Religion ist die römisch-katholische; allein die Einwohner wissen wenig mehr von derselben, als den Rosenkranz und das Kniebeugen. Die Anzahl der Geistlichen ist sehr groß, und sie besitzen auch die besten einträglichsten Güter im Lande. Die Engländer, welche hier wohnen, genießen Gewissensfreyheit, allein die Toleranz erstreckt sich nicht weiter, als so lange man sie benutzen kann; wenn sie todt sind, gesteht man ihnen kein Begräbniß auf dem Lande zu, sondern die Körper werden in die See geworfen.

Die Regierung ist in den Händen eines Statthalters. Die öffentlichen Einkünfte fließen aus dem von allen Produkten gehobenen Zehnten und aus einer Auflage die zehn vom Hundert von der Einfuhr, und zwölf vom Hundert von der Ausfuhr beträgt. Man schätzt den Ertrag auf 2,700,000 Livres, allein die Landesverwaltung hat so viele und große Mängel, daß von einer so beträchtlichen Summe fast gar nichts ins Mutterland kommt.

Die ganze Insel wird von nicht mehr denn hundert regulirten Soldaten vertheidigt, allein sie hat dreytausend Mann Miliz, welche alle Jahr einen Monat durch exerciren muß.

Funchal. Die Hauptstadt der Insel heißt Funchal, in einem fruchtbaren Thale, am Fuße einiger Gebirge gelegen, deren Abhang mit Gärten und Landhäusern bedeckt ist. Hier wohnt der Erzbischof und der Statthalter. Bey der Stadt ist eine gute Rhede.

Nicht

Nicht weit von Madera liegt die Insel Porto Santo, welche einige Weinberge und siebenhundert Einwohner hat. 6) Porto Santo.

Die kanarischen Inseln, welche ebenfalls der Küste der Barbarey gegenüber gelegen sind, waren wahrscheinlicherweise den Alten, so wie auch die vorhergehenden, bekannt, und wurden von ihnen die glücklichen Inseln (Insulae fortunatae) genannt. Indessen hatte man immer noch keine deutliche Begriffe von diesen Inseln, sie kamen vielmehr gänzlich wieder in Vergessenheit, bis man in Europa zwischen den Jahren 1326 und 1334 wieder einige gewisse Nachricht durch ein französisches Schiff, welches durch Stürme war dahin verschlagen worden, von ihnen bekam. Man unternahm nun von Spanien aus zu verschiedenenmalen die völlige Entdeckung und Eroberung dieser Inseln, allein alle diese Unternehmungen liefen fruchtlos ab, und es schien beynahe, als ob die Entdecker bloß ihrer Mord- und Raubbegierde Genüge zu leisten suchten. Im J. 1400 gelang endlich dem Johann von Betancour, einem französischen Edelmann, und dem Gadifer de la Sala das so oft mislungene Unternehmen. Sie kamen mit drey Schiffen nach der Insel Lancerota, wo zwar die Einwohner anfangs Miene machten, ihnen die Landung zu verwehren, nachher aber, als sie sahen, daß die Franzosen sich weit besser betrugen, als die Spanier gethan hatten, sich sehr freundschaftlich und gefällig gegen sie zu betragen anfiengen. Ermuntert durch die so leicht errichtete Freundschaft, entschlossen sich unsre Abentheurer, nach der Insel Fuertaventura, welche von Lancerota nur durch einen schmalen Kanal getrennt wird, überzugehen, allein hier fanden sie Widerstand, und da sie zu schwach waren, reiste Gadifer nach Frankreich zurück, wo er starb, ohne die Unterstützung, welche er suchte, bewirken zu können. 7) Kanarische Inseln.

Sein Gefährte gieng nun in derselben Absicht nach Spanien, und erhielt da vom König Heinrich III von Kastilien eine Schenkung nebst dem Titel eines Königs der kanarischen Inseln, welches freylich sonderbar war, da Heinrich ein ihm nicht gehöriges Land nicht verschenken konnte, doch aber aus dem Geiste des damaligen Zeitalters erklärt werden kann.

Während Betancours Abwesenheit hatten indessen die auf Lancerota zurückgebliebnen Europäer so viele und große Grausamkeiten begangen, daß die Insulaner endlich zur Nothwehr gedrungen, verschiedene derselben niedermachten und die übrigen in ihrem Fort blockirten. Betancour dessen eigner Bruder bey diesem Zwiste das Leben eingebüßt hatte, untersuchte bey seiner Rückkunft die Ursache desselben, erklärte die Europäer für schuldig, und war gerecht genug, nichts von dem Vorgefallnen an den Insulanern zu ahnden; ein Betragen, welches diese so sehr rührte, daß sie sich mit Freuden seiner Regierung unterwarfen. Auf der Flotte mit welcher Betancour zurückkam, befanden sich auch verschiedene Priester, welche in ihrem Bekehrungsgeschäft so glücklich waren, daß in kurzer Zeit alle Eingebohrne auf Lancerota das Christenthum annahmen.

Nun war man stark genug, auch auf die Eroberung der übrigen Inseln zu denken. Mit Fuerraventura, damals Fortune genannt, ward der Anfang gemacht, und weil sie stark bevölkert war, glaubte Betancour alle seine Macht brauchen zu müssen. Allein zwey Weiber bewegten ihre Landsleute, die Waffen nieder zu legen, noch ehe ein Schwerdtstreich geschehen war. Die beyden Könige der Insel ließen sich taufen, und ihre Unterthanen folgten bald diesem Beyspiel. Nun folgte Kanaria. Wenn sich aber Betancour geschmeichelt hatte, hier eben so friedlich zum

Besitz

Besitz zu kommen, so hatte er sich geirret. Denn kaum war er gelandet, als die Einwohner, mit Steinen, Wurfpfeilen und hölzernen Spießen bewaffnet, ihn angriffen und mit solchem Ungestüm auf seine Truppen eindrangen, daß diese sich wirklich wieder einschiffen mußten, welches auch der Erfolg einer zweyten Unternehmung war, bey welcher sie eigentlich wegen Menge der am Ufer versammelten Insulaner nicht einmal die Landung wagten.

Um doch nicht müßig zu seyn, richtete Betancour nunmehr sein Augenmerk auf die Insel Gomera, wo er mit so viel Freundlichkeit aufgenommen wurde, daß er sich sogleich entschloß, sein übriges Leben auf dieser Insel zuzubringen. Von hier segelte er nach der Insel Hierro oder Ferro, wo der Empfang nicht mieder freundschaftlich, als auf Gomera, war. Zwey so leichte Eroberungen konnten ihm indessen sein misglücktes Unternehmen auf Kanaria nicht aus dem Kopfe bringen; er hielt seine Ehre dabey befleckt, und wagte endlich einen neuen Versuch, der aber so wenig als die erstern gelang. Er kam zwar glücklich und seiner Meinung nach unentdeckt an Land, allein die Kanarier hatten seine Anwesenheit schon wahrgenommen, und als die Europäer sich in der Nacht ganz sorglos ausschifften, griffen sie dieselben mit solcher Hitze an, daß sie nur mit vielem Verluste sich wieder auf ihre Schiffe retten konnten. Betancour war jetzt in halber Verzweiflung, er vergaß, daß diese Leute, unbekannt mit der Güte seines Charakters, nur ihre Freyheit zu vertheidigen suchten, und gieng abermals nach Spanien, um Unterstützung zur Eroberung des widerspenstigen Kanaria zu suchen, die ihm auch versprochen ward, er aber nicht benutzen konnte, da er 1408 in einem Alter von siebzig Jahren in Frankreich, wohin er, seine Verwandten zu besuchen, gereist war, starb.

Sein Neffe, Mason von Betancour, dem er die Regierung während seiner Abwesenheit übertragen hatte, verwaltete diese eine Zeitlang zu allgemeiner Zufriedenheit. Als er aber den Tod seines Oheim erfuhr, verwandelte er seine Gelindigkeit in eine schreckliche Despotie; und da sich ihm der Bischof widersetzte, und die Sache nach Spanien meldete, wurde hier eine strenge Untersuchung seines Verhaltens beschlossen und eine Flotille nach den kanarischen Inseln bestimmt. Indessen ward Betancour dennoch von der Anklage losgesprochen, wahrscheinlich deswegen, weil er sich dazu verstand, sein Recht auf die Inseln dem Grafen von Niebla zu verkaufen. Der Kaufkontrakt ward 1418 geschlossen; allein die Inseln mußten nun erst erobert werden, und das war nicht leicht, weil dort alles gegen den Mason, der vermöge des Kontrakts Gouverneur bleiben sollte, eingenommen war. Er verließ auch bald diese Inseln und begab sich nach Madera, und der Graf schenkte sie einem gewissen Peraza, welcher bald starb, und sie seinem Neffen hinterließ, der in einer Unternehmung gegen die Insel Palma getödtet wurde. Nun ward Diego von Herrera, der Schwager des Getödteten, Herr der kanarischen Inseln im Jahr 1444, ein kühner Mann, der ebenfallß mehrere Versuche machte, die Insel Kanaria zu erobern, welche aber alle höchst unglücklich ausfielen; denn wenn er auch einmal ganz freundschaftlich von den Einwohnern aufgenommen wurde, so geschah dieß doch nur dann, wenn er ohne viele Leute dahin kam, und sobald er nun wirklich Besitz von der Insel nehmen wollte, war alles auf einmal in den Waffen. Eine Reihe Niederlagen ließen ihn endlich den Gedanken aufgeben, die tapfern Kanarier mit Gewalt zu bezwingen; aber er fieng an auf List zu sinnen, und erhielt endlich, nachdem er Frieden mit ihnen geschlossen hatte, die Erlaubniß,

des

des Handels wegen ein Haus auf der Insel zu bauen, welches bald in ein Fort verwandelt ward, und dessen Befehlshaber den Auftrag hatte, die Insulaner, so sehr als möglich, uneinig unter sich selbst zu machen. Allein auch dieß mislang, denn die Kanarier, welche der spanischen Plackereyen aus dem Fort bald müde wurden, brauchten eine Kriegslist, und bemächtigten sich des Forts glücklich, die Besatzung aber machten sie gefangen.

So viele Unfälle machten zuletzt alle Unterthanen des Herrera gegen ihn schwierig; es kam zu öffentlichen Beschwerden, und da die Krone Spanien die drey noch uneroberten Inseln, Kanaria, Teneriffa und Palma, gern unter ihre Botmäßigkeit bringen wollte, so ward Herrera beredet, seine Rechte darauf für ohngefähr achtzehntausend Thaler zu verkaufen, welches damals, da die Entdeckung von Amerika noch nicht so viel Geld im Umlauf gebraucht hatte, eine sehr große Summe Geldes war.

Nachdem nun dieser Handel zu Stande gebracht worden war, wurde Don Juan Rejon, mit einer ansehnlichen Flotte, im Jahr 1477 nach Kanaria abgeschickt. Die Landung geschah ohne Widerstand, aber es währte nicht lange, so hatten die Kanarier ihre ganze Macht vereinigt, und giengen auf die Spanier los. Das Gefecht war äußerst hartnäckig, zuletzt aber mußten die Kanarier weichen, und seitdem wagten sie es nie wieder, den Spaniern auf freyem Felde zu begegnen. Indessen zeigte sich für diese letztern ein neuer Feind, nämlich die Portugiesen, welche siebzehn Karavellen hierher schickten und den Einwohnern Hülfe zu leisten versprachen. Allein der spanische General schlug die gelandeten Portugiesen, ehe sie noch alle aus den Schiffen waren, und die übrigen kehrten wieder nach Portugall zurück. Eine

Reihe Mishelligkeiten unter den Spaniern hielten den Gang der Operationen eine lange Zeit auf; und als der Krieg wieder seinen Fortgang nahm, hatten sich die Kanarier wieder so sehr gerüstet, daß die Spanier unaufhörlich zu kämpfen hatten. Diese kleine Insel machte den Spaniern so viel Mühe, und kostete ihnen so viel Blut, als ihnen, wie wir im letzten Bande unsers Werkes sehen werden, die Zerstörung der Reiche, Mexiko und Peru, nicht gekostet hat. Endlich mußten die braven Kanarier dem neuerfundenen Feuergewehr unterliegen, und ihre Insel war 1483 völlig erobert, nachdem sie, von Johann Betancours erstem Versuche angerechnet, sieben und siebzig Jahr ihre Freyheit vertheidigt hatten. Die Eroberung dieser Insel schien auch den Spaniern so wichtig, daß sie dieselbe durch eine feyerliche Ausrufung allem Volke verkündigten, und ihr den Titel eines Königreichs ertheilten.

Einer der Offiziers, die mit auf Kanaria gewesen waren, Namens Alonzo de Luga, unternahm nun die Eroberung von Palma, wo er zwar vielen Widerstand fand, zuletzt aber doch so wohl diese als die Insel Teneriffa eroberte.

Wir wollen nun von diesen Inseln überhaupt einige Nachrichten liefern, und nachher von jeder insbesondre eine besondre Beschreibung machen.

Im ganzen genommen sind diese Inseln sehr fruchtbar, haben alles was die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens erheischen. Nur das Wasser ist nicht das beste, welches aber die Einwohner auf alle Weise zu verbessern suchen. Vorzügliche Produkte dieser Inseln sind Korn, Bohnen, Erbsen, alle Arten von Gartengewächsen, Wurzeln, Kräuter, Obst, Wein, Zuckerrohr, Honig, Wachs, allerley zahmes

zahmes Vieh, Pferde, Wildpret, Federvieh, Fische, u. s. w. von welchen allen wir bey Beschreibung der einzelnen Inseln umständlicher sprechen werden.

Wir machen mit den Inseln **Lancerota** und **Fuertaventura**, die zuerst entdeckt wurden, und sich auch in den meisten Stücken ähnlich sind, den Anfang. Beyde Inseln haben ein sehr gesundes Klima, wozu wohl die Trockenheit des Bodens und die immer wehenden Nordwinde das meiste beytragen. Die Witterung ist ohngefähr folgende: von der Mitte oder dem Ende des Aprils, bis zu Anfang oder Mitte des Oktobers, wehet ein sehr starker Wind, und fast ununterbrochen aus Norden und Nordosten. Von der Mitte des Oktobers bis zu Ende des Aprils springt er zuweilen auch in andre Gegenden um. Der Südostwind bringt beständig Regen, und ist daher den Insulanern jederzeit sehr willkommen. Wenn dieser Regen, der den ganzen Boden durchweicht, zu fallen anfängt, säen die Einwohner ihr Korn aus, und zu Ende des Aprils ist es reif zur Erndte. Die Nord- und Nordostwinde sind so heftig, daß sie keine Art von Bäumen aufkommen lassen, besonders auf Lancerota, denn Fuertaventura ist dem Winde nicht so sehr ausgesetzt, daher auch nicht völlig so unfruchtbar an Bäumen und Stauden. Hier wachsen noch Palmen, wilde Oelbäume, und eine Art von wilden Fichten, welche die Einwohner Tarrahala nennen. Die Baumwollen und Euphorbiumstaude, Feigenbäume und eine Staude, welche stachlichte Birnen trägt, wachsen in Garten, wiewohl die letztere in den westlicher gelegenen Inseln wild auf den Feldern wächst.

a) F. Lancerota und Fuertaventura

Den Mangel an Bäumen ersetzt der Ueberfluß von trefflichen Kräutern, und die Menge wohlriechender Blumen. Auch wächst auf beyden Inseln Getreide von verschiedener Art, als Waizen, Gerste,

Mais und zwar alles so häufig, daß es nicht nur für sie selbst, sondern auch für die Einwohner von Teneriffa und Palma zureicht, die ihr Brodkorn fast allein von diesen Inseln ziehen. Der Weinstock ist auf Lancerota erst in diesem Jahrhundert gepflanzt worden. Damals brach ein Vulkan aus und bedeckte viele Felder mit leichtem Staube und Bimssteinen, wodurch der Boden so sehr verbessert wurde, daß man Weinstöcke anpflanzen konnte, welche sehr gut fortkommen und Trauben bringen; der Wein aber, den man davon macht, ist leicht, ohne Kraft, und so scharf vom Geschmack, daß ein Fremder ihn kaum vom Weinessig unterscheiden wird. Fuertaventura aber bringt mehr und bessern Wein.

Auf den Felsen an der Seeküste findet man eine Menge von Orchillakraut (Orseille). Es hat einen runden Stengel von der Stärke eines Bindfadens; seine Farbe ist grau, und fällt ins Weiße, und hin und wieder findet man auf demselben weiße Flecken. Aus einer Wurzel wachsen mehrere Stengel, die sich wieder in Zweige vertheilen. Von Erde oder Staub sieht man nicht das Geringste auf dem Felsen, auf welchem es wächst. Es färbt sehr schön purpurroth, und je runder und dunkler es von Farbe ist, je mehr weiße Flecken es hat, desto besser und theurer ist es. Man findet es auf den kanarischen, maderischen und den Inseln des grünen Vorgebirgs, auf auch der Küste der Barbarey; das beste und meiste aber wächst auf den kanarischen Inseln.

Auf Lancerota sind sehr wenig Wasserquellen oder Brunnen befindlich. Die Einwohner sammeln daher für sich selbst und ihr Vieh das Regenwasser in Gruben und Cisternen. Eben so machen sie es auf Fuertaventura, ohngeachtet man hier mehr Quellen und

Brun-

Brunnen hat, deren Wasser aber fast durchgängig von salzigtem Geschmacke ist.

Das Thierreich auf diesen Inseln besteht in Kameelen, Pferden, Eseln, Ochsen, Schafen, Ziegen, und Schweinen, welches alles, die Schafe und Ziegen ausgenommen, erst nach der Eroberung aus der Barbarey und Spanien dahin gebracht werden. Im Frühjahr ist dieß Vieh so fett, als ob es mit Oel überzogen wäre; wenn aber zu Anfang des Herbsts das Gras verwelkt oder aufgezehrt ist, wird es so mager, daß es nicht einmal zum Essen taugt. Die Seeküsten liefern den Einwohnern beyder Inseln einen Ueberfluß von guten Fischen, vorzüglich mit einer Art Stockfisch der weit wohlschmeckender ist, als der Stockfisch von Newfoundland. Einer der hiesigen Fische, der Pikudo oder Seehecht, beißt tödtlich, ister aber getödtet und zugerichtet, so giebt er eine sehr gute Speise.

Vögel sind wegen Mangel der Gebüsche sehr selten, doch giebt es einige Kanarienvögel, Tubaydas von der Größe eines Stars, weiß mit schwarz gefleckt, Rephühner und Raben. Giftige Thiere findet man gar nicht außer einer schwarzen Spinne.

Die alten Einwohner von Lancerota sowohl als Fuertaventura waren ein gutes harmloses Volk, dessen einziges Vergnügen im Singen und Tanzen bestand. Sie waren sehr schnell, und es galt für Ruhm, wenn es einer dem andern im Springen zuvorthun konnte. Sie waren größer von Wuchs und besser gebildet, als die Bewohner der übrigen Inseln. Ihre Häuser waren von Steinen erbaut, ohne Kitt oder Kalk, dennoch aber sehr fest. Auch hatten sie Häuser zum Gottesdienst, Eseguen genannt. Diese waren rund und bestanden aus zwey Mauern, eine innerhalb der andern mit einem offnen Raum dazwi-

schen. In dieser Art von Tempeln opferten sie ihrem Gott denn sie verehrten nur einen, Milch und Butter. Die Kleidung der Einwohner von Lancerota bestand aus Ziegenfellen, welche zusammengenäht und wie ein Mantel mit einer Kappe gestaltet waren. Von eben dieser Materie waren die Schuhe, und bey diesen das Rauche auswärts gewendet. Auch ihre Mützen waren von Ziegenfell mit drey Federn vorn an der Stirne. Das Haar trugen sie lang und den Bart in Flechten gedrehet. Ihre Nahrung war geröstetes Gerstenmehl, gebratenes und gekochtes Ziegenfleisch, auch Milch und Butter. Ihre Art, Feuer zu machen, war, daß sie einen Stock von trocknem harten Holze nahmen, den sie in einer weichen, trocknen, schwammigten Distel so lange herum drehten, bis sie in Brand gerieth. Wenn sie ihr Land mit Gerste besäeten, gruben sie es mit Ziegenhörnern, droschen sie mit Stecken, und mahlten sie in einer Handmühle von zween Steinen. Wenn sie krank wurden, heilten sie sich selbst mit den Kräutern, die auf der Insel wuchsen, und wenn sie an einem Gliede des Leibes Schmerzen hatten, ritzten sie den leidenden Theil mit scharfen Steinen auf, oder brannten ihn mit Feuer, und rieben ihn dann mit Ziegenbutter. Starb einer, so ward er in einer Höhle begraben.

Die Einwohner auf Fuertaventura kleideten sich in Schaffelle mit kurzen, bis an den Ellnbogen reichenden, Aermeln. Sie hatten auch kurze Hosen, und kurze und solche Schuhe, wie die Lancerotaner, denen sie auch in Bedeckung des Kopfs und dem Tragen des Haares gleich waren.

Die jetzigen Einwohner dieser Inseln sind eine Vermischung von ächten Eingebornen, Europäern und mauriſchen Gefangenen. Sie sind groß, stark, und von sehr dunkler Farbe. Bey den Einwohnern

der

der übrigen kanarischen Inseln stehen sie in dem Rufe, Leute von sehr groben, ungeschliffnen Sitten zu seyn. Ihre Kleidung ist spanisch, aber sehr schlecht. Die Häuser der Gouverneurs sind von Steinen und Kalk erbauet, die der Vornehmern mit Ziegeln, gemeiner Leute Häuser nur mit Stroh gedeckt; die meisten aber nicht anders gebaut, als bey uns die Scheunen, so daß die Zimmer oben keine weitre Bedeckung als das Dach haben. Der Landmann nährt sich gewöhnlich von geröstetem Gersten- oder Waizenmehl, welches sie in einen Teig kneten, und ohne weitere Zubereitung essen, zuweilen aber dadurch wohlschmeckender machen, daß sie jeden Bissen in Honig tunken. Ist die Milch gut, thun sie es auch wohl in dieselbe, und essen es mit Seemuscheln wie Suppe. Brod wird, außer von den Vornehmen, fast gar nicht gegessen, und Fleisch oder Fische ißt der Landmann nur an Festtagen, bey Hochzeiten u. s. w. Die meisten Einwohner treiben den Landbau, und nur sehr wenige treiben Handwerke, denn ihre Kleidung machen sie sich selbst, Hausgeräthe und dergl. aber bekommen sie aus den andern Inseln.

Alle lieben den Boden, auf welchem sie geboren sind, außerordentlich. Sehr wenige von ihnen kommen nach Spanien, oder auch nur nach Kanaria, ausser wenn sie einer Rechtssache wegen dahin müssen. Wenn einer nur einigermaßen etwas hat, so wird er gewiß sein ganzes Leben durch hier bleiben, und ein Vornehmer würde sich schämen, außer Land zu gehen, und sein Vermögen durch Handlung zu verbessern. Aber schämen wird er sich nicht, zu betrügen, wie er nur kann, und die Bauern zu drücken, so viel an ihm ist. Stolz, Geiz, Treulosigkeit, Unwissenheit und der höchste Grad von Bigotterie charakterisiren übrigens die hiesigen Einwohner.

Ohnge-

Ohngeachtet die Nachkommen des Hauses Herrera eigentlich die Herren dieser beyden Inseln sind, so besitzen sie doch nur einen sehr kleinen Theil von Macht und Gerichtsbarkeit, und die Regierung ist jetzt in den Händen eines Alkade Major und Governador de las Armas, von denen der erste die bürgerlichen, der zweyte die militärischen Angelegenheiten zu besorgen hat. Von dem Aussprüchen des Alkade Major kann an das königliche Obergericht in der Insel Kanaria appellirt werden, und der Governador empfängt seine Befehle von dem Generalgouverneur auf Teneriffa. Regulirte Soldaten sind nicht auf der Insel, aber eine ordentlich eingerichtete Miliz, welche auch immer in gutem Zustande ist; weil man Beyspiele hat, daß die barbarischen Seeräuber hier gelandet sind, und vielen Schaden gethan haben. Ohngeachtet übrigens diese Inseln nur wenig von der Krone Spanien geachtet werden, so sind sie von großer Wichtigkeit, denn wenn sie einmal erobert werden sollten, so wäre es unausbleiblich auch um Palma und Teneriffa geschehen, da diese von hier aus mit Getreide versorgt werden. Die Ausfuhre dieser beyden Inseln schränket sich bloß auf die andern Kanarien ein, und besteht in Waizen, Orseille, Mais, Vieh, Geflügel, Käse, Ziegenfellen, Salz und etwas eingesalznen Fischen. Vor etlichen zwanzig Jahren führte man viele Kameele aus Fuertaventura nach den englischen Kolonien in Westindien, allein der Handel ward bald verboten, weil man befürchtete, die Zucht möchte sich hier verlieren. Die Kornausfuhr aus der ebengenannten Insel ist gleichfalls verboten, daher die Einwohner nur so viel bauen, als sie für sich nöthig achten, und in dürren Jahren bald Hungers sterben müssen. Die Einfuhr kommt auch fast allein von den andern Inseln, besonders von Teneriffa, welche der Mittelpunkt der Handlung für alle kanarischen Inseln

seln ist. Sie besteht in englischen wollenen Zeugen, deutscher Leinwand, Branntwein, Wein, Oel, Obst, Dielen, andren Arten Bauholz, Barken, Fischerkähnen, Wachs, Hausgeräth, Rauch- und Schnupftaback, Seife, Lichter und eine ansehnliche Menge baares Geld, das meist für Proceßkosten nach Kanaria geht; denn die Einwohner sind im höchsten Grade proceßsüchtig.

Die Insel **Lancerota** hat drey Häfen; bey dem einen ist ein Salzwerk, in einem viereckten Stück Landes bestehend, und von zwey Zoll tiefen Gräben durchschnitten, in welche das Seewasser gelassen wird, das dann durch die Sonnenhitze und die Natur des Bodens sich in Salz verwandelt. Der Hauptort der Insel ist die Stadt **Cayas** oder **Rubicon**, welche ohngefähr zweyhundert Häuser, eine Kirche und ein Mönchskloster enthält. Die Wohnhäuser haben größtentheils ein schlechtes Aussehen, und in der Nähe ist ein altes Kastell mit einigem Geschütz besetzt. So wohl hier als auf der andern Insel sind viele Hügel, die ehedem Vulkane gewesen seyn müssen; ihre Gipfel haben nur einen kleinen Umfang, und sind hohl; der Rand der Gipfel aber ist gewöhnlich sehr schmal und scharf. In neuern Zeiten errinnert man sich noch Ausbrüche auf Lancerota, wo vor funfzig Jahren ein Volkan ausbrach, der eine so ungeheure Menge Asche und Steine auswarf, daß viele Einwohner ihre Häuser verließen, und nach Fuertaventura flohen. Dieser Volkan war dicht an der See, und in derselben erhob sich ein kleiner pyramidenförmiger Felsen über das Wasser, der noch jetzt da ist und mit der Insel durch die von dem Volkan ausgeworfne Materie verbunden ist. Cayas.

Fuertaventura wird durch einen engen Kanal von Lancerota geschieden. Diese Insel ist in der Mitte

so

so schmal und niedrig, daß sie von der See beynahe in zwey Theile geschieden wird. Was auf der Südseite der Erdenge liegt, ist bergigt, sandigt, unfruchtbar und fast ganz unbewohnt, der nördliche Theil ist auch bergigt, jedoch im Innern bewohnt und bevölkert. Der Hauptort ist eine in einer sehr kornreichen Gegend gelegene Stadt, mit schlechten Häusern, etwan hundert an der Zahl.

La Villa.

Diese beyden Inseln sind beynahe Wüstenenen, wenn man sie mit der angenehmen und fruchtbaren Insel Kanaria vergleicht. Diese Insel hat ohngefähr vierzehn Stunden in der Länge, neun in der Breite, und fünf und dreyßig im Umfange. Der Mittelpunkt des Landes ist hoch und voller Gebirge, welche so weit über die Wolken emporragen, daß sie den Lauf des Nordostwindes hemmen. An dem nordöstlichen Ende ist eine Halbinsel, von etwan zwey Stunden im Umfange. Unter allen kanarischen Inseln ist die Luft auf Kanaria am angenehmsten. Selten übersteigt die Hitze des Sommers diejenige, welche im Julius und August bey uns herrscht, und der kälteste Winter ist nicht strenger als der May in unsern Gegenden. Selten bedecken Wolken den Himmel, und die einzige unangenehme Witterung ist dann, wenn der Südostwind von der großen Wüste in Afrika gegen die Insel zu wehet, denn dieser Wind ist heiß, trocken und erstickend, thut auch den Früchten viel Schaden, theils wegen seiner verderblichen Eigenschaften, theils weil er Wolken von Heuschrecken mitbringt, die alles was sie finden, verzehren. Auf den Bergen aber ist die Witterung von andrer Beschaffenheit, denn hier ist es sehr kalt im Winter, und die Gipfel derselben sind wegen des häufigen Schnees unbewohnbar.

b) Kanaria.

Die Insel ist auch sehr wasserreich, hat Ueberfluß an Holzungen, und alles, was gepflanzt wird, kommt

kommt auf das beste fort, und die Fichte, Palme, wilde Olive, Lorbeer, Pappel, Hollunder, Drachenbaum, Rosenholz, Aloe, Sykomorus und Tubayba wachsen hier ohne alle Wartung. Die letztere ist eine Staude, deren Zweige nur an den äußersten Spitzen Blätter haben. Wenn diese Staude mit einem Messer gespalten, oder auch nuch nur mit einem Stocke geklopft wird, giebt sie eine klebrige Substanz von weißer Farbe von sich. Euphorbium wächst sehr häufig; die Terrahaka ist eine Art Tachsbaum; die Retama eine dürre Staude ohne Blätter, den Zweigen eines Weinstocks nicht unähnlich.

Von Baumfrüchten giebts hier Mandeln, Hasel- und Wallnüsse, Aepfel, Birnen, Pfirschen, Aprikosen, Kirschen, Pflaumen, Maulbeeren, Feigen, Bananas, Datteln, Pomeranzen, Limonien, Citronen, Granaten, mit einem Worte, alle amerikanische und europäische Obstfrüchte, die Ananas ausgenommen, deren es auf allen diesen Inseln keine giebt.

An Getreide haben sie Waizen, Gerste und Mais, aber Erbsen, Bohnen und Linsen sind sehr selten. Melonen von verschiedner Art, Paraten, Yams, Kürbisse, Kohl, Sallat und anderes Gemüse und Wurzeln sind in Menge vorhanden. Demohngeachtet aber soll sich das angebaute Land gegen den unfruchtbaren Boden wie eins zu sieben verhalten, wiewohl die Bauern mit geringem Fleiß und Aufwand viele Bäche auf ihre dürren Felder leiten könnten, wenn die Regierung nicht die Ausfuhr der Lebensmittel verboten und dadurch dem Landbau ein so mächtiges Hinderniß in den Weg gelegt hätte.

Der fruchtbarste Theil von Kanaria ist der Berg Dorames, etwan zwey Stunden von der Stadt Palmas. Dieser ist mit Hainen von verschiednen Arten wohl-

wohlriechender Bäume bedeckt, deren Zweige so dicht in einander verflochten sind, daß kein Stral der Sonne hindurch dringen kann. Die Bäche, welche diese anmuthigen Gehölze bewässern, das Wehen der sanften Winde, und der melodischen Gesang der Kanarienvögel machen ein Ganzes zusammen, daß man sich nicht enthalten kann, an die Sagen der Alten zu denken, welche die Wohnung Seligen hieher setzen.

So angenehm diese Gegend ist, so dürr und trocken ist der höher gelegene Theil der Insel; er trägt weder Gras noch Stauden, weil er über die Wolken erhaben, weder Thau noch Regen hat, und beständig einem trocknenden Winde ausgesetzt ist. Die ungeheure Menge verkalchter Steine, Asche und Lava machen den Boden sehr unangenehm, volkanische Ausbrüche aber haben sich seit der Eroberung nicht eräuget. Der Wein, welcher in Kanaria wächst, ist gut, und wird häufig nach dem spanischen Amerika verschiffet. Oel macht man weder in dieser noch in den andern Inseln, ungeachtet Oliven in Kanaria angepflanzt worden sind. Ehedem ward auch viel Zucker gemacht, allein der starke Absatz von Wein und Branntewein aus Kanaria nach dem spanischen Amerika verminderte den Zuckerbau, weil es die Einwohner einträglicher fanden, von dem Ertrag ihrer Weine zu Havanna Zucker einzukaufen, als ihn in ihrem eigenen Lande zu erzeugen.

Die hiesigen Thiere sind Kameele, Pferde, Esel, etliche wenige Maulthiere, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Kaninichen, Hühner, Truthühner, Gänse, Enten, Rephühner, Krähen und Kanarienvögel. Zuweilen wird die Insel auch durch Heuschrecken verwüstet. Eydechsen sind hier sehr häufig, aber Schlangen, Skorpione findet man nicht, die große

schon

schon genännte Spinne und eine Art von Viper ausgenommen.

Als die Europäer zuerst auf Kanaria kamen, schätzten sie die Anzahl der Einwohner auf nicht weniger, als vierzehntausend streitbare Männer; aber zwey Drittel derselben wurden bald darauf durch eine Pest hingerafft. Sie waren von brauner Farbe, groß, wohl gewachsen, muthig, kriegerisch, fröhlich, gutherzig und so pünktlich in ihren Versprechungen, daß sie eine Lüge für das größte Verbrechen hielten. Sie hatten einen Adel, der sich von dem gemeinen Volke durch besondern Schnitt seiner Haare und Bärte unterschied. Diesen Adel erbte man nicht bloß durch Geburt, sondern erhielt ihn erst durch eine förmliche und öffentliche Erklärung des Faykags, eines Mannes von großer Würde und des nächsten nach dem Guanarteme, dessen Geschäft es war, die Streitsachen der Eingebornen zu entscheiden, und die gottesdienstlichen Ceremonien anzuordnen. Ihre Art, den Adel zu ertheilen, war sehr sonderbar. Hatte der Sohn eines Edelmanns ein gewisses Alter erreicht, so ließ er sein Haar wachsen, und sobald er fand, daß er Stärke genug hatte, die Beschwerden des Kriegs zu ertragen, gieng er zu dem Faykag, und verlangte den Adel. Hierauf gieng der Faykag in das Dorf, wo der Jüngling her war, versammelte dort die Einwohner und ließ sie bey dem Akoran, ihrem Gott, schwören, daß sie ihm einen getreuen Bericht von dem jungen Menschen geben wollten. Dann fragte er sie, ob sie jemals gesehen, daß er sich so sehr erniedrigt hätte, Speisen zuzubereiten, Vieh zu hüten, zu melken u. s. w. ob er zanksüchtig sey, oder sonst etwas gethan habe, daß einem guten Mann nicht zustehe. Beantworteten sie diese Fragen alle mit Nein, so schnitt der Faykag dem Jüngling das Haar in die Runde,

gab ihm eine Stange in die Hand, und erklärte ihn für edel. Konnten ihm die Anwesenden aber etwas Schuld geben, so schor ihm der Kaykag den Kopf ganz kahl, und schickte ihn mit Schimpf hinweg.

In ihren Kriegen hielten sie es für klein und niederträchtig, den Weibern und Kindern des Feindes etwas zu Leide zu thun. Die Waffen, deren sie sich im Kriege bedienten, waren Keulen, welche sie Modagas nannten, und scharfgespitzte, im Feuer gehärtete Stangen, Amodagas genannt. Nachdem aber die Europäer Einfälle auf die Insel gethan hatten, ahmten sie denselben nach, und machten sich Schilde und Schwerdter, welche im Feuer so sehr gehärtet wurden, daß sie der Schärfe des Stahls wenig nachgaben. Außerdem hatten sie auch den Europäern Waffen abgenommen, die sie im Treffen gut zu brauchen wußten. Sie hatten öffentliche Plätze zu Zweykämpfen, um welche Bühnen angelegt waren, daß jedermann zusehen konnte. War eine Ausfoderung angenommen, so begaben sich die Partheyen zu dem Rath der Insel, der aus zwölf Gliedern bestand, und baten um die Erlaubniß, sich schlagen zu dürfen. Wenn dieß geschehen war, versammelten sie alle ihre Verwandten, nicht um Hülfe von ihnen zu haben, sondern bloß um Zuschauer ihrer Tapferkeit zu seyn. Die Gesellschaft verfügte sich dann auf einen öffentlichen Platz, wo die Kämpfer zwey an den entgegengesetzten Enden desselben aufgerichtete Steine bestiegen, die oben flach und etwan eine halbe Elle breit waren. Auf diesen standen sie fest, bis sie drey runde Steine auf seinen Gegner geworfen hatte. Darauf bewaffneten sie sich mit scharfen Kieseln in ihrer Linken, und Keulen in ihrer Rechten, giengen auf einander los, fielen sich an, und schlugen und schnitten einander so lange, bis sie müde waren; worauf sich dann beyde Partheyen, nach gemeinschaft-

schaftlicher Einwilligung, mit ihren Feinden entfernten, um zu essen und zu trinken, dann aber wieder auf den Kampfplatz zurückkehrten und das Gefecht wieder erneuerten, bis die Richter riefen: Genug! Zerbrach einer während des Kampfs seine Keule, so hörte der andre auf zu schlagen, und keiner wurde als Sieger erklärt. Diese Zweykämpfe geschehen gewöhnlich bey feyerlichen Gelegenheiten, Festen, u. s. w.

Die Vielweiberey war hier so wenig eingeführt, als die Vielmännerey. Ihre Kinder wurden mit grosser Sorgfalt erzogen, und ihre Kinderzucht verrieth wirklich sehr viele Ueberlegung. Sie hatten eine Art Nonnen, Magadas genannt, welche sich von andern Weibern durch ihre langen Kleider, die ihnen im Gehen auf dem Boden nachschleppten, unterschieden. Die Klöster oder Häuser, in welchen sie wohnten, hießen Tamogantern Akoran. Sie besprengten sich täglich mit Ziegenmilch. Der Akoran, glaubten sie, wohne in der Höhe, und regiere alle Dinge auf Erden. Sie hatten zwey Felsen auf der Insel: zu diesen giengen sie, bey allgemeinen Landesnöthen, in Procession, begleitet von den Nonnen, welche Palmzweige und Gefäße mit Milch und Butter in den Händen trugen. Diese gossen sie auf die Felsen aus, ranzten um dieselben herum, und sangen Klagelieder. Von da giengen sie an die Seeküste, schlugen alle zugleich mit ihren Ruthen ins Wasser, und erhoben zu gleicher Zeit alle ein sehr lautes Geschrey.

Die Kleidung der Kanarier war ein enger Rock mit einer Kappe, wie bey den Kapuzinern, welcher bis auf die Knie reichte, und mit einem ledernen Riemen gegürtet war. Diese Kleidung machten sie aus einer Art Binsen, welche sie so lange klopften, bis sie so weich wurden, als Flachs. Ueber derselben trugen sie Mäntel von Ziegenfellen, die rauche Seite

im Sommer auswärts, und im Winter einwärts gekehrt. Ihre Mützen von Ziegenfell waren so gemacht, daß unter jedem Ohre ein Ziegenbart herabhieng. Ihre Schuhe waren wie die schon angeführten; ihre ganze Kleidung aber hatte eine weit zierlichere Form, als auf den übrigen Inseln.

Ihre Häuser waren von Steinen, ohne Kalk, erbauet, und so regelmäßig, daß sie sehr gut in die Augen fielen. Oben legten sie hölzerne Balken, dicht neben einander, und bedeckten sie mit Erde. Die Mauern dieser Häuser waren sehr niedrig, und der Fußboden gieng tiefer herab, als der Grund, auf welchem sie erbauet waren. Ihr Hausgeräthe bestand aus Körben, und Matten von Palmblättern und Binsen, sehr sauber gemacht und künstlich geflochten. Die Weiber beschäftigten sich vorzüglich mit Mahlen und Färben. Die Fäden, deren sie sich zum Nähen bedienten, wurden von den Sehnen der Thiere gemacht; die Nadeln von Knochen und die Fischangeln von Horn.

Wenn einer von ihren Edeln starb, nahmen sie die Eingeweide aus dem Körper, wuschen dieselben und begruben sie in die Erde. Der Leichnam ward in der Sonne getrocknet, in Ziegenfelle gewickelt, und dann aufrecht in eine Höhle gestellt, mit denselben Kleidern, die er bey Lebzeiten getragen hatte. Das gemeine Volk wurde in Löchern begraben, und diejenigen ausgenommen, welche aufrecht standen, legte man die übrigen alle mit dem Kopfe gegen Norden.

Als die Spanier diese Insel eroberten, wurde sie von zwey Fürsten regiert, vorher aber hatten sie Hauptleute über jeden kleinen Distrikt gehabt.

Die jetzigen Einwohner sind schmächtig von Körper, von mittlerer Größe, gut gewachsen, und sehen

hen schwärzer aus, als die Bewohner der südlichsten Theile von Spanien. Die Landleute kleiden sich völlig wie spanische Bauern. Alle geringen Leute lassen ihr eigenes, schwarzes Haar sehr lang wachsen; die Vornehmen aber tragen statt desselben weiße Perücken, die gegen die braune Gesichtsfarbe sehr sonderbar abstechen. Ihre Perücken, Oberkleider und Degen tragen sie nie, als wenn sie förmliche Besuche ablegen, Processionen halten, und an hohen Festtagen zur Kirche gehen. Zu andern Zeiten tragen sie eine beinerne Nachtmütze, mit Spitzen eingefaßt, und auf derselben einen breitrandigen, niederhangenden Huth, und statt des Oberkleides einen langen weiten kamelottnen Mantel von rosenrother oder schwarzer Farbe. Weibspersonen von geringem Stande tragen auf dem Kopfe ein grobes leinenes Tuch, welches ihnen auf die Schultern herabhängt; und heften es unter dem Kinn mit einer Nadel zusammen, so daß der Untertheil ihren Nacken und Brust bedeckt. Darüber haben sie beym Ausgehen einen breiten Huth. Schnürbrüste haben sie gar nicht, aber eine Menge Unterröcke, welche ihnen ein äußerst dickes Ansehen geben.

In Palmas, der Hauptstadt der Insel, fahren einige Damen in Kutschen, und kleiden sich nach französischer und englischer Art, keine aber geht ohne Schleyer geht über die Gasse, den sie aber so tragen, daß man Gesicht und Brust sehen kann. Mädchen vom Stande haben keine Kopfbedeckung, sondern flechten ihr langes Haar, und befestigen es oben auf dem Kopfe mit einem goldenen Kamme. Statt der Schnürbrüste tragen sie, gleich gemeinen Leuten, kurze enge Wämser, auch Mäntelchen von Scharlachtuch, mit Gold und Silber besetzt; das Kostbarste ihres Anzuges aber sind Arm- und Halsbänder, Ohrringe und andre Geschmeide.

Die Kost des gemeinen Volks ist Gerstenbrey, Früchte, Weintrauben und eingesalzne Fische, von welchen auch die unter allen Ständen so gemeine Krätze herrühren soll. Die Häuser haben nur ein Stockwerk, sind von Steinen und Kalch gebaut, und haben theils Stroh theils Ziegeldächer. Diese Häuser sind gewöhnlich sauber, bequem und reinlich. Balken, Sparren und Fußböden sind von Fichtenholz. Die Häuser der Vornehmen sind zwey Stockwerke hoch, viereckigt, mit einem offnen Hofe in der Mitte, und Balkons an jeder Ecke inwendig. Die Thür befindet sich in der Mitte der Front des Hauses; auf diese folgt noch eine andere Thür, und der Raum zwischen beyden heißt la Casa Puerta. Geht man durch die innre Thür, so kömmt man in den Patio oder Hof, welcher nach Verhältniß des Hauses groß oder klein und gewöhnlich mit Steinen gepflastert ist. In der Mitte des Hofes befindet sich viereckte oder runden steinerne Mauer, etwa vier Fuß hoch und mit Erde angefüllt, worein gewöhnlich Bananas, Pomeranzen oder andre Arten von Bäumen gepflanzt sind. Die vornehmsten Zimmer sind gewöhnlich in dem Viertheil des Hauses, welches an der Straße liegt; es enthält einen Saal, nebst einem Zimmer zu jeder Seite desselben. Die Fenster bestehen aus hölzernen Gittern, die sehr künstlich gemacht sind, und sich alle an der Außenseite des Hauses befinden. Die Zimmer sind alle geweißt, die zu beyden Seiten des Saals und einige der übrigen sind mit feinen Matten belegt; am Fenster sind Bänke, wo man sitzt. Die Wände des Saals und einige Zimmer sind mit Gemählden behangen, welche die Jungfrau Maria und andre Heilige vorstellen; sie sind gewöhnlich in Lebensgröße, und enthalten irgend ein Stück ihrer Geschichte. Die Betten bestehen gewöhnlich aus Matratzen, leinenen Bettüchern und einer seidenen Decke. In einem besondern Zimmer

mer jedes Hauses ist ein Ort, der einen Tritt höher als der Boden ist, wo die Frauenzimmer sitzen.

Die Kanarier sind zwar sehr gravitätisch, aber ausnehmend lebhaft, scharfsinnig und voll Empfindung. Das Frauenzimmer zeichnet sich durch seinen lebhaften, aufgeweckten Umgang aus. Die Vornehmen dieser Insel prahlen viel mit ihrer Geburt und das mit Recht, denn sie stammen von einigen der besten Familien in Spanien. Sie sind gewöhnlich arm, aber außerordentlich höflich und artig. Auch die Bauern haben sehr gute Sitten und fast gar nichts von Bäuerischem an sich. Dabey aber ist das gemeine Volk sehr dem Stehlen ergeben, und Mordthaten sind sehr gemein. Sobald jemand einen getödtet hat, nimmt er seine Zuflucht in die Kirche, bis er Gelegenheit findet, aus dem Lande zu kommen. Das gemeine Volk schlägt sich nicht auf öffentlichen Gassen, sondern, wenn Jemand einen andern so sehr beleidigt, daß er in heftigen Zorn darüber geräth, so rächt er sich, so gut er kann. Im Essen und Trinken sind sie sehr mäßig, und man sagt sogar, daß das Zeugniß eines Menschen, der überwiesen dem Trunk ergeben ist, vor Gericht nichts gelte. Die Vornehmen sind ausnehmend proceßsüchtig und fast alle in verworrne Rechtshändel verwickelt. Neigung zur Wollust ist ein allgemeiner Zug im Charakter der Kanarier. Junge Leute verlieben sich hier auf den ersten Blick, völlig im Geiste unsrer empfindsamen Romane. Sind beyde Partheyen eins, und die Aeltern wollen nicht einwilligen, so wenden sie sich an den Pfarrer des Kirchspiels, der den Aeltern zuredet, und wollen diese noch nicht, so nimmt er das Mädchen weg, und giebt mit ihrem Geliebten gemacht.

Vornehme Männer stehen hier mit Tagesanbruch oder Sonnenaufgang auf, und gehen bald darauf in

die Kirche, um Messe zu hören. Um acht oder neun Uhr Morgens nehmen sie Schokolade. Am Mittag geht jedermann nach Hause, worauf alle Thüren bis drey Uhr zugeschlossen werden. Die erste Schüssel, welche auf den Tisch kommt, ist eine Suppe von Rindfleisch, Hammelfleisch, Schweinefleisch, Speck, Karotten, Rüben, Kartoffeln, Erbsen, Zwiebeln, Safran u. s. w. gemacht, welches alles zusammengekocht ist; wenn es in die Schüssel gegossen wird, thun sie dünne Brodschnitte hinzu. Das zweyte Gericht ist gebratnes Fleisch u. dergl. Das dritte sind die Ingredienzien, aus welchen die Suppe gekocht ward; dann kommt das Desert, welches aus Früchten und Konfekt besteht Nach der Tafel trinkt man Wein und Wasser. Gleich nach dem Essen wäscht sich die Gesellschaft die Hände, worauf jeder aufsteht und Mittagsruhe hält.

Der Adel und die übrigen Vornehmen sind fast durchgehends arm, daher sie die jüngern Söhne alle der Kirche widmen. Nicht wenig junge Frauenzimmer nehmen den Schleyer, und schließen sich auf Lebenslang in Nonnenkloster ein, weil sie keine Männer ihrem Stande gemäß finden können.

Palmas. Die Hauptstadt der Insel heißt **Palmas**, ein großer Ort mit vielen schönen Gebäuden. Die Privathäuser sind im Ganzen genommen gut, und alle von Steinen erbauet. Die Anzahl der Einwohner wird auf sechstausend geschätzet. Sie selbst ist nicht befestigt, aber gegen die Küste hin liegen zwey Forts, die doch wenigstens einigen Widerstand zu leisten im Stande seyn würden.

Außer Palmas giebt es auf der ganzen Insel weiter keine Stadt, wohl aber mehrere Dörfer, von welchen Galdar und Telde die vorzüglichsten sind.

Diese

c) Insel Teneriffa.

Diese Insel liegt ohngefähr sechszehn Stunden gegen Nordwest, von dem nordwestlichen Theile der Insel Kanaria, und ist beynahe eine Dreyeck, dessen Seiten fast gleich sind, indem jede ohngefähr zwölf Stunden lang ist. In der Mitte liegt der berühmte Berg Pik, von den Einwohnern el Piko de Teyde genannt, von welchem wir in der Folge besonders sprechen werden.

Die hiesige Witterung ist von der schon bey Kanaria beschriebenen nicht verschieden; mit den Winden aber verhält es sich ganz anders. Die Wolken stehen gewöhnlich in der Mitte zwischen der See und dem Gipfel des Piko. Die Produkte der Insel sind fast dieselben wie in Kanaria, nur daß hier weniger Kornland und mehr Weinberge sind. Die Weine sind stark, gut und zur Ausfuhr geschickt, vorzüglich nach heißen Ländern, wo sie sich sehr verbessern. Ehedem machte man hier eine Menge von Malvasier oder Kanariensekt. Orseille wächst hier im Ueberfluß.

Die alten Einwohner dieser Insel waren im Durchschnitt von mittler Größe, an Farbe aber einander nicht gleich, indem die auf der nördlichen Seite viel weißer waren als die auf der südlichen. Die Eingebornen erkannten einen Gott, welchen sie in ihrer Sprache mit dem Namen: Erhalter des Himmels und der Erde, belegten. Wenn sie durch Mangel an Regen oder auf andre Art in Noth kamen, versammelten sie sich an gewissen besonders dazu bestimmten Orten, mit ihren Kindern und Heerden, setzten sich da auf die Erde, und heulten und weinten da aufs kläglichst, wobey zugleich ihre Heerden ein großes Geblöcke erhuben, denn sowohl Menschen als Vieh mußten in dergleichen Fällen ein strenges Fasten beobachten.

Die Insel hatte einen König, Namens Bezenuria, welcher die ganze Insel beherrschte. Die königliche Würde hieß in ihrer Sprache Queschi, und beruhte auf der Wahl. Zur Sommerszeit wohnte der König auf dem Gebirge; im Winter aber auf der Seeküste. Veränderte er seine Residenz, so versammelten sich die Aeltesten, und trugen ihm einen Scepter und eine Lanze mit einer Art von Flagge an der Spitze vor, um dadurch allen, die sich auf dem Wege befanden, die Annäherung des Königes kund zu machen, da sich denn jedermann auf die Erde warf, und mit dem Zipfel seines Kleides den Staub von seinen Füßen abwischte. Der König war allezeit verbunden, eine Person zu heurathen, die gleichen Standes mit ihm war, fand sich aber eine solche nicht, so nahm er seine eigene Schwester. Von Privatpersonen durfte keiner mehr als eine Frau nehmen. Jeder konnte seine Frau verstoßen, und die Kinder solcher Weiber wurden für Bastarde gehalten. Wenn eine Mannsperson einem Frauenzimmer allein begegnete, so durfte er sie nicht ansehen oder mit ihr sprechen, wenn sie ihn nicht zuerst anredete.

Die Männer kleideten sich in Mäntel von Ziegenfellen, mit Butter zubereitet und sehr geschmeidig gemacht. Die Mäntel der Weiber waren länger, und reichten ihnen bis auf die Füße; auch trugen sie einen Rock von denselben Fellen darunter. Beyde Geschlechter rieben sich den Leib sehr oft mit Schaffett, weil sie sehr mager waren und eine trockne Haut hatten. Ihre Sprache wich von der Sprache der übrigen Inseln gänzlich ab. Streitigkeiten wegen der Viehheerden und Weiden waren nicht selten, und endigten gewöhnlich mit Krieg. Ihre Waffen waren Wurfpfeile von schwarzem Tannenholz, vorn zugespitzt und im Feuer gehärtet. Ferner hatten sie eine Art von

schar-

scharfem Speer, den sie mit vieler Geschicklichkeit zu werfen wußten. Näherte sich ein Feind, so setzten sie alles in Bewegung, indem sie Rauch machten, oder pfiffen, und dieß letztre ist noch bey ihnen im Gebrauch.

Sie waren in drey Klassen vertheilet: höherer Adel, niedrer Adel und Bauern. Die erstern hießen Achimensey d. i. von des Königs Hause; die zwote Klasse Cilhiciquiko und die dritte Achikarney. Sie hatten die Gewohnheit, daß in der Höhle oder der Hütte, worinnen Mann und Frau zusammenschliefen, kein andrer schlafen durfte. Auch lagen Eheleute nicht beysammen, sondern jedes hatte sein eignes Bett, das aus Kräutern und Gras bestand, und eine Decke von Ziegenfellen hatte, die sehr sauber genäht war.

Es gab Künstler unter ihnen, welche die Ziegenfelle bereiteten, Töpfer, welche irrdne Gefäße verfertigten, und Zimmerleute, welche in Holz arbeiteten: man bezahlte sie für ihre Arbeit mit Fleische, Gerste, und Wurzeln.

In ihrer Lebensart waren sie sauber und reilich, und wuschen sich Hände und Gesicht, so oft sie vom Schlafe aufstanden, oder essen wollten, oder gegessen hatten. Ihre Speise war Schaf- und Ziegenfleisch, gebraten oder gekocht, auch Gerstenmehl, geröstet und mit Milch und Butter zubereitet. Ihr Vieh bestand in Schafen, Ziegen und kleinen Hunden, und ihr Getreide war Weizen und Gerste. Die Männer bearbeiteten den Boden, indem sie ihn mit hölzernen Karfen umhackten, und die Weiber säeten den Saamen.

Wenn jemand starb, trugen sie den Leichnam in eine Höhle, legten ihn auf einen flachen Stein, öffneten ihn, und nahmen die Eingeweide heraus; dann

wuschen

wuschen sie ihm zweymal des Tages die Armgruben, hinter den Ohren, die Weichen, zwischen den Fingern und im Nacken mit kaltem Wasser. War die Waschung vorüber, so rieben sie diese Theile mit Schafbutter, und bestreuten sie mit dem Staube von vermoderten Fichten und zerriebenem Bimsstein. Dann ließen sie ihn liegen, bis er vollkommen trocken war, da denn die Verwandten des Verstorbenen kamen, und ihn in gegerbte Schaf- oder Ziegenfelle einwickelten. Nachdem diese mit ledernen Riemen fest zugeschnürt waren, legten sie den Körper in die Höhle, die der Verstorbne zu seinem Begräbniß bestimmt hatte, ohne alle Bedeckung. Der König durfte nirgends als in der Höhle seiner Vorfahren begraben werden, worinnen die Leichname so gestellt waren, daß man sie wieder erkennen konnte. Vor nicht langer Zeit fand man zween dieser einbalsamirten Leichname in einer Höhle; sie waren unversehrt und so leicht wie Kork; aber noch ganz frisch und ohne allen widrigen Geruch. Ihre Haare, Zähne und Kleider waren noch ganz unverdorben.

Ihre Art, Gericht zu halten, war folgende: sie suchten eine geräumige Ebene aus, und seßten in die Mitte derselben einen breiten, hohen und viereckten Stein und zu jeder Seite Steine, welche aber nicht so groß und hoch waren. An dem bestimmten Tage seßte sich der König auf den hohen Stein, und die Vornehmsten der Insel auf die kleinern. Ward jemand zur Leibesstrafe verurtheilt, so legte man ihn glatt auf den Boden, der König übergab einem der Anwesenden den Stab oder Scepter, befahl ihm, dem Verbrecher so viel Streiche damit zu geben, als er für gut fand, und ließ ihn dann aus seiner Gegenwart entfernen. Hatte jemand einen Mord begangen, so nahm ihm der König sein Vieh und seine Güter weg,

gab

gab sie den Verwandten des Ermordeten, und verbannte den Mörder aus seinem Distrikt, zugleich aber nahm er ihn unter seinen Schutz, damit die Freunde und Verwandte des Ermordeten ihm nichts zu Leide thäten. Niemals straften sie mit dem Tode, denn sie sagten, es komme nur Gott allein zu, das Leben zu nehmen, welches er gegeben habe. Die Guanchen beteten keine Götzen an, hatten auch keine Bilder der Gottheit.

Die gegenwärtigen Einwohner sind wenig von den Eingebornen der Insel Kanaria unterschieden, sowohl in Ansehung ihrer körperlichen Beschaffenheit, als Charakter, Sitten, Gebräuche, u. s. w. Man schätzt ihre Anzahl auf sechs und neunzigtausend.

Der Hauptort dieser Insel ist Santa Kruz, eine große Stadt, die verschiedne Kirchen, drey Mönchsklöster, ein Hospital und besser gebaute Privathäuser, als eine der übrigen Städte in allen kanarischen Inseln, enthält. Sie ist auch in der That die Hauptstadt der sämtlichen Inseln, ungeachtet der bischöfliche Sitz und die Gerichtshöfe sich auf Palmas in Kanaria befinden; aber der Generalgouverneur residirt immer zu Santa Kruz, wo beständig eine große Menge von Fremden ist, weil der kanarische Handel mit Europa und Amerika hier seinen Mittelpunkt hat. Die Stadt hat zwey bis drey Gassen von großer Breite, aber sehr schlecht gepflastert. Die Häuser sind von außen weiß angestrichen, die der Vornehmen weitläuftig, und die Wohnzimmer, welche alle eine Treppe hoch liegen, sind um einen Hofplatz gebaut mit einer Gallerie an allen Seiten, welche zu den Zimmern führt, bey deren Einrichtung mehr auf Kühle, als auf sonstige Schönheit gesehen wird. Mitten in der Stadt ist ein Damm zur Bequemlichkeit der Landung. Nahe dabey liegen einige Forts, welche alle mit Kanonen besetzt Santa Kruz.

besetzt und durch eine dicke steinerne Mauer mit einander verbunden sind. Die Anzahl der Einwohner wird auf sechstausend geschätzt. Die ganze umliegende Gegend ist dürr, steinigt und unfruchtbar.

Vier Stunden südwärts von St. Kruz ist eine Hohle mit einer Kapelle, Namens U. L. F. von Candelaria. In derselben ist ein Bildniß der heiligen Jungfrau, welches der Kapelle so viele Reichthümer zuwege gebracht hat, daß sie der reichste Ort in allen sieben Inseln ist. Zu einer gewissen Zeit im Jahre wallfahrten alle Einwohner der Insel hieher, und die Geschichten, welche mit der vollsten Ueberzeugung von diesem Bilde erzählt werden, sind so lächerlich, daß sie dem albernsten Feenmährchen an die Seite gesetzt werden können. Man erzählt, daß dieses Bild beynahe hundert Jahr vor der Eroberung auf die Insel gekommen. Als einst zwey Hirten, so lautet die Erzählung weiter, dicht an der Küste bey dem Eingange eines tiefen Steinthals, in einer öden Gegend der Insel, eine Stunden von der Stadt St. Christobal de la Laguna, ihre Heerden nach einer Höhle an der andern Seite des Steinthals treiben wollten, sahen sie, daß die Ziegen auf einmal still standen, und dann erschrocken zurückkehrten. Einer der Hirten, argwöhnend, daß Jemand da sie sey, einige Ziegen stehlen wolle, gieng vorwärts und sah voll Erstaunen das heilige Bildniß, welches am Eingang des Thals auf einem großen Steine stand. Als er näher kam, betrachtete er es mit Furcht und Verwunderung, weil er noch keinen Menschen in einer so fremden und ungewöhnlichen Kleidung gesehen hatte. Gleichwohl legte er endlich seine Furcht ab, weil er es für ein Frauenzimmer hielt. Da sich die Figur aber auf sein Zurufen, aus dem Wege zu gehen, nicht rührte, nahm er einen Stein, um nach ihr zu werfen; allein sein aufgehob-

gehobner Arm erstarrte, und blieb unbeweglich und mit großen Schmerzen in dieser Stellung. Als der andre Hirt dieses sah, gieng er auf das Bild zu, und wollte ihm mit einem scharfen Kiesel die Hand abhauen, versetzte sich aber selbst einen solchen Hieb in die Hand, daß das Blut stromweise herablief. Wütend wagte er einen neuen Versuch, und hieb sich nochmals. Nun schloßen die Hirten, das Bild sey vom Himmel gekommen, giengen zu dem König von Guianar, und erzählten ihm den Vorgang. Dieser berief eine Rathsversammlung und der Schluß derselben war, daß der König mit allen Mitgliedern des Raths und dem ganzen Volke sich an den Ort begab, wo die Hirten das Bild gefunden hatten. Nun gab der König Befehl, daß die beyden Leute sich dem Bilde mit Ehrfurcht nähern, und es nach seinem Hause bringen sollten. Sie thaten dieß, und kaum hatten sie es berührt, als sie zu großem Erstaunen der Zuschauer plötzlich vollkommen geheilt waren. Der König, fest überzeugt, daß dieß Bild von Gott komme, nahm es nun selbst mit einigen Edeln, und so trugen sie es etwan einen Flintenschuß weit, da es so außerordentlich schwer ward, daß sie es nicht weiter fortbringen konnten. Als der König und seine Begleiter dieß sahen, fielen sie auf ihre Knie, und baten das Bild demüthiglich, daß es ihnen erlauben möchte es an den Ort zu bringen, welchen sie ihm bestimmt hätten. Es gab ein Zeichen, worauf sie es wieder aufhuben, es nun ganz leicht fanden, und nach einer Höhle brachten, die des Königs Vorrathshaus war. Hier setzten sie es auf einige Ziegenfelle, wo es ruhig stehen blieb, und viele große Wunderthaten verrichtete, wie es noch jetzt zu thun fortfährt. Die Christen nannten dieses Bild, das wahrscheinlich, wenn es ja vor der Eroberung hierher kam, von irgend einem schwärmreischen Seefahrer auf dieser Insel ausgesetzt worden war, weil es eine grüne

Wachs-

Wachskerze in der Hand hält, U. L. Frau Candelaria. In der andern Hand hat es ein Jesuskind, das in jeder Hand einen vergoldeten Vogel hält. Dieß Bildniß ist nur ohngefähr drey Fuß hoch; die Farbe des Gesichts ist schwärzlich und die Kleidung blau mit Gold.

Ehe noch die Spanier im Besitz dieser Insel waren, fanden sie Gelegenheit, das Bild zu stehlen und nach Lancerota zu bringen, wo dieser kostbare Schatz mit großen Freudenbezeugungen empfangen, und in die Kirche von Rubikon gesetzt wurde. Allein das Bild machte so viel Spektakel, daß die Spanier glaubten es sey nicht Gottes Wille, daß das Bild in Lancerota bleiben solle, und entschlossen sich, es den Eingebornen von Teneriffa zurückzubringen.

Garrachika. Garrachika ist eine ziemlich große Stadt mit verschiedenen Kirchen, Mönchs- und Nonnenklöstern. Sie treibt einen kleinen Handel mit Wein und Branntewein, welcher von hier aus in Barken nach Santa Kruz oder Oratava geschickt wird. Man baut hier Fahrzeuge; die zum Theil dreyhundert Tonnen und drüber tragen können, und stark und dauerhaft sind. Vormals war der hiesige Hafen der beste auf der Insel, im Jahre 1704 aber kam den vier und zwanzigsten December ein Erdbeben und innerhalb drey Stunden fühlte man neun und zwanzig Stöße. Am ein und dreyßigsten öffnete sich die Erde, und es entstanden zwey Volkane, die solche Haufen von Steinen auswarfen, daß dadurch zwey ansehnliche Berge entstanden, und über funfzig Feuer in der Nachbarschaft ausbrachen. So währte es bis zum fünften Jenner, da sich Ströme von Lava nach allen Seiten ergossen, ohne daß das Erdbeben nachließ, welches vielmehr bis zum drey und zwanzigsten des Hornungs, vereinbart mit dem Wüten der Volkane, fortdauerte.

Porto

Porto Orotava ist durch Zerstörung des Ha- P. Orota-
fens Garrachika sehr in Aufnahme gekommen, und va.
enthält verschiedne gute Privathäuser, zwey Pfarrkir-
chen und etliche Klöster. Die Stadt hat einige Fe-
stungswerke und treibt guten Handel.

Etwan vier Meilen ins Land liegt die Stadt St. Ch. de
St. Christobal de la Laguna. Sie ist die Haupt- la Laguna.
stadt der Insel, und enthält drey Pfarrkirchen, fünf
Klöster, zwey Hospitäler für venerische Kranke, und
eins für Fündlinge, nebst vielen schönen Privathäu-
sern. Die Stadt hat gar keinen Handel und kein An-
sehen von Thätigkeit und Geschäften, weil sie fast al-
lein von Standespersonen bewohnt wird, vornehmlich
von den Justizbedienten, nämlich einem Korregidor
und seinem Teniente (Stellvertreter) den Regidores
und dem Richter der westindischen Angelegenheiten.
Dennoch aber scheint sie einem Fremden verlassen, und
unbewohnt, und die volkreichsten Gassen sind mit Gras
bewachsen.

Iko ist eine große, stark bevölkerte Stadt, wel- Iko.
che auch reiche Einwohner hat. Hier sind einige
Seidenmanufakturen, besonders in Strümpfen, die
nach dem spanischen Westindien geschickt werden. Auf-
ser diesen hier genannten, giebt es noch mehrere Städ-
te, Flecken und Dörfer auf der Insel, die auch in
der That eben so viele Einwohner enthalten soll, als
andre kanarische Inseln zusammen genommen, indem
Palma dreyßigtausend, Hierro tausend, Lancerota
achttausend, Fuertaventura zehntausend, Kanaria
vierzigtausend und Gomera siebentausend Menschen
enthalten mag.

Ehe wir Teneriffa verlassen, müssen wir noch des
Piko gedenken, der den öffentlichen Berichten nach
im abgewichnen Jahre volkanische Ausbrüche geäus-

fert haben soll. Wir wählen dazu den Bericht eines Reisenden, der im Jahr 1761 diesen Berg erstieg, und dessen Erzählung uns sehr glaubwürdig zu seyn scheinet. Nachmittags um vier Uhr verließ unser Reisender Orotava, und kam eben, da es finster ward, in die Wälder, auf denen beständig dichte Wolken ruhen, konnte aber des Wegs nicht verfehlen, da dieser auf beyden Seiten mit Bäumen und Gebüschen eingefaßt war. Da sie (er hatte etliche Leute bey sich) etwan noch eine Stunde geritten waren, kamen sie über die Wolken, wo sie Feuer anmachten und sich schlafen legten. Halb eilf Uhr ritten sie weiter, fanden den Weg höchst beschwerlich, und kamen dann auf eine Menge Bimssteine, wie Erbsen. Die Luft fieng an grimmig kalt zu werden. Der Führer oder Wegweiser gab den Rath abzusteigen, und bis vier oder fünf Uhr Morgens in einer Höhle zu verweilen. Sie waren so glücklich, in der Nähe einiges dürres Gestrüpp zu finden, mit welchem sie ein großes Feuer anmachten. Auf der einen Seite, mit welcher sie am Feuer lagen, waren sie fast gebraten, und auf der andern erstarrten sie fast für Kälte. Gegen fünf Uhr Morgens brachen sie wieder auf, mußten aber sehr langsam reiten, weil der Weg äußerst steil war. Endlich mußten sie gar absteigen, und fiengen an sehr scharf zu gehen, um sich zu erwärmen, wurden aber durch den steilen und zugleich sandigen Weg sehr ermüdet. Als sie auf den obersten Theil dieser Anhöhe kamen, fanden sie eine ungeheure Menge grosser loser Steine, von denen ein jeder ohngefähr zehn Fuß im Durchschnitt hatte. Sie sahen sich nun genöthigt, über Felsen zu gehen, und von dem einen auf den andern zu springen, weil sie nicht alle dicht an einander lagen. Zwischen diesen Felsen ist eine Höhle, in welcher sich ein Brunnen oder natürliches Wasserbehältniß befindet. Diese Höhle, worein sie vermittelst einer

ner dort befindlichen Leiter hinabstiegen, ist etwan zehn Ellen weit und zwanzig hoch; der ganze Boden derselben ist völlig mit Wasser bedeckt. Nachdem sie eine Weile auf den großen Steinen fortgeklettert waren, kamen sie an den Fuß des Piko. Dieser ist steil, und die Schwierigkeit des Hinaufkommens wird noch durch die Lockerheit des Bodens vermehret, der allenthalben ausweicht. Nach vieler Beschwerniß kamen sie auf den Gipfel des Berges, und von hier aus sahen sie nun die Inseln, Palma, Gomera, Hierro, und Groß-Kanaria sehr nahe vor sich liegen; und wäre die Luft ganz heiter gewesen, so würden sie Madera, Porto Santo nebst einem Theil der Küste des festen Landes von Afrika gesehen haben. Der Berg selbst, dessen Höhe von einigen auf 2070, von andern nur auf 1747 Toisen angegeben wird, ist hohl und inwendig wie eine umgekehrte Glocke gestaltet. Von dem Rande dieses Kessels bis auf den Boden sind etwan vierzig Ellen. An vielen Stellen dieser Höhlung kam Rauch und Schwefeldampf hervor, und die Hitze des Bodens war an einigen Orten so stark, daß sie durch die Schuhsohlen bis auf die Füße drang. Sie nahmen einen Stock, und stießen ihn nicht tiefer als drey Zoll in eines dieser Rauchlöcher; nachdem sie ihn aber nach Verlauf einer Minute herauszogen, war er zu Kohle verbrannt. Der Bimsstein, den sie hier sammelten, war von himmelblauer, grüner, violetter, gelber und hochrother Farbe. Die Luft auf dem Gipfel des Berges war dünn, kalt, durchdringend und trocken. —

c) Insel Palma.

Die Insel Palma, welche nur acht Stunden lang und ohngefähr sechs Stunden breit ist, ist noch höher als Teneriffa. Der Hauptort ist Santa Kruz de la Palma, eine große Stadt mit zwey Pfarrkirchen, verschiedenen Mönchs- und Nonnenklöstern, und

St. Kruz de la Palma.

vielen schönen Privathäusern. An dem Hafen liegt ein Kastell oder vielmehr eine Batterie, mit einigen Kanonen besetzt, um die Schiffe zu decken und Landungen zu verhindern. In der Mitte der Stadt, bey der großen Kirche ist ein Brunnen, welcher durch einen Bach angefüllt wird, und die Einwohner reichlich mit gutem Wasser versieht.

In dem nordöstlichen Theile von Palma liegt ein hoher, auf allen Seiten steiler Berg, Namens Caldera oder der Kessel. Er ist oben hohl, gleich dem Piko; und die ganze inwendige Seite des Kessels ist mit Lorbeerbäumen, Schwarztannen, Palmen und Rosenholz bedeckt. Auch entspringen innerhalb des Kessels etliche Bäche, die sich alle auf dem Grunde vereinigen, dann in einem Strom durch der Berg gehen, welcher an der Außenseite wieder hervorkommt, und nicht weit davon zwey Zuckermühlen treibt. Das Wasser dieses Stromes ist ungesund, weil es sich in dem Kessel mit allerley schädlichen Materien vermischet.

Der Gipfel von Palma hatte vormals einen Ueberfluß an Bäumen, im J. 1545 aber und nachher herrschte eine große Dürre, welche sie insgesammt vertilgte: doch kamen einige Zeit nachher neue Sprößlinge hervor, wurden aber von den Kaninichen und andern Thieren abgefressen.

Die Produkte der Insel sind fast die nämlichen, wie auf Kanaria, nur mit dem Unterschied, daß in Palma eine große Menge Zucker gemacht wird. Die Ostseite bringt gute Weine hervor, die aber andern Geschmack und Geruch haben, als auf Teneriffa. An gutem Honig ist Ueberfluß. Palma hat auch viel Drachenbäume und Schwarztannen, welche Harz und Pech geben. Alle Arten von Baumfrüchten, die auf Kana-

Kanaria und Teneriffa wachsen, findet man auch hier in noch größerer Menge, daher die Einwohner, welche sie nicht alle aufzehren können, eine Menge Konfituren und eingemachte Sachen zubereiten, die nach den übrigen Inseln und Westindien ausgeführt werden. In Jahren, wo das Korn nicht gut geräth, machen die Eingebornen dieser Insel ein gutes Brod von Farrenkrautwurzel. Unterhalb des Gipfels hat man auch Bäume in so großer Anzahl, daß die Insel in einer Entfernung von etwan zwey Stunden, nur ein einziger Wald zu seyn scheint. Fichten wachsen hier von solcher Höhe, daß sie zu Masten für die größten Schiffe gebraucht werden können.

Luft, Witterung und Winde sind hier fast eben so, wie in Kanaria und Teneriffa, außer daß man Westwinde und Regen hat. Das Klima in Palma ist sehr verschieden, je nachdem man nahe an der Seeküste oder höher auf den Bergen lebt; denn in den Monaten Julius, August und September ist die Hitze an der Seeküste, wenn keine Winde wehen, fast unerträglich: da hingegen auf den Bergen die Luft ganz frisch und angenehm ist. In der Mitte des Winters herrscht auf den Bergen nahe an den Wolken eine sehr strenge Kälte; deswegen auch die Einwohner den ganzen Tag Feuer brennen haben, welches unten an der See, wo nur in den Küchen Feuer ist, nicht geschieht. Acht Monate des Jahrs hindurch sind die Gipfel der Berge mit Schnee bedeckt. Auch diese Insel hat von feuerspeyenden Bergen gelitten, deren Wirkungen noch allenthalben sichtbar sind. Die Einwohner erzählen auch, daß 1705 ein feuriger Strom von den Bergen gegen die Stadt herabfloß, und etwan eine Stunde von derselben sich ins Meer ergoß.

Als die Europäer zuerst auf diese Insel kamen, trug sie keine Art von Getreide oder eßbarer Wurzeln, außer der Wurzel des Farrenkrautes, von welcher die Eingebornen Mehl machten, wie auch von dem Saamen eines Gesträuchs, Namens Amagante. Diese beyden Arten von Mehl aßen sie mit Milch oder Brühe vermischt. Ihre andern Arten von Speise waren Ziegen- Schaf- und Schweinefleisch, welches sie gebraten oder gesotten aßen. Die Felle der beyden erstern dienten zur Kleidung, und von der Haut der letztern machten sie Schuhe. Die Waffen, deren sie sich im Kriege bedienten, waren hölzerne Stangen, vorn mit einer scharfen Spitze und im Feuer gehärtet, welche sie Moka nannten. Die Insel war in zwölf Distrikte abgetheilt, deren jede einen eignen Oberherrn hatte.

Die hiesige Regierungsart aber war nicht so gut, als auf den andern Inseln, und derjenige wurde für den Klügsten und Geschicktesten gehalten, der so künstlich zu stehlen wußte, daß ihn keiner ertappte. Ward der Dieb aber ja entdeckt, so geschah ihm weiter nichts, als daß er das Gestohlne wieder herausgeben mußte. War jemand von einem aus seinem eignen Distrikt beleidigt, so hielt ers für zu klein, sich deshalb bey seinem Hauptmann zu beschweren, vielmehr nahm er alle seine Freunde und Verwandte zusammen, rächte sich selbst und zog mit den Seinigen in einen andern Distrikt.

Ihr Gottesdienst war folgender: in jedem Distrikt war eine große Säule oder Pyramide, von losen Steinen, so hoch als möglich aufgeführt, und bey dieser verrichteten sie eine Art von Gottesdienst mit Singen, Tanzen, u. s. w. Gegen Sonne und Mond bezeigten sie eine große Verehrung; außerdem erkannten sie einen Gott im Himmel, größer als alle andre,

Abora

Abora genant, den sie anbeteten. Mehr weiß man nicht von den Sitten und Gebräuchen der alten Einwohner auf Palma; die jetzigen Einwohner aber sind beynahe in nichts von denen auf Kanaria und Teneriffa verschieden.

f) Insel Gomera.

Die Insel Gomera ist zwar nicht so groß und volkreich als Palma, aber doch eine ansehnliche Insel. Eine Menge Bäche ergießen sich hier von den schroffen Felsen, und bewässern die engen Thäler, und allenthalben findet man Wasser, wenn auch nur fünf bis sechs Fuß in die Erde gegraben wird. Fichten wachsen hier nicht, aber viele andre Arten von Bäumen, vorzüglich Barbusanos, deren Holz dem Mahagonyholze ähnlich, aber noch schwärzer ist, Palmen, eine Menge Mastixbäume, und viele andre seltsame Bäume. Die Produkte dieser Insel sind fast dieselben, wie in Teneriffa, Kanaria und Palma. Die Eingebornen haben gewöhnlich gerade so viel Korn, als sie zu ihrem Gebrauche nöthig haben, und führen daher selten etwas ein oder aus. Man findet hier auch Steine, Kalk, Bauholz, und alle andre zum Bauen nöthige Materialien, Eisen ausgenommen.

Der hiesige Wein ist, überhaupt genommen, schwach und scharf, also auch zur Ausfuhr nicht tauglich; eine Art desselben aber übertrifft, wenn er zwey Jahr alt ist, den besten Madera an Geruch und Geschmack, wiewohl er so weiß als Wasser und so schwach als Kosent ist.

Außer den, auch in den übrigen Inseln gewöhnlichen, Thieren giebt es hier eine Menge von Wildpret, welches zuerst aus der Barbarey hieher gebracht worden. Man zieht mehr Mauleſel in Gomera als auf irgend einer der andern Inseln; Kameele aber sieht man gar nicht. In keiner andern kanarischen

Insel, als dieser hier, findet man Schlangen, sie sind aber nicht giftig, sondern ganz unschädlich.

La Villa de Palmas.

Die Stadt auf dieser Insel heißt la Villa de Palmas wegen der vielen Palmbäume, die hier wachsen. Sie hat eine Kirche und ein Mönchskloster nebst etwan hundert und funfzig Privathäusern, welche mehrentheils klein und schlecht sind. Sie hat eine gute Schiffslände und einige Festungswerke.

Die alten Einwohner von Gomera waren von mittler Statur, einer lebhaften Gemüthsart, gute Soldaten und vortreffliche Schleuderer und Bogenschützen, weil sie von Kindheit an in dieser Kunst geübt wurden, da es der gewöhnliche Zeitvertreib der Kinder war, kleine Steine und Pfeile auf einander zu werfen.

Ihre Kleidung war eine Art von Mantel von Ziegenfellen, der ihnen bis an die Waden reichte; die Weiber aber trugen einen Rock und einen Kopfputz, der bis auf ihre Schultern herabhieng, und so wohl als der Rock von Ziegenfellen gemacht, aber künstlich gefärbt und bemahlt war. Alles übrige, zwischen dem Kopfputze und Rocke war nackend. Wenn die Männer einen Streit hatten, der durch Kampf entschieden werden sollte, legten sie ihre Mäntel ab, wickelten eine Art von Binden um den Unterleib, und banden eine Art von gemahltem Turban um die Stirne. Ihre Schuhe waren von Schweinsleder.

g) Insel Hierro.

Die Insel Hierro hat ohngefähr funfzehn Stunden im Umfange, und fünf in der Breite. Sie erhebt sich auf allen Seiten steil und schroff von der See, über eine Stunde weit, so daß es sehr beschwerlich und ermüdend ist, hinauf zu steigen. Hat man diesen Weg zurückgelegt, so findet man das übrige der Insel ziemlich eben und fruchtbar, und sie hat einen Ueberfluß an vielerley

vielerley Arten von Bäumen und Stauden, als Fichten, Reisholz oder Bressas, Lorbeerbäumen, weißen Pappeln, Barbusanos, Retamas, Buchen und Palmen; Drachenbäume aber wachsen hier nicht.

Gras, Kräuter und Blumen sind hier viel besser als auf irgend einer der andern Inseln, so daß die Bienen hier ausnehmend gut fortkommen, und einen vortrefflichen Honig bereiten. Der hiesige Wein ist schwach und schlecht, so daß die Einwohner den größten Theil zu Branntewein distilliren müssen. Es giebt nur drey Wasserquellen auf der Insel, und wegen dieses Mangels an Wasser saufen die Schafe, Ziegen und Schweine hier im Sommer gar nicht, sondern wühlen, ihren Durst zu löschen, die Wurzeln des Farrenkrauts auf. Auch tränkt man das Vieh von einem Baum, von dessen Blättern Wasser herabtröpfelt. Man hat folgende Nachricht von diesem wunderbaren Baume.

Der Distrikt, in welchem dieser Baum steht, heißt Tigulähe. Nahe an demselben und in der felsigten Höhe, welche die ganze Insel umgiebt, ist ein Thal, an dessen Gipfel ein steiler Felsen steht; auf dem Gipfel dieses Felsen aber wächst ein Baum, welchen die alten Einwohner Garse d. h. heiliger Baum nennen.

Von den Blättern dieses Baumes, der seit vielen Jahren hier immer gesund, frisch und unverletzt geblieben, träufelt eine solche Menge von Wasser herab, daß es für alle thierische und menschliche Bewohner der Insel hinreichend seyn würde. Dieser wunderbare Baum ist ohngefähr zwey Stunden von der See entfernt; man nennet ihn Til, aber niemand weiß, von welcher Gattung er ist. Der Umfang des Stammes beträgt ohngefähr zwölf Spannen, der Durchschnitt vier, und die Höhe, von dem Boden bis an den Gipfel

des höchsten Zweiges, vierzig Spannen, der Umfang aller Zweige zusammen aber hundert und zwanzig Fuß. Seine Frucht gleicht der Eichel, und ist am Geschmack dem Kern des Fichtenapfels ähnlich, aber lieblicher und aromatischer. Die Blätter gleichen den Blättern des Lorbeerbaums, sind aber weit größer, breiter und gebogner. Nahe dabey, an der Nordseite des Stammes, sind zwey große Cisternen von unbehauenen Steinen, oder vielmehr eine in zwey Hälften abgetheilte Cisterne; jede Hälfte hat zwanzig Fuß ins Gevierte und ist sechszehn Spannen tief. Die eine enthält das Wasser zum Getränk für die Einwohner, die andre das Wasser für das Vieh, zum Waschen u. s. w. Jeden Morgen steigt an dieser Seite der Insel ein Nebel aus der See auf, welchen der Süd- und Ostwind gegen die angeführte steile Anhöhe treibt, so daß die Wolke sich auf die dicken Blätter und Zweige des Baums hängt, von denen sie den ganzen übrigen Tag durch in Tropfen herabfällt, auf eben die Art, wie nach einem starken Regen, das Wasser von den Blättern der Bäume herabträufelt. Am meisten giebt der Baum in solchen Jahren Wasser, wo der Ostwind lange anhalt, denn durch diesen Wind wird vornehmlich die Wolke von der See heraufgetrieben. In der Nähe dieses Baums wohnt ein Mensch, der besonders zur Aufsicht über denselben und das Wasser bestellt ist, und dafür eine gewisse Besoldung erhält. Er vertheilt täglich an jede Familie des Distrikts sieben Krüge Wasser außer dem, was die Vornehmsten der Insel bekommen.

Ob der Baum, welcher gegenwärtig das Wasser giebt, noch eben derselbe ist, der hier beschrieben ist; kann nicht bestimmt werden, vermuthlich aber hat er sich von alten Zeiten her fortgepflanzt. Dergleichen Bäume, welche Wasser geben, sind übrigens der Insel

Hierro

Hierro nicht allein eigen; denn Reisende erzählen uns von einem derselben Art auf der vorhin beschriebenen St. Thomasinsel, und in Amerika bey Vera Paz.

Es giebt in der ganzen Insel nur eine Pfarrkirche und keine Stadt von Belange. Der Hafen ist eine offne Rhede, die außer von Böten und kleinen Barken wenig besucht wird.

Die ehemaligen Einwohner von Hierro waren von mittler Größe und sehr düstrer Gemüthsart; sogar alle ihre Lieder waren ernsthaften Inhalts, und hatten, eine klagende Melodie, nach welcher sie in einem Kreise mit zusammengefügten Händen tanzten, und dabey zuweilen paarweise aufhüpften; eine Art zu tanzen, welche noch auf dieser Insel gebräuchlich ist. Sie wohnten in großen zirkelförmigen, mit Mauern von trocknen ohne Mörtel und Kalch zusammengefügten Steinen umgebenen, Plätzen, deren jeder nur einen sehr engen Eingang hatten. An der innern Seite richteten sie Stangen oder Balken gegen die Mauer auf, so daß das eine Ende an der Spitze der Mauer, das andre aber in beträchtlicher Entfernung von dem Fuß derselben auf dem Boden ruhte; diese bedeckten sie mit Baumzweigen, Farrenkraut u. dergl. Jeder dieser Plätze enthielt ohngefähr zwanzig Familien. Eine Streue von Farrenkraut, über welche sie Ziegenfelle ausbreiteten, war ihr Bette, und zur Decke gebrauchten sie zubereitete Ziegenfelle, um sich warm zu halten, weil die Insel sehr bergigt und folglich der Kälte und dem Winde sehr ausgesetzt ist.

Den neugebornen Kindern gaben sie noch, ehe die Mutter ihnen ihre Brust reichte Farrenkrautwurzel, geröstet, gemahlten und mit Butter vermischt; und noch geben sie ihnen geröstetes und mit zerriebnem Kä-

se

se vermischtes Gerstenmehl. Ihre gewöhnliche Nahrung war Ziegen- Schaf- und Schweinefleisch, nebst Pataten. Waizen, Gerste oder andres Getreide hatten sie gar nicht, daher sie das Brod von Farrenkrautwurzeln machten, welches nebst Milch und Butter ihre vornehmste Speise war.

Ihre Kleidung machten sie aus Thierhäuten. Die Männer trugen eine Art von Mantel, von Schaffellen zusammengenähet, an welchem im Winter die Wolle einwärts, im Sommer aber auswärts gekehrt war. Außer dem Mantel trugen die Weiber einen Rock, welcher bis an die Mitte der Beine reichte.

Diese Felle nähten sie mit Riemen zusammen, die so fein waren als Zwirn; statt der Nadeln bedienten sie sich kleiner zugespitzter Knochen. Eine Kopfbedeckung hatten sie nicht, und ihr langes Haar banden sie in einer Menge schmaler Flechten auf. Ihre Schuhe waren von rohen Ziegen- oder Schaffellen, zuweilen aber auch von Schweinshaut.

Ueber die ganze Insel herrschte ein König, deswegen sie auch nie Krieg führten, und wenig Waffen hatten. Jeder hatte nur ein Weib, und es war Gebrauch, daß der Mann, wenn er sich eine Frau gewählt hatte, ihrem Vater nach seinem Vermögen ein Geschenk von Vieh machte, als eine Erkenntlichkeit für den guten Willen, ihm seine Tochter zu überlassen. Auch empfieng der König keinen bestimmten Tribut von seinen Unterthanen, sondern jeder machte ihm ein Geschenk an Schafen u. s. w. nach Vermögen und Gutdünken. Wenn sie einen Schmaus machten, schlachteten sie zwey fette Lämmer, brieten sie ganz, und hörten nicht auf, bis sie aufgegessen waren.

Ihre

Ihre Todten begruben sie in Höhlen, und wenn der Verstorbene reich war, so begruben sie ihn in seinen Kleidern, legten ein Bret zu seinen Füßen, die Stange, die ihm als Stock und Waffen diente, zu seiner Seite, und verschlossen dann den Eingang der Höhle mit Steinen. Sie bestraften kein andres Verbrechen, als Mord und Diebstahl. Der Mörder ward auf dieselbe Art hingerichtet, als er den Ermordeten getödtet hatte. Dem Diebe stach man für den ersten Diebstahl das eine, und für den zweyten das andre Auge aus.

Sie verehrten zwey Gottheiten, eine männliche und eine weibliche. Die männliche hieß Eraoranzan, und wurde von den Männern, die andre, Moneyba, von den Weibern verehrt. Sie hatten keine Bildnisse dieser Gottheiten opferten, ihnen auch nicht, sondern beteten bloß zu ihnen in der Zeit der Noth, vorzüglich wenn sie Regen wünschten, damit das Gras zum Unterhalte ihres Viehes wachsen möge. Da die Einwohner der Insel zum Christenthum gebracht wurden, riefen sie anfangs Christum und die h. Jungfrau nicht anders als unter dem Namen Eraoranzan und Moneyba an.

Dieß sind die Nachrichten, welche wir von den kanarischen Inseln zu geben haben: ehe wir sie aber völlig verlassen, müssen wir noch von den Inseln Kanaria, Teneriffa, Palma, Gomera und Hierro etwas hinzufügen, was die dasige Handlung, Regierung u. s. w. angeht.

Alle Einwohner der kanarischen Inseln lieben das Vergnügen, und da sie bigott dabey sind, so ist dieses immer mit der Bigotterie vereinigt. An den Tagen ihrer Schutzheiligen bestreuen sie die Straße um die Kirche her mit grünen Blättern, Blumen, u. dergl.

zünden

zünden eine Menge Wachskerzen an, und verbrauchen viel Pulver zu Feuerwerken. An dem Vorabend dieses Tages hält man gewöhnlich eine Art von Markt, auf welchem sich eine Menge Leute einfinden, die den größten Theil der Nacht in Lustbarkeit und Tanzen zubringen. Einige ihrer Tänze kann man dramatisch nennen, weil die Mannspersonen den Mädchen Verse zu singen, die ihnen dann auf eben diese Art antworten.

An den Festtagen der Schutzheiligen von Kanaria, Teneriffa und Palma werden Schauspiele zur Belustigung des Volks auf den Straßen aufgeführt. Die Lustbarkeiten des gemeinen Volks bestehen ausser Singen, Tanzen und Guittarrespielen, im Ringen, Kartenspiel, Wurfscheibenwerfen und der Kunst, mit einer Kugel durch einen weit entfernten Ring zu treffen.

Die Bauern, vorzüglich in Gomera, verstehen die Kunst, von einem Felsen auf den andern zu springen: dieß machen sie also: sie tragen eine lange Stange oder einen Stab, der am Ende mit einen eisernen Stachel beschlagen ist; wollen sie nun von einem Felsen zum andern, so zielen sie mit der Spitze der Stange auf die Stelle, wo sie sich herunter lassen wollen, werfen sich dann darauf zu, und stoßen das Ende der Stange so ein, daß sie perpendikular zu stehen kommt, worauf sie denn ganz gemach bis auf den Boden herabgleiten.

Die Krankheiten, welche außer Krätze und venerischen Krankheiten hier herrschen, sind das Fleckfieber, und eine Art von Windkolik, welche Magen, Eingeweide und Kopf angreift. Die Gicht ist vornehmlich unter alten Leuten sehr häufig. Das Wechselfieber ist allein der Insel Gomera eigenthümlich; einige

einige Insulaner sind auch mit dem Aussatz behaftet, den man für unheilbar hält. Den Augenblick also, daß ein begüterter Mann für aussätzig erklärt wird, bemächtigt man sich aller seiner Güter, zum Besten des Hospitals der Aussätzigen, ohne seiner Familie das Geringste zu seinem Unterhalt übrig zu lassen: arme Leute läßt man, so gut sie können, für sich selbst sorgen, und was noch schlimmer ist, so sind die Direktoren des Hospitals die einzigen Richter über das Vorhandenseyn des Aussatzes, so daß also ein Reicher, nach dessen Vermögen ihnen gelüstet, schwerlich ihrer Habsucht entgehen wird.

Die Kinder der Kanarier werden in den Klöstern unterrichtet, wo sie Lesen, Schreiben, Latein, Arithmethik, Logik und einige andre Theile der Philosophie erlernen. Die Kanarier haben Anlage zur Dichtkunst, und machen Verse in verschiednen Sylbenmaaßen, welche sie in Musik setzen, und von denen einige wirklich schön genannt zu werden verdienen. Lebensbeschreibungen der Heiligen, Thomas a Kempis und andre Andachtsbücher sind fast die einzigen, die man hier findet. Andre, als, geistliche Bücher, werden hier fast gar nicht gelesen, dürfen auch nicht eingeführt werden, ohne vorläufige Untersuchung der Inquisition; doch findet man noch einige historische und dramatische Werke.

Der Handel dieser Inseln theilt sich in vier Zwiege nehmlich mit Europa und Nordamerika, mit dem spanischen Westindien, unter sich selbst und mit der gegenüber liegenden Küste der Barbarey.

Gomera und Hierro sind so arm, daß sie weder aus Europa noch Amerika von Schiffen besucht werden; auch wird den Einwohnern dieser Inseln nicht gestattet, Theil am westindischen Handel zu nehmen, weil

weil sie nicht völlig so unter Gerichtsbarkeit der Krone Spanien stehen, als Kanaria, Teneriffa und Palma, sondern ihren eignen Herrn an dem Grafen von Gomera haben. Sie würden sich aber weit besser dabey befinden, wenn sie der Krone gänzlich unterworfen wären.

Teneriffa ist der Mittelpunkt des Handels mit Europa und den Staaten von Nordamerika. Der größte Theil dieses Handels ist in den Händen der Irischen katholischen Kaufleute, die sich auf Teneriffa, Kanaria und Palma niedergelassen und ihrer Nachkommen. Die hiesige Einfuhr aus Großbrittannien besteht vornehmlich in wollnen Waaren verschiedener Art, Hüten, Stahl und Eisenwaaren, Sardellen, Heringen, Waizen u. dergl. Aus Ireland kommt Rindfleisch, Schweinefleisch, Butter, Lichte und Heringe. Von Hamburg und aus den vereinigten Niederlanden führt man Leinwand aller Arten in großer Menge, Stricke, Schießpulver, rohes Flachs u. s. w. ein. Die Einfuhren aus Spanien sind Stangeneisen, Oel, Seide, Sammt, Salz und Stricke von Genst, nebst unzähligen kleinen Artikeln, theils zur innern Konsumtion, theils zur Ausfuhr nach den spanischen westindischen Inseln. Dieser Handel wird meist durch französische und maltesische Tartanen geführt. Aus Nord-Amerika kommen Dielen, Faßdauben, Stockfisch, Fleisch, Schinken, Wachs, Reis, und zu Zeiten eines Kornmangels auch Mais, Waizen und Mehl.

Die Ausfuhr der Inseln besteht in folgenden Artikeln: nach Großbrittannien und Ireland Orseille, Wein, etwas Kampescheholz und mexicanische Thaler. Nach Hamburg und den vereinigten Niederlanden dasselbe, aber Thaler in größerer, und Orseille in weit kleinerer Quantität. Nach Spanien, Frankreich und

Italien

Italien allerley Waaren aus dem spanischen Westindien. Nach Nord-Amerika Wein. Der Handel zwischen den Kanarieninseln und dem spanischen Westindien ist einer Menge zum Theil sehr lästiger Einschränkungen unterworfen. So ist es keinem Fremden erlaubt, an diesem Handel Theil zu nehmen; auch darf kein Schiff aus irgend einer dieser Inseln, Kanaria, Teneriffa und Palma ausgenommen, nach den westindischen Häfen gehen. Der spanische Hof hat den westindischen Handel der kanarischen Inseln auf die Häfen Havannah, Kampesche und la Guaira an der Küste von Karrakas, St. Domingo, Porto Ricco und Marakaiva eingeschränkt. Die drey erstern heißen die größern Häfen, und die andern die kleinern, weil der Handel der kleinern Häfen in Vergleichung mit dem der größern von keiner Bedeutung ist. Ehe ein Schiff für einen dieser Häfen laden kann, muß es erst eine Erlaubniß von dem Richter des westindischen Handels, der auf Teneriffa ist, haben, die ihm gewöhnlich bewilligt wird, wenn die Reihe an ihm ist; denn nach dem Reglement werden alle Schiffe registrirt und dürfen nicht eher abfahren, als bis sie der Ordnung nach die Reihe trifft. Der Handel der kanarischen Inseln nach dem spanischen Westindien ist auf ihre eignen Produkte eingeschränkt, nehmlich Wein, Branntewein, Mandeln, Rosinen, Feigen, u. s. w. wovon sie jährlich nur tausend Tonnen ausführen, und außerdem weiter nichts mitführen dürfen, als so viel von andern Gütern auf jedes Schiff zum Gebrauch des Schiffsvolks und der Passagiers, während der Reise, für nöthig gehalten wird. So weit sind sie durch bestimmte Verordnungen eingeschränkt, allein sie finden Mittel ihren Handel nach diesem Theile der Welt weit über dieselben auszudehnen. Wiewohl einige kanarische Schiffe ihre Ladung zu Kanaria und Palma einnehmen, so sind sie doch alle verbunden, ihre

Reise zu Santa Kruz auf Teneriffa zu endigen, und da ihre Ladung an Land zu bringen, die aus den Gütern der westindischen Häfen, woher sie kommen, besonders aus Kakao, Kampescheholz, Fellen, Zucker und merikanischen Thalern besteht; Kochenille aber und Indigo darf in Teneriffa nicht an Land gebracht werden. Alle Güter, welche man aus den kanarischen Inseln nach Westindien ausführt, und von daher einführt, werden geschätzt, und müssen gewisse Abgaben bezahlen, die von den Bedienten des westindischen Handels erhoben und von ihnen an das westindische Haus in Spanien geliefert werden.

Der dritte Zweig des kanarischen Handels, oder der Handel, welchen diese Inseln unter sich führen, ist folgender: Kanaria führt nach Teneriffa Lebensmittel von aller Art, Vieh und Geflügel, grobe wollne Decken, rohe und verarbeitete Seide, Orseille, Quadersteine zum Pflastern, steinerne Filtrirgefäße das Wasser zu reinigen, etwas Salz u. s. w. Für diese Güter empfängt es baares Geld und andre Produkte des spanischen Westindien. Palma führt nach Teneriffa Zucker, Mandeln, Konfituren, Breter, Pech, rohe Seide und Orseille, und bekommt dafür westindische und europäische Güter. Gomera führt nach Teneriffa viel rohe und etwas verarbeitete Seide, Branntewein, Vieh und Orseille, und empfängt dafür westindische und europäische Güter. Hierro führt nach Teneriffa Branntewein, kleines Vieh und Orseille. Lancerota und Fuerraventura führen eine große Menge Korn nach Teneriffa nebst Orseille, Vieh und Geflügel; wofür sie europäische Güter, Geld, nebst etwas Wein bekommen. Eben diese Inseln senden auch Korn nach Palma, wofür sie Breter und andres Bauholz, Zucker, Wein und baares Geld erhalten. Lancerota führt auch Salz und etwas getrocknete Fische nach Teneriffa und Palma.

Noch

Noch gehört hieher die Fischerey und der damit verbundene Fischhandel an der Küste der Barbarey. Die Anzahl der Barken, welche zu dieser Fischerey gebraucht werden, beläuft sich auf etwan dreyßig von funfzehn bis funfzig Tonnen. Sie werden alle in diesen Inseln gebaut, und von Eingebornen gefahren. Die Art, eine solche Barke auszurüsten, ist folgende:

Die Eigenthümer setzen das Schiff in Stand, und versehen es mit so viel Salz, als zur Aufbewahrung der Fische, und so viel Brod als zum Unterhalt der Fischer nöthig ist. Will jemand noch mehr als Brod mitnehmen, so muß er sichs auf eigene Kosten anschaffen, denn die Eigenthümer geben nichts als Brod. Was man denn, nach Abzug der Unkosten, aus dem Verkauf der Fische übrig behält, wird in gleiche Theile getheilt, von denen die Eigenthümer eine gewisse Anzahl bekommen, die übrigen aber nach der Geschicklichkeit der Fischer unter sie vertheilt werden.

Der Ort an der Küste der Barbarey, wo sie fischen, ist nach der Jahrszeit verschieden; überall, aber auf der ganzen ihnen zur Fischerey dienenden Strecke, ist weder Stadt noch Dorf, noch sonst eine festgesetzte Wohnung, sondern bloß arabische Horden leben hier unter Zelten. Die barbarischen Kaper wagen sich nicht so weit gegen Süden, so daß die Kanarier von dieser Seite her nichts zu fürchten habeu. Das erste was die Fischer thun, sobald sie an die Küste kommen, ist, daß sie Köder fangen. Zu diesen gehören, die Tassarte, eine Art Fische wie Makrelen gestaltet, und dabey äußerst gefräßig. Eine andre Fischart, welche statt Köders gebraucht wird, ist der Anhoua und dann der Kavallos. Hierauf wirft jeder seine Angel mit einer von diesen drey Fischarten geködert aus, um große Fische zu fangen, und wenn eine Bar-

ke das Glück hat, gut Wetter zu treffen, so ist sie im Stande, ihre Ladung binnen vier Tagen voll zu machen.

Ihre Methode, diese Fische einzupökeln, ist folgende: sie schneiden sie auf, nehmen sie aus, und waschen sie ganz rein, hauen ihnen die Köpfe und Floßfedern ab, und legen sie in einen Haufen, damit das Wasser ablaufe, worauf sie dann eingesalzen und unten zusammen in das Schiff gepackt werden. Weil sie aber ihre Fische nicht zum zweytenmale auswaschen und wieder einsalzen, so halten sie sich nicht über sechs Wochen bis zwey Monate. Die meisten Barken bringen ihre Ladung nach Santa Kruz und Porto Orotava. Statt dieses höchst nützliche Gewerbe aber aufzumuntern, gebraucht vielmehr die Regierung dieser Inseln alle möglichen Mittel, es zu beeinträchtigen, denn sie bestimmt nicht nur den Preis der Fische, sonder belegt auch den Handel mit fast unerschwinglichen Abgaben, und überdieß noch verbeut sie den Fischern allen Umgang mit den Bewohnern der afrikanischen Küste, wiewohl dieser Befehl nur wenig beobachtet wird, indem die Fischer den Bewohnern der Wüste Stricke, Brod, Zwiebeln und Früchte geben, wofür sie die Erlaubniß haben, Holz und Wasser zu holen.

Die Barken machen in einem Jahr oft acht oder neun solcher Reisen. Von der Mitte des Februars bis zur Mitte des Aprils bleiben sie zu Kanaria, weil um diese Jahreszeit die Fische nur gegen Norden zu finden sind.

Die Manufakturen dieser Inseln liefern seidne Zeuge, gestrickte seidne Strümpfe, seidne Kniebänder, Matrazen und Bettdecken. In Kanaria und Teneriffa macht man grobe Leinwand von dem aus Holland

Holland eingeführten Flachse; weiße Decken und grobe Tücher machen die Kanarier von der Wolle ihrer eignen Schafe. Auch wird eine grobe Art Tuch gemacht.

Das gewöhnliche Geld in den Kanarieninseln sind mexikanische Thaler, eine kleine Landmünze Real de Plata, und eine Kupfermünze, deren zehn einen Real de Plata ausmachen.

Die Regierungsform der königlichen Inseln, Kanaria, Teneriffa und Palma hat ohngefähr folgende Einrichtung. Als die Eingebornen der Krone Spanien unterworfen wurden, beraubte man sie nicht ihrer Freyheit, sondern machte sie den Eroberern völlig gleich, welches ein nachahmenswürdiges Beyspiel war welchem Holländer, Franzosen und Engländer auf der Zuckerinseln in Westindien nicht gefolgt sind, und welches selbst die Spanier bey Eroberung des festen Landes von Amerika gänzlich vergessen haben mußten. Der Spanier verbanden sich also mit den Eingebornen dergestalt, daß sie nur ein Volk wurden. Die Folge dieser politischen Vereinigung ist, daß der König von Spanien in diesen Inseln mehr Soldaten und Seeleute aufbringen kann, als in irgend einem andern Theil seiner Länder, welcher dreymal so groß ist, als die Kanarieninseln.

Der geringste Justizbediente, die **Alguazils** oder Häscher ausgenommen, ist der **Alkalde**, und in jeder Stadt oder jedem Dorfe von Erheblichkeit befindet sich einer. Diese Magistratspersonen werden von dem königlichen Gerichtshofe in der Stadt Palmas auf Kanaria gesetzt und verwalten ihr Amt nicht auf Lebenslang, sondern nur eine gewisse Zeit. Ueber ihnen steht ein Alkalde Major, und von dessen Ausspruch kann man sich auf die Entscheidung des Tiniente

und Corregidor berufen. Der erste dieser Magistratspersonen ist ein Rechtsgelehrter, und wird von der königlichen Audienza ernannt, der König selbst aber setzt den letztern, dem sein Amt fünf Jahre lang, zuweilen auch länger verwaltet. Von dem Korregidor und Tiniente geht die Appellation an die königliche Audienza in Groß-Kanaria. Dieß Tribunal besteht aus drey Oidores oder Richtern, einem Regenten und Fiskal, welche gewöhnlich geborne Spanier sind. Der Generalgouverneur zu Teneriffa ist Präsident dieses Gerichtshofes, von dessen Entscheidungen in Kriminalsachen weiter keine Appellation statt findet; in Civilsachen aber kann man sich an die Audienza zu Sevilla in Spanien wenden.

Die stehenden Truppen auf den Kanarieninseln, belaufen sich etwan auf hundert und funfzig Mann; man hat aber, wie schon erwähnt worden, eine regulirte Miliz, über welche der Generalgouverneur das Oberkommando hat. Die regulären Soldaten dienen bloß zu Besetzung der Forts, und da dieser eine große Anzahl ist, so kann man leicht erachten, wie stark die Besatzung eines jeden seyn könne.

Die königlichen Einkünfte aus diesen Inseln fliessen 1) aus dem Drittel von dem Zehnten; 2) aus dem Monopolium vom Rauch- und Schnupftoback; 3) aus den Abgaben, welche der Adel jährlich als eine Erkenntlichkeit für seine Titel bezahlt; 4) aus der Abgabe der sieben Procent von Ein- und Ausfuhr, und endlich 5) aus den Abgaben vom kanarisch-westindischen Handel. Alle diese Einkünfte zusammen, den fünften Artikel ausgenommen, sollen, nach Abzug aller Kosten, nicht über funfzigtausend Pfund jährlich in des Königs Schatzkammer bringen.

Der

Der Bischof der kanarischen Inseln ist der Weihbischof des Erzbischofs von Sevilla in Spanien, und hat jährlich sechstausend Pfund Sterling einzunehmen. Er residirt in der Stadt Palmas auf Kanaria. Die Provinzialen oder Vorsteher der verschiedenen Mönchs- und Nonnenorden wohnen in der Stadt St. Christobal de Laguna. In jeder Insel ist ein Haus, welches dem Inquisitionsgericht nebst seinen gehörigen Bedienten, deren Pflicht es ist, alles was sich von Ketzerey oder Mangel an Ehrerbietung gegen die Geistlichkeit blicken läßt, zu unterdrücken, gehört. Sie haben die Macht, verdächtige Personen in Verhaft zu nehmen, und gefangen zu setzen, ohne der bürgerlichen Obrigkeit im mindesten Rechenschaft zu geben. Wenn ein fremdes Schiff ankommt, und der Herr desselben Erlaubniß erhält, an Land zu kommen, so bringt man ihn zu einem Bedienten der Inquisition, der ihn befragt, ob er Bücher oder Gemälde bey sich habe, welche der Lehre oder den Ceremonien der Kirche zuwiderlaufen, und nöthigt ihn, ein Papier zu unterzeichnen, wodurch er sich verbindlich macht, wenn er dergleichen hat, sie nicht an Land zu bringen, und daß er, während seines Aufenthalts, nichts gegen die römische Religion reden, oder ihrer Gebräuche und Ceremonien spotten wolle.

Da alle Eingebornen dieser Insel eifrige Mitglieder der katholischen Kirche sind, so hat das Inquisitionsgericht nur selten Gelegenheit, seine Macht sehen zu lassen, und muß also meist an Fremden sich erholen, welche so unfürsichtig sind, in seine heiligen Klauen zu gerathen. Kein Mensch darf in einer der kanarischen Inseln, ausgenommen Teneriffa, wohnen, der nicht katholisch ist. Sieht man hier einen fremden Glaubensgenossen, der einen guten Wandel führt, so wundert man sich außerordentlich darüber,

weil man einen Ketzer für nicht viel besser, als ein Vieh, hält. Die kanarischen Geistlichen führen aber ein weit mehr ordentliches Leben, als in den meisten blindkatholischen Ländern, und treiben ihren Eifer gegen die Ketzer auch nicht so weit, daß sie ihnen wehren sollten, ihre Todten zu begraben. Fremde, die nicht Katholiken sind, sucht man sogleich nach ihrer Ankunft zu Proselyten zu machen. Da die Priester mit ihrem Zehnten, und die Mönche mit den Einkünften ihrer Klöster nicht zufrieden sind, so haben sie Mittel gefunden die Einwohner mit einer Menge Auflagen zu beschweren, die zwar nicht durch die Gesetze eingeführt, aber doch schwer zu vermeiden sind.

Azorische Inseln.

Diese neun Inseln, welche Santa Maria, San Miguel, Terzeira, San Jorge, Gracosa, Fayal, Pico, Flores und Corvo genannt werden, rechnen die meisten Erdbeschreiber noch zu Europa, weil sie als eine Landschaft zu dem Königreiche Portugall gerechnet würden, und nicht so gar weit von den europäischen Küsten abgelegen wären. Allein demohngeachtet hält der Verfasser für besser, sie bey Afrika zu beschreiben, und die Gründe, welche für die erste Meinung angeführt werden, scheinen ihm nicht vollwichtig genug, daß er ihnen beytreten sollte. Sie liegen doch fürs erste über zweyhundert Meilen von Europa entfernet, und man könnte auf diese Weise auch Grönland zu Europa rechnen, das Island und Norwegen sogar noch näher liegt. Ferner sind sie erst im funfzehnten Jahrhundert entdeckt worden; die dasige Landesart, Produkte u. s. w. ist mehr afrikanisch als europäisch; und daß sie, politischer Ursachen wegen, als eine wirkliche Provinz des Königreichs Portugall betrachtet werden, kann für Geographen nicht entscheiden, als welche mehr nach physischen als nach politischen Gründen entscheiden müssen.

Dieß

Dieß sind die Gründe, welche den V. bewogen, von dem angenommenen Gebrauche abzugehen, und den Azoren hier ihre Stelle anzuweisen. Diese Inseln, welche man gewöhnlich nur mit einigen Worten berühret, oder gar mit Stillschweigen übergehet, sind nicht so unmerkwürdig, als sie vermöge dieser Vernachläßigung zu seyn scheinen, wenn es gleich eben deshalb schwer ist, eine nur einigermaßen genugthuende Beschreibung von denselben zu liefern, da die portugiesischen Bücher aus denen man schöpfen könnte, in unsern Gegenden gar nicht zu haben sind.

Die Azorischen Inseln, welche auch die Terzeirischen von der wichtigsten Insel und die Flämischen, weil sich die Niederländer die Ehre der Entdeckung zueignen, genannt werden, liegen im atlantischen Meere. Azorische Inseln aber, heißen sie von den Vögeln, welche den Sperbern glichen, und von denen man bey der portugiesischen Entdeckung 1432 welche fand. Einige halten sie für ein Ueberbleibsel der großen Insel Atlantis, von welcher wir zum Schlusse unsrer Beschreibung von Afrika noch etwas beyfügen werden. Man ist fast allgemein der Meinung, daß sie zur Zeit der Entdeckung unbewohnt gewesen, und man nichts als Holzungen und Vögel auf denselben gefunden habe, worauf sie denn nach und nach immer mehr bevölkert worden wären.

Diese Inseln genießen eines sehr gesunden Klimats, weil die Luft dort beständig rein und heiter ist, allein die See richtet dafür fürchterliche Verwüstungen an, und die Einwohner einiger dieser Inseln leben daher in unaufhörlicher Todesgefahr. Auch sind sie starken Winden und heftigen Erdbeben ausgesetzt, und die Natur scheint in ihrer Gegend beständig zu gewaltsamen Revolutionen geneigt zu seyn. So entstand noch im J. 1631 eine neue In-

sel, dicht bey den übrigen, welche aus einem Grunde, der hundert und zwanzig Fuß tief war, heraufstieg. Damals erhob sich neben den azorischen Inseln ein gewaltiger Dampf, welchem bald ein schreckliches Getöse und Brausen des Meeres folgte, auf welches Flammen in die Höhe brachen, und Wasser, Sand und Steine sehr hoch in die Luft geschleudert wurden. Nach etlichen Tagen, als dieses alle Einwohner der benachbarten Inseln mit dem größten Entsetzen erfüllende Schauspiel vorüber war, sahe man eine kleine Insel, welche nach und nach dergestalt anwuchs, daß sie fünf Meilen in die Länge hervorragte. Noch in diesem Jahrhundert erschien ein Jahr 1720 wieder eine kleine Insel zwischen S. Michael und Terzeira, während eines heftigen, auf allen Inseln verspürten, Erdbebens. Anfangs war sie so klein, daß niemand die geringste Acht darauf hatte, nach etlichen Tagen aber stieg sie, mit Klippen und Felsen bedeckt, dergestalt in die Höhe, daß man sie in einer Entfernung von zehn Meilen sehr deutlich sehen konnte. Sie hatte doch eine Meile im Umfange; zwey Jahr darauf fieng sie wieder an zu sinken, so daß sie kaum noch über die See hervorragte; nach und nach ist sie aber gänzlich wieder versunken.

Von der Natur haben die Azoren wenig eigne Produkte erhalten, allein es ist alles, was die Portugiesen hieher gebracht haben, sehr gut fortgekommen, und die Einwohner erzeugen nun wenigstens alles, was sie zum Lebensunterhalt nöthig haben, wenn gleich Auswärtige hier nichts holen können, als seltene Farbenerden, welche überall guten Absatz finden. So bringen diese Inseln nun Waizen, Mais, mehrere Gemüsarten, schönes sowohl zum Färben als Bauen taugliches Holz, Zucker, Baumwolle, Oliven, Pommeranzen, Citronen, Limonien, und andre sowohl afrikanische als europäi-

europäische Gewächse hervor. Man erzieht hier Hornvieh, Pferde, Esel, Maulesel, Schweine, Ziegen und viel zahmes Geflügel; von Wildpret aber haben die Azoren nichts als wildes Flügelwerk und Kaninichen. An den Küsten werden viele Fische, Austern, Krabben und Muscheln gefangen. Von schädlichen Ungeziefer findet sich gar nichts auf diesen Inseln, man sagt sogar, daß, wenn jemand, welcher Ungeziefer hat, auf diese Inseln kommt, er sogleich davon befreyt werde. Bienen aber giebt es in Menge, welche einen sehr süßen Honig und sehr gutes Wachs zubereiten. Da die Inseln, als die Portugiesen sie entdeckten, wenige oder gar keine Einwohner hatten, so sind die gegenwärtigen wenig oder gar nicht von den Portugiesen verschieden, von denen sie abstammen. Sie haben ohngefähr dieselbe Gestalt und Farbe, denselben Mangel am Fleiße, dieselbe Bigotterie, und nur eine noch größere Armuth, Unwissenheit und Unsauberkeit. Handwerke, Künste, u. dergl. sind wenig oder gar nicht unter diesen Leuten bekannt, selbst Handlung treiben sie wenig, und können es auch nicht, weil ihre Inseln keine Produkte dazu liefern, und nur auf Terzeira und St. Michael herrscht Wohlstand und sogar Luxus.

Wir gehen nunmehr zu einer kurzen Beschreibung der Inseln selbst über, und fangen mit den am meisten westwärts gelegenen an. Die erste darunter ist Corvo, eine sehr felsigte, wenig fruchtbare Insel, die auch nur etliche Stunden im Umfange hat. Sie wird von der folgenden Insel, Flores, durch einen Kanal getrennt, welcher zwey Stunden breit ist. Die Einwohner nähren sich von dem einträglichen Fischfange, Kräutern und der Viehzucht. Der einzige Ort auf der Insel, welchen man eine Stadt nennen könnte, ist

a) Corvo.

ist Nossa Senhora do Rosario, ein elender Flecken, mit hölzernen und leimernen Hütten.

b) Flores. Daneben liegt Flores, von der Menge Blumen und wohlriechender Kräuter, die sie erzeuget, also genennt. Sie hat ohngefähr sieben Meilen im Umfange, und hat an Getreide, Vieh, Geflügel und Farbenerde einen Ueberfluß. Der Hauptort ist Santa Kruz, ein kleiner Flecken, mit einer Pfarrkirche und einem Kloster. Ein andrer Flecken heißt Lagens, und hat über dreyhundert Feuerstellen. Außerdem giebt es noch etliche andre Orte auf der Insel, die aber nicht von Bedeutung sind. Die Einwohner nähren sich vom Landbau und der Viehzucht.

c) Fayal. Nach Terzeira und St. Michael ist Fayal (von der Menge Eichen, welche hier wachsen, so genannt) die beträchtlichste Insel. Sie ist ohngefähr neun Meilen lang, und die Breite beträgt ohngefähr drey Meilen. Die ersten Entdecker derselben sind nicht bekannt, der Sage nach sind es aber Seeleute von einer der andern azorischen Inseln gewesen, wiewohl auch einige versichern, daß sie von den Niederländern entdeckt worden, von denen auch noch viele Einwohner der Insel abstammen sollen. Ihre vorzüglichsten Produkte sind: Hornvieh Farbekräuter und so viel Fische, daß sie Terzeira damit versehen kann. Cedernholz ist hier so gemein, daß die meisten Häuser von demselben erbaut sind.

Der vorzüglichste Ort ist der Flecken Horta, an der Westseite der Insel gelegen, nebst einem guten Hafen, der durch eine gute Festung vertheidigt wird. Ehedem war dieses Fort in sehr schlechten Umständen, dennoch aber beschwerten sich die Einwohner über die Lasten, welche sie ihnen verursache, und erboten sich, ihre Insel selbst zu vertheidigen, so, daß der König

von

von Spanien, der damals auch Herr von Portugall war, die Besatzung zurückrief. Die Engländer machten sich dieses zu Nutze, landeten, demolirten die Festungswerke, warfen die Artillerie ins Meer, und nahmen etliche dort liegende Schiffe mit sich weg. Es sind überdieß noch zehn Kirchspiele auf der Insel. Nach einigen ältern Reisenden war ehedem ein Vulkan hier, dessen Daseyn aber von andern geläugnet wird.

d) Pico.

Die Insel **Pico** ist sechszehn Meilen lang, und über fünfe breit. Der hohe Berg, welcher über zwey Meilen hoch seyn soll, und ihr den Namen Pico verschafft hat, macht, daß sie in einer großen Entfernung gesehen werden kann. Ein Meerarm der anderthalbe Meilen breit ist, scheidet sie von Fayal. Sie hat verschiedene gute Häfen. Ihre Produkte sind, ein vortrefflicher Wein, mit welchem auch ein nicht geringer Handel getrieben wird, schönes Bauholz, worunter viele Cedern und der **Teiros**, dessen röthliches hartes Holz sehr hoch geschätzt wird. Ferner viel Obst, weniger Getreide und Hülsenfrüchte, Hornvieh, Esel, Schweine, Ziegen und Federvieh in Menge. Die Einwohner leben theils in den zwey kleinen Flecken, **Villa das Lagens** und **San Roque**, theils in etlichen Dörfern.

e) Graciosa.

Etwas mehr ostwärts und gleichsam in der Mitte liegen die drey folgende Inseln, **Graciosa**, **San George** und **Terzeira**. Die erstre ist klein, etwan drey Meilen lang und zwey breit, besitzt aber einen außerordentlich fruchtbaren Boden, der alles, was man auf den übrigen Inseln nur zerstreut findet, vereint hervorbringt und nähret, daher auch die Einwohner ein wirklich glückliches Leben führen. Es sind zwey Flecken auf dieser Insel, **Santa Kruz**, der größte an einem Meerbusen, welcher einen guten Hafen bildet,

bildet, gelegen. Er wird durch eine kleine Fortresse beschützt, und enthält etliche hundert Feuerstellen. Der andre Flecken heißt Praya, liegt gleichfalls an einem Meerbusen, und hat Hafen und Fort. Die übrigen Einwohner leben in zerstreuten Pflanzungen, die aber so nahe beysammen liegen, daß sie den gesellschaftlichen Umgang nicht zu entbehren nöthig haben.

f) St. George. Die Insel St. Georg oder San Jorge ist eilf Meilen lang und anderthalb Meilen breit, und, die nordliche Seite, welche allenthalben hoher Felsen ist, ausgenommen, schönes ebnes Land. Ihren Namen soll sie daher haben, weil sie 1450 am Tage des heiligen Georgs entdeckt worden ist. Diese Insel, ob sie gleich von keinem sehr beträchtlichen Umfange ist, besteht doch gleichsam aus zwey ganz verschiedenen Ländern, welches von der Verschiedenheit des Bodens herrühret. Die Nordseite nämlich ist ganz dürr und rauh, kann beynahe gar nicht angebaut werden, und hat auch nur einen einzigen geringen Ort, dessen Einwohner sich kümmerlich ernähren. Die Südseite hingegen bringt Getreide, Gemüse, Obst, Wein u. s. w. hat Viehzucht, Fischfang und in drey Flecken und etlichen Dörfern eine ansehnliche Bevölkerung. Die drey Flecken sind: Villa de Velas, der Hauptort der Insel, mit einem guten Hafen; Villa da Topo, in einer felsigten Gegend gelegen, und der älteste Pflanzort auf der Insel, und Villa da Calheta.

g) Terzeira. Die Insel Terzeira hat ihren Namen daher erhalten, weil sie die dritte war, welche entdeckt wurde: der Zeitpunkt, wenn? läßt sich nicht genau bestimmen, doch muß es zwischen die Jahre 1444 und 1450 fallen. Sie ist dreyzehn Meilen lang und sechs Meilen breit. Der Boden ist fruchtbar an allen schon mehrmals angeführten Erzeugnissen, die Insel selbst aber scheint auf keinem festen Grunde zu ruhen, und ist häufigen

sigen Erderschütterungen ausgesetzt, von denen eine in den Jahren 1760 und 1761 mit volkanischen Ausbrüchen begleitet war.

Die Insel wird in zwey Hauptmannschaften getheilet. Die erste ist die Hauptmannschaft von Angra. Darinnen ist Angra, eine Stadt an der südlichen Seite der Insel gelegen. Sie hat sehr schöne Häuser, breite, gut gepflasterte, reine und gerade Gassen, sechs Pfarrkirchen, darunter auch eine bischöfliche Kathedralkirche ist, ein Armenhaus, ein Hospital und acht Klöster. Seit 1766 ist die der Sitz eines über die azorischen Inseln, gesetzten Generalgouverneurs. Unter dem hiesigen Bischof stehen alle neun azorische Inseln er selbst der steht unter dem Patriarchen von Lisboa. Neben ihr ist ein guter, geräumiger, sichrer Hafen, welcher durch zwey schöne Kastelle vertheidigt wird. Die Stadt hat das Privilegium, einen Bevollmächtigten auf den Reichstag nach Lisboa zu ernennen. Die Bevölkerung von Angra ist sehr ansehnlich, und die Anwesenheit eines Gouverneurs, Bischofs und so vieler bey den Regierungskollegien angestellten Leute, macht den Ort blühend und lebhaft, und verbreitet einen Luxus hier, den man auf diesem Eylande, so fern von der Pracht europäischer Residenzen und Handelsstädte, nicht erwarten sollte, der aber auch die Einwohner immer ärmer macht. Angra.

Ein andrer Flecken ist Sebastiana, eine halbe Meile vom Meere, zwischen einer Reihe Berge gelegen. Er ist der älteste Wohnort auf der Insel, und wird von sechs kleinen Forts vertheidigt. Die andre Hauptmannschaft ist die von Preya, und enthält den Flecken gleiches Namens, der mit Mauern und Bastionen umgeben ist.

Ganz ostwärts liegen endlich Santa Maria und San Miguel oder St. Michael. Die erstre liegt h) St. Maria.

zwey.

zweyhundert und funfzig Meilen von dem Kap St. Vincent in Algarbien, und wurde 1492 am 15ten August vom Gonsalo Velho Kabral entdeckt. Sie ist vier Meilen lang und drey breit, und hat gegen Südwesten einen Meerbusen mit einem Hafen, welcher durch etliche Schanzen vertheidigt wird. Santa Maria ist übrigens fruchtbar an Getreide, Obst, Wein, u. s. w. Der vornehmste Ort ist **Porto**, ein Flecken mit zwey Klöstern, außer welchem noch verschiedne Flecken und Dörfer vorhanden sind.

i) San Miguel.

San Miguel oder **St. Michael** wurde 1444 von eben dem Kabral entdeckt. Sie hat achtzehn Meilen in der Länge, aber nur zwey in der Breite, ist auch die fruchtbarste und volkreichste unter allen azorischen Inseln, obgleich jetzt erst ohngefähr der fünfte Theil derselben angebaut ist. Ihre Haupterzeugnißen sind vorzüglich Waizen, Hirse und Wein, so daß sie, ein Jahr ins andre gerechnet, zwölftausend Scheffel Waizen, vier und zwanzigtausend Scheffel Hirse und ohngefähr fünftausend Pipen Wein erzeuget.

Die Hauptstadt der Insel, welche gegen vierzigtausend Einwohner enthält, ist **Ponta Delgada** in einer etwas niedrigem Ebene gelegen, an einem offenen Hafen, der durch eine Schanze vertheidigt wird. Sie enthält gegen zweytausend meist gut gebaute Häuser, drey Pfarrkirchen und sieben Klöster. **Villa Franka**, ein Flecken, ist der älteste Ort auf der ganzen Insel, der ehedem gar keine Abgaben bezahlte, daher er auch den Namen erhalten hat. Die übrigen Oerter sind durch nichts merkwürdig, auch nur kleine unbedeutende Flecken.

So viel von den azorischen Inseln, welche zugleich den Schluß unsrer Beschreibung von Afrika machen; indessen dünkt es uns doch, ehe wir die Be-

schreibung schließen, nicht überflüßig zu seyn, wenn wir hier noch etwas, von der bey den Alten so berufenen Insel Atlantis erwähnen, da die bisher beschriebenen kanarischen und azorischen, auch noch mehr südwärts gelegenen afrikanische, ja wohl die westindischen Inseln für Ueberbleibsel dieser Insel, die man, wenn Geschichte anders als Geschichte und nicht als Poesie gelten soll nicht mit den Eldorados in eine Klasse stellen darf, gehalten werden.

Was Diodor von dieser Insel sagt, ist ohngefähr folgendes: Wenn man über die herkulischen Saulen (d. i. die Meerenge von Gibraltar) hinaus ist findet man eine sehr berühmte Insel, welche etliche Tagereisen vom festen Lande entfernt liegt. — Die Phönicier entdeckten sie im grauen Alterthume, und wollten eine Kolonie dort anlegen, was aber die Karthaginenser nicht zugeben wollten. Soweit Diodor. Plato spricht in seinen Diologen noch weitläuftiger von derselben, und er spricht in solchen Ausdrücken, die man durchaus nicht als Bildersprache nehmen, sondern buchstäblich verstehen muß. Als Solon in Aegypten war, sagt er, erfuhr er von den Priestern zu Sais, welche Abkömmlinge der Athenienser zu seyn behaupteten, daß die Athenienser vor langen Zeiten ein kriegerisches Volk zurückgetrieben hätten, welches aus der Insel Atlantis gekommen, und so wohl in Afrika, als Europa beträchtliche Eroberungen gemacht habe. Diese Insel war äußerst fruchtbar, volkreich, und die Einwohner derselben eine völlig polizirte Nation. Lange waren die Atlanten berühmt und mächtig, allein ein heftiges Erdbeben begrub die Insel ins Wasser, und seit der Zeit ist das dasige Meer, wegen des Schlammes, den die überschwemmte Insel zurückgelassen, nicht schiffbar.

Auf diese Erzählung nun sind, die sonderbarsten System gebaut worden. Einige, welche alle geographische und historische Angaben mit mosaischen Texten belegen zu müssen glaubten, versetzten ohne alle Wahrscheinlichkeit, ohne auch nur im mindesten vernünftige Gründe zu haben, die Atlantis nach Palästina. Andre glaubten sie in Amerika zu finden; ein schwedischer Gelehrter, der mehr Vaterlandsliebe als Philosophie besaß, träumte sie nach Schweden, und ein weit mehr scharfsinniger, helldenkender Kopf glaubt, die Erzählung des Plato nicht anders mit der gesunden Vernunft vereinigen zu können, als wenn er die Atlantis desselben im mittelländischen Meere sucht, und in den damals noch zusammenvereinigten Inseln, Sardinien und Korsika, findet. Ohne uns aber weiter darauf einzulassen, die verschiednen Meinungen auseinander zu setzen, ohne die Streitigkeiten zu erwähnen, welche diese Meinungen veranlaßt haben, wollen wir nur noch die Muthmaßung anführen, welche uns unter allen die wahrscheinlichste zu seyn scheint. Atlantis scheint eine ziemlich beträchtliche Insel gewesen zu styn, welche nicht weit von der Meerenge von Gibraltar entfernt gewesen, und von welcher die kanarischen und azorischen Inseln noch Ueberbleibsel seyn mögen. Amerika kann die Atlantis nicht gewesen seyn, denn — Amerika ist zu weit von der Meerenge bey Gibraltar entfernt, als daß sich mit der geringsten Wahrscheinlichkeit ein Krieg zwischen den Bewohnern desselben, und den Athenienſern denken läßt. Setzt man aber die Atlantis nahe an die Meerenge, so ist es nicht allein möglich, daß die Atlanten in Afrika und Europa beträchtliche Eroberungen machten, sondern auch daß ihnen die Athenienser Widerstand leisten konnten. Amerika ist vielleicht das feste Land, welches jenseit der Insel gelegen haben soll, wenn anders Amerika nicht dann erst aus dem Meere hervorkam, als Atlantis

lantis von demselben verschlungen ward. Die Erde ist zu alt, und unsre Geschichte zu jung, als daß wir alle die Revolutionen, die seit Jahrtausenden ihre Gestalt verändert und ihre Bewohner zerstört und von einem Orte zum andern getrieben haben, bestimmt und richtig angeben könnten. Es ist also auch wenigstens eben so gewiß, daß eine Insel Atlantis existirt hat, als es gewiß ist, daß das kaspische Meer einst mit dem schwarzen, vielleicht auch mit dem persischen Meerbusen in Verbindung stand und Afrika mit Europa, England mit Frankreich, Sicilien mit Italien zusammenhieng: alles Revolutionen, von denen unsre Weltgeschichte kein Wort sagt, die aber das große Buch der Natur mit unvergänglicher Schrift beweiset.

Unserm Dafürhalten nach, wäre also das Daseyn einer Insel Atlantis bewiesen: indessen würden wir nur zur Hälfte vollständig seyn, wenn wir die Meinung eines scharfsinnigen Denkers und Geschichtforschers, des seligen Prof. Hißmanns, der Platos ganze Erzählung für Fiktion hält, mit Stillschweigen übergehen wollten.

Die Gespräche, in welchem diese Erzählung vorgetragen wird, sagt er, sind Anhänge zu den Büchern über die Republick. Die Absicht, in welcher Plato diese Erzählung eingewebt hat, ist bloß, um ein Beyspiel von einer auf Wahrheit und Volksglück gegründeten Staatsverfassung zu geben. „Zugegeben, fährt „er endlich fort, daß Solon diese atlantische Fabel „wirklich von einem Saiter empfangen habe; werden „wir denn auf die Aussage eines unbekannten Man„nes, die ehemalige Existenz einer Insel annehmen, „die völlig wie eine Fernwelt aussieht? Wie läßt „sichs denken, daß ein so mächtiges Volk von einem „kleinen Häuflein athenienſischer Krieger so sehr ha-

„be geschwächt werden können, daß es nie wieder zu „Kräften kam? Der Saiter scheint diesen Stein des „Anstoßes bemerkt zu haben. Er sucht ihn daher weg„zuwälzen, und zwar auf dem bequemsten Wege über „die Eselsbrücke eines Wunders, wodurch die Insel „in den Ocean stürzen muß. Nun hätte er aber „auch schlechterdings Europa, Asia und Afrika unter „Wasser setzen, folglich auch alle von den Atlanten „unterjochte Völker den Fluthen preis geben müssen, „weil man noch immer fragen kann, wo bleiben denn „die Kolonien, die sie in verschiedne Welttheile aus„geschickt u. s. w.?“

Unsre Leser mögen nun selbst urtheilen, ob ihnen diese Bemerkungen so vollwichtig scheinen, daß deshalb die ganze Insel Atlantis unter die Erdichtungen gerechnet werden müsse, oder ob sich nicht auch annehmen lasse, daß ein großes Land wirklich in der Gegend, wohin die Erzählung die Atlantis setzt, vorhanden gewesen, wenn gleich das Gemählde derselben mit allzupoetischen Farben geschmückt worden sey.

Anhang
zur alten Welt
oder
zu den drey Erdtheilen,
Europa, Asia, Afrika.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0927
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0928
DFG

Gründe, welche wir in der Vorrede angegeben haben, bewegen uns, diesen Anhang zu liefern; wir verweisen diejenigen unsrer Lesern, denen seine Ansicht auffallend seyn sollte, dorthin, und hoffen, daß er ihnen an keinem unrechten Platze zu stehen scheinen wird. Und so schreiten wir gleich zur

I.

Uebersicht von Europa.

1) Gränzen.

Europa, der Erdtheil, welchen wir bewohnen, der kleinste aber zugleich auch kultivirteste unter den übrigen, liegt zwischen den 36° und 71°, 12′ Norderbreite. Seine Ostlänge wodurch es von Asien getrennt wird, geht bis zum 44° bey den Dardanellen, bey Konstantinopel bis zum 47° bey der Enge Waigaz bis zum 75°. Gegen Westen hat es das atlantische Meer; gegen Süden das mittelländische Meer; gegen Osten das griechische Meer, den Hellespont, die Meerenge von Konstantinopel, das schwarze Meer und die werchoturischen Gebirge, und gegen Norden das Nordmeer.

2) Größe.

Ueber den Flächeninhalt von Europa sind die Erdbeschreiber sehr uneins: folgende sind die bekanntesten Berechnungen:

Nach Tempelmann 171834$\frac{5}{16}$ Quadratmeilen.

Nach Bergmann 1816320 Q. M.

Nach Guthrie 278504$\frac{1}{16}$ Q. M.

Nach Büsching 152000 Q. M. welche Angabe auch wahrscheinlichst die richtige ist.

3) Gebirge und Gewässer.

Europa hat viel hohe und weitläuftige Gebirge, von welchen die Hauptgebirge theils in Meridianen, theils in Parallelen mit einander in Verbindung stehen. Bergmeridiane sind folgende:

I. Türkisch-Isländischer. Dieser fängt sich auf der Westküste des schwarzen und griechischen Meeres mit vier Bergreihen an, welche zuletzt in einer zusammenlaufen. Das Hauptgebirge ist zuerst der Hämus, welcher bey seinem weitern Fortrücken nach Westen Monte Argentaro heißt. Dann bekommt das Gebirge den Namen Capella oder Mons Albanus, durchstreicht ganz Illyrien in der Mitte, und hängt im Norden des adriatischen Meerbusens mit den Alpen zusammen. Nun krümmt sich die Bergkette längs den norischen oder julischen Alpen bis zu den graubündner oder lepontischen Alpen, von da zwischen den Quellen des Inns und Rheins hinauf, alsdann mit abwechselnden Land- und Bergrücken zwischen dem Rheine und der Donau nordostwärts herum bis an den Fichtelberg und die nordböhmischen oder sudetischen Gebirge, auf der Gränze von Sachsen und Böhmen. Von hier läuft sie meist nur als Landrücken zwischen der Elbe und Oder nordwestwärts hinüber nach Jütland, über die Untiefen vom Cattegat hinweg, über das Seegebirge der Inseln Schetland und Färöer nach Island.

II. Sicilisch französischer fängt sich in Sicilien an, hängt sich an die Apenninen in Italien, läuft als Alpen fort, streckt sich zwischen Helvetien und Burgund über den Jura nach dem Vasgau, nimmt als Land- und Bergrücken zwischen der Seine und Loire eine nordwestliche Richtung, und endigt sich im Westen von Bretagne bey den Inseln Quessant oberhalb Brest.

III.

III. Russisch-norwegischer steigt als Land- und Bergrücken, zwischen den Flußgebieten des Dons und der Wolga, bis zur Ostseite des Ladoga-Sees auf, krümmt sich dann zwischen dem weißen Meer und bothanischen Meerbusen herum, und schließt sich unterhalb Nordkap an die norwegische Bergkette an.

Bergparallelen sind:

1. Spanisch-sibirischer fängt sich an der Strasse von Gibraltar mit Calpe oder Gebel Tarek an, läuft von da nordostwärts zum Gebirge Segura bey der Quelle des Guadalquivir, und unter dem Namen Idubeda bis zur Quelle des Ebro, zieht von da südostwärts über die Pyrenäen, dann wieder nordostwärts über die Sevennen, und verbindet sich dann mit dem südwestlichen Enden der Alpen. Von diesen steigt ein Land- und Bergrücken auf, der zwischen dem Rhein und Donaugebiet nordostwärts bis zu dem Fichtelberge streicht, dann auf der West- und Südgränze von Böhmen herumgeht, und sich an die Karpathen anschließt. Von diesen läuft er in vielen Krümmungen nordostwärts hin auf, bis zum asiatisch-malajisch-sibirischen Bergmeridiane, folgt diesem längs dem werchoturischen Gebirge, und endigt sich im Westen des obischen Busens am Eismeer mit dem Vorgebirge Drowjanůi.

II. Englisch-norwegischer fängt sich im Südwesten Englands bey den sorlingischen Inseln und dem sogenannten Landesende an. Von da steigt er im Westen Englands nach Skotland hinauf, und krümmt sich über die Inseln von Schetland zum Vorgebirge Lindenäs in Norwegen hinüber; dann steigt er unter dem Namen Landfield gerade nach Norden und wieder unter dem Namen Dowrefield von Südwest nach Nordost; dann unter dem Namen Köhlen

als Gränze zwischen Norwegen und Schweden, und tritt bey Wardhuus und bey Nordkap ins Eismeer.

Die europäischen Meere sind:

I. Das Eismeer über Norwegen und Rußland, hat im Norden unbekannte Gränzen, im Osten streckt es sich über Asien hin, im Westen hängt es mit dem Nordmeer zusammen, und im Süden bildet es das weiße Meer.

II. Das Nordmeer über Norwegen, Dänemark, Deutschland, den Niederlanden, Großbrittannien, Ireland und Frankreich, hängt mit dem Weltmeere zusammen, und wird nach den Ländern, an welche es spület, verschiedentlich benannt.

III. Das Westmeer, das an Spanien, Frankreich und Portugall stößt.

IV. Das mittelländische Meer zwischen Europa, Asien, und Afrika. Hauptheile desselben sind, der Archipelag und das adriatische Meer.

V. Das schwarze Meer zwischen Europa und Asien.

VI. Das baltische Meer über Deutschland und Preußen. Der bothnische und finnische Meerbusen sind Theile desselben.

Bey diesen Meeren bemerken wir noch folgende Meerengen:

a) den Sund nebst den beyden Belten, welche das Nordmeer mit der Ostsee verbinden.

b) Die Straße von Kalais zwischen England und Frankreich.

c) Die Straße von Gibraltar verbindet das mittelländische Meer mit dem Weltmeer, und theilt Europa von Afrika.

d) Die

d) Die sicilische Meerenge zwischen Neapel und Sicilien.

e) Die Straße der Dardanellen und die Meerenge von Konstantinopel zwischen Europa und Asien.

Die vorzüglichsten Flüsse sind im Norden von Europa: der Rhein, die Elbe, die Weichsel, die Newa, die Tames, die Seine und Loire. Im Süden die Donau, der Dniester, der Dnepr, die Wolga, der Po, die Tiber, der Tejo und Ebro.

Aus dem Pflanzenreiche besitzt Europa eine auf- 4) Produkte.
serordentliche Mannigfaltigkeit. Getreide wird allenthalben gebaut, einige ganz nördliche Gegenden ausgenommen. Mais oder türkischer Waizen in den südlichen Ländern, auch in England und Frankreich, Reis in Italien, Spanien, Mähren und der Türkey, Wein fast überall, den Norden ausgenommen.

Obst haben die meisten europäischen Länder in Menge, das wenigste aber ist einheimisch. So sind die Aepfel aus Syrien und Aegypten, die Citronen aus Medien und Persien, die Granatäpfel aus Karthago, Kastanien, Kirschen und Manteln aus Asien, welsche Nüße und Pfirsiche aus Persien, und die Pflaumen aus Armenien nach Europa gekommen.

Hanf und Flachsbau wird allenthalben, wo Leinwandmanufakturen sind, befördert, auch Färberröthe, Krapp und Tabasckbau.

Waid baut man im Ganzen weniger als sonst, der Seidenbau aber kommt immer weiter nach Norden. Zuckerrohr haben nur einige südliche Länder, so wie auch Baumwolle.

Aus

Aus dem Thierreiche hat Europa sehr viele Arten, deren Herrechnung zu weitläuftig seyn würde, manche aber sind sehr vermindert, und andre, wie z. B. das Rennthier und viele Raubthiere sind durch die größre Kultur auf die nördlichen weniger gebauten Gegenden eingeschränkt.

Von Mineralien sind in Europa die erheblichsten: Porcellanerde, Farbenerden, Marmor, Salz, Steinkohlen, Silber, Kobald, Kupfer und Eisen.

5) Einwohner ꝛc. Sprachen, u. s. w.

Ohngeachtet Europa der kleinste Erdtheil ist, so hat er doch, im Verhältniß mit der Größe der übrigen, die meisten Einwohner, indem die Anzahl derselben auf 170 Millionen berechnet wird. Die Europäer sind die weißesten unter allen Bewohnern der Erde, und selbst die unkultivirtesten stehen doch auf der niedrigsten Stufe des geselligen Lebens. In Europa sind die meisten und wichtigsten Fabriken, es treibt den beträchtlichsten Handel, und hat es in neuern Zeiten in den Wissenschaften und Künsten am meisten gebracht.

Hauptsprachen sind gegenwärtig eilf in Europa.

I. Die biskayische wird als Landessprache dies- und jenseits der Pyrenäen geredet, hat aber verschiedne Mundarten, welche zum Theil so sehr von einander abgehen, daß sie ganz verschiedne Sprachen zu seyn scheinen. Sie ist unstreitig eine der ältesten in Europa, hat auch mit keiner jetzt bestehenden einige Verwandschaft.

II. Schottisch-irische, wird im schottischen Hochland, Irrland und den Hebriden geredet. Sie ist unter dem Namen Galik bekannt.

III. Kymrische. Diese alte Sprache hat jetzt drey Haupt-Mundarten, die von Wales, die von Korn-

Kornwallis und die von Nieder-Bretagne oder die Armorische. Sie soll viele Wörter mit der lateinischen und griechischen Sprache gemein haben.

IV. Finnische. Zu den Finnen, die alle zusammen eine Hauptsprache, wiewohl in verschiednen Mundarten reden, gehören die Finnen, die Lappen, die Ingern, die Esther, die Liven, die Wotjacken, die Tscheremissen, die Mordwinen, die Permier, und die Ungarn, deren Sprache eine sehr genaue Verwandtschaft mit der Finnischen hat.

V. Griechische. Diese lebt nur noch unter der stark mit andern Mundarten vermischten Neu-Griechischen.

VI. Lateinische ist zwar ausgestorben, hat aber noch Töchter, und diese sind die spanische, portugiesische, italiänische, französische Sprache.

VII. Arnautische oder albanesische wird in einem Theile von Dalmatien, Albanien, Epirus, auf den Inseln Korfu, Zefalonia, Zante und sonst in der europäischen Türkey gesprochen.

VIII. Deutsche. Die ächte altdeutsche Sprache ist nicht mehr vorhanden. Töchter derselben aber sind unsre neuern deutschen Mundarten, nebst der niederländischen, englischen, schottischen und den Sprachen der nordischen Reiche.

IX. Lettische wird noch von den Letten, Kurländern und Litthauern gesprochen.

X. Slavische. Mundarten derselben sind die russische, polnische, böhmische, bulgarische, illyrische und wendische.

XI. Türkisch-tatarische, die neueste unter den europäischen.

Religio-

Religionen sind in Europa: die christliche, zu welcher fünf Hauptpartheyen, der Katholiken, der Protestanten von beyden Konfessionen, der englischen Kirche mit ihren Abweichungen, und die Griechen gehören. Außer diesen sind noch Armenianer, Mennoniten, Herrnhuther, Quaker u. s. w. zu finden. Neben der christlichen ist auch die mohämedanische herrschend in der Türkey. Juden werden geduldet, und haben jetzt ein besser Schicksal, als da, als sie noch vom Fanatisme verfolgt wurden. Heiden leben noch in einigen Gegenden von Lappland.

6) Eintheilung des alten Europa.

Nothwendig verändert die Erde ihre Gestalt durch politische, so wie durch physische Revolutionen, und wir müßten mehrere Abschnitte machen, wenn wir von einer jedesmaligen politischen Veränderung auch eine besondre Eintheilung machen wollten. Wir wählen daher nur den Zeitraum, in welchem Roms Größe am höchsten gestiegen war, und aus welchem uns Europa am besten bekannt ist. Von Asien war Europa damals durch den Fluß Tanais, den gegenwärtigen Don, geschieden. Im römischen Europa war Hispanien, Gallien, Brittannien, Italien, Rhätien und Vindelicien, Noricum Helvetien und einige Gegenden von Süd-Germanien, Pannonien, Dacien, Moesien, Illyrien nebst Dalmatien, Thracien, Macedonien, Epirus und das eigentliche Griechenland. Von dem übrigen Europa war nur der eine Theil bekannt. So kannte man Skotland unter dem Namen Britannia barbara, Ireland oder Hibernien, Deutschland oder Germanien, Sarmatien d. i. die Länder jenseits der Weichsel, Thule vielleicht Norwegen, waren nur dem Namen nach bekannt. Mit dem Umsturze des römischen Kolosses erhielt Europa eine andre Gestalt, und diese veränderte sich beynahe von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis

es

es endlich in die Staaten zerfiel, aus denen es noch gegenwärtig bestehet.

Diese Staaten sind folgende:

I. Portugall, Königreich seit 1143. Es liegt vom 37° bis 42° der Breite und vom 8° bis 12° der Länge, und ist ein Land von der achten Größe. Die Residenz ist Lisboa oder Lissabon. Handelsstädte sind nebst der Residenz, Porto und Setubal. Die katholische Religion hat in diesem Reiche ein ausschließliches Privilegium, und die dasige Kultur ist in jedem Betracht noch sehr geringe. 7) Eintheilung des heutigen Europa.

II. Spanien, Königreich seit 1469, liegt vom 36° bis 44° der Breite, und vom 8° bis 21° der Länge, und ist ein Land von der fünften Größe. Die Residenz ist Madrit. Handelsstädte sind Kadix, Sevilla, Malaga, Barcellona, St. Sebastian und Bilbao. Die Religion ist die katholische; Kultur und Aufklärung wachsen immer mehr.

III. Frankreich, Königreich seit dem fünften Jahrhundert, liegt vom 42° bis 51° der Breite und vom 12° bis 26° der Länge, und ist ein Land von der sechsten Größe. Die Residenz ist Paris. Handelsstädte sind nebst dieser, Lyon, Marseille, Toulon, Bayonne, Bourdeaux, Rochelle, Brest, Nantes, St. Malo, Havre de Grace, Rouen, Dünkirchen, Cambray und Strasburg. Die Religion ist die katholische, die Kultur ist groß, aber das Reich laborirt an innern Schäden.

IV. Großbrittannien und Jreland, Königreich schon seit 803, aber nachher abwechselnden Schicksalen unterworfen bis 1603, da es völlig vereinigt wird, liegt zwischen 50° und 62° der Breite, und zwischen 7° und 20° der Länge, und ist ein Land von der sech-

sechsten Größe. Die Residenz ist London. Handelsstädte sind nebst dieser, Bristol, Liverpool, Whitehaven, Falmouth, Plymouth, Dortmouth, Portsmouth, Yarmouth, Hull, Edmburg, Aberdeen, Dublin, Limerick, Londonderry, Corke und Gallway. Die englische Kirche ist herrschend, geduldet aber werden alle mögliche Sekten. Die Regierung des Königs ist beschränkt. Das Land ist kultivirt und mächtig, ist aber doch durch die neuesten Vorfälle sehr geschwächt worden.

V. Vereinigte Niederlande, eine zusammengesetzte, aus sieben Theilen zu einem Ganzen verbundene Republik seit 1549, liegt zwischen, 51 und 53 der Breite und 20° bis 25° der Länge und ist ein Land von der zwölften Größe. Handelsstädte sind Amsterdam, Rotterdam, Enkhuizen, Mittelburg, Vlissingen, Zwoll, u. a. Herrschend ist die reformirte Religion, geduldet aber werden alle Sekten. Die Republik ersetzt ihre geringe Besitzungen in Europa durch Kunstfleiß und Handel, zerrüttet sich aber selbst durch innre Unruhen.

VI. Helvetien, eine Republik aus dreyzehn Freystaaten zusammengesetzt, besteht seit 1308, liegt zwischen dem 45° und 47° der Breite und dem 23 und 47 der Länge, und ist ein Land von der zehnten Größe. Handelsstädte sind Zürich, Schafhausen, Basel und Genf. Die Religion ist gemischt.

VII. Italien liegt zwischen dem 36° bis 46° der Breite, und 23° bis 36° der Länge, und ist ein Land von der siebenten Größe. Die herrschende Religion ist die katholische; Aufklärung, Kultur u. s. w. sind nach den einzelnen Staaten verschieden. Handelsstädte sind: Genova, Lucca, Livorno, Florenz, Pisa, Siena, Napoli, Messina, Palermo, Ancona,

cona, Ferrara, Venedig, Mailand, Turin. Italien begreift zwey Königreiche, nämlich das der beyden Sicilien und Sardinien, vier Republiken, nämlich Venedig, Genua, Lucca und St. Marino, das Großherzogthum Toskana, neun Herzogthümer, nämlich Savoyen, Piemont, Mailand, Montferrat, Parma, Piacenza, Guastalla, Modena und Mantua, den Kirchenstaat und Malta.

VIII. Deutschland liegt zwischen dem 45° und 55° der Breite und in dem 20° bis 36° der Länge, und ist ein Land von der fünften Größe. Die herrschenden Religionen sind die katholische, lutherische und reformirte; doch werden auch Griechen, mährische Brüder, Mennoniten und Juden geduldet. Mit der Aufklärung und sonstiger Kultur ist es wie in Italien; in dem einen Lande ebnet man beyden alle Wege, in dem andern werden so viel Hindernisse, als nur möglich, in den Weg gelegt, wiewohl im Ganzen dennoch Deutschland in jeder Betrachtung, seit dem Hubertsburger Frieden, an Kultur und Aufklärung durchaus zugenommen hat.

In den zehn Reichskreisen sind vorzüglich folgende Länder.

I. Im Oesterreichischen, a) das Erzherzogthum Oesterreich, b) das Herzogthum Steyermark, c) das H. Kärnthen, d) das H. Krain, e) die Grafschaft Görz, f) die gef. Grafsch. Tyrol, g) das Bisthum Trient, h) das Bisthum Brixen, i) die Herrschaft Trasp, k) die vorder-österreichischen Lande.

II. Im Schwäbisches Kreise, a) das Herzogthum Wirtemberg, b) die Markgrafschaft Baden, c) die Hohenzollerischen Lande, d) die Bisthümer Augsburg und Kostnitz und viele kleinere, nebst ein und dreyssig Reichsstädten.

III. Im Bayerischen Kreise, a) die Bayerischen Lande, b) das Erzbisthum Salzburg, c) das Bisthum Passau und die Reichsstadt Regensburg.

IV. Im Fränkischen Kreise, a die Anspach-Baireuthischen Markgrafthümer, b) das Fürstenthum Hohenlohe, c) die Bisthümer, Bamberg, Würzburg und Eichstett, d) die Grafschaft Henneberg, e) die Grafsch st Werthheim, f) das Großmeisterthum Mergentheim, nebst fünf Reichsstädten.

V. Im Ober-Sächsischen Kreise, a) die Mark Brandenburg, b) das Herzogthum Pommern, c) die Kur-Sächsischen Kreisländer, d) das Fürstenthum Anhalt, e) die gräfl. Reußl. Lande, f) die sächsischen Fürstenthümer, g) die Grafschaft Schwarzburg, h) die Grafschaften Wernigerode und Stolberg.

VI. Im Nieder-Sächsischen Kreise, a) das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel, b) die Länder des Kurhauses Braunschweig-Lüneburg, c) das Herzogthum Magdeburg, d) das Fürstenthum Halberstadt, e) das Fürstenthum Blankenburg, f) das Bisthum Hildesheim, g) das Herzogthum Holstein, h) das Herzogthum Meckelnburg und sechs Reichsstädte.

VII. Im Ober-Rheinischen Kreise, a) die Landgrafschaft Hessen, b) das Fürstenthum Zweybrücken, c) die Bisthümer, Worms und Speyer, d) die Nassauischen Lande, e) die Lande der Wild- und Rheingrafen, f) die Grafschaft Leiningen, g) die Grafschaft Waldeck, h) die Grafschaft Ober-Isenburg, i) die Grafschaft Solms und fünf Reichsstädte.

VIII. Im Kur-Rheinischen Kreise, a) die Unter-Pfalz, b) die Erzstifter Mainz, Trier und Kölln,

c)

c) die Grafschaft Nieder-Isenburg, d) das Fürstenthum Aremberg.

IX. Im Westphälischen Kreise, a) das Fürstenthum Ostfriesland, b das Herzogthum Oldenburg, c) Die Bisthümer, Münster, Lüttich, Paderborn und Osnabrück, d) die Herzog- und Fürstenthümer, Verden, Minden, Mörs, Bergen, Jülich, Cleve, drey und zwanzig Grafschaften und drey Reichsstädte.

X. Im Burgundischen Kreise endlich liegen die österreichischen Niederlande.

Außer den Kreisländern gehört noch zu Deutschland: Böhmen, Schlesien, Mähren, Lausitz, 25 unmittelbare Reichsgrafschaften, Reichsherrschaften und Stifter, die Länder der unmittelbaren Reichsritterschaft u. s. w. Residenzen sind: Wien, Berlin, Dresden, München, Mainz, Bonn, Coblenz, Braunschweig, Weimar, u. s. w.

XI. Dänemark, Königreich seit dem neunten Jahrhundert liegt zwischen 54° und 58° der Breite, und zwischen 24° und 30° der Länge, und ist ein Land von der eilften Größe. Die herrschende Religion ist die lutherische. Das Reich scheint an innrer und äußrer Stärke immer mehr zu gewinnen. Die Residenz ist Kopenhagen. Handelsstädte sind nebst dieser Helsingör, Korsör, Kallandborg, Aalborg, Aarhus, Kolding, Flensburg, Friedrichsstadt, Tondern.

X. Norwegen, mit Dänemark vereinigt seit 1288, liegt zwischen 57° und 71° der Breite, und zwischen 22 und 50 der Länge, und ist ein Land von der sechsten Größe. Die herrschende Religion ist die lutherische. Handelsstädte sind, Christiania, Bergen, Drontheim.

XI. Island liegt zwischen 64° und 67° der Breite, und 6° bis 8° der Länge, ist ein Land von der achten Größe.

XII. Schweden, Königreich seit dem eilften Jahrhundert liegt zwischen 29° und 49° der Länge, und zwischen 55° und 70° der Breite, und ist ein Land von der vierten Größe. Die herrschende Religion ist die lutherische. Die Residenz ist Stockholm. Handelsstädte sind außer dieser, Gothenburg, Kalmar, Landskrona, Karlskrona, Åbo, Nystadt, Helsingfors.

XIII. Russisches Kaiserthum liegt dem europäischen Theile nach vom 45° bis 70° der Breite, und vom 40° bis 55° der Länge, und ist ein Land der zweyten Größe. Die herrschende Religion ist die Griechische. Residenzen sind Moskau und Petersburg: Handelsstädte, nebst der letztern, Archangel, Riga, Reval, Narva, Tula, Jaroslaul, Nowgorod, Twer, Ustjug, Woronesch, Cherson, Kaffa und Karasbasar.

XIV. Preußen, Königreich seit Anfang dieses Jahrhunderts, liegt zwischen 52° und 56° der Breite, und 33° und 41° der Länge, und ist ein Land von der zehnten Größe. Herrschend ist die lutherische Religion. Handelsstädte sind, Königsberg, Memel, Pillau, Elbing.

XV. Polen, Königreich seit 1025, liegt zwischen 47° und 57° der Breite, und 33° bis 51° der Länge, und ist noch, ohngeachtet der Thilung, ein Land von der vierten Größe. Herrschend ist der Katholicismus, geduldet aber werden Protestanten, Griechen und Juden. Die Residenz des ziemlich beschränkten Königs

ist

ist Warschau. Handelsstädte sind, Danzig, Thorn, Posen, Krakau, Wilna, und Libau.

XVI. Ungarische Staaten, liegen zwischen 44° und 50° der Breite, und 32° bis 44° der Länge, und ist ein Land von siebenten Größe. Mit der Religion ists wie in Polen. Die Hauptstadt ist Ofen. Handelsstädte sind: Presburg, Semlin, Bukari, Zengh und Herrmannstadt.

XVII. Türkisches Reich, liegt zwischen 34° bis 49° der Breite, und 34° bis 50° der Länge, und ist ein Land von der fünften Größe. Herrschend ist der Mohämedismus, geduldet aber werden alle Sekten. Die Residenz ist Konstantinopel. Handelsstädte sind außer dieser, Salonichi, Adrianopel, Belgrad, u. a. mehr.

II.

Uebersicht von Asien.

Der zweyte Erdtheil, Asien genannt, liegt zwischen dem 10° und 76° der Breite, und dem 44 bis 208° der Länge: Gränzen desselben sind: gegen Norden das Eismeer, gegen Osten das östliche Weltmeer, gegen Süden das indische Meer, gegen Westen das Gebirge Ural, das schwarze und mittelländische Meer, und in Südwest hängt es mit Afrika zusammen. Seine Größe beträgt ohngefähr 640000 Quadratmeilen. 1) Gränzen und Größe.

Asien hat große und zum Theil sehr rauhe, auch noch unbekannte Gebirge. Bergmeridiane sind darinnen: 2) Gebirge.

I. Malaiisch-sibirischer. Er fängt bey der Straße von Malacca an, geht durch diese Halbinsel hinauf, befaßt die Gebirge von Siam, das südwestliche Gränzgebirge von Sina, zwey Ketten der thibetischen Gebirge, läuft dann in die Gränzgebirge der kleinen Bucharey, in den Ural, die sibirischen Bergrücken hinunter, bis zur Meerenge Waigatz.

II. Kamtschadalisch-sibirischer fängt auf der Südspitze von Kamtschatka an, wo er südwärts mit dem Seegebirge der kurilischen Inseln zusammenhängt, krümmt sich nordwärts durch diese Halbinsel hinauf, zieht um den penschinischen Meerbusen herum, und steigt endlich in vielen Krümmungen bis zum lenaischen Busen.

III. Koreanisch-sibirischer fängt auf der Südküste der Halbinsel Korea mit zwey Bergreihen an, die sich oben am Halse der Halbinsel trennen. Die westliche zieht auf der Nordseite von Sina weg, die östliche aber krümmt sich nordwestwärts über die Quellen des Amurflußes, vermischt sich mit dem arabisch-tschuktischen Bergparallel, kommt wieder aus demselben hervor, krümmt sich um die Nord- und Ostseite des Baikal-Sees, und steigt endlich in doppelten Reihen bis an die Küsten des Eismeeres hinab.

IV. Persisch-kaukasischer, fängt mit dem Vorgebirge Jask vor dem Eingange des persischen Meerbusens an, geht in die Herzardara oder Tausendberge auf der Nordgränze von Farsistan, dann zum Tag Ajaghi oder die Gränzgebirge zwischen Persien und der asiatischen Türkey, dann geht er auf der Südwestseite des kaspischen Meeres hin, vereinigt sich mit dem arabisch-tschuktischen Bergparallel, und verliert sich endlich, nachdem er wieder allein fortgegangen, von dem Gebirge Kaukasus hinab in die Berg- und

Land-

Landrücken, welche der Anfang des russisch-norwegischen Bergmeridians sind.

V Arabisch-natolischer fängt auf der südwestlichen Küste Arabiens vom Vorgebirge Hardschah an, steigt das westliche Arabien hinauf, dann an der Ostseite von Palästina weg und nordwestlich nach Kleinasien hinein. Hier theilt er sich in drey westwärts laufende Ketten, welche dem Anschein nach an der Westküste von Kleinasien auslaufen, in der That aber unter dem Meere fort, und zu dem türkisch-isländischen Meridiane übergehen.

Bergparallelen sind:

1) Arabisch-tschuktischer fängt mit dem Berge Sinai in Arabien an, geht über den Libanon am cyprischen Meerbusen hin, dann nordostwärts zurück gegen den Euphrat, am schwarzen Meere herum, gegen den Ararat zu, krümmt sich durch Aderbidschan, geht unter dem kaspischen Meere hinweg, dann auf der Westseite von Chorasan fort, über einen Theil des Imaus oder Mustag weg, über die Rücken und Gebirge Aksu zu den südlichen Theilen des Altai nach Sibirien hinein, auf der Gränze zwischen Rußland und Sina hin, und dann bis an die Landspitzen der Tschuktschen nordostwärts hinab.

3) Gewässer.

Meere um Asien sind:

I. Das Eismeer gegen Norden über Sibirien, hängt im Osten mit dem großen Ocean zusammen.

II. Der große Ocean, sehr unschicklich das Süd- oder stille Meer genannt, hängt im Norden mit dem Eismeer, im Süden mit dem indischen Meere zusammen. Nach den Ländern, an welche es stößt, hat er verschiedne Namen: als auf der Nordseite: der Nordarchipel, zwischen Asien und Amerika, mit

zwey Busen, dem anadirschen und kamtschadalischen; das tanguſiſche oder ochozkiſche Meer, welches durch das Seegebirge der kuriliſchen Inſeln oſtwärts begränzt wird; das japaniſche Meer, der Südarchipel, welcher die karoliniſchen und marianiſchen Inſeln enthält; und das oſtſineſiſche Meer nebſt dem Meerbuſen von Korea, auch das gelbe Meer genannt.

III. Der indiſche Ocean hängt im Weſten mit dem amerikaniſchen, im Oſten mit dem großen Oceane zuſammen. Theile deſſelben ſind: das arabiſche Meer, zwiſchen Aſien und Afrika, hat zwey große Buſen, den arabiſchen oder das uneigentlich ſo genannte rothe Meer, und den perſiſchen; und zwey kleine, den von Sindi und den von Kambaya; Ferner der Golfo von Bengalen, der indiſche Archipel mit dem Buſen von Siam.

Aſia hat auch die größte Landſee, nämlich das kaſpiſche Meer, welches auch geſalzen Waſſer hat.

Von Flüſſen gehören hieher; der Ob, Jeniſei und Anadir, welche ſibiriſche Flüſſe ſind; die Wolga, die aus Europa kommt, und ins kaſpiſche Meer fällt, der Euphrat oder Forat, der Tigris oder Didſchelat, der Indus oder Sind, der Ganges, der Menan und der Ho—an—ho in Sina.

4) Produkte. Mit Produkten mancherley Art iſt Aſien im Ueberfluſſe verſehen, und Europa hat ihm viele derſelben zu danken. Daß Korn, und zwar in dem ſüdlichen Sibirien wild wachſe, wird von Einigen behauptet, von Andern aber aus Märſchen und Wanderungen alter Völker erklärt, ſonſt aber iſt Korn kein Hauptprodukt Aſiens, ſondern Reis, Buchwaizen, und türkiſcher Waizen. Von andern Erzeugniſſen des Pflanzenreichs verdienen hier vorzüglich genannt zu werden:

den: Rhabarber, Baumwolle, Wein, Thee, Kaffee, Aloe, Manna, Sennesblätter, Kokos, Ananas und andre Früchte, Zimmt, Pfeffer, Kardomome, Muskatennüsse, Zuckerrohr, Bambus, Nägelein, Brodfrüchte, u. s. w.

Aus dem Thierreiche sind besonders merkwürdig: der Elephant, das Rhinoceros, der Tiger, der Büffel, das Kameel mit einem und zwey Buckeln, die Zibethkatze, die mannigfaltigen Affenarten, das Pferd, das Schaf mit dem Fettschwanz, der Hermelin, der Zobel, das Rennthier und der Vielfraß. Ferner der Pelikan, der Strauß, der Pfau, der Papagoi, der Goldfasan, der Paradiesvogel. Ferner das Krokodill, der Seehund, die Perlmuschel und die Koris.

Aus dem Steinreiche hat es alle Metalle, die besten Edelsteine, Asbest und Marienglas.

5) Einwohner.

Asien ist die Wiege des Menschengeschlechts. Nach Mosis Bericht lebten die ersten Menschen am Euphrat, nach Andern in Indien, und noch nach Andern auf den Höhen des südlichen Sibiriens. Bestimmt läßt sich keine dieser Meinungen behaupten, aber gewiß ist es, daß Asien schon blühende Staaten, und einen hohen Grad von Kultur hatte, als Europa noch mit Wäldern bedeckt war, in denen ungebildete, kunstlose Wilde herumirrten. Allmälig bekam Europa die Kultur, welche hier immer mehr abnahm, und gegenwärtig hat ganz Asien keinen Staat aufzuweisen, der durchaus einen europäischen übertrafe, wie denn dieser Erdtheil auch keine seiner Größe angemeßne Bevölkerung hat, indem die Anzahl seiner Bewohner bloß auf dreyhundert Millionen geschätzt wird.

Unter diesen Einwohnern herrscht eine weit größre Verschiedenheit, als unter denen von Europa. Fürs erste in Absicht von Farbe und Gestalt; denn der Spanier und der Russe, der Normann und der Sicilianer sind sich hierinnen nicht so unähnlich, als der Kamtschadale und der Araber, der Kalmyck und der Hindu. Ferner in Absicht der Lebensart; denn in Europa ist nur ein Hirtenvolk, und das sind die Lappen; alle andre Nationen beschäftigen zugleich mit Ackerbau, Viehzucht, Fabriken, Handlung u. s. w. in Asien aber giebt es mehrere Völker, die noch bloß allein mit der Viehzucht sich beschäftigen, wie die Kalmycken, die Araber u. a. Ferner in Absicht der Sprachen und in Absicht der Religionen, von welchen zwey letztern Gegenständen wir noch etwas weitläuftiger sprechen müssen.

Die Sprachen der asiatischen Völker, sind theils solche, die vielsylbige, theils solche, die einsylbige Wörter haben.

Zu den ersten gehört:

I. Die georgische oder grusinische Sprache, auch die kolchische und iberische genannt, wird in Mingrelien und Georgien gesprochen.

II. Die Sprache der kaukasischen Völker. Alle Völker, welche nordwärts über Georgien und Mingrelien wohnen, als die Kumücken, Lesgier, Awchassen, Tscherkassen u. s. w. haben jedes seine eigne Sprache.

III. Armenischen Sprache war sonst eine Hauptsprache in Klein-Asien. Gegenwärtig wird sie in Turkomanien um Erzrum noch gesprochen, sonst aber von den Armeniern als gottesdienstliche Sprache gebrauchet.

VI.

IV. Aramäische Sprache theilt sich in zwey Mundarten: a) in die chaldäische, welche ausgestorben ist, und b) in die syrische, von welcher drey Mundarten da sind, als die maronitische, welche bey den syrischen Christen um den Berg Libanon üblich ist; die nabathäische, deren sich die Nestorianer und Kurden beym Gottesdienst bedienen, und die mendäische, bey den Johannischristen um Bessora üblich.

V. Phönicisch-hebräische Sprache war wahrscheinlich die Sprache der ältesten Bewohner Palästinens, von denen sie die Vorfahren der Israeliten erst angenommen zu haben scheinen. Von ihr bekannte Mundarten sind: die eigentliche hebräische, die samaritanische und die rabbinische.

VI. Arabische Sprache hat sich in Asien sehr weit ausgebreitet. Als gottesdienstliche Sprache, gebrauchen sie alle mohämedanische Völker, von Konstantinopel an bis an die äußersten moluckischen Inseln; ferner wird sie gesprochen in Syrien, in Palästina, Diarbekr, Bagdhad, und Arabien.

VII. Persische Sprache. Der alte Dialekt der persischen Sprache, worinnen die Werke des Zerduscht geschrieben sind, ist nur noch unter den Guebern üblich. Die jetzige persische Sprache ist eine Vermischung des alt-persischen mit der griechischen, arabischen und tatarischen Sprache.

VIII. Hindostanische Sprache besteht fast allein aus persischen Wörtern, ist aber in ihrer innern Einrichtung sehr von derselben verschieden.

IX Sprachen auf der Halbinsel diesseit des Ganges. Die vorzüglichsten dieser Sprachen sind; a) die Sprache der Maratten, b) die telugische, wel-

welche um Pondichery und Madras gesprochen wird, c) die malabarische oder tamulische.

X. Singulesische Sprache, welche auf der Insel Ceilan gesprochen wird.

XI. Malaiische Sprache. Sie hat sich vermittelst der Handlung über alle Inseln im indischen Meere verbreitet.

XII. Japanische Sprache.

Zu denen mit einsylbigen Wörtern gehöret:

I. Die sinesische, welche aus wenigen und lauter einsylbigen Wörtern besteht. Man theilt sie in die Mandarinen-Sprache, welche der Provinz Petsche — li eigenthümlich ist, sonst aber auch von den Vornehmen im Reiche gesprochen wird, und in die Mundarten der Provinzen, welche gar sehr von einander abgehen.

II. Tiberanische Sprache ist zwar in der Einrichtung, aber nicht in den Wörtern, der sinesischen gleich.

III. Peguanische in den Reichen Pegu, Ava, und Arrakan üblich.

IV. Anamische wird in verschiednen Mundarten in Tonkin, Laos, Kochin-sina und Kamboya gesprochen.

Alle diese Sprachen sind nur im südlichen Asien gänge. Im Norden dieses Erdtheils werden folgende Sprachen gesprochen.

I. Die finnische bey verschiednen Völkern in Orenburg, Kasan und Sibirien.

II. Die türkisch-tatarische in Klein-Asien, Sibirien, im Kirgisenlande, bey den Turkomannen und in Chiwa.

III.

III. Die Mungliſche in der Mungaley bey den Kalmycken und den Buräten.

IV. Tunguſiſche bey den Tunguſen, den Dauren und Mantſchu.

V. Oſtjakiſche bey dem Volke dieſes Namens.

VI. Samojediſche bey den Samojeden.

VII. Korjäkiſche bey den eigentlichen Korjäken und den Tſchuktſchen.

VIII. Kamtſchadaliſche in Kamtſchatka und einigen Inſeln.

IX. Kuriliſche auf den kuriliſchen und andern bey Kamtſchatka liegenden Inſeln.

X. Die koreaniſche auf der Halbinſel Korea.

Die Religionen Aſiens ſind, die heidniſche, die mohämedaniſche, die chriſtliche, die jüdiſche, und wenn anders die Erzählungen davon nicht fabelhaft ſind, auch der reine Deiſmus bey den Seiks in Hindoſtan und den Anhängern des Kon—fu—tſee in Sina.

Von heidniſchen Religionen ſind die bekannteſten und merkwürdigſten. 1. Die Religion des Dalai Lama in Thibet und bey allen Völkern von mungliſcher Abkunft. 2. Die Religion des Fohe, in Sina und in verſchiednen Gegenden der Halbinſel jenſeit des Ganges. 3. Die Religion des Lao-Kium in Sina. 4. Die Religion der Hindus in Oſtindien. 5. Die japaniſche. 6. Die Religion der Huebern oder Feueranbeter bey dem kleinem Ueberbleibſel dieſes Volkes.

Die mohämedaniſche iſt faſt in der ganzen ſüdweſtlichen Hälfte Aſiens herrſchend, und hat ſich auch über viele oſtindiſche Inſeln verbreitet.

Chri-

Christen leben hier von allen Sekten: als 1. Griechen, welche unter den vier Patriarchen zu Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem stehen, oder Russen, Kasaken und Georgier sind. 2. Katholiken und Protestanten in Syrien, Ostindien, Sina, und dem asiatischen Rußland. 3. Nestorianer in der asiatischen Türkey, Persien und Malabar. 4. Monophysiten oder Jakobiten in Syrien. 5. Armenische Christen in der asiatischen Türkey, Persien und Georgien, und 6. Maroniten auf der Insel Cypern und in Syrien.

6) Eintheilung des alten Asiens.

Man kann das alte Asien in drey Theile theilen, nämlich in Nord- Mittel- und Südasien.

I. Nord- oder unbekanntes Asien wird von Mittel-Asien durch die lange Bergkette des Ural abgesondert. Alle nach Norden derselben gelegene Länder waren den Alten völlig unbekannt; also das nördliche Kaptschak, die Kalmykey und ganz Sibirien.

II. Mittel-Asien hat zwey Theile, den westlichen und östlichen. Der östliche oder das unbekannte Mittel-Asien enthält die Mungaley, Nord-Sina, Korea und Japan. Das westliche wird durch den Imaus in zwey Theile geschieden. Zu den west-imaus Ländern gehörte, a) das asiatische Sarmatien, welches westwärts von Europa, ostwärts vom West-Ufer des kaspischen Meers und der Wolga begränzt ward. Es gehört dazu das westliche Stück der kautasischen Länder, nebst dem südlichen Theile von Astrachan. b) Das asiatische Scythien diesseit oder innerhalb des Imaus begreift jetzt die andern kaukasischen Länder, und Orenburg, Kasan, u. s. w. c) Das Massageten Land.

Zu

Zu den ost-imaus Ländern gehört, a) das asiatische Scythien jenseits des Imaus, welches jetzt Turkestan, Korasan, nebst der großen und kleinen Bucharey begreift, b) das Sererland, vielleicht das jetzige Thibet.

III. **Süd-Asien** hat zwey Theile, welche der Indus trennt, nämlich die **west- und ost-Indus Länder**. Die ersten theilt wieder den Euphrat in Verbindung mit dem persischen Meerbusen und Kur in West und Ost. Zu den ersten gehören im Süden: a) Babilon jetzt Erak-Arabi, b) Arabien: im Norden, a) **Klein-Asien**, jetzt Anadoli, b) Kolchis, und Albanien, jetzt Georgien, c) Syrien mit Phönicien und Palästina. Zu den letztern rechnet man: das **Partho-persische Reich** mit Armenien, Medien, Hyrkanien, Mesopotamien, Assyrien und den Ländern am indischen Ocean. **Ost-indus Länder** sind theils bekannt theils unbekannt. Zu den ersten gehören, a. India intra Gangem mit der Insel Taprobana, d. i. die Halbinsel diesseit des Ganges nebst Ceilan, b. India extra Gangem oder die Halbinsel jenseits. Alles übrige aber war den Alten völlig unbekannt.

Das heutige Asien besteht aus folgenden Theilen: 7) Eintheilung des heutigen Asien.

I. **Asiatisches Rußland** liegt zwischen dem 58 bis 210 und mit Einschließung der Inseln 227° der Länge, und dem 48 bis 78° der Breite, gränzt an das europäische Rußland, die Türkey, Persien, die freyen tatarischen Staaten, Sina, den großen Ocean und das Eismeer, und ist ein Land von der ersten Größe. Es wird von verschiednen Völkern bewohnt, die einander an Gestalt, Sprache, Sitten und Religion sehr ungleich sind. Die Kultur des Landes ist, die südlichen Gegenden ausgenommen, noch sehr geringe,

ringe, und die Bevölkerung dem weiten Umfange gar nicht angemessen. Von Rußland aus wird es durch Statthalter regiert. Haupt- und Handelsstädte darinnen sind: Kasan, Astrachan, Orenburg, Troizkaja, Tobolsk, Tomsk, Jenisseisk, Mangaseja, Krasnojarsk, Irkutsk, Jakutsk, Nertschinsk, Kjächta, Petropawlowskaja Krjepost und Ochotsk.

II. Asiatische Türkey liegt zwischen 30° und 41° der Breite, und 44° und 66 der Länge. Gränzen sind gegen Norden das schwarze Meer, gegen Osten Georgien und Persien, gegen Süden Arabien, und gegen Westen das mittelländische Meer. Es ist ein Land von der dritten Größe. Seine Einwohner sind von verschiedenen Stämmen. Die herrschende Religion ist die mohämedanische. Die türkischen Sultanen lassen es durch Baschen regieren. Haupt- und Handelsstädte darinnen sind: Skutari, Bursa, Smirna, Angora, Tokat, Erzrum, Bagdhad, Basra, Mosul, Haleb, Alexandrette, Torablus, Damaschk, Bairut und Saida.

III. Arabien liegt zwischen 12° und 35° der Breite, und 51° bis 76° der Länge, gränzt gegen Westen an Aegypten und den arabischen Meerbusen, gegen Norden an die asiatische Türkey und den persischen Meerbusen, gegen Osten und Süden an den indischen Ocean, und ist ein Land von der dritten Größe. Die Einwohner wohnen theils an festen Wohnörtern, theils schweifen sie herum. Die Religion ist der Mohämedismus. Das Land hat eigne unabhängige Fürsten. Hauptörter sind, Mekka, Mokcha, Aden und Maskat.

IV. Persien liegt zwischen 24° und 43° der Breite, und zwischen 76° und 103° der Länge. Es

gränzt

gränzt gegen Norden an Georgien, das kaspische Meer und die freyen tatarischen Staaten, gegen Osten an die Bucharey und Hindostan, gegen Süden an das indische Meer, und gegen Westen an die asiatische Türkey. Es ist ein Land von der zweyten Grösse. Die Einwohner haben schon viel Kultur. Die Religion ist die Mohämedanische. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts besteht Persien aus zwey besondern Reichen. Hauptörter sind, Derbent, Schamachie, Baku, Tabris, Räscht, Schiwas, Ispahan und Kerman.

V. Ostindien liegt zwischen 37° N. B. und 10° S. B. und zwischen 83° bis 162° der Länge. Ost, Süd und West hat das feste Land das Meer, auch gränzt es gegen Westen an Persien, und gegen Norden an die Bucharey, Thibet und Sina. Mit den Inseln ist es ein Land von der ersten Größe, ohne dieselben eins von der zweyten. Theile desselben sind:

1. Hindostan mit dem Staate des großen Moguls, den patanischen und afganischen Staaten, dem Lande der Seiks, dem Lande des Khan von Agra, des Rajah von Benares, dem Dschatenland, den von den Maratten abhängigen Fürstenthümern, und Bengalen.

2. Halbinsel disseits des Ganges oder die Küsten Malabar und Koromandel mit dem Marattenland, Golkonda, Mysore, und den dazu eroberten Ländern, Karnatik, Travankor und den Besitzungen der Engländer, Holländer, Franzosen, Portugiesen und Dänen.

3. Halbinsel jenseits des Ganges mit Aschem, Tipra, Ava Arrakan Siam, der Halbinsel Malaka, Tonkin, Laos, Kochinsina, Kambodia und Ponthiamas.

4. Die Inseln, welche folgende sind, a) die Marianen, b) die Karolinen, c) die Philippinen, d) die

Molukken, e) die Sundischen, worunter Java, Borneo, Sumatra, ꝛc. f) Die Insel Ceilon, g) die Maldiven, h) Nikobarischen.

Die Religion ist theils die heidnische, theils die mohämedanische, theils die christliche. Hauptörter sind, Agra, Delhi, Kabul, Diu, Surate, Goa, Kalikut, Trankenbar, Pondichery, Madras, Benares, u. s. w.

VI. Sina liegt zwischen 23° bis 42° der Breite, und zwischen 125 bis 151° der Länge. Es gränzt gegen Westen an Thibet, gegen Norden an Sibirien, gegen Osten an den großen Ocean, und gegen Süden ebenfalls an denselben, wie auch an Ostindien. Es ist ein Land von der ersten Größe. Die Einwohner besitzen viel Kultur, aber doch bey weitem nicht so viel, als die Lobredner Sinas uns vorlügen. Religionen sind die des Kon—fu—tsee, Fohe, und Lao Kium. Hauptörter darinnen sind Pekin, Nankin, Kanton und andre.

VII. Die freye Tatarey liegt zwischen 65 und 160° der Länge, und zwischen 35 und 55° der Breite. Sie gränzt an das asiatische Rußland, Sina, Ostindien und Persien, und ist ein Land von der zweyten Größe. Theile derselben sind die Kaukasische Tatarey, Korasan, Kirgisenland, Turkestan, Taschkent, die Bucharey und Thibet. Die Religion ist theils die mohämedanische, theils die heidnische. Hauptörter sind Lassa, Samarkand, Taschkent, Buchara und Balk.

VIII. Japan besteht aus drey großen Inseln, Niphon, Sikof und Saikokf. Sie liegen zwischen 31 und 42° der Breite, und 157° und 175° der Länge, und gehören zu den Ländern der sechsten Größe. Die Einwohner sind Heiden. Hauptörter sind Nangasaki, Jeddo und Miako.

IX.

IX. Asiatisches Süd-Indien befaßt einige Inseln, und zwar die größten Inseln der Südwelt, oder des fünften Erdtheils. Hieher gehören davon a) Neuholland, die größte aller bekannten Inseln, sogar ein Land von der ersten Größe. b) Neu-Guinea. c) Neu-Brittannien. d) Neu-Ireland. e) Neu-Hanover. f) Die Admiralitäts-Inseln und g) Neu-Kaledonien.

III.

Uebersicht von Afrika.

Der dritte Erdtheil Afrika liegt zwischen dem 1° und 80° der Länge und dem 36° N. B. und 34° S. B. Er hängt nur durch eine schmale Erdenge gegen Osten mit dem festen Lande von Asien zusammen, auf allen andern Seiten ist es mit Wasser umgeben. Sein Flächeninhalt beträgt ohngefähr 570,000 Quadratmeilen, allein bey dieser Größe ist es doch nur sehr schlecht bevölkert, und ein großer Theil des innern Landes, wahrscheinlich nur eine öde Sandwüste. 1) Größe und Gränzen.

Auch Afrika hat hohe Gebirge. 2) Gebirge.

Bergmeridiane sind:

I. Kafferisch-Azorischer. An der Südspitze von Afrika erheben sich drey Reihen Gebirge, die in der Folge zum Theil in einander laufen. Die westliche fängt mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung an, wo der Tafelberg ist; die mittlere mit dem Nadelvorgebirge, und die östliche mit dem Kabo das Baras. Die östliche Reihe läuft mit der mittlern oben zusammen, rückt bis zum Guineisch-Arabischen Bergparallel fort, vermischt sich mit diesem, kommt aber wieder hervor, zieht über den südwestlichen Theil des Atlas an die Küste, wo Kap Bojador und Kap Kantin,

und geht vermittelst der Seegebirge auf die Kanarischen und Azorischen Inseln über.

II. **Ost-Afrikanisch-Aegyptischer.** Sein Anfang ist beym Kabo das Korrentes, dann streicht er bis zum Kabo de St. Vicente auf Madagaskar, und wieder herüber, bis zur Landspitze Barra da Luabo; dann zwischen der Ostküste und den Gebirgen des Landsees, Moravi, dann die Bergreihe die unter den Gebirgen von Habesch, nach dem Vorgebirge Guardafui hinzieht, landeinwärts eine Strecke lang sich zurückbegiebt, endlich nordwärts hinabsteigt, den Küsten des arabischen Meerbusens sich nähert, in doppelter Reihe durch Nordafrika streicht, und mit dem Vorgebirge Bon ausläuft.

Bergparallele sind:

I. **Guineisch-Arabischer** fängt vom Kap Tagrin an, geht queer durch Afrika, bis zu den Mondsbergen, dann zu beyden Seiten des Nils hinunter, und über die Landenge von Sues bis zum Sinai in Arabien.

II. **Kanarisch-Marokkanischer** fängt mit der dem Pik auf Teneriffa an, geht vermittelst der Seegebirge zum Kap Bojadar, dann folgt der Atlas selbst und nun endigt er sich auf der Westseite mit Gebel Musa und auf der Ostseite mit dem Berge von Ceuta.

3) Gewässer.

Meere um Afrika sind:

I. **Indischer Ocean** an der Ostküste von Afrika bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, und bis zum Kap de la Circonsion. Theile desselben sind, der Kanal von Mozambik, und der arabische Meerbusen.

II. **Americanischer Ocean** an der Westküste von Afrika.

III. **Mittelländisches Meer** das durch die Meerenge von Gibraltar mit dem Amerikanischen Ocean zusammenhängt.

Die

Die Afrikanischen Flüsse haben ihre Richtung gegen eine der drey Seiten, und sind also entweder Nord- oder Ost- oder Westflüsse. Zu den erstern gehört allein der Nil; zu den östlichen gehöret kein Hauptfluß, sondern nur drey Mittelflüsse; zu den westlichen der Gambia und Senegal.

4) Produkte.

Da ein großer Theil dieses Erdtheils aus dürren Sandwüsten bestehet, so hat es den Ueberfluß von Produkten nicht, der den andern Erdtheilen eigen ist. Die vorzüglichsten derselben sind, aus dem Pflanzenreiche: Mais, Maniok, Indigo, Baumwolle, Gummi, Kassia, Sennesblätter, Ebenholz, Terebinthen, Pisang, Guineapfeffer, und Wein.

Aus dem Thierreiche, Löwen, Tiger, Leoparden, Schakals, Affen, Stachelschweine, Elephanten, Rhinoceros, Giraffen, Zebras, Büffel, die kleinen guineischen Hirsche, Pferde, Kameele. Ferner Strausse, Ibis, Papagoien, Flamingos. Ferner Nilpferde, Seekühe, Krokodille, Alligators, Schildkröten, Hayfische, Schlangen, worunter die Fetischschlange in Widah die merkwürdigste ist.

Aus dem Mineralreiche endlich, das noch nicht gehörig bekannt ist, alle Metalle, Salz, einige Edelgesteine und viele volkanische Produkte. Da übrigens das innre Afrika völlig unbekannt, so ist es leicht möglich, daß unsrer Kenntniß viele seiner Produkte verborgen bleiben.

5) Einwohner.

Afrika ist unter allen Erdtheilen am schlechtesten bevölkert, indem es nach Einigen Hundert und funfzig, nach Andern gar nur hundert Millionen Einwohner enthalten soll. Der innre Theil ist wahrscheinlicherweise in manchen Gegenden gar nicht, und viele, ja die meisten Theile, sind nur sehr schlecht bevölkert; die Einwohner aber sind wie in Asien, und noch weit mehr von einander verschieden. Die in

Nordafrika gleichen an Farbe dem gemeinen Volke in den südlichsten Theilen von Europa, beschäftigen sich mit Ackerbau, Handwerken, Künsten und Handel, die Neger sind schwarz, haben Wolle statt der Haare, und viele von ihnen, noch mehr aber die Hottentotten und die armseligen Bewohner der innern Gegenden, sind vollkommne Wilde. Mitten unter den Schwarzen findet man Menschen, von einer ekelhaften Weiße, und wenn auch die Erzählungen von Zwergvölkern und dergl. unter die Fabeln gerechnet werden müssen, so ist doch Afrika das Land der Ungeheuer, das Land wo die sonderbarsten Extreme neben einander gefunden werden. Die Alten (selbst christliche Kirchenväter bezeugen diese albernen Sagen) bevölkerten diesen Erdtheil mit Satyrn, mit Menschen, die nur ein Auge auf der Stirne, oder nur ein Bein hatten, auf welchem sie aber sehr geschwind laufen konnten, mit Völkern, die bloß von Fischen lebten, und wieder mit andern, deren einzige Speise Kräuter waren, und selbst in neuern Zeiten hat es noch Leute gegeben, welche die Albinos für ein ganzes Volk halten, und es wohl für möglich erachten, daß durch Vermischung der Orang Outangs und geraubter Mädchen, Satyrs hätten hervorgebracht werden können.

In Afrika herrschende bekannte Sprachen, sind folgende:

I. Arabische Sprache, in verschiednen Mundarten, wird gesprochen in der ganzen Barbarey, Aegypten, Barkan, an den Küsten von Nubien, Habesch, Ajan, Zanguebar, und auf einigen Inseln im Ocean.

II. Koptische oder alte Aegyptische Sprache. Sie ist eine Vermischung des alten Aegyptischen mit dem Griechischen, zu unsern Zeiten beynahe völlig ausgestorben, und nur bey den Koptischen Christen in der Bibel.

Bibelübersetzung, und beym Gottesdienste üblich. Im gemeinen Leben reden die Kopten arabisch.

III. Sprache von Habesch, eine alte Tochter der arabischen. Gegenwärtig ist sie sehr stark mit der Sprache der Negern vermischt. Sie hat zwey Hauptmundarten, a) die Armenische, in welche di Habeschianer die Bibel übersetzt haben, b) die Amharische, welche in den meisten Provinzen des Landes gesprochen wird.

IV. Kabilische Sprache. Im nördlichen Theile von Afrika, von der Gränze Aegyptens an bis an den Atlas, wohnen noch Ueberbleibsel der alten ursprünglichen Afrikaner unter den arabischen Stämmen zerstreut. Sie heissen Kabilen, und ihre Sprache Schoviah oder Schilha.

V. Neger-Sprachen. Wir kennen folgende:

a) Die der Fulier
b) — der Dialofen. } in Senegambien.
c) — der Mandingos.
d) — Sprache Amina in Nordguinea.
e) — von Loango.
f) — von Kongo auch in Angola und Benguela.

VI. Sprache der Kaffern im südlichen Theile von Afrika. Die Mundart der Hottentotten, welche zunächst am Vorgebirge der guten Hoffnung wohnen, ist am meisten bekannt.

VII. Sprache von Madagaskar.

In Ansehung der Religion sind die Einwohner Heiden, Mohämedaner, Christen und Juden.

Die Heiden machen unstreitig den größten Theil der Bewohner von Afrika aus. Es sind aber keine Anbeter des Teufels, wie uns alte Nachrichten vorlügen, sondern einige glauben ein höchstes, ihnen übrigens unbekanntes, Wesen, und alle verehren Fetischen.

Die mohämedanische Religion ist in Nord-Afria herrschend. Ueberdieß hat sie auch an den Küsten Zanguebar und Ajan und zum Theil auch auf der Westküste und im innern Afrika Fortgang genommen.

Die afrikanischen Christen sind größtentheils griechische und zwar von der Sekte der Monophysiten, dahin die Kopten und die Habeschianer gehören. Rechtgläubige griechische Christen giebt es nur wenige in Aegypten und der Barbarey. Die Anzahl der Katholiken ist ziemlich beträchtlich, so wohl unter den Europäern als den eingebornen Afrikanern, in Aegypten, der Barbarey, den Inseln, in Senegambien, Ober- und Nieder Guinea, auf Zanguebar und Ajan. Protestanten findet man hie und da in Aegypten und der Barbarey, in Senegambien, Ober-Guinea und am Kap.

Juden sind am zahlreichsten in den Städten der Barbarey und Aegypten. In Loango sind auch schwarze Juden.

6) Altes Afrika. Das alte Afrika bestand nach der Vorstellung des Geographen, Ptolomäus, aus folgenden Theilen.

I. Römisches Afrika, die Nordküste vom Kap Bojador bis an den arabischen Meerbusen. Darinnen war das ehemalige Karthago mit Mauretanien, Numidien dem Pytenland, Libyen, Cyrenaika, Marmarika und dem eigentlichen Aegypten.

II. Unbekanntes Afrika der ganze südliche Theil desselben.

III. Aethiopien oberhalb Aegypten. Theile desselben sind: das Land der Troglodyten an der Küste des arabischen Busens bis Babel-Mandel. Der Angabe des Plinius nach, lebten die Troglodyten in Höhlen, konnten geschwinder als Pferde laufen, und nährten sich vom Schlangenfleische; das Zimmtland im Süden der Gebirge von Habesch; Barbaria an der

Ostküste

Ostküste vom Vorgebirge, Guardafui, bis Kap Delgado.

IV. Aeußerstes Aethiopien, südwärts von dem unbekannten Afrika, ost- und westwärts vom Meere, nordwärts aber durch eine Linie begränzt, die im innersten des Guineischen Busens anfängt, zu den Mondbergen hinüberzieht, und endlich mit der südlichen Gränzlinie Aethiopiens oberhalb Aegypten zusammen läuft.

V. Aeußerstes Libyen, nordwärts von den Nordküstenländern ostwärts von Aegypten und Aethiopien o. A. südwärts, theils vom ä. Aethiopien, theils vom Guineischen Busen, westwärts vom Meere begränzt. Theile desselben sind: Gätulien, die Libysche-Wüste, das Land der Autolater, das Land der Darader, das Land der Stachirer, das Land der Melano-Gätulier, das Land der Aethiopen, das Garamantenland, das Land der Nubier.

VI. Die beglückten Inseln d. i. die Kanarien.

Wenn aber gleich, dieser Angabe nach, die Alten einen beträchtlichen Theil von Afrika kannten, das auch schon von Phöniciern und Aegyptern umschifft worden war, so muß man drum nicht glauben, daß sie eine deutliche Kenntniß von diesen Ländern hatten. Vielmehr war, das römische Afrika ausgenommen, ihnen das übrige bloß aus dunkeln verworrnen Erzählungen bekannt, und es würde ihnen nicht möglich gewesen seyn, von einem einzigen dieser Länder nur einigermaßen eine richtige Beschreibung zu liefern.

Gegenwärtig besteht Afrika aus folgenden Reichen und Ländern. 6) Heutiges Afrika.

I. Aegypten liegt zwischen 21° und 52° der Breite, und 45 bis 54° der Länge, und ist ein Land von der sechsten Größe. Es gränzt gegen Norden

an das mittelländische Meer, gegen Osten an Arabien und den arabischen Meerbusen, gegen Süden an Nubien und gegen Westen an die Barbarey. Die herrschende Religion ist die Mohämedanische. Seit das Land den Osmanen unterworfen ist, nimmt der Wohlstand und die Kultur desselben immer mehr ab. Doch ist es noch die Kornkammer des türkischen Reiches. Die größte Merkwürdigkeit hat es durch seine Pyramiden und Mumien. Die Hauptstadt ist Kahira, und nebst dieser Alexandria und Roserre oder Raschid.

II. Die Barbarey liegt zwischen 8° und 44° der Länge, und 28 bis 38 der Breite, und ist ein Land von der dritten Größe. Sie gränzt an das mittelländische Meer gegen Norden; an Aegypten gegen Osten; an die Wüste Zarah gegen Süden, und an das atlantische Meer gegen Westen. Sie besteht aus folgenden Staaten:

a Dem Staat von Marokko und Fes den man auch das Kaiserthum Marokko nennt, obgleich im strengsten Verstande dieser glänzende Titel einem so armseligen Staate nicht zukommt. Die Landesregierung ist der härteste Despotismus und die Religion die Mohämedanische. Die Residenz ist Marokko; nebst dieser sind zu merken: Fes, Salee, Tanger, Agades, Mogador und Ceuta.

b) Die Republik Algier, ostwärts von dem vorigen, hat eine militärische Regierungsform, ist den Osmanen schutzverwandt, und treibt Seeräuberey. Der Hauptort ist Algier.

c) Die Republik Tunis hat dieselbe Einrichtung, wie die vorhergenannte. Hauptörter sind Tunis und Susa.

d) Tri-

d) Tripolis gleicht beyden vorigen.

Südwärts von den zwey erstern Freystaaten liegt das große, aber schlecht bevölkerte, Land, Bilidulgerid, dessen Einwohner theils von einen der beyden Republiken abhängig, theils auch ganz unabhängig sind.

III. Wüste Zarah oder Sarah liegt zwischen 17° und 30° der Breite, und 1° und 46° der Länge, und ist ein Land von der vierten Größe. Sie gränzt gegen Norden an die Barbarey, gegen Osten an Aegypten und Nubien, gegen Süden an Nigritien, und gegen Westen an das atlantische Meer. Wir kennen übrigens diesen Erdstrich nur wenig, der übrigens auch durch die öde Beschaffenheit des Landes und seine wilden Einwohner nicht weiter merkwürdig ist.

IV. Habesch oder Abyssinien liegt zwischen 8° bis 17° der Breite, und 48° bis 62° der Länge, und ist ein Land von der dritten Größe. Seine Gränzen sind gegen Norden Nubien, gegen Osten der arabische Meerbusen, und die Küste Ajan, gegen Süden und Westen das innre Afrika. Die herrschende Religion ist die christliche. Sonst ist das Reich in Absicht der Kultur noch weit zurück.

V. Nubien liegt zwischen 12° und 24° der Breite, und 45° bis 6° der Länge, und ist ein Land von der fünften Größe. Es gränzt gegen Norden an Aegypten, gegen Osten ans rothe Meer, gegen Süden an Habesch, und gegen Westen an Nigritien und Sarah. Es besteht vorzüglich aus dem Königreich Sennar und der Republik Dongala.

VI. Nigritien liegt zwischen dem 10° N. B. und 20° S. B. und ist ein Land von der ersten Größe. Es gränzt gegen Norden an die Wüste Sarah, gegen Osten an Nubien, Habesch, und die Küsten, Zanguebar und Ajan, gegen Süden an das Land der Kaffern, und gegen Westen an Gui-

nea

nea und Senegambien. Ein großer Theil dieses ungeheuren Landes ist völlig wüste, und in dem übrigen wohnen wilde, ungesittete Völker. Vorzüglich haben wir bemerkt: a) die Gallas, b) die Anzikos, c) die Jaggas, d) den Staat von Tombut, e) Monomotapa, welche die zwey kultivirtesten und mächtigsten in ganz Nigritien seyn sollen, f) Mono-Emugi, g) Kassson.

VII. Senegambien liegt zwischen 10° bis 20° der N. Breite, gränzt gegen Osten an Nigritien, gegen Süden an Guinea, gegen Norden an Sarah, und gegen Westen an den atlantischen Ocean. Es ist ein Land von der vierten Größe. Es ist größtentheils fruchtbar. Die Einwohner sind theils Neger, theils Mohren. Wir haben bemerkt: a) das Land Galam, b) das Land Bonbuk, c) das Land der Dualofen worinnen Senegal, d) die Seräven, e) die Mandingos, f) die Fulier, g) die Flüps, h) das Königreich Bissao.

VIII. Kaffernland liegt zwischen 12° bis 35° S. Breite, und 28° bis 53° der Länge, gränzt gegen Norden an Nigritien, gegen Osten und Süden an den indischen Ocean, und gegen Westen an Guinea. Es ist ein Land von der vierten Größe, und im Verhältnisse seines Umfanges sehr schlecht bevölkert. Der westliche Theil des Landes ist am wenigsten bekannt. Der südliche Theil besteht, so viel die Holländer davon besitzen, aus sechs Distrikten. Darinnen ist die Kapstadt. Im östlichen Theile liegt das Reich Sofala.

IX. Zanguebar und Ajan. Diese Küsten liegen zwischen 8 N. B bis 22° S. Breite, und machen ein Land von der vierten Größe. Gränzen sind gegen Norden das arabische Meer, gegen Osten und Süden das indische Meer, und gegen Westen Habesch und Nigritien. Die Einwohner, welche zum

Theil

Theil weit gesitteter sind, als andre afrikanische Nationen, sind theils Mohren, theils Negern, und stehen theils unter Königen, theils leben sie in republikanischen Staaten. Es gehören hieher Mozambik, Quiloa, Melinde, Brava, u. a. m.

X. Guinea liegt zwischen dem 20° N. Breite, bis zum 20 S. breite, gränzt gegen Westen an den Ocean, gegen Norden an Senegambien und Nigritien, gegen Osten wieder an Nigritien, und gegen Süden an die Küste der Kaffern. Es ist ein Land von der dritten Größe. Nebst Senegambien und den Inseln ist es für die Europäer der wichtigste Theil von Afrika, weil sie hier den stärksten Handel treiben, und ihre meisten Besitzungen haben. Man theilt Guinea in Nord- oder Ober- und Süd- oder Nieder-Guinea.

Zu dem erstern gehört:

1. Die Küste Malaghette oder die Pfefferküste, deshalb so genannt, weil hier starker Handel mit Pfeffer getrieben wird. Hier wohnen a) die Kapez und Kumbas Manez, b) die Quojas, c) die Sestroneger.

2. Die Elfenbeinküste. Hier ist das Land oder Königreich Issini.

3. Die Goldküste, worauf Arim, Anta, Fetu, Sabu, Fantin, Akkra, und andere Negerstaaten gelegen sind.

4. Die Sklavenküste, wo besonders Whidah und Benin zu merken ist.

Nieder-Guinea begreift in sich:

1. das Königreich Loango
2. das Königreich Kongo nebst Angola und Benguela.

Die

XI. Inseln. Die afrikanischen Inseln liegen theils auf der Ostseite, theils auf der Westseite des festen Landes, und sind folgende.

Auf der Ostseite liegen:

1. Die große, noch nicht hinlänglich bekannte, Insel, Madagaskar, ein Land von der fünften Größe.
2. Die Inseln der sieben Brüder, Sokotora, Zanzibar, die Komorren.
3. Die Mascarenischen Inseln d. i. Bourbon und Insel Frankreich.

Auf der Westseite liegen:

1. Helena und Ascension,
2. die Inseln an der Küste von Guinea,
3. die Inseln des grünen Vorgebirges und Madera,
4. die Kanarischen Inseln,
5. die Azoren.

Soviel von der allgemeinen Uebersicht der drey bisher beschriebnen Erdtheile oder der alten Welt. Wir beschließen diesen Theil noch mit einem alphabetischen Verzeichnisse der vornehmsten geographischen Meilen-Maaße, und fangen den künftigen und letzten Theil dann sogleich mit einer Uebersicht von Amerika oder der neuen Welt an.

Alpha-

Alphabetisches Verzeichniß der vornehmsten geographischen Meilen-Maaße.

Arabische Meilen, deren 57 auf einen Grade des Aequators gehen.

Dänische Meilen, deren 14½, auch wohl gar nur 10, auf einen Grad des Aequators gerechnet werden.

Französische Meilen (Lieues) deren 25 auf einen Gr. des A. gehen.

Geographische Meilen, 15 auf einen Grad.

Großbrittannische Meilen.

a) Englische Meilen gehen 69 auf einen Grad.

b) Skotische machen 49¾ einen Grad.

c) Irische gehen 54 auf einen Grad.

Indostanische Meilen:

1. Koss oder Koru.

a) Gewöhnlicher Koss 42⅔ Koss 1 Aeq. Grad.

b) Größre Art von Koss 1/37 Aeq. Gr.

2. Kos, 1/9 bis 1/10 eines Grades.

3. Kosinei, zwey geographische Meilen.

4. Kodam, 6⅓ einen Grad.

Italiänische Meilen 60 auf einen Grad.

Persische Meilen oder Farsanj, 23 auf einen Gr.

Polnische auch Lithauische Meilen, 20 auf einen Gr.

Portugiesische Meilen, 18 auf einen Grad.

Russische Meilen oder Werste, 104⅓ auf einen Gr.

Schwe-

Schwedische Meilen, $10\frac{2}{7}$ auf einen Grad.

Seemeilen, 20 auf einen Grad.

Sinesische Meilen oder Li, 193 auf einen Grad.

Siamische Meilen, 29 auf einen Grad.

Spanische Meilen, $17\frac{1}{2}$ auf einen Grad.

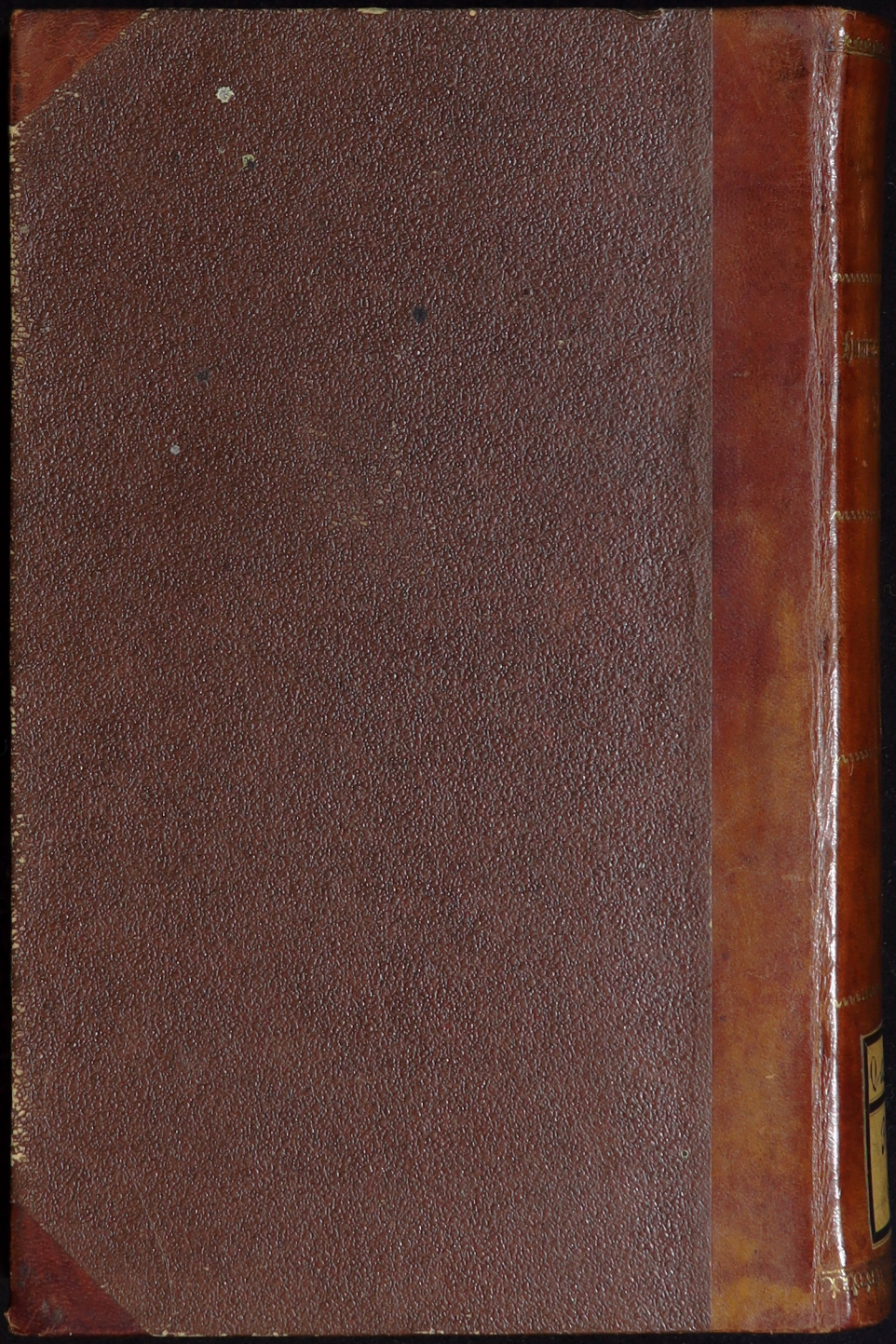
Teutsche Meilen, 15 auf einen Grad.

Türkische Meilen,

a) Seemeilen, 86 auf einen Grad.

b) Landmeilen, $66\frac{2}{3}$ auf einen Grad.

Ungarische Meilen, $13\frac{1}{2}$ auf einen Grad.



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1759049972/phys_0974
DFG

r wohnen nicht in dem Pal-
n einer Ringmauer in wel-
Nahe bey dem Pallaste
lnes Gebäude, worinnen
befindlich sind, jede zu

ropäischen Nationen, wo
ung haben, sind zur linken
französische Faktorey ist die
und besteht aus einem großen
rige gebauet ist. In der
en mit einigen großen Po-
r dem Thore steht ein Ge-
ist eine Wachstube, an wel-
aufgesteckt ist In dem
r den Hauptgebäuden ein
ne Schmiede, eine Küche
zu einer Faktorey gehören.
y stößt die englische, nur
dazwischen ist. Die portu-
rch eine schmale Gasse von
, und ihr gegenüber ist die

s, so klein es ist, in sechs und
, welche von den Großen
n, bey deren Familien auch
n einer dieser Provinzen ist
und in einer andern der

d sonst weiter nicht im Lan-
ausgenommen, von denen
ssen. Das französische Franz. Fort.
nit einem breiten und tiefen
er keine starke Befestigung.